This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

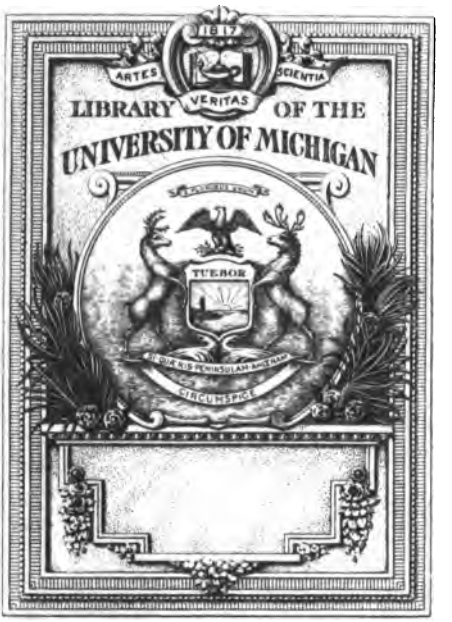
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 931,046

839.88
T49
tH2
1901



THE GIFT OF

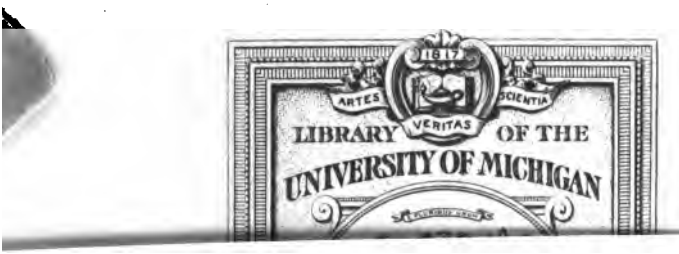
Adelaide Rhons

Gesammelte Erzählungen

von

Frau Magdalene Thoresen.

839.88
T49
tH2
1901



Gesammelte Erzählungen

von

Frau Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Oskar Häring.

Dritte Auflage.
(Auswahl).

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1901.

Inhalt.

	Seite
An Söndmör	3
Der Student	7
Inga, die Sonne des Siljethals	141
Der Lukne-Hof	359
In der Kirche	399
Pilt-Ola	419
Der Weihnachtsstern	455
Niels im erbrochenen Haus	497
Skizzen	549
I. Ein Abend in Bergen	551
II. Vom Vörringfoß	566
III. Aus Hardanger	576
IV. Vom Sognefjord	583
V. Volden	608

12-21-36

An Söndmör.

Dich grüße ich aus dankbar vollem Herzen
Du sturmumsaustes fernes Klippenland,
In dessen Schutze meines Lebens Kerzen
Neu glühten, wo ich eine Heimath fand.
In Deinen Hafen hat mich Gott geführet,
An Deinem Herzen ist mein Herz erwarmt;
Du hast mich streng doch niemals rauh berühret,
Du gabst mir Halt, Du hast Dich mein erbarmt.

* * *

Es war ein Abend spät zur Herbstsonnwende,
Mit Andern saß im Boot die fremde Frau.
Hoch ging das Meer; als ob es Gruß mir sende,
Netzt' es das Auge mir mit salz'gem Thau.
Beim wild gewalt'gen Spiel und Sturz der Wogen
Tief gähnte unter uns das dunkle Grab. —
Kein freundlich Sternenaug' am Himmelsbogen,
Das Dunkel nur sah wach auf's Meer herab. —
Beim Ew'gen die Gedanken zagend weilen,
Vom Ernst der dräuenden Gefahr gepackt.
Es hob und senkte sich das Boot, zu theilen
Den Wogenprall in ebenförm'gem Takt.
Es trat ein dunkler Wall uns näher immer,
In dessen Schatten meine Hoffnung sank;
Es schwand des Meeres letzter ferner Schimmer. —
In meinem Herzen tönt's wie Grabesklang.

Was drängt heran? so wollt' ich ängstlich fragen.
Ist's schattendunkle Nacht, erzeugt im Sturm?
Denn dunkeldrohend sah ich auf es ragen
Zum Himmel: Kirch' an Kirche, Thurm an Thurm.
Doch schaudernd starb das Wort mir auf der Lippe. —
Auf ragte Berg' und Schroff' und Felsenriß; —
Rings Wände, Joche, Hörner, Klipp' an Klippe. —
Da flammt' ein Stern hell durch die Finsterniß. —
Seht dort! Dort vor uns winkt die Heimath wieder!
Klang's froh wie Vogelschlag zum Morgenroth.
Ich aber sank in heißen Thränen nieder,
Denn ich war fremd, ich sucht' Verdienst, sucht' Brod.
Aus meiner Seele quollen scheue Fragen
Und bebten zaghaft auf zum fernen Licht:
Lebt in dir Kraft zum Harren, Dulden, Tragen?
Ach, Antwort auf die Frage wußt' ich nicht.

* * *

Lieb', Güte führten mich in's neue Leben,
Mir leuchtete des Glaubens Sonnenstrahl,
Doch tiefe Wehmuth fühlt' ich mich durchbeben
Und brennen unverstandner Sehnsucht Qual.
Und einer innern Stimme mußt' ich lauschen,
Sie flüsterte von Flucht mir stündlich zu;
Verlockend tönt' es aus des Meeres Rauschen:
In meiner Tiefe winkt Dir ew'ge Ruh!
Im Herzen aber klang's: ich will nicht sterben.
Lass', heil'ger Gott, der Du mein Schützer bist,
Im Kampf mich Siegesmorgenroth erwerben:
Ein Leben, welches alle Qual vergißt.
Ich kämpfte Tage, Nächte voller Grauen,
Bis meine Jugend starb im ernsten Sein,
Und das Gedenken an der Kindheit Auen
Dahinging wie des Abends Dämmerschein.
O Herz, kannst Du die Thränen je vergessen,
Geweint in schlaflos langer, banger Nacht?
Kannst Du den heißen, herben Schmerz ermessen
Von jedem Morgenleuchten angefacht?

Ich hatt' sie nicht erkannt die Herzenswunde,
Aus der mir Wehmuth und doch Klarheit quoll,
Aus der zum neuen Lebenssonnenbunde
Der junge Trieb schoß frisch und knospenvoll.

* * *

Die Berge stehn duftroth im jungen Tag,
Die Lebenshoffnung scheucht hinweg den Kummer,
Und alle Herzenstöne werden wach
Und klingen auf, erlöst vom Zauberschlummer.
Da wuchs zu einem sturmbewährten Baum
Heran der lichte Trieb aus dem Gemüthe
Und schmückte sich mit farb'gem Sonnentraum:
Mit Knospe, Blatt und voller Frühlingsblüthe.
Die Felsen ragen nicht mehr schreckenwild,
So daß empor mein Geist auf leichtem Flügel
Zu höhrer Heimath, froh und friedemild,
Sich aufschwingt über Berg und Thal und Hügel.
Ich lausche auf des Sturmes Donnersang;
Es rührt mein Herz, Natur, Dein qualvoll Stöhnen. —
Da geht mir durch die Seele leis' ein Klang,
Als hör' mein eig'nes Wiegenlied ich tönen.
Die Wogen brüllen um den nackten Strand,
Und sturmgejagt, mit heisrem Schrei und Krächzen
Seevögel streben ängstlich heim zum Land,
Als ob verlorne Seelen ruhlos ächzen.
Der Himmel steht in Wolken dunkelschwer,
Des wilden Sturmes schrille Pfiffe gellen. —
Hinausgeschleudert auf das wilde Meer
Seh ich im Wogengraus das Boot zerschellen. —
Doch in dem rauhen, wild gewalt'gen Streit
Die Seel' ward froh, mein Geist ward stark und stille,
Und aus dem Herzen klang mir grambefreit
Ein voller, klarer Ton: mein eigner Wille.
Der Lenz, der Sommer naht mit hellem Schall,
Die Drossel pfeift im jungen Birkenhaine,
Es grünt und blüht, und thalwärts überall
Springt lustig Quell und Bach im Sonnenscheine.

Ja, Deine süße Milde, Allnatur,
Drang in die Seele mir zur Blüthenstunde;
In Blumensternen prangt die Herzensflur,
Und Blüthen sprossen aus der Todeswunde.

* * *

Ich grüße Dich Du tosend stürmisch Meer!
Seid mir gegrüßt Ihr starren Klippensäume!
Dort blühten voll und reich und segenschwer
Ach, meinem Herzen seine schönsten Träume.
So nimm die Gabe meines Dankes hin
Und laß die bunten Bilder aus mich breiten;
Sie keimten tief und innig mir im Sinn,
Mein ganzes Herz klingt aus den schwachen Saiten!
Aus voller, tiefer Seele dank' ich Dir
Den Lebensmuth, den Du mir ließest werden!
Dies letzte Lebewohl ich sang es Dir,
Dir meiner zweiten Heimath hier auf Erden! —

Der Student.

—*—

In der Umgebung der Stadt Bergen giebt es viele schöne Punkte, die eine weite, großartige Aussicht gewähren. Aber dann nur wird solcher Genuß dem Wanderer zu Theil, wenn er auf beschwerlichen Pfaden die steilen Felshöhen erklimmt, welche die Umgebung der Stadt begrenzen. In der düsteren Einrahmung der Bergesriesen, die ernst und ehrfurchtgebietend dreinschauen, blüht ein volles, wechselreiches Leben, das sich oftmals in eigener malerischer Beleuchtung zeigt und nicht allein Denjenigen, der ihm hundertmal in's Auge geschaut, sondern auch den Fremden zu fesseln weiß, dem es zum erstenmal entgegentritt. Für den Fremden ist das Schauspiel der Natur besonders deshalb anziehend, neu und überraschend, weil es innerhalb weniger Augenblicke wechseln und sich gänzlich verändern kann. Der Grund dieses grellen Wechsels ist in den eigenthümlichen Naturverhältnissen zu suchen. Die Stadt ist von allen Seiten von Bergen umgeben, in deren Bereich die aufsteigenden Dünste sich sammeln, sich zusammendrängen und meist in feuchten Niederschlag, in Regen, sich verwandeln. Aber die Dünste schweben auch oft als leichte Nebel über der Gegend, und wenn dann die Sonnenstrahlen sieggewaltig die Schichten durchbrechen, entsteht jener rasche Wechsel von Farbe, Licht und dämmerndem Schatten, der überraschend und anziehend für das Auge ist, weil er immer neue Bilder bietet.

Einer der schönsten Punkte, wenn nicht geradezu der schönste, ist der Siegesberg. Aus der Bergkette, die den großen Lungegaardssee umgiebt, springt der Siegesberg etwa sechzig Fuß hoch über dem Wasserspiegel scharf hervor. Vom Wasser aus gesehen scheint der Fels steil und ohne Zusammenhang mit der nahen Bergkette aus der Fluth aufzustreben, aber von der Landseite her dachen die Felsen allmälig sich zu der vorspringenden Spitze ab. Wenn man dem gestrüppbewachsenen Abhang vorsichtig sich nähert, erblickt man unter sich das stille dunkle Wasser, welches an dieser Stelle Sandbänke bildet, abschüssige, lose Dünen, auf

denen der Fuß im eigentlichen Sinne des Wortes am Rand des Grabes wandelt. Denn es bedarf nur eines einzigen Fehltrittes, so öffnet sich die unergründliche Tiefe und verschlingt gierig den Raub, und nicht eine leise Andeutung schwebt mehr über der unheimlichen Stelle, wo der Tod lauerte und seine Beute überraschte.

Vor einem Vierteljahrhundert war der Ort noch unberührt von der Civilisation, deren Wirkungen man jetzt überall spürt und die aus Nützlichkeitsgründen die Poesie vertreibt. Damals prangte die Natur noch in unentweihter Frische. Die scharfen, trotzigen Felskanten fielen steil ab, und das üppige Haidekraut stand mitten zwischen Blumen und Beeren, so reich und lächelnd, daß selbst das starre Gestein weicher und milder zu werden schien. Kleine Pflanzen grünten lustig empor und streckten die Arme nach allen Seiten aus, als wollten sie Haidekraut und Fels zugleich umfangen; hier und da war eine einzelne Birke aufgeschossen, welche jugendfrisch die laubige Krone auf biegsamem Stamm wiegte. Röthlich prangten am Strauch die Hagebutten, blühten Glockenblume und Goldregen; die wilden Hummeln summten und brummten immerwährend und waren geschäftig bei der Arbeit. Reich und herrlich gleich einer Sage stand damals der Siegesberg da, und die Sage verklärte ihn auch mit einem Schimmer alter Herrlichkeit. Denn „Gnomen hausten noch dort" meinte noch der Eine oder Andere; und „auf deren Grund und Boden soll man sich kein Recht anmaßen."

Diejenigen aber, welche den alten Märchen nicht glaubten, betraten doch auch selten und niemals ohne die eigenthümliche Scheu den Platz, mit der man in die unentweihten Heiligthümer der Natur eindringt. Vom Siegesberg aus betrachtet, liegt die Stadt Bergen überaus malerisch und anmuthig da. Zu früher Morgenstunde, in welcher der Nebel Alles in seine weißen Duftschleier hüllt, und die Stadt im Thal noch in den Armen des Schlafes träumt, ist es besonders lohnend vom Siegesberg aus die Sonne über den dunklen Felskamm des Ulrikenberges emporsteigen zu sehen, während die Strahlen auf den goldglänzenden Thurmspitzen, die aus dem Nebel gleich der Fata Morgana der Wüste hervorragen, funkeln und leuchten; und die den Fjord umgebenden Landhäuser zu betrachten, die gleich weißen Schwänen bald hier bald dort aus dem Nebel auftauchen und dann von ihm wieder verhüllt werden. Und ein prächtiges Schauspiel ist es auch, von diesem herrlichen Stückchen Erde die Sonne zur Ruhe gehen zu sehen hinter den Askelands-Bergen, während die Wolken Vasallen gleich um die Tageskönigin sich sammeln und von ihrem blendenden Abglanz angesprüht werden. Zum Schluß des Som-

mers geschieht es dann wol, daß die Sonne wie eine glühende Kugel, ohne Strahlen, hinter einem leichten Wolkenvorhang zur Küste geht und in dem Augenblick, wo sie dem Bergrücken sich nähert, noch einmal, bevor sie scheiden will, alle Berge mit blendendem Purpurschein überstrahlt, während der Hafen und der weite Fjord da draußen in einem Feuermeer sprühen, und die Boote, welche die leuchtende Lichtfluth durchschneiden, wie glühendes Eisen erglänzen. Aber nur wenige Minuten dauert die leuchtend lichte Pracht, dann streicht ein Schatten rings über das Landschaftsbild, und eine Weile später schwimmt schon der Mond bleich und schwermüthig auf dem dunklen Himmelssee, und eine feierliche Stille breitet rings sich aus, ein Schweigen so groß, daß selbst das entfernte Hundegebell jenseits des Fjords herüberzubringen vermag.

Woher dieses stille kleine Fleckchen seinen stolzen Namen trägt, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Als in längst vergangenen Zeiten Bergen zur mächtigen nordischen Königsstadt emporwuchs, da lag dicht in der Nähe der Hof Alriksstad, wo König Sverre, trotzdem er seinen Königssitz am Meeresstrand hatte, oft und gern weilte, und so ist es denn auch wahrscheinlich, daß der Siegesberg einem der unzähligen ritterlichen Kämpfe jener Zeit den Namen verdankt. Gar manche Stelle giebt's um Bergen rings wo der Fuß unbeachtet auf klassischen Boden tritt. Aber sei Dem wie ihm wolle, in der mystischen Beleuchtung der Sage steht der Siegesberg nicht länger da. Ist auch die ehemalige Geschichte zweifelhaft, die Geschichte seiner Zukunft wird es nicht sein. Denn auf ihm steht die Heilanstalt für Aussätzige:*) das St. Georgs-Hospital, das Schmerzensasyl, welches der Staat barmherzig für die unglücklichsten seiner Kinder errichtet hat. —

Es war am Sonntag-Abend, gegen Ende des Sommers. Die Uhr zeigte bereits eine späte Stunde. Vom Kalvarienberg hernieder stieg unter Lachen und Gesang und allerlei anderen Ausbrüchen fröhlicher Stimmung eine kleine Schaar Männer und Frauen. An ihrer Spitze schritt ein Clarinetbläser, der auf seinem heiseren Instrument blies, daß es im Echo schneidend zurückklang, daß mit unbarmherziger Genauigkeit jeder Ton sich wiederholte. Den Takt gab der Bläser an mit Händen und Füßen; er war überhaupt der Einzige in der Gesellschaft, welcher Takt zu halten verstand und die Kunst zu ehren wußte.

Es war eine der vielen Gesellschaften beiderlei Geschlechts, die zu einer Landpartie sich zu vereinigen pflegen. Ein Jeder

*) Der Aussatz ist eine in Norwegen häufige Krankheit.

versieht sich mit den Lebensmitteln, die zu diesem Zweck am Geeignetsten ihm erscheinen. Auf Kosten der ganzen Gesellschaft wird ein Spielmann gedungen, am Liebsten ein Clarinetbläser, und mit ihm an der Spitze zieht dann am Sonnabend-Abend die Gesellschaft in's Hochland oder nach irgend einem Gehöft; dort beginnt ausgelassene Lustigkeit, die Fesseln der Etiquette werden so viel als möglich abgestreift. Mitten auf der breiten Landstraße geht's dahin, glücklich und fröhlich, allzeit bereit, die Grenzen des Erlaubten zu überspringen, aber doch immer zurückgehalten durch den Gedanken an den Montag-Morgen.

Der kalte, drohende, vernünftige Montag-Morgen! Trifft es sich zufällig, daß gerade einmal die gestrenge Herrschaft auf dem Spaziergang den Wanderlustigen begegnet und in ihrer ganzen würdigen Ueberlegenheit vorübergeht, so kümmert sich doch die fröhliche Gesellschaft nicht darum. Denn erst morgen beginnt wieder der Dienst, während heute noch die goldene Freiheit lustig und freudig winkt.

Eine solche Gesellschaft stieg den Kalvarienberg hinab, und als ob es von selbst sich verstünde oder als ob es so abgemacht sei, lenkte der Clarinetbläser über das Lungegaardsfjeld auf den Siegesberg zu. Hier lagerten sich Alle auf den Boden, so gut es anging. Denn die Müdigkeit ist nicht wählerisch im Platz.

„Ach, wenn ich doch gleich zu Hause wäre!" rief ein junges hellblondes Bauermädchen aus, das ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen hatte; sie war in einen dunklen wollenen Stoff gekleidet, trug eine Schürze, die mit rothen Bändern besetzt war und hatte eine Brosche vor die Brust gesteckt. „Wenn ich doch gleich daheim wäre!" wiederholte sie und lockerte ein wenig das Kopftuch.

„Heirathe mich, so bist Du daheim," rief ihr ein junger Bursch zu und reckte die Arme stolz bewußt aus, als wolle er sagen: „Ich bin Schuhmacher und verstehe Stiefel zu machen, die den Felsen und dem Meere Trotz bieten!"

„Ich Dich heirathen?" lachte das Mädchen. „Ja, Du wärest mir auch der Rechte, wenn ich selbst über mich bestimmen dürfte."

„Nimm Dich in Acht, daß Du Dir keine Suppe einbrockst mit Deinen Neckereien," drohte dem Mädchen ein älterer, würdiger Mann. „Du weißt, was dann geschieht."

Das Mädchen warf dem Schuhmacher einen scheuen Seitenblick zu und schaute doch ein wenig erschreckt drein, plötzlich aber überkam sie eine ausgelassene Lust, und ein schallendes Gelächter unterbrach die kurze Pause — denn Alle schwiegen, wenn der kluge Schulmeister sprach — und das Mädchen sprang plötzlich auf.

„Wer fängt mich?" rief sie und warf dem Schuhmacher

einen herausfordernden Blick zu, während ihr Auge unwillkürlich einen jungen Burschen streifte, der dem Aeußern nach zu urtheilen, ein Seemann sein mußte. Denn er maß seine Umgebung mit einer Miene, als verachte er die ganze Welt, weil sie nicht das Deck eines Schiffes war.

„Ja wohl, ich fange Dich," antwortete der Schuhmacher und sprang hurtig dem Mädchen nach, die leicht wie eine Sylphide und gaukelnd wie eine Elfe bald im Kreise sich drehte, bald hinter dem Gebüsch sich niederkauerte, um sich zu verbergen, bald wieder mit der Hand einen Baumstamm ergriff, um den sie sich so leicht und schnell wie das Rad um die Achse schwang, Alles zu ihrem augenscheinlichen Vergnügen, aber zum heimlichen Aerger des Schuhmachers. Denn immer stolperte er mit dem einen Bein über jede kleine Unebenheit des Bodens oder Alles, was ihm sonst in den Weg kam. Das Mädchen gewann einen Vorsprung und flog dahin im aufsteigenden Mondschein mit dem bunten Tuch in der Hand, während das goldschimmernde Haar im Luftzug wehte, und die Rosen der Wangen frisch erblühten. Der liebliche Anblick weckte selbst den Seemann auf aus seinen Träumereien vom Meere und flößte ihm die Lust ein, es auch einmal auf dem festen Boden zu versuchen. Und dahin sprang er dem Mädchen nach um die Wette mit dem Schuhmacher. Nun konnte das Mädchen nicht mehr so leicht wie vorher entschlüpfen. Denn es ließ sich weit eher Einem als Zweien ausweichen. Sie nahm ihre Zuflucht zu einer kleinen Kriegslist, und leicht wie sie war, glückte es ihr, sich mit Hülfe eines Birkenbusches an dessen zähen und elastischen Zweigen über den Abhang hinauszuschwingen und sich in einer Senkung des Bodens zu verbergen, in welcher sie sich niederkauerte, um nicht entdeckt zu werden. Nun riefen Alle: „Gieb Laut! Gieb Laut!" Aber ihr Athem ging noch schwer, und die Brust flog ihr vom wilden Lauf. Da vernahm sie ein leichtes Geräusch — dicht an ihrer Seite — es durchschauerte sie eiskalt. Sie hielt den Athem an. Da rührte es sich wieder und näher! War es vielleicht einer der Verfolger, der eben so schlau war wie sie? Sie ergriff den Busch und schwang sich wieder über den Abhang empor, und von einer wunderlichen Angst getrieben, lief sie, als ob ein Gespenst sie verfolge, zu der Schaar ihrer Gefährten zurück.

Kurz darauf kam auch der Seemann vollen Laufes herbei und nahm Platz mit der Versicherung, daß ihm das Mädchen auf einem Schiff ganz sicher nicht entgangen sein würde. Das Mädchen war still und schweigsam und sah sich scheu um. Aber als nun auch der Schuhmacher herankam, mehr kriechend als gehend,

und über und über mit Staub bedeckt, so daß sein schwarzer Anzug eine gelbbraune Färbung angenommen hatte, da brachen Alle in ein stürmisches Gelächter aus über die sonderbare Verwandlung, und der Schuhmacher mußte wohl oder übel einstimmen. Brummend und verdrießlich ließ er sich dann an der Seite des Mädchens nieder und erzählte, daß er sie deutlich auf dem neuen Weg habe dahinspringen sehen, der zum Wasser hinabführte. Im Begriff ihr zu folgen, sei er mehrmals gestolpert und der Länge nach zu Boden gestürzt.

„Ich war gar nicht dort unten," sagte das Mädchen ruhig.

„Du hast Dich mit einer Nymphe eingelassen, Du, Sjur," sagte der Schullehrer.

„Ich weiß nicht, mit wem ich mich eingelassen habe," gab der Schuhmacher kurz zur Antwort und griff nach dem einen Bein.

„Nimm Dich in Acht, daß Du nicht lahm wirst," sprach eine ältere Frau. „Mit solchen Sachen ist nicht zu spaßen."

„Ich meine, daß Sjur doch immer etwas gehinkt hat," wandte das Mädchen foppend ein.

Allein der Schuhmacher ging mit stolzer Verachtung nicht auf den Scherz ein, sondern meinte nur: wenn man irgend einer Sache nachliefe, die nichts werth sei und wenn man es obenein nicht einmal der Mühe für werth halte, sie zu erlangen, so käme man stets hinkend zum Ziel. Und er fügte hinzu, daß es durchaus nicht so widersinnig wäre, anzunehmen, daß er genöthigt sei, eine Zeitlang zu hinken: denn das Fußgelenk schmerze ihn sehr.

„Her mit dem Fuß!" rief der Seemann ausgelassen und hob das Bein des Schuhmachers in die Höhe. „Ach, das hat keine Noth, mein Guter. Denn ich sehe, die Nymphe hat für Ansehen gesorgt: unter dem Stiefel ist ein so hoher Absatz, daß Du leicht das Gleichgewicht halten kannst."

„Das war eine gute Fee," rief das Mädchen.

Aber der Schuhmacher antwortete nicht; er ärgerte sich im Stillen über den Muthwillen. Er hatte schon lange ein Auge auf das hübsche Mädchen geworfen, welches vor einem halben Jahr nach Bergen gekommen war, um wie es hieß, dort ihr Glück zu machen. Aber daß sie auf diesem Ausflug dem Ganzen Leben einzuhauchen verstand und alle Anderen in den Schatten stellte, das wurmte ihn.

„Uebrigens ist es eine altbekannte Sache, daß im Siegesberg Gnomen sich aufhalten," sprach die Frau, welche vorhin das Wort ergriffen hatte. „Ich erinnere mich, daß meine Großmutter einmal Licht auf dem Berg gesehen hat, und weil sie dachte, es könnten Menschen sein, die irgend etwas Heimliches zu verbergen

trachteten, schlich sie herbei, um zu lauschen. Da sah sie deutlich, wie das Gnomenvolk eine ganze Heerde schöner blauer Kühe vor sich her durch das Kraut dahintrieb, und kurz darauf klang es gerade, als würde eine Thüre weit geöffnet, und die Gnomen strömten in großen Schaaren aus dem Berg hervor. Aber da ward es der Großmutter so angst, daß sie laut aufschrie. Im gleichen Augenblick erlosch auch das Licht, und die Gnomen und die ganze Herrlichkeit war plötzlich verschwunden; es war auch nicht so viel davon zurückgeblieben wie auf dem Rücken meiner Hand."

„Und die Großmutter kam gut weg?" fragte der Schulmeister.

„Wie man es nehmen will," entgegnete nachdenklich die Erzählerin. „Sie war sonst eine durchaus tüchtige Frau, aber von dem Augenblick an war sie wie behext: nahm sie ein Strickzeug zur Hand, so zog sie ganz sicher die Nadeln aus den Maschen; wollte sie ein Buch lesen, so hielt sie es gewiß verkehrt in der Hand; zündete sie ein Licht an, so geschah es auf dem unrechten Ende; kurz und gut, von der Stunde an that sie Alles linkisch und ungeschickt."

„Ist das nicht sonderbar?" spottete der Seemann übermüthig. „Ich erinnere mich gehört zu haben, daß sie das Essen stets in ihres Mannes Mund, anstatt in ihren eigenen Mund steckte. Und zuletzt mußte sie dann Hungers sterben."

„Du verdrehst Einem doch auch die Worte im Munde, Vater!" schleuderte die Frau ihm zornig entgegen.

„Ich glaube nicht an solches Gewäsch," fuhr der Seemann fort. „Das ist Etwas für alte Weiber; meinetwegen laß' es sie immerzu wiederkäuen. Was gilt es? Ich lege mich heute Nacht hier hinter den Hügel, und wenn Ihr dann morgen mit dem Frühstück kommt, werde ich gehörig zulangen."

„Hoho!" klang es da vom Abhang her.

„Stille!" flüsterte die Frau. „Was war das? Von uns war es Niemand."

„Mir wird so ängstlich," sagte das Mädchen und schmiegte sich dicht an eine andere Frau.

Da tönte es auf einmal schwermüthig und einförmig vom Abhang her:

„Bau'st Du Dir ein Haus auf Zaubergrund,
Hüte Dich! In mitternächt'ger Stund'
Steigt die Flamm' heraus,
Legt in Asch' das Haus.
Brände qualmen warnend auf dem Felde."

Die ganze Gesellschaft lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Seemann, welcher sich von den Anderen ein Stück entfernt und auf einem Balken zurechtgesetzt hatte, der dort lag, um als

Bauholz verwendet zu werden, schlenkerte mit Armen und Beinen lustig hin und her, um so wenigstens annähernd das lang entbehrte Schaukeln der Wogen herzustellen, hörte plötzlich mit dieser Beschäftigung auf und lauschte, und der Clarinetbläser fuhr aus dem leichten Schlummer auf, der einzigen Ruhe, die er seit sechsunddreißig Stunden genossen hatte, und weil er der Meinung war, der Sang sei das Zeichen zum Aufbruch gewesen, ergriff er sein Instrument und stieß den gewöhnlichen, langgezogenen Probeton aus, der leise und klagend, als wäre er des Bläsers letzter musikalischer Seufzer, weit hinausklang.

„Stille!" rief der Seemann, und der unglückliche, übermüde Musikant ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern legte die Clarinette fort und verfiel wieder in Schlaf. Nach einer kurzen Pause, während der Alle schwiegen, erklang vom Abhang her der Sang von Neuem:

„Legst Du Dich unter den Felsengrat,
Hüt' Dich vor der Sommernacht so spat!
Mußt in Mondesstillen
Thun der Fee den Willen,
Ja Du mußt, Du mußt ihr Tänzer sein!

Trittst Du auf die Zauberhügel klein,
Hüt' Dich! Sitzt darauf die Fee so fein!
Thut den Berg Dir auf,
Nimmst hinein den Lauf. —
In der Tiefe keinen Halt Du findest."

Das einförmige Lied war verhallt; auch nicht ein Laut verrieth den Sänger. Die ganze Gesellschaft lauschte noch, jedoch vergebens. Die Nacht warf bereits die ersten dunklen Schatten über Berg und Thal und verschleierte die Gegend rings. Unter dem Ulrikenberg träumte schon dicht und dunkel die Nacht, über der Stadt und dem Meerbusen aber zitterte noch ein bebender Schein des entschwundenen Tages.

„Wunderlich genug klang es," unterbrach der Schulmeister nachdenklich das Schweigen. „Es war nicht wie eine richtige Menschenstimme."

„Es ist natürlich der Elfenkönig, der herumirrt," lachte der Seemann. „Noch ein Lied, Feenvater, wir werden mit einstimmen!" rief er ausgelassen.

„Schweig, schweig!" unterbrach ihn ärgerlich die Frau. „Man kann nicht wissen, was es ist. Es ist niemals recht richtig hier auf dem Hügel gewesen. Erst in der vergangenen Woche sprach ich mit Martha Skaalvig darüber. Sie ist eine Frau, die auf alle Dinge sich versteht, und sie sagte, daß das neue Hospital, welches

sie dort bauen, zu unseren Lebzeiten nicht mehr fertig wird. Denn je mehr sie oben drauf bauen, desto mehr sinkt es in den Boden, und wenn es dennoch fertig wird, so wird es schon auf irgend eine Weise sich zeigen, daß Niemand bauen soll, wo die Unterirdischen wohnen. Martha selbst hat blaue Flammen brennen sehen und Andere haben das Gleiche bemerkt. Aber, Gott bewahre! Heutzutage glaubt Niemand mehr Dergleichen; Alle sind jetzt so fein und hochgelehrt."

Das Wort „hochgelehrt" gab dem Lehrer einen Stich und er sagte: „O, man kann noch so gelehrt sein und viele Bücher gelesen haben und wird dennoch an die Unterirdischen glauben. Ich habe früher daheim auf dem Lande gar manchen Weihnachtsabend mit geholfen, die gute Stube mit Wachholderzweigen und Fichtennadeln zu schmücken und habe dem Zwergenvolk das beste Essen auf den Tisch gestellt, das nur im Hause aufzutreiben war. Und wenn wir damit fertig waren, mußten wir nur machen, daß wir aus der Stube kamen, denn zur anderen Thüre stürmte das unterirdische Volk herein, und am nächsten Morgen war von allen Leckerbissen auch nicht ein Krümchen mehr übriggeblieben."

„So war es auch daheim in Söndmör," rief das Bauermädchen. „Ich erinnere mich, als ich noch ein Kind war, pflegte die Großmutter dem Bergbock das Beste hinzustellen, was sie hatte, und dieser verschlang gierig Alles mit Stumpf und Stiel. Viele meinten auch, daß es mit dem Bergbock gleiche Bewandtniß habe wie mit der Seeschlange: daß nur Ungeziefer, wie Ratten, Mäuse und Dergleichen, den Bock spielte. Aber die Großmutter kümmerte sich nicht um das Geschwätz."

„Ja, das fehlt nicht," nahm die Frau auf's Neue das Wort, „es giebt viele Menschen, die den Glauben der gemeinen Leute verspotten. Aber ich weiß bestimmt, hätte meine Mutter nicht Abend für Abend dem Poltergeist ein Bett auf dem Boden zurechtgemacht und eine Schale guter süßer Milch daneben gestellt, dann wäre ihr wol nicht immer Alles geglückt, was sie vornahm."

„So bereitet Ihr ihm wol auch noch ein Bett?" fragte der Schuhmacher.

„Ah, das war einmal Sitte," entgegnete die Frau und seufzte zu ihren Worten, „nein, heutzutage thut man wie so vieles andere Gute Dergleichen nicht mehr. Denn findet erst der Unglaube Eingang in ein Haus, so geht der Poltergeist seiner Wege, sollt' ich meinen."

„Au!" schrie auf einmal der Schulmeister und schlug mit den Armen um sich. „Ich glaube Du bist toll! Was geht Dich denn meine Nase an, Kerl?"

„Ach, bitte um Verzeihung, war das Eure Nase, Schulmeister?“ lachte der Seemann und griff mit dem gewürfelten Taschentuch nach seiner eigenen Nase. „Ich glaubte wahrhaftig, es sei meine. Aber da haben wir's: es kann nimmermehr geheuer hier sein. Denn in zwanzig Jahren ist mir's nicht passirt, daß ich mich in der Nase geirrt hätte.“

„Weiß Gott, weshalb man eigentlich hier in der kühlen Nacht sitzt und sich erkältet?“ unterbrach ihn verdrießlich der Schuhmacher.

„Richtig! Sjur hat Recht. Vorwärts! Denkt daran, daß wir auf der Sonntagsfahrt, und daß nur noch wenige Stunden bis zum Morgen sind. — Packt alle Siebensachen zusammen! Die ganze Welt ist nur ein großes Sklavenschiff. Kommt ihr wohlgeborenen Herren, Ihr Schulmeister, Schuhmacher und die ganze Compagnie! Laßt uns der Peitsche entlaufen, oder wie man das Ding auch nennt, das ja doch drohend stets über dem Haupte uns schwebt. Komm' Du „schönes Mädchen mit den Augen blau“, schloß der Seemann seine Rede, riß das Mädchen empor und flog dahin mit ihr im tollen Wirbel, bis sie sich athemlos auf einer Anhöhe niederließ. Der Seemann warf sich vor ihr auf die Knie und fächelte mit dem gewürfelten Taschentuch ihr Kühlung zu.

Da erklang unmittelbar hinter ihnen abermals jene eigenthümlich tiefe Stimme, aber diesmal tönte sie schwermüthig wie Abendglockenklang:

„Hüt' Dich, Mädchen, vor dem raschen Tanz!
Hügel tanzt mit Dir herum im Kranz.
Bist Du denn so froh,
Rose, tanzest Du so,
Tanzest Du auch wol hinaus zum Berge.“

Weit klang der Sang hinaus in die Stille, und jenseits der Felsen trug das Echo den Ton weiter in die Nacht, bis er gleich einem Athemzug erstarb.

„Das kann ich leiden, Vater,“ rief der Seemann. „Spiel' auf, Musikant. Das Ende der Weise ist Hopsasa!“

„Heida, nun schau!
Alt schon und grau,
Hinkend — und springend,
Seufzend — und singend.“

Und wieder sprang er nach den gellenden Tönen der Clarinette dahin mit dem Mädchen, und Jeder tanzte mit seiner Dame herum, Jeder stimmte das Lied an, welches ihm gerade einfiel, so daß zuletzt eine grenzenlose Verwirrung Platz griff, und die ab-

scheulichsten Mißtöne erklangen. Auch der Schuhmacher kümmerte sich nicht weiter um seinen hohen künstlichen Absatz, sondern hinkte in wilder Flucht den Anderen nach, so gut es eben gehen wollte, und schleppte eine dicke Frau mit sich herum, die gleich einem unbehülflichen Mehlsack in den hageren Armen ihm lag.

Gerade flog der Seemann mit dem schönen Mädchen vorüber. Mit einem gewaltigen Ruck befreite sich der Schuhmacher von seiner schweren Tänzerin und ergriff das Mädchen beim Rock. Das half ihm wenig. Denn das Mädchen trug kein dünnes modernes Spinnengewebe zum Kleid, das sie sorgsam zu hüten hatte, sondern der Anzug war aus einem guten dicken söndmörschen Stoff angefertigt; und der junge Seebär war Manns genug, das Mädchen sammt dem Schuhmacher mit sich fortzureißen. Aber der dicken Frau war das Spiel gerade recht, und mit einem so derben Griff, daß der Seemann fast das Gleichgewicht verloren hätte, zog sie hinein in den allgemeinen Wirbel. Das Mädchen dagegen wollte um keinen Preis mit dem lahmen Schuhmacher tanzen, und mit einem lauten Schrei riß sie sich von ihm los und flog ohne Besinnung davon, die steile Anhöhe hinauf, glitt aus, taumelte über den Abhang hinab — und ... der hundertste Theil einer Sekunde wäre lang genug gewesen, die Pforte des Todes zu öffnen und wieder zu schließen. Aber das Mädchen lag in einem Arm, der sie so fest umfaßte, daß es schien, als ob alle Kraft, die das Leben besaß, in diesem Arm vereinigt sei.

„Hierher zur Hülfe!" schrie der Schuhmacher, welcher herbeigeeilt war und nun seinen Augen nicht trauen wollte, als er sah, daß ein junger Mann das Mädchen in einem und mit dem anderen Arm einen leichten Birkenstamm umklammert hielt, der sich treu und zähe gleich einer Weide unter der doppelten Last bog. Alle, Männer und Frauen, stürzten herbei, und es währte nicht lange, so war das Paar, hauptsächlich mit Hülfe des Seemanns, aus seiner gefährlichen Lage erlöst.

Das Mädchen hing wie entseelt in den Armen ihres Retters; aber als sie so über dem Abgrund schwebte, hatte sie einen Moment lang die Augen aufgeschlagen und sie auf den Mann geheftet, der sie so fest im Arm hielt. Sie begegnete einem Blick, so wunderlich scheu und verwirrt, daß es ihr eigenthümlich um's Herz ward. Denn ein Strahl dieses Blickes drängte sich in ihre heimlichsten, innersten, verborgensten Gedanken, so daß sie auf's Neue die Augen schloß und in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Und der Mann, der sie gerettet hatte? Niemand kannte ihn, und das will Etwas sagen. Denn es giebt nicht Viele in Bergen, die sich rühmen können, nicht von Jedermann gekannt zu sein.

Der Retter schien weder ein Bauer noch ein Städter, sondern ein Mittelding von Beiden zu sein. Alle suchten, für seine That ihm zu danken und mit freundlichen Worten ihn zu überhäufen. Man wollte ihm das bewußtlose Mädchen aus dem Arm nehmen; aber der Arm war noch immer krampfhaft und fest um die leblose Gestalt geschlungen, als wolle er die süße Last nicht fahren lassen, die er einen Augenblick lang über den dunklen, grundlosen Tiefen schwebend gehalten hatte, die wir Ewigkeit nennen. Ja, der Jüngling drückte das Mädchen womöglich noch fester an sich und heftete seinen melancholischen Blick mit solch' tiefer Ruhe auf des Mädchens bleiches Antlitz, daß man aus seinem Auge weder Hoffnung noch Furcht zu lesen vermochte.

Inzwischen bemühten die Frauen sich, Wasser herbeizuschaffen und die Ohnmächtige damit zu besprengen. Nach einigen Augenblicken ging ein leichtes Zittern durch den Körper des Mädchens, dann schlug sie die Augen matt und träumerisch auf und begegnete wieder dem wunderlichen, grundlosen Blick mit dem zitternden Stern darin, in dessen Anschauen sie das Bewußtsein verloren hatte, in dessen Anblick sie niedergesunken war. Denn der erste Gedanke, der in ihrer Seele emporddämmerte war er, alles Andere war zurückgedrängt, wenn nicht vergessen. Und deshalb lächelte sie jetzt zu ihm auf wie zu einem alten Bekannten.

Aber er wußte ganz und gar nicht, was er aus dem Ding machen und wie er sich benehmen sollte. Das Lächeln einer Frau war für ihn das Gleiche wie eine laute, heftige Anrede, auf die er keine Antwort geben konnte und scheu zurückwich. So ließ er denn das Mädchen fahren und ging zur Seite, behielt aber das Mädchen im Auge.

Die Gesellschaft setzte sich nun in Bewegung und schritt langsam der Stadt zu. Eine der Frauen und der Seemann hatten sich jeder eines Armes des Mädchens bemächtigt und leiteten sie vorsichtig hinab. Aber die Munterkeit war gewichen, der Spielmann ging schläfrig an der Spitze des Zuges und ließ es nicht zweimal sich sagen, daß er nun Feierabend machen dürfe. Viel Ruhe war ihm auf dem Sonntagsausflug gerade nicht gegönnt worden.

Ein eigenthümlicher Ernst bemächtigte sich Aller, als sie die schweigenden, menschenleeren Straßen betraten und dicht am Kirchhofe vorübergingen. Unwillkürlich warf Jeder einen scheuen Seitenblick auf diese enge Welt mit ihren schweigsamen Bewohnern, auf die vielen Ruhestätten mit den ewigen Schläfern. Und von diesem Bild wandte der Blick in einem gemeinsamen Gedanken wieder dem bebenden Mädchen sich zu, das auf so wunderbare

Weise vom Tode gerettet worden war. Aber der Tod war auch an ihnen unmittelbar vorübergegangen; sie Alle hatten seinen eisigen Odem gespürt. Alle waren sich bewußt, daß der Tod ein strenger Creditor ist; es glückt wol ab und an einmal, seine Forderung zurückzuweisen mit dem Versprechen auf einandermal; aber einmal, da helfen keine Bitten, kein Protest des Arztes mehr, dann muß die Rechnung beglichen werden. — Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß man, um sich des Lebens recht freuen zu können, den Tod vergessen muß, den Tod, — nicht die Flucht der Seele nach der lichten himmlischen Heimath, denn dieser Tod erschreckt Niemand, die Vorstellung hilft im Gegentheil dazu, daß wir die rechte Freude am Leben erlangen, — aber der körperliche Tod mit all' seinem Schrecken und Grauen, der ist es, den wir zu vergessen suchen sollen. Aber wer denkt denn auch im großen, bewegten, sonnenhellen Leben daran, daß der Tod im Verborgenen lauert und allzeit uns umschleicht und eine weit größere Macht als das Leben besitzt und daß, wenn er seinen Basiliskenblick auf einen armen Menschen heftet, dieser muthlos die Arme sinken läßt, daß es ihn kalt durchschauert und er schließlich, zum Aeußersten gebracht, wol gar Rettung in den Armen des Verfolgers sucht.

Vor einem ansehnlichen Hause am Ende einer engen Straße machte die Gesellschaft Halt. Hier war das hübsche, sondmörsche Mädchen in Dienst, und Alle bereiteten sich zu einer festlichen Abschiedsscene vor.

Es war kein Ende all' der guten Worte, die das hübsche Mädchen vernahm und all' der Rathschläge und Vorsichtsmaßregeln, damit der ausgestandene Schreck keine üblen Folgen haben sollte. Der Seemann versicherte ihr, daß er als galanter Cavalier am nächsten Tage bei ihr vorsprechen und sich nach ihrem Befinden erkundigen würde. Und der Schulmeister ließ sich herab, mit würdiger Miene zu sagen: daß er nun wisse, wo die Fee wohne, die ihn am Meisten anzöge. Aber seitwärts stand der Retter von vorhin und hörte sprachlos zu; er kroch in sich zusammen einer Schnecke gleich, und Niemand schaute ihn an, sondern Alle hatten nur Augen für das Mädchen mit dem feinen bleichen Angesicht. Nun stand sie oben auf der steinernen Treppe, verneigte sich und nickte ihr „gute Nacht" nach allen Seiten, und das letzte Nicken ward ihm, dem sonderbaren Menschen zu Theil, der auf dem ganzen Weg kein Wort gesprochen hatte. Und doch war er es gewesen, der mit starkem Arm das Mädchen vor dem Sturz in die grausige Tiefe, in die See bewahrt hatte, die so dunkel und still war, daß es schien, als stiege die Nacht daraus feierlich empor.

Und einen Blick hatte er auf sie gerichtet, der noch jetzt sie mahnte wie ein wunderlicher Traum.

Nachdem das Mädchen verschwunden war und die Hausthüre hinter sich geschlossen hatte, ging die Gesellschaft weiter und dem Marktplatz zu.

„Ein schnurriger Kerl," flüsterte der Schullehrer einer der Frauen zu und blickte den Fremden an, der von den Uebrigen sich ein wenig entfernt hielt.

„Ich möchte nur wissen, wo er zu Hause ist," gab die Frau eifrig zur Antwort. „Man muß ihn vielleicht erst einmal anreden."

„Na, Vater," wandte sie sich darauf geschäftig an ihn, „Ihr spürt es wohl noch im Arm?"

Da erwachte der Fremde wie aus einem Traum und sah sich erschreckt ringsum, antwortete aber nicht.

„Ich glaube, er ist nicht recht klug," wandte die Frau sich darauf an den Lehrer. „Denn, wenn man mit ihm spricht, antwortet er nicht einmal."

„Das war ein guter Griff, den Ihr gethan habt," sagte der Schullehrer freundlich, „darauf könnt Ihr ruhig schlafen."

„Ah ja," antwortete der Fremde furchtsam und scheu und stand einen Augenblick still, „ich schlafe wol."

„Was seid Ihr für ein Landsmann?" fuhr der Schullehrer fort.

„Ich bin aus Söndmör," entgegnete der Bursch.

„Seid Ihr ein Bauer?" setzte der Lehrer das Verhör unermüdlich fort.

„Ich?" fragte der Andere. „Nein." Aber, als hätte er sich versprochen, fügte er kurz darauf schnell hinzu: „Ja, ich bin ein Bauer."

„Wollt Ihr in Bergen bleiben?"

„Ja."

„Na, so habt Ihr hier wol Etwas zu thun?"

„Ja."

Der Schulmeister ward des Fragens überdrüssig, denn durch solche Antworten erfuhr er nichts.

„Vielleicht seid Ihr hier in der Lehre?" nahm er nach einer Weile wieder das Wort.

„Das bin ich," war die Antwort.

„Aber da seid Ihr sehr spät in die Lehre gekommen," mischte sich eine der Frauen ins Gespräch.

„Vielleicht wollt Ihr Euch wissenschaftlich ausbilden?" fragte wieder der Schulmeister, der unter keinen Umständen seine Sache verlorengeben wollte.

„Ja," lautete die Antwort.

„Sieh, das dachte ich doch," rief der Schullehrer und sah sich ob seiner Klugheit stolz ringsum. „Ich sah es gleich, man hat so seine Zeichen, namentlich wenn man selbst von der Zunft ist. Ja, so sind wir ja Collegen. Na, wie heißt Du denn? Denn nun sagen wir doch wol Du zu einander, Brüder?" Und er schüttelte ihm treuherzig die Hand.

„Ja," entgegnete der Bursch halb sanft, halb erschreckt.

„Und der Name? Hast Du vielleicht keinen Namen, Du?"

„Ja," entfuhr es dem Fremden wie ein Windstoß, „ich heiße Brune."

„Brune," wiederholte der Schulmeister. „Nun gut. Sieh, hier wohne ich," und er zeigte auf ein kleines Haus, das der Straße den Giebel zukehrte. „Dort oben, wo die drei Fenster sind, hause ich. Ich bin Junggeselle. Niemals habe ich gefreit, und Niemand will mich haben."

„Ihr müßt es nur einmal ernstlich versuchen, Schulmeister," rief eine weibliche Stimme. „Man muß mehr Glück als Verstand haben."

„Da halte ich mich am Liebsten an die schöne Fee," lachte der Lehrer leise vor sich hin und warf einen Blick nach der Richtung, wo das Mädchen wohnte. Den Blick aber fing der junge Mann auf, und das Blut stieg ihm in's Gesicht.

„Nun, Bruder, sprich auch einmal bei mir vor," wandte sich der Schulmeister an den Fremden und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Du bist mir stets willkommen, und im Uebrigen mußt Du mit mir vorlieb nehmen."

Nun sagten Alle gute Nacht und versprachen einander zu besuchen, und dann ward noch gedankt und geschwatzt, so daß kein Ende abzusehen war. Ueber den Halbkreis der dunklen Berge schaute schon der Morgen in die Stadt und trieb die Schwätzer endlich heim.

Durch einige Nebenstraßen schlich der Fremde rund um den Marktplatz und zurück zu dem Haus, in welchem das schöne Mädchen wohnte, und an der Wand des gerade gegenüberliegenden Gebäudes faßte er Posten. Im Schatten schien ihm der Muth zu wachsen, denn er erhob das Haupt kecker und sicherer als sonst und ließ den forschenden Blick über das Haus dahinschweifen; auf jedem Fenster verweilte sein Auge gleich einer brennenden Frage nach dem Mädchen.

An dem einzigen Fenster einer Dachstube hoch im Giebel des Hauses aber saß das Mädchen und ließ in der Erinnerung abwechselnd die zwei kurzen Momente der vergangenen Stunden

vorüberziehen: den Tod in dem dunklen Meer — und das Leben in seinen Armen —: sie war von beiden gleich ergriffen. Er nur in Zukunft möglicherweise nur in ihrer Erinnerung, sie ihn vielleicht niemals wieder. Er hatte sie, da sie zur Tiefe hinabgingen, ja wie eine böse Vorbedeutung gemieden ... Er hatte sich vielleicht den Arm verletzt ... wol gar die Brust ... Er erduldete ihretwegen wahrscheinlich Schmerzen, und sie hatte es nicht einmal über sich gewinnen können, ihm zu danken! ... Wahrscheinlich war er zornig auf sie. Hatte er doch nicht ein einziges Mal sie angeblickt, als sie an seiner Seite dahinschwamm ... Aber was wollte sie auch von ihm? Hatte er ihr nicht das Leben gerettet? Konnte sie damit sich nicht begnügen? Konnte und durfte sie denn verlangen, daß er sich um sie bemühte und sich nun ihr zu schaffen machte gleich den Uebrigen, er, der doch so hoch über diesen stand? ... Hier unterbrach sie ihre Betrachtung. War er etwas Besseres als die Anderen? Er trug freilich nur eine Jacke, während die Anderen Röcke hatten ... ja, aber es lag etwas so Besonderes in seinem Wesen, etwas so eigenthümlich Anziehendes, es sprach etwas so Hohes aus seinem Blick, Etwas, vor dem ihr ganz bange ward, aber nach dem sie doch sich sehnte. Ach, was kümmerte er sich um sie! ... Sie löste die schweren Haarflechten und pflückte und zupfte so lange daran, bis das Haar wie ein krauser Goldschein rings das kleine feine Gesicht umgab. An den Fensterrahmen gelehnt, stand ein kleiner Spiegel, der ihr ein liebliches Bild zeigte, so schön, daß sie es kaum glauben konnte. Sie blickte in den Spiegel und schaute wieder fort ... ja, reizend mußte das Bild wol sein ... ob es ihm nicht auch gefallen haben würde? ... Ah nein, er war etwas Besonderes. Aber wenn sie ihn auch nur ein einziges Mal noch traf, wollte sie ihm tausend Dank sagen, damit er nur ja nicht denken sollte, sie sei eine kleine Hexe, die sich um gar nichts kümmere; damit er sie nicht noch obenein für undankbar halten sollte ... Uff! Wie schwül es doch war im Zimmer! ... Und sie öffnete das Fenster und steckte das goldgekräuselte Köpfchen hinaus. Ah! ... da stand er und sah ihr gerade in's Angesicht, daß sie im nämlichen Augenblick wieder zurückfuhr. Wuchs ihr da nicht plötzlich das Herz, daß es fast keinen Platz mehr in der Brust hatte? ... Mußte sie nicht sterben, wenn es so pochte zum Zerspringen? ...

Unten auf der Straße ging der Nachtwächter müde und schlaftrunken dem Markte zu. Wer stand doch dort und blickte unverwandt auf das gegenüberliegende Haus? ... Es war doch wol nöthig sich zu vergewissern, wer dort eigentlich an der Ecke stand? Und der Nachtwächter schritt auf den Einsamen zu.

„Guten Morgen, Vater! Ihr seid ja schon früh auf den Beinen.“

Der Angeredete fuhr zusammen und mit einigen unverständlichen Worten verschwand er in der nächsten Straße im Schatten der Häuser.

„Dacht' ich's doch, daß es so eine Art Landstreicher sei,“ sprach der Nachtwächter zu sich selbst.

Aber nachdem Jener am Ende der Straße angelangt war, warf er noch, bevor er um die Ecke bog, einen schnellen Blick nach dem offenen Fenster. Das Mädchen war verschwunden. Da ging er seines Weges.

Es war der Student.

Zwischen den Stiften Bergen und Drontheim erstreckt sich eine Küste mit wilden, fast gänzlich nackten Klippen; tiefe Fjorde schneiden kreuz und quer in die Felsen ein, und Inseln mit vorspringenden Riffen und verborgene und offen zu Tage liegende Scheeren finden sich in Unzahl. Hier steht Norwegen auf der Wacht gegen einen Feind, der von Westen droht. Weit hinaus in das westliche Meer erstreckt sich die Halbinsel Statland, deren äußerste Klippenspitze den Namen Staalet*) führt. Das ist der fernste, gefährdetste Wachtposten, und ihn umbrandet, umwogt, umbraust, umsaust, umstürmt und umheult das wilde, wogende, grollende, rollende Meer in freier ungebändigter, überschäumender Nordlandskraft, während die mächtige Klippe dunkel und drohend gleich einem gefesselten Wiking auf seine racheschnaubenden Feinde herniederschaut auf die rastlosen, rollenden, schäumenden, zischenden Wellen.

Diese Küstenstrecke heißt Söndmör. Einst waren die Klippen der Zufluchtsort zahlreicher Wikinger-Schaaren, und gar manchen hochberühmten Namen hat die Sage hier verzeichnet in des Nordens Heldendichtung. Aber jetzt, wo die alte Herrlichkeit und Macht der Wikinger längst versunken ist in's Meer und verweht und zerstoben in der Zeiten Sturm, lebt in Söndmör ein gutmüthiges, friedfertiges Volk, das seinen größten Stolz darin setzt, stets Wort zu halten und gastfrei zu sein. Hin und wieder steht wol einmal ein Einzelner auf, der das Gepräge der alten Zeit trägt, aber immer seltener werden in unserem modernen Zeitalter auch auf diesem einsamen, dem Getümmel der Welt fernliegenden Fleck Erde die alten Kraft- und Heldengestalten. Nur in einem

*) Staalet: der Stahl.

Punkt gleichen die Nachkommen ihren streitbaren Vorfahren: sie lieben wie diese ohne Ausnahme das Meer. Es giebt in der Gegend ein Sprichwort, welches lautet: „um eine Viertelmeile segeln zu können, rudert der Söndmöringer gern eine Meile.“ Ohne Rücksicht auf die tausenderlei Gefahren und ohne alle Todesfurcht nehmen die Bewohner von Kindheit auf an den gefährlichen Fischerzügen Theil, und in diesem Spielen und dem täglichen Kampf mit der Gefahr erwerben sie sich die kaltblütige Verwegenheit, welche sie selbst in der Todesstunde nicht verläßt und bis in das höchste Alter begleitet. Aber der Hang, die unüberwindliche Lust, sich früh und spät auf der See zu tummeln, macht den Bauer, namentlich denjenigen, der die Inseln bewohnt, mehr oder weniger untauglich zur Bewirthschaftung seines Grundes und Bodens, und deshalb herrscht auch unter den Leuten in der Regel kein rechter Wohlstand. Denn wie der Bauer selbst eingesteht, greift die scharfe Seeluft den Körper derart an, daß, obgleich der Bauer gar oft nicht nöthig hat zu rudern, und sein leichtes Boot unter vollen Segeln dahinfliegt, er sich dennoch, wenn er das Land betritt, so ermattet fühlt, daß er nicht im Stande ist, irgend eine schwere Arbeit zu verrichten.

Von einem der großen Fjorde, welcher den Namen Vandelvsgab führt und von Statland aus unmittelbar in die Berge eindringt, erstreckt sich der Rövdefjord zwischen Hakatlestrand und der Insel Gursk. Von seiner Mitte aus etwa schiebt der Rövdefjord einen Arm nach Süden vor, der Sövdefjord genannt wird, dessen Einfahrt ziemlich eng ist, der aber nach und nach sich erweitert und dann sich in drei ziemlich große Zweige theilt und drei Thaleinschnitte bildet. Den Fjord rahmen auf beiden Ufern hohe, steile Gebirge ein, in die, besonders gegen Westen, unwegsame Thäler eingesprengt sind, welche die starre Felsenkette in viele Spitzen zerklüften, die Pyramiden gleich in die Wolken steigen. Eines der vorhin erwähnten Thäler, welches gegen Osten sich erstreckt, heißt das Northal. In seiner Tiefe lag ein Gehöft, Brusvik geheißen. Der Hof war der äußerste angebaute Fleck. Das Thal zog sich freilich noch weiter hinein in's Gebirge, war aber dort eine unwegsame Steinwüste, die nie ein Wanderer betrat; nicht einmal der Steinbock hielt sich dort auf. Denn die einzige Pflanze, welche kärgliche Nahrung fand, war ein bleichgelbes Moos, das die Steine überzog. Hinter dem Gehöft stürzte ein breiter Bach über die steilen Felsen herab und schäumte brausend und rauschend dahin durch das Thal, welches er in zwei gleiche Theile theilte. Es war ein wild-romantischer Ort: die dunklen Felsen erhoben sich an beiden Seiten zu gleicher Höhe

so glatt, als seien sie mit der Säge durchschnitten worden; sie imponirten mehr durch ihre außerordentliche Steilheit als durch ihre Höhe. Das Ganze machte einen unbeschreiblich schwermüthigen Eindruck, und gar mancher von Denen, die hier wohnten, hatte im Laufe der Zeit sich in den Bach gestürzt oder dem Leben auf andere Weise ein Ende gemacht, um von den Eindrücken dieser wild-einsamen, schwermüthigen Umgebung sich zu befreien, die den Geist von Kindheit an bedrückte, daß er nicht frisch und freudig die Schwingen zu entfalten vermochte.

Es war spät am Abend. In Brusvik brannten mächtige Holzscheite auf dem Feuerheerd. Die Wände der geräumigen Küche waren dunkel und rauchgeschwärzt, und rund um die Decke, welche eine dicke Wolke von Rauch und Qualm verhüllte, lief in Form eines Gesimses ein vorspringender Balken, der hell angestrichen und mit Phantasiefiguren in stark rothbrauner Farbe bemalt war. Das Rauchloch im Dach war geöffnet, die Thüre stand offen. Denn werden beide Abzüge des Rauches geschlossen, so senkt er sich hernieder, und es ist, wie der Bauer sich ausdrückt, in der Küche „nicht auszuhalten". Sonst aber liegt der Rauch gleich einer dunklen Wolke unter dem Dach und bildet eine Art schwebender Decke, unter der die Luft sowohl gesund als leicht ist.

Ueber dem Feuer hing der dampfende Kessel mit Grütze, und eine Frau in mittleren Jahren, der man es anmerkte, daß sie hier heimisch sei, bewegte sich rasch und geschäftig in dem Raum. Die Frau war klein von Wuchs, und die schwarze Haube schloß ihre mageren Wangen zierlich ein. Das dunkle Haar war aus dem Gesicht gestrichen und bildete einen regelmäßigen Bogen um die Stirn; über die hellen Augen senkten die Lider sich tief; der Mund war fest zusammengekniffen und wies keine der weichen Linien auf, aus denen herzgewinnend das Lächeln hervorbricht. Und doch lächelte die Frau, so oft sie mit Jemandem sprach. Das Gesicht, oder besser gesagt, die ganze Gestalt, so klein und ausgedörrt sie war, verrieth Härte, Etwas, das einem Felsblock glich und unwillkürlich zu dem Gedanken Veranlassung gab, daß dann erst dem Stein Funken zu entlocken seien, wenn man mit einem gleich harten Gegenstand darauf schlüge; daß aber die Funken nicht innerer Wärme entsprühten.

Es war die Hausfrau auf Brusvik. Dordi hieß sie, doch ward sie von allen umwohnenden Leuten gewöhnlich Stadt-Dordi genannt, weil sie in jungen Jahren in Bergen gedient und dort sich Manches angeeignet hatte, das sie zu Nutz und Frommen ihres Hauswesens zu verwenden verstand. Darüber ärgerten sich ihre Bekannten, die es tief unter ihrer Würde hielten, von den

alten ererbten Gebräuchen auch nur das Geringste aufzugeben, auch nur die kleinste Aenderung daran vorzunehmen.

Dordi war aber dennoch in der ganzen Umgegend angesehen; mehr beim weiblichen als beim männlichen Theil der Bevölkerung. Stets erschien sie im zierlichen Anzug von selbstgewebtem Stoff und wußte Anstand und Würde zu wahren. Narrenspossen und Dergleichen duldete sie nicht, und wer mit ihr sprach, mußte sich ernst und gesetzt benehmen.

Das Abendbrot war fertig. Die Grütze wurde nochmals kräftig umgerührt, und kurze Zeit darauf stand sie dampfend und einladend nebst dem dazu gehörigen Fleisch auf dem Tisch. Obwohl über den kein weißes Tuch gebreitet war — denn das geschah stets nur bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten — war doch die Platte, aus einem einzigen Fichtenstamm geschnitten, reinlich und wohlgehalten. Nun betraten die übrigen Bewohner des Hauses das Zimmer und setzten sich zum Essen nieder. Denn die Arbeit für heute war vorbei. Der Hausherr nahm den Ehrenplatz am oberen Ende des Tisches ein. Es war eine sonderbare, schleichende, vornüber gebeugte, hohlbrüstige Gestalt. Der Kopf war zu groß; über den kurzen Nacken hing das lange flachsgraue Haar herab. Die Nase war dick; die Nasenlöcher erweiterten sich ab und zu plötzlich wie von einem großen, erhebenden Gedanken gebläht, zogen sich aber auch eben so schnell wieder in der Schlaffheit der Entsagung, des Duldens zusammen. Der Mund war vorstehend und verzog sich in eigenthümlich krampfhaftem Beben; die Stirn war breit und niedrig, und in den Augen bebte schwermüthiger Schein. Ihm zunächst und eng in die Ecke gedrückt saß das einzige Kind des Hauses, ein Knabe von etwa zehn Jahren, der mit Ausnahme des Haares, das dunkelgelockt herabfiel und der Stirn, die hoch und gewölbt war, dem Vater in allen Stücken glich. Am untersten Tischende hatte ein lang aufgeschossenes Mädchen mit einem schläfrigen Zug in dem schmalen, feingeformten Antlitz Platz genommen. Starkes helles Haar fiel ihr über den Rücken herab; ein kleines dunkles Tuch hatte sie um den Kopf geschlungen. Sie starrte müde und gleichgültig vor sich hin. Auf der Seitenbank saß der Knecht und neben diesem ein Mann, der für die Erntezeit zur Aushülfe angenommen worden war. Das Licht ward angezündet; die Mahlzeit begann. Eine Weile verging in Schweigen, dann aber nahm Dordi das Wort und wandte sich an den Knecht, einen hübschen jungen Menschen mit dunkler Gesichtsfarbe und gedankenvollen Augen.

„Noch drei Tage lang so schönes Wetter, Du Leif, dann haben wir unser Grummet im Haus."

„Kann sein, ja," antwortete Leif und machte sich mit sich selbst zu schaffen.

„Wir könnten auch wol fünf Tage gebrauchen," murmelte der Hausherr leise, als spräche er zu sich selbst.

„Das denke ich auch," warf das Mädchen leicht hin, sah weder rechts noch links und that etwas Grütze auf den Teller.

„Benütze mich so lange Du mich hast, spricht die Zeit!" fiel die Frau scharf ein. „Denn Zeit ist Geld, wie es heißt. Er, Helje, liebt es, stets Alles in die Länge zu ziehen" ... und sie lächelte dem Manne zu.

Aber Helje wußte dies Lächeln besser als andere Leute zu deuten; denn er saß gleich theilnahmlos wie zuvor da, und das Lächeln Dordi's ging an ihm vorüber, wie der blasse Strahl der Herbstsonne über einem Gletscher zittert.

„Ah, es wird schon gehen!" rief Leif keck aus und führte eine gewaltige Ladung Grütze zum Munde.

„Was Du kannst, Vater, können Andere auch noch," mischte das Mädchen sich ein, ward aber glühend roth bei diesen Worten und blickte vor sich nieder.

Leif antwortete nicht, sondern heftete nur die gedankenvollen Augen auf das Mädchen und konnte den Blick nicht fortwenden.

Dordi war der Scene mit eiskaltem Blick gefolgt. Endlich nahm sie lächelnd wieder das Wort:

„Ich habe darüber nachgedacht, Leif, daß Dem, der für Zwei arbeitet, auch doppelter Lohn gebührt. Zu Weihnachten sollst Du deshalb auch einen neuen Anzug haben. Ich weiß, daß es Dir schwer wird, auszukommen. Denn seit dem Tode Deiner Frau bist Du immer unter Fremden gewesen, und die kleine Ragnhild fällt Deiner Mutter zur Last. Ja, Jeder hat so sein Theil zu tragen."

Leif murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, und Helje schaute Dordi verwundert an.

„Ich weiß, Du bist der gleichen Meinung, Helje," sagte Dordi und lächelte ihn an.

„Ah ja," antwortete er klanglos.

„Da fällt mir ein, Guri," wandte darauf Dordi sich plötzlich an das Mädchen, „daß ich Deine Mutter beim letzten Kirchgang getroffen habe, und daß sie wünschte, Du möchtest den Winter daheim zubringen. Ich habe mir deshalb vorgenommen, ihr sagen zu lassen, daß ich Dich ziehen lassen will. Denn ich behelfe mich bis zum Frühling schon ohne Mädchen."

Guri saß wie vom Blitz getroffen mit dem Löffel in der Hand da und starrte vor sich hin; endlich hatte sie sich so weit gefaßt,

daß sie das Gesicht zu wenden vermochte, und nun warf sie einen Blick voll Angst und Betrübniß auf Leif. Dordi hatte den Blick wohl bemerkt, lächelte und nickte leicht mit dem Kopf. Das Mädchen fuhr zusammen und sah vor sich nieder.

Aller hatte sich eine unheimliche Stille und Beklemmung bemächtigt, nur Dordi schien guter Dinge zu sein, denn sie war gegen Alle ungewöhnlich freundlich und zeigte sich unermüdlich, überall Ordnung zu schaffen.

In der Ecke, in welcher Helje zusammengekauert saß, befand sich auch der Knabe, eben so scheu und schweigsam wie der Vater. Ein Unterschied aber war zwischen ihnen, der, daß der Eine die Augen fast gänzlich schloß, um sich von Allem abzusperren, während der Andere die Augen weit öffnete, so weit, daß der Mund dem Beispiel folgte; es sah aus, als wolle der Knabe Alles verschlucken, was er hörte und sah. Der Vater war des Sehens müde und überdrüssig, der Sohn aber konnte nicht genug erschauen. Je mehr der Knabe aber sah, desto weniger verstand er, um was es sich handelte.

Wenn die Mutter ihn zu sich rief, sehnte er sich nach dem Vater, und wenn sie ihn so freundlich und weich anlächelte, daß es einen Stein gerührt hätte, ward er fast zornig und eilte zu dem lichtblonden Mädchen mit den müden Augen, die zwar niemals lächelte, aber ihn so innerlich tief und ernst fragte, ob ihm Etwas fehle?

Dieses Verhältniß war für Dordi ein Stein des Anstoßes. Sie war keineswegs empfindsam und gefühlvoll, aber sie wollte allein herrschen im Haus; um sie sollte und mußte sich Alles drehen. Sie war musterhaft fleißig und ordentlich, und Essen und Trinken standen stets zur rechten Zeit auf dem Tische. Aber man fühlte sich nicht wohl in ihrer Nähe, weil sie immer kalt und berechnend war; ein warmes, theilnehmendes Herz besaß sie nicht.

Die alten Angelsachsen pflegten das Wort in den Brautring einzugraben: mein Herz für Dein Herz. Das ist eine ewige Wahrheit. Ein Ziel im Leben kann man auf Umwegen meist auch erreichen, das Herz aber hat nur einen Weg, den es einschlagen darf; an dessen Ausgangspunkte harrt ein anderes Herz.

Dordi kannte alle Umwege; den geraden Weg war sie niemals gegangen. Deshalb drückte auch ihr Mann sich scheu in die Ecke; aus dem Grunde empfing ihr Kind das Essen schweigend, lief damit hinter das Haus und verzehrte es stehend; der Knabe bat auch niemals um mehr, sondern begnügte sich stets mit Dem, was er erhielt; deshalb kroch auch der Hofhund, wenn Dordi ihn rief, mit eingezogenem Schwanz wedelnd zu ihr hin und fuhr

dann vor Freude unter die Hühner, daß diese nach allen Seiten schreiend auseinanderstoben; und daher schrieb sich denn auch all' die heimliche Unzufriedenheit, welche der Knabe fühlte, ohne ihrer sich klar bewußt zu werden; und doch hatte an diesem Abend die Unzufriedenheit mehr denn je seine Gedanken eingenommen und beschäftigt.

Eine gute Weile saß er da und blickte Guri an, welche die gefalteten Hände im Schooß und den Blick gesenkt hielt. Da überkam es den Knaben plötzlich, daß er auf der Bank entlangrutschte, sich hinter dem Rücken des Mädchens auf die Knie erhob und beide Arme um ihren Hals schlang; sein rundes Gesicht legte er an die schmalen, bleichen Wangen des Mädchens. Da brach Guri in Thränen aus und drückte den Kopf des Knaben mit solcher Heftigkeit und Herzenswärme an sich, daß ihr schläfriges Wesen vollständig verschwunden schien; sie schluchzte so bitterlich, daß selbst Helje sich der Thränen nicht erwehren konnte und sich aus seiner Ecke erhob. Aber der Blick, den Dordi, die förmlich gelähmt war vor Aerger und Schrecken und der Scene mit ihren eiskalten Augen gefolgt war, ihm zuwarf, machte ihm wahrlich keinen Muth, in seiner Theilnahme weiterzugehen, sondern hatte die Wirkung, daß Helje sich ganz ruhig auf den Fleck niedersetzte, von dem er aufgestanden war. Wenige Sekunden darauf saß er wieder da ohne Leben und Bewegung.

Der Erste, welcher das Wort nahm, war Leif; doch er sprach auch nur mit Aufbietung aller Energie und das Mädchen ansehend:

„Es trifft sich gerade recht," wandte er sich an Guri, „ich habe den gleichen Weg wie Du, und wir können deshalb mit einander gehen. Du weißt, daß meine Mutter alt und hinfällig ist und daß sie mein kleines Mädchen bei sich hat. Es ist deshalb besser, wenn ich dort in der Bygd mir Arbeit suche, damit ich bei der Hand bin, wenn meine Mutter mich nöthig hat." Anfangs suchte Leif nach Worten, das Sprechen schien ihm schwer zu werden, aber nach und nach gewann seine Stimme mehr Festigkeit, und am Schluß seiner Rede sah er Dordi keck und zuversichtlich an. Sie stand ein Stückchen entfernt von ihm und schaute etwas bleicher drein als gewöhnlich.

Guri erhob das Haupt, strich die Haare aus dem Gesicht und sah Leif mit einem zärtlichen Blick an; ein Lächeln spielte um die schmalen Lippen, die noch immer krampfhaft bebten, ein so freundliches, süßes Lächeln, daß Der, dem es galt, alles Andere in der Welt dafür hingegeben hätte.

„Du kannst ganz unbesorgt sein," flüsterte Leif und nickte ihr zu.

Das Mädchen erwiderte nichts, sondern drückte nur den Knaben noch fester an sich und erhob ab und zu die hellen Augen zu Leif, so klar und vertrauend wie ein Kind. Kurz darauf nahm Dordi trocken und kalt das Wort:

„Hat man einmal einen Dienst angenommen, so muß man auch seine Zeit aushalten."

„Ich habe deswegen mit Helje gesprochen," fiel Leif ihr keck in die Rede.

„Mit Helje!" warf Dordi höhnisch hin. „Jeder ehrliche Mann hält sein Wort."

„Ich dachte, wenn ich jemand Anderes besorgte —" wandte Leif ruhig ein.

„Man weiß, was man hat, aber nicht, was man bekommt," antwortete Dordi schnell.

„Da sitzt bereits Jemand, der für mich eintreten kann," fuhr Leif fort und wies auf den Miethsmann. „Helje hat gut gethan, daß er ihn angenommen hat."

„Hast Du ihn gemiethet?" wandte Dordi sich kalt an ihren Mann.

„Ja," antwortete Helje, aber der Ton in dem „Ja" entklang einer Kraft, die augenblicklich schlummerte, die aber doch erwachen konnte. Da sprach Dordi kein Wort mehr von der Sache.

Die Unterhaltung wandte sich anderen, gleichgültigen Gegenständen zu; aber Jeder hing doch seinen eigenen Gedanken nach und verbarg sie, so gut er konnte.

„Wenn Du fortziehst nach dem Sörthal, Guri, so gehen der Vater und ich mit Dir," flüsterte der Knabe dem Mädchen zu.

Dordi hatte das Wort vernommen. Es war der Tropfen, welcher die bis zum Rande gefüllte Schale des Zorns überlaufen ließ.

„Hierher mit dem Jungen!" sagte Dordi und näherte sich dem Tisch. Ihre Stimme klang heiser, als sie fortfuhr: „Du verdirbst den Jungen gänzlich mit Deiner Schwachheit, die gar nichts taugt; er wird Dir darin vollständig ähnlich."

Und bei diesen Worten schleuderte sie Helje einen flammenden Blick zu. Der Knabe sprang mit einem Satz von der Bank auf den Boden.

Guri und Leif standen Beide auf und bedankten sich für das Mahl.*) Dann verließen sie die Stube.

„Es ist am Besten, der Junge schläft von jetzt ab hier, denn

*) Es ist im Norden Sitte, zu sagen: Tak for Maden: ich danke für das Essen.

draußen bei Dir lernt er nur Ungezogenheiten," nahm Dordi wieder das Wort und zog dem Knaben die Jacke aus.

„Das weiß ich nicht," antwortete Helje und richtete sich ein wenig gerade, „der Junge lieſt mir ſtets noch vor, wenn ich mich niedergelegt habe, und daß er dabei Ungezogenheiten lernen ſoll, kann ich nicht einſehen."

„Das iſt Ungezogenheit," fuhr Dordi fort, jedoch ohne die Stimme zu erheben oder durch das geringſte Zeichen ihren Zorn zu verrathen; ſie ſprach nur mit etwas mehr Würde als gewöhnlich. „Brune ſoll werden, wozu er geboren iſt: ein Bauer."

„Es ſchadet ihm aber nicht, wenn er Etwas lernt. Ich weiß, daß Wiſſen ihm im Fortkommen nicht hinderlich iſt."

„Aber mit Wiſſen kann man nicht ſäen und pflügen," wandte Dordi ſich, nachdem ſie den Knaben mittlerweile ins Bett geſtopft hatte, mit erhobener Stimme an Helje. „Das, was Du gelernt haſt, iſt uns nicht von beſonderem Nutzen geweſen, ſollte ich meinen. Wenn die Arbeit gethan werden ſoll, müſſen wir immer fremde Leute haben, und dabei geht die ganze Wirthſchaft drunter und drüber."

„Einer hat Neigung für Dieſes — ein Anderer für Jenes," erwiderte Helje ruhig.

„Man muß auch thun, was Einem nicht gefällt," fuhr Dordi fort. „In Geſellſchaft führſt Du immer das große Wort, das weiß Gott!"

Das Wort wurmte Helje, ſo daß er ſich zu ſeiner vollen Höhe aufrichtete.

„In Geſellſchaft?" rief er aus. „Ja, das iſt allerdings mein Fall. Umgang und Geſpräch pflege ich am Liebſten mit Männern. Läßt man ſich mit Frauen ein, ſo iſt es Nichts. Großes Unrecht iſt mir widerfahren, das weißt Du ebenſo gut wie ich. Denn damals, bevor Jakob Glomſät Küſter an der Sövde-Kirche wurde, dachte Jeder, daß ich die Stelle erhalten würde. Er konnte weder beſſer ſprechen, noch beſſer ſingen als ich, und dennoch mußte ich zurückſtehen. Aber die Zurückſetzung hat auch einen Stachel zurückgelaſſen in mir. Ich bin keineswegs reizbar und empfindlich, aber ich bin auch durchaus nicht ein ſo gutmüthiger Dummkopf, daß ich von All' und Jedem mir Alles gefallen laſſe. Der Junge dort, ſage ich, ſoll Etwas lernen," ſprach Helje mit lauter Stimme, und in jedem Worte klang die Kraft des unbeugſamen Willens. „Was ich nicht gekonnt habe, ſoll er ausführen. Was die Eltern nicht vermögen, gelingt den Kindern." Mit dieſen Worten verließ er die Stube, aber vom Alkoven her blickten

ein Paar Kindesaugen mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht und Angst ihm nach.

Draußen auf dem Flur standen hinter der Thüre Guri und Leif, und das Mädchen sprang zum Haus hinaus, als Helje aus dem Zimmer trat.

„Nun wollen wir uns zur Ruhe legen, Leif," sagte Helje, „und auf den Strauß einmal gut schlafen." Mit diesen Worten begab er sich in das seitwärts gelegene Schlafzimmer, und Leif folgte ihm; in der Thüre aber wandte dieser sich noch einmal um und nickte dem Mädchen zu, das, die Hände unter der Schürze verborgen, draußen auf dem Hofplatz stand. Hatte sie in der Dunkelheit wol den freundlichen, herzlichen Blick bemerkt, der dem Gruß folgte? Es mußte wol sein: denn sie zog plötzlich die Hände unter der Schürze hervor, drückte sie dann gefaltet an ihr pochendes Herz und sah mit leuchtendem Blick empor zum dunklen Abendhimmel. Aber im selben Augenblick war es ihr, als striche in einiger Entfernung ein weibliches Wesen vorüber. Ein kalter Windstoß fuhr von den steilen Felsbergen hernieder — es durchschauerte sie kalt.

Mitternacht war vorüber, und Alle im Hause schliefen, nur der Knabe allein wachte noch. Die eigenthümlichen Worte, welche am Abend gesprochen worden waren, zogen ihm wieder und wieder durch den kindlichen Sinn, so daß er keine Ruhe finden konnte. Er war nicht im Stande, auf irgend einer anderen Stelle der Erde zu schlafen, als bei seinem Vater; er war nicht einmal im Stande, sein Nachtgebet: das Vaterunser zu sprechen ... er mußte durchaus zum Vater! Nur diese eine Nacht, dann mochte kommen, was da wollte. Er verließ leise das Bett ... behutsam ... sacht! Er nahm sich Zeit, um kein Geräusch zu verursachen, um nicht unversehens an irgend einen Gegenstand zu stoßen. Er schlich zur Thüre. Wenn sie nur nicht verschlossen war! Die Angst preßte ihm das Herz zusammen, daß es gleich einem Hammer schlug ... Jetzt ging die Thüre auf. Niemand erwachte. Nun war die Thüre glücklich wieder leise geschlossen, und ... dort stand des Vaters Bett. Im selben Augenblick hatte er sich auch schon hinter des Vaters Rücken verborgen, der sein Kommen nicht bemerkt zu haben schien und ruhig weiterschlief. Obgleich dem Knaben das Blut noch in Ohren und Schläfen sauste, fühlte er sich doch sicherer, erleichtert. Er sprach sein Abendgebet und schlang den kleinen Arm um den Vater. „Ich werde Dich schützen, Vater," flüsterte er. Noch wenige Augenblicke, dann entrang sich der kleinen Brust bewußtlos ein tiefer Seufzer: des Kummers sich aufschwingender Schmetterling, und

dann hielt der freundliche Engel der Kinder die Wacht an dem ſtillen Lager.

Das war des Knaben erſter Schickſalstag.

Unter ſolchen Verhältniſſen wuchs Brune heran. Mit den Umſtänden im Verein wirkte die ſtrenge, einſame Natur und drückte dem Knaben ihren Stempel auf. Keinen Genoſſen, keinen gleichaltrigen Spielgefährten fand er weit und breit, mit dem er den Bund der Freundſchaft hätte ſchließen können, der ſich von der Kindheit Tagen an durch das Leben zieht. Die ſchweigſame Natur allein war ſein Kamerad und im Verein mit dem Vater ſein einziger Lehrer. Der Vater aber fühlte ſich nicht glücklich in ſeinen Verhältniſſen. Von den Eltern war er zum Lehrer beſtimmt worden oder im glücklichſten Fall für die Stelle eines Küſters, und er glaubte auch ſicher einmal, nahe daran zu ſein, das Ziel zu erreichen. Aber als er ihm nahe war, und der Baum des Schickſals die Zweige vor ihm neigte, damit er die reife Frucht brechen könne, da ſtreckte ein Anderer, und wie es allgemein hieß, ein weniger Würdiger die Hand aus danach und pflückte die Frucht vor ſeinen Augen. Damit war das Verhältniß zu ſeinen Mitmenſchen ein für allemal gegeben und feſtgeſtellt. Alle ſollten wiſſen und verſtehen, daß er Unrecht gelitten hatte und daß er wohl dazu berechtigt war, die Hände in den Schooß zu legen und unverwandt den Felsblock anzuſtarren, welchen das Schickſal ihm in den Weg geworfen hatte, der ihm die Pforte zum Ruhm und zum Glück verſchloß. Aber ſein Sohn ſollte da anknüpfen, wo er nothgedrungen hatte aufhören müſſen; der Knabe ſollte nicht allein den Lohn erringen, welchen der Vater verdient hatte, nein, er ſollte noch weit, weit mehr erreichen, und es gab nichts Großes und Hohes, das der Vater ſeinem Sohne nicht gewünſcht hätte. Er beſaß kein Verſtändniß dafür, daß das Unrecht, welches er ſelbſt erduldet hatte, gering war gegen das, welches er ſeinem eigenen Kinde zufügte. Wäre Brune als ein zweiter Cyrus geboren worden, er hätte keine wunderbarere Zukunft ahnen können, als ſein Vater ſie Tag für Tag ſeinen Augen entrollte. Er weckte ſtets des Knaben Phantaſie mit allerlei kleinen Bemerkungen, die, weil ſie nur Traumbilder waren, in keiner beſtimmten Form hervortraten, und deshalb unklare Vorſtellungen in dem Knaben erzeugen mußten. Das enge Thal mit der dunklen, ſenkrechten Felſenumrahmung ſchloß deſſen Gedanken ein, ſo daß er ſich eine wunderliche Vorſtellung machte von der Welt, die draußen lag. Zu welch' großen Dingen war er denn beſtimmt? ... Auf Erden konnte er nichts Großes erreichen; die Erde war zu klein, und die Arbeit zu ſchwer. Es war luſtig, dem

Lauf des schäumenden Wasserfalles zu folgen, der vom Fels herabstürzte und durch das Thal dahinbrauste und endlich sich mit dem Fluß vereinigte; aber draußen auf dem weiten Fjord, das kleine Fischerboot, mit den zusammengekauerten Gestalten darin ... war das etwas Großes? ... Hoch über dem Gebirg', am Himmel droben, zogen Mond und Sonne dahin, dahin auf ihrer strahlenden Bahn; und wenn der Westwind, der über das weite Meer daherflog, durch die Felsenschroffen, durch Geklüft und Schluchten heulend pfiff, und wenn er wie ein schnaubender Renner über den Himmel fuhr mit der Wolken mächtigem Kamm, ja, da schwangen sich wol des Knaben Gedanken auf zu Wind und Wolken und folgten ihnen ... wohin? Er konnte sich keine Vorstellung davon machen.

Brune war zehn Jahre alt, und Dordi wollte, daß er in der Wirthschaft helfen solle. So ging er denn mit an die Arbeit und breitete das frisch gemähte Gras in der Sonne zum Trocknen aus, und die ungewohnte Beschäftigung erpreßte ihm große Schweißtropfen. Aber dann kam oftmals Helje herzu und nahm ihm die Harke fort; da warf der Knabe sich in's Gras und spann glänzende Gedankenfäden aus über Aeußerungen wie die folgenden:

„Ruhe Dich aus, mein Junge; es kommt schon einmal der Tag, an dem Du Hohn für Schimpf bieten kannst." Und „kümmere Dich nicht um den gewöhnlichen Plunder; Du bist zu Besserem, Höherem bestimmt".

So ging die Zeit dahin, und der Winter kam heran. Guri war fortgezogen in die Heimathsbygd, und Leif war ihr gefolgt. Beide waren durch andere Arbeitskräfte ersetzt worden, die sich ihre Pflicht angelegen sein und nicht viel zu wünschen übrig ließen. Brune schloß sich indessen diesen Fremden nicht an, sondern er hing noch mehr am Vater als früher. Dordi hatte deswegen manchen Strauß mit Helje, weil sie die Meinung festhielt, der Knabe müsse jetzt sich durchaus um die Wirthschaftsangelegenheiten bekümmern und thätig mit zugreifen. Alle ihre Gründe und ihre ganze Ueberredungskunst halfen ihr nicht viel, und wenn sie auch noch so zornig thürein und thüraus fuhr und das ganze Haus in Unruhe und Aufregung versetzte, so ließ der Vater nur die Arme hängen und sann trübsinnig nach über sein Leben. Es war natürlich, daß im Umgang mit zwei so gänzlich verschiedenen Characteren der Geist des Knaben nicht fort- und ausgebildet werden konnte.

Nach einem stürmischen und schneereichen Winter stieg endlich die Frühjahrssonne auf und der Lenz wieder auf das Gebirg', aber es verging lange Zeit, bevor die Schneemassen, welche in den

engen Thälern lagen, am warmen Strahl des siegenden, gluthenden Gestirns zerthauten. Nach und nach sproßte das Grün zwischen dem starren Gestein hervor, und unzählige muntere Bächlein stürzten von den Bergen hernieder, ringelten sich gleich weißen Schlangen durch das sprossende Kraut dahin und strebten dem stäubenden Wasserfall zu, der von Tag zu Tag ein immer größeres und breiteres Bett sich einrichtete. Die Leute, welche sich während der kurzen, dunklen Wintertage daheimgehalten hatten, traten nun wieder auf längere Zeit aus ihren Häusern und sahen zur Sonne auf, die im lichtverklärten Blau ihre strahlende Flammenbahn dahinzog; sie schauten auf das erwachende, quellende, schwellende Leben, auf das knospende, sprossende, leuchtende Grün, und dieser herzerfreuende, erquickende Anblick, dieses herrliche, duftige Wunder des Lenzes verlieh der Seele neue Spannkraft, neue Zuversicht und neuen Muth.

Da hieß es eines Sonnabends-Abends, während Dordi das Mahl bereitete, daß am nächsten Sonntag Gottesdienst in der Sövde-Kirche gehalten würde und daß die ganze Familie diesem beiwohnen solle. Denn man träfe dort allerlei Bekannte, und dann predige auch der neue Pfarrer zum ersten Mal. Das sei doch werth zu hören.

Helje seufzte tief auf und warf einen wunderlich schwermüthigen Blick auf Brune, der gerade in diesem Moment die großen fragenden Augen auf den Vater heftete und durchaus nicht begreifen konnte, weshalb dieser sich niemals über Etwas zu freuen vermochte, obgleich in seiner eigenen Seele der gleiche unbestimmte Gram lebendig war und er den selben schweren Druck auf der Brust spürte, der so viele Menschen in diesen öden, pfadlosen Gegenden daniederbeugt.

Am nächsten Morgen waren auf dem Brusvik-Hofe Alle zeitig auf den Beinen. Dordi packte alle möglichen Vorräthe zusammen, denn etwas Proviant mußten sie mitnehmen. War es doch kein Nichtweg, den sie vor sich hatten. Zunächst mußte man das Thal durchfahren — einen Weg von wenigstens einer Meile — dann aber ging's zu Boot gegen zwei Meilen den Fjord hinauf. Sie mußten zeitig aufbrechen, so war Dordi's Meinung, und weil Helje selten eine eigene Ansicht hatte, so galt diejenige Dordi's für das ganze Haus und auch für ihn.

Die Sonne schien warm und freundlich auf dem Fjord, nachdem die kleine Familie nach der Fahrt durch das Thal das Boot bestiegen hatte und auf die glatte, ruhige Wasserfläche hinausgerudert war. Gar viele Boote trafen sich und fuhren an einander vorüber, und die Insassen tauschten Gruß, Gespräch und Lächeln

aus, weil der belebende Einfluß der warmen, sonnengetränkten Frühlingsluft sich geltend machte.

Nachdem die Boote das Ziel der Fahrt erreicht hatten, erklang plötzlich die Glocke der kleinen Kirche und machte das Gespräch verstummen. Die Männer entblößten das Haupt, und die Frauen bekreuzten sich andächtig und in Ehrfurcht. Einige Augenblicke später legten die Boote an der steinernen Landungsbrücke an, und sämmtliche Kirchgänger stiegen an's Land. Ein gutes Stück vom Strand entfernt stand die kleine Kirche, welche in Form eines Kreuzes und aus Holz gebaut war, sich demüthig und winzig ausnahm in der gewaltigen Gebirgsnatur, die rings sie umgab. Aber wie die kleine Kirche so dastand, trug sie doch die Gedanken über die hohen Berge fort, und für den Bauer, der aus dem ärmlichen Heim kam, wölbte sich doch das Gotteshaus hoch und weit als der Tempel des Herrn; und wenn der Bauer das Altarbild betrachtete, auf dem goldverziert der heilige Olaf in Wehr und Harnisch prangte und die züngelnde Schlange unter den Fuß trat, da erinnerte er sich, daß die Schlange die heidnische Zeit symbolisch darstellte, und daß der heilige Olaf im Namen unseres Herrn und Heilandes den Sieg errungen hatte.

Die Angehörigen jeder Familie vereinigten sich und wanderten langsam der Kirche zu; der Hausvater ging voran. Bei den Bewohnern des Brusvik-Hofes herrschte die umgekehrte Ordnung: Dordi schritt in würdiger Haltung voran, das Gesangbuch in den gefalteten Händen haltend und die Augen zu Boden gesenkt, während Helje mit dem Knaben so gut es ging, ihr folgte. Dordi kümmerte sich um Beide nicht. Vor der Kirche stand der Pfarrer unter den älteren Männern, während die jüngeren sich auf einer Seite zusammengeschaart hatten und mit neugierigen Blicken ihn von Kopf zu Fuß musterten. Dordi verneigte sich mit Anstand vor dem neuen Seelsorger und grüßte ihn mit ihrem freundlichsten Lächeln. Helje, der unter Denjenigen Bekannte entdeckte, die sich um den Pfarrer versammelt hatten, näherte sich ihnen in der Absicht, dem Pfarrer ebenfalls sein Willkommen zu bieten. Aber gerade als er, mit dem Hute in der Hand, das Wort nehmen wollte, fiel sein Auge auf den Küster, der an des Pfarrers Seite stand. Er sah seinen Feind, den Räuber seines Glückes und Rechtes unmittelbar vor sich. Helje verlor über den Anblick vollständig die Fassung, und als nun obenein noch der Küster die dünnen Lippen zu einem spöttischen Lächeln verzog, ward Helje so verwirrt, daß er den Hut zu Boden fallen ließ. Brune hob den Hut auf und reichte ihn dem Vater. Damit war der Versuch, den neuen Pfarrer freundlich und ehrerbietig zu begrüßen, vor-

läufig aufgegeben. Nun mischte Helje sich unter die herandrängenden Leute, und als er dann später auf dem Wege zur Kirche einen zweiten Versuch machte, sich dem Pfarrer zu nähern, versetzte der Küster ihm wie aus Versehen einen Stoß, so daß Helje über einen Stein stolperte und der Länge nach zu Boden fiel. Im selben Augenblick aber stand er bereits wieder auf den Füßen, und als Dorbi sich ihm fürsorglich nahte, schob er sie ruhig zur Seite, ergriff den Knaben, der dastand und ihn mit großen fragenden Augen ansah, bei der Hand und zog ihn mit sich fort zur Kirche.

Aber Helje war plötzlich verändert; er war verwirrt und täppisch gleich einem Mehlsack zu Boden gestürzt; als er wieder aufstand, glich er einem Wiking der alten Zeit. Mit erhobenem Haupte und mit todtbleichem Antlitz betrat er die Kirche; mit lautem, willensfestem Tritt schritt er dahin, und verwundert schaute gar Mancher ihm nach, der sich nicht erklären konnte, weshalb der sonst so gutmüthige, sanfte Helje auf einmal so verändert war, so ernst und bestimmt dreinschaute. Es schien ihnen Allen, als sei aus dem Lamm plötzlich ein Wolf geworden. — Aber wie war das zugegangen? was hatte diese Verwandlung bewirkt? ... Doch dort stand bereits der Küster, um das Gebet zu sprechen, und Alle beugten sich andächtig vor Gott.

Es ist eine schwierige Aufgabe, in diesen einsamen, abgelegenen und menschenarmen Gegenden Küster zu sein. Denn der Küster muß durch seinen Gesang die Orgel ersetzen und zugleich den Vorsänger machen; er muß stets wissen und es verstehen, mit der Gemeinde sich zu einigen, damit ein Jeder auch den gewünschten Platz erhält. Das ist keineswegs leicht. Denn die Frauen wollen immer sitzen und jede beansprucht den besten Platz, während die Männer schon eher sich bedeuten und mit sich reden lassen. So war es denn kein Wunder, daß Jakob Glomsät an einen Pfeiler gelehnt dastand, sich große Schweißtropfen von der Stirn trocknete und aus allen Kräften sich räusperte; er hustete und bereitete auf die nächste Aufgabe sich vor, welche darin bestand, den ersten Vers allein zu singen, um die Melodie anzugeben und dann während des ganzen Gesanges die Gemeinde zu begleiten. Aber das Singen war nicht gerade des Küsters Stärke. Jakob Glomsät war sonst ein fester, kräftiger Mann, aber er hatte eine näselnde Stimme und sang unrein, und wäre die Gemeinde nicht seit langer Zeit schon gut geschult gewesen, so daß sie im Stande war, allein und richtig zu singen, der Gesang hätte mehr lächerlich als erbauend geklungen.

Am Schlimmsten war das Ding für Jakob, wenn sein ver-

haßter Mitbewerber, wenn Helje vom Bruswik-Hof anwesend war, der ihm freilich nicht länger die Stelle als Küster, dafür aber die Ehre streitig machte. Und gerade heute, wo Jakob zum ersten Mal vor dem neuen Pfarrer zu singen hatte, gerade heute war Helje auch da. Den Stoß, welchen er ihm draußen zu versetzen gewußt, hatte er ihm in der Absicht gegeben, Helje wenn irgend möglich zu verhindern, in die Kirche zu gehen. Aber das Vorhaben war ihm nicht geglückt und deshalb dünkte ihn jetzt die Sache noch zehnmal schwieriger als früher. In dieser Annahme hatte er völlig Recht: denn Helje sog aus dem erlittenen Unrecht Nahrung für seinen Zorn.

Endlich kam der Augenblick, in dem der Gesang beginnen sollte; die Gemeinde wartete mit aufgeschlagenem Gesangbuch und geöffnetem Munde. Es half nicht mehr, Jakob mußte auf dem Chor erscheinen und vorsingen. Er räusperte sich noch einmal und sandte einen scheuen Blick zu dem Stuhl hernieder, auf dem Helje sitzen mußte. Aber Helje saß nicht mehr, sondern mit dem Gesangbuch in der Hand stand er mit stolz erhobenem Haupt da. Das Haar hatte er aus der Stirn zurückgestrichen und er schien zu einem Kampf auf Tod und Leben gerüstet. Der unglückliche Küster sah sein unabwendbares Schicksal vor Augen.

Endlich beugte er sich auf die Seite, und als dann sein Gesang erscholl, schien es wirklich, als hole er jeden Ton vom Boden herauf. Denn bei jedem tiefen Ton beugte er sich nieder und bei den hohen Tönen richtete er sich auf, so daß er einem in Bewegung gesetzten Pumpwerk glich. Die Gemeinde stimmte ein, und nun war es an Helje, den Kampf aufzunehmen. Mit einer Stimme, welche die ganze Kirche durchklang, fiel er plötzlich ein, und weil er aufrecht dastand, während alle Uebrigen saßen, schwollen die mächtigen Töne über der andächtigen Menge dahin, als trügen sie den ganzen Gesang mit sich empor. Unwillkürlich richteten Aller Blicke sich auf Helje, selbst der neue Pfarrer beugte sich aus seinem Stuhl, in der Nähe des Altars, vor, und sah auf den Mann mit der gewaltigen Stimme. Das entging Helje nicht, und ein Lächeln spielte auf seinem ernsten Angesicht. Der Küster aber hatte das Alles auch bemerkt, und weil er wußte, daß neben Helje's mächtiger Stimme seine eigene doch nur wie das Knirschen eines Rades neben einem donnernden, tosenden Wasserfall sich ausnehmen würde, wollte er wenigstens von seinem Rechte, Solo zu singen, so gut als möglich Gebrauch machen, und wo er, in Ermangelung der Orgel, die einzelnen Strophen durch Sologesang zu schließen hatte, zog er den Ton dermaßen lang, daß er auf alle Fälle in der Kirche gehört werden mußte. Allein so

leichten Kaufes ließ Helje den Sieg sich nicht entwinden, und wenn der Küster den Ton auch noch so lang zog in näselnden Trillern, so hielt Helje mit seinem tiefen, klangvollen Baß, der gleich Orgelschall die kleine Kirche ausfüllte, ihn ebenfalls aus.

Der Pfarrer beugte sich immer weiter vor und sah mit einer gewissen Unruhe auf Helje, der aber die Bewegung des Pfarrers als ein Zeichen des Beifalls auffaßte und deshalb die Stimme noch lauter erhob und auch die Gemeinde mit fortriß. Der Pfarrer dachte, wenn jeden Sonntag derartig gesungen würde, so müsse bald eine neue Ordnung der Dinge eintreten, und deshalb ließ er die Sache gehen, wie sie ging. Helje's Augen funkelten in stolzer Siegesfreude, und der Knabe stand an seiner Seite und konnte sich nicht sattsehen an der Größe, die nach seiner Meinung über seinen Vater ausgebreitet war, und er mußte jenes Abends gedenken, als der Vater ihm gesagt hatte, er solle ausführen, was ihm selbst nicht möglich gewesen sei. Brune legte sich die Frage vor, wie er denn ausführen solle und könne, was solch' einem Manne nicht möglich gewesen sei? Der Gedanke nahm seine ganze Seele ein und beschäftigte ihn so lebhaft, daß er erst mitten in der Predigt auf diese aufmerksam wurde. Der Pfarrer sprach über das Gleichniß von den zehn Pfunden. In edler und schmuckloser Weise entwickelte er die Verantwortlichkeit, welche wir Gott gegenüber haben für die Verleihung seiner Gnadengaben; daß ein Jeder mit seinem Pfunde ruhig und sorglos sein Glück versuchen solle und müsse; denn ohne Wagen kein Gewinnen. Alle sollten vertrauensvoll dem Rufe Folge leisten, auf welchen Gott durch die Verleihung von besonderen Eigenschaften und Gaben einen Jeden auf andere Art hinweist; aber doch nie und nimmer die Arbeit aufgeben und im Stich lassen, wenn die Verhältnisse dazu nöthigen und zwingen, einen anderen Weg als den ursprünglich erwählten einzuschlagen. Denn die Lebenskraft sei ein anvertrautes Gut, das Gott dereinst mit Zinsen zurückfordern würde. Die Rede war einfach und biblisch, ohne jeden rhetorischen Schmuck, so einfach, daß ein Kind im Stande war, ihr zu folgen, und sie entzündete deshalb auch leuchtende Funken in Brune's Gemüth. Vielleicht war er es, welcher die zehn Pfunde empfangen hatte. Wo lagen sie in ihm verborgen? Ja, und wenn ihm auch deren nur eins zu Theil geworden war, er fühlte sich so verzagt und gedrückt, er wußte doch auch mit diesem einen Pfund nichts anzufangen. Was hatte nur der Vater mit seinen Pfunden gemacht, er, der doch noch vor Kurzem erst den Küster so gründlich geschlagen hatte?

Helje machte sich auch seine Gedanken über die Predigt, aber

auf andere Weise. „Ich habe auch mein Theil von unserem Herrgott erhalten, aber sicher nur ein Pfund; doch war es genügend; ich hatte nicht nöthig, es zu vergraben. Der alte Pfarrer selbst, Gott schenke ihm den ewigen Frieden, kann es vor dem Allmächtigen bezeugen; aber man nahm mir das Pfund und gab es einem Anderen ... einem Unwürdigen ..." Und nun vertiefte sich Helje in die bitteren Gedanken, welche ihn stets beim Anblick seines glücklicheren Nebenbuhlers überkamen. Inzwischen hatte der Pfarrer seine Predigt beendigt und die Kanzel verlassen, und der Stille der Andacht folgte die gewöhnliche Unruhe.

Nun trat der Küster auf's Neue vor und setzte sein Pumpwerk wieder in Bewegung. Seine übermäßig gereizte Stimme hatte jede Spur von Ton verloren, und bei der gewaltigen Anstrengung, die er machte, um dennoch seiner Pflicht als Vorsänger zu genügen, erscholl auf einmal aus seinem Munde ein pfeifender Mißlaut, so unerwartet, als wenn plötzlich ein Orgelton in eine heilige Handlung hineinklingt. Einige Kinder, die am Ende der Kirche saßen, brachen in ein schallendes Gelächter aus. Da wandte der Küster das jämmerliche, verzweifelte Angesicht dem Pfarrer zu, als ob er von ihm in dieser Sache sich Raths erholen wolle. Aber da stand Helje auf, und mit Kraft und Würde führte er unter Begleitung der Gemeinde den Gesang zu Ende, während der gänzlich geschlagene Küster sich in die fernste Ecke des Chores zurückzog. Es ward ihm schwarz vor den Augen, es drehte sich Alles mit ihm.

So hatte denn der verhaßte Nebenbuhler gesiegt, und Spott und Schande waren ihm zu Theil geworden. Der Küster sah zu dem Altarbild auf, auf welchem der heilige Olaf abgebildet war, wie er der züngelnden Schlange den Fuß auf den Kopf setzte. Engel in allen möglichen und unmöglichen Gestalten gruppirten sich um die Scene. War nicht Helje die Schlange, welche ihn sogar bis in die Kirche verfolgte? Ja, er wollte gleich dem heiligen Olaf auch ihm den Kopf zertreten, einerlei, was darauf folgte. Dieser Gedanke, der dunkle häßliche Entschluß nahm sein ganzes Sinnen und Trachten gefangen, und Dämonen umflatterten den Gedanken gleich wie auf dem Bilde die Engel den heiligen Olaf umschwebten.

Außerhalb der Kirche drängten Männer und Frauen sich um Helje, der in stolzem Siegesbewußtsein von allen Seiten Lobsprüche erntete; selbst der Pfarrer blieb einen Augenblick bei ihm stehen und dankte ihm für seinen Gesang, behielt sich aber vor, ein anderes Mal deswegen ausführlicher mit ihm zu sprechen. Der unglückliche Küster, welcher dabeistand und die Worte des Pfarrers gehört hatte, deutete sie dahin, daß Helje die Stelle als Küster erhalten und daß er selbst verabschiedet werden würde. Wie

sinnlos der Gedanke auch war, der Küster war doch überzeugt davon, und als der Pfarrer nun zur Landungsstelle hinabging, um sein Boot zu besteigen, und der Küster ihm folgte, um ihm behülflich zu sein, da wandte dieser sich einen Augenblick um zu Helje. Im Blick des Einen stand geschrieben: ich komme wieder, und in des Anderen Auge war zu lesen: ich erwarte Dich.

Kurz darauf schoß das Boot des Pfarrers schnell in den Fjord hinaus, und der Küster kehrte langsam zur Kirche zurück. Vor der standen noch alle Leute in eifrigem Gespräch, und es war augenscheinlich, daß sie eine Lösung des Knotens erwarteten, den der Haß so fest geschürzt hatte, daß er auf gütliche Weise nicht zu entwirren war.

Helje stand mit seinem Knaben an der Hand auf einer Art Hochfläche, die sich unmittelbar hinter der Kirche sanft ansteigend erhob und sprach mit einigen älteren Männern. Von dieser Stelle hatte man eine weite Aussicht auf den Fjord, und gar Mancher war auf die Höhe gestiegen, um mit den Augen dem Boot des Pfarrers zu folgen, das endlich gleich einem schwarzen Punkt in der Ferne verschwand. Nicht weit von der erhöhten Stelle ragten die Berge steil auf, und es sah aus, als schlösse das Hochplateau sich unmittelbar an sie an. Dem war aber nicht so: zwischen dem Gebirge und der Hochfläche gähnte eine tiefe dunkle Schlucht, die von dem überhängenden Felsgezack der zerklüfteten Berge beschattet ward.

Nun kam der Küster, dem einige junge Burschen folgten, den Abhang herauf und blieb Helje gegenüber ruhig stehen. Dieser schob Brune bei Seite, steckte die Hände in die Hosentaschen, und dann maßen die beiden Widersacher sich einen Moment lang mit den Augen.

„Bereitest Du Dich zum Ringkampf vor?" nahm Helje das Wort und trat dem Küster einige Schritte näher.

„Es ist nicht erlaubt," erwiderte der Küster und richtete zugleich sich gerade.

„Dann hast Du Dir vielleicht überlegt, auf welche Weise Du mir die Mühe bezahlen willst, die ich Deinetwegen heute gehabt habe?"

„Kann sein, obgleich ein solches Pfuschwerk nicht des Erwähnens werth ist."

„Solch' einen unfähigen Wicht, wie Du bist, kann man freilich eigentlich nur bemitleiden," lachte Helje höhnisch auf.

„Ja, als ein Nichtsthuer und Prahlhans bist Du schon längst bekannt," schnob der Küster und zog die Hände aus den Taschen.

„Willst Du Dich zur Wehre setzen?" fragte Helje.

„Ich weiß freilich nicht, ob ich ein solcher Esel sein soll, mich mit ihm im Kampf zu messen," lachte hämisch der Küster und war im Begriff sich den Umstehenden zuzuwenden, die bisher in lautlosem Schweigen verharrt hatten.

In dem Augenblick aber schlang Helje von hinten ihm die Arme um den Hals und riß ihn mit einem kräftigen Ruck an sich, so daß der Küster den festen Halt verlor und willen- und machtlos in Helje's Arm lag. Es dauerte nur einen Moment, da hatte der Küster wieder festen Fuß gefaßt, und Beide rangen mit Anspannung aller Muskelkraft und in rasendem Rachedurst mit einander. Hierhin und dorthin wogte und tobte der wüthende Kampf, so daß die Zeugen erschreckt zur Seite stoben und dann Frieden zwischen den Streitern zu stiften versuchten. Dordi rief ärgerlich nach „Helje" und Brune schrie nach dem „Vater". Aber kein Wort als die Ausbrüche des glühenden Zornes, der ihre Seelen erfüllte, vernahmen die Ringer. Bald lag der Eine auf dem Boden, bald der Andere, bald standen sie aufrecht, bald rollten sie wieder auf der Erde dahin über Felsblöcke und Haidekraut, daß der Staub aufwirbelte und Steinsplitter umherflogen, daß ihnen über Gesicht und Hände das Blut strömte. Athemlos sah die Menge zu und Niemand wagte, den Streitenden zu nahen. Plötzlich erscholl der Schreckensruf: „Nehmt Euch in Acht! Kommt der Schlucht nicht zu nahe! Es geht steil hinab!" Aber Raum und Zeit, Erde und Himmel waren verschwunden für die Unglücklichen, und in der nächsten Sekunde schon rollten Beide, krampfhaft sich umklammernd, den Absturz hinab und verschwanden in der Tiefe.

Ein einziger Schrei des Schreckens klang schauerlich auf, und Dordi sank ihrer Nachbarin ohnmächtig in die Arme. Die Männer faßten sich zuerst, gingen bis zum äußersten Rande der Kluft und blickten hinab, ob sie die Hinuntergestürzten nicht entdecken könnten. Dann wurde berathschlagt, was zu thun sei, und endlich erbot sich ein Bursch, sich hinabzulassen, um die Verunglückten aufzusuchen. Das Anerbieten ward gern angenommen. Viele Leute liefen zu den Booten, um die nöthigen Taue zu holen. Aber es währte lange, bis man genügend viele Stricke fest und sicher aneinandergeknüpft hatte, damit sie die ausreichende Länge und Sicherheit hatten. Endlich wurde der junge Mann hinabgelassen.

Es ging äußerst langsam und war sehr beschwerlich. Aber sollte der barmherzige Samariter, welcher das Wagestück unternahm, sein Leben nicht nutzlos auf's Spiel setzen und mit heilen

Gliedern davonkommen, so mußte man mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen.

Niedriges Gebüsch bedeckte hin und wieder lose Felsstücke, die sich durch einen unvorsichtigen Stoß oder durch das Gewicht des Hinabgleitenden aus der Lage zu lösen und diesen und Andere hinabzureißen drohten. Das mußte um jeden Preis und mit aller Vorsicht vermieden werden. Aber die Männer, welche das Wagniß unternahmen, waren vertraut damit; Dergleichen ist in diesen Gegenden nichts Seltenes. Und es glückte ihnen auch nach vieler Mühe und nach äußerster Anstrengung, das Ziel zu erreichen. Als nun der junge Bursch auf den Grund der felstrümmerbesäeten Schlucht angelangt war und zwischen den Blöcken nach den beiden unglücklichen Kämpfern umherspähte, wollte es ihm nicht gelingen, sie zu entdecken, und all' sein Rufen und Suchen war vergebens. Wo waren die Feinde geblieben? Hatten sie vielleicht einen Ausweg nach irgend einer Seite gefunden? Die Annahme erwies sich als gänzlich unmöglich: denn auf der einen Seite lag der Fjord, und die andere Seite war versperrt durch einen steil und senkrecht aufsteigenden Felskamm, der nur eine so schmale Oeffnung zeigte, daß es für einen Menschen unmöglich war, sich hindurchzuzwängen. Außerdem war es undenkbar, daß die Kämpfenden in dies steinbesäete Felsgrab hinabgestürzt sein konnten ohne nicht das Leben zu verlieren. Aber so viel und so emsig der Bursch auch suchte und umherspähte, das Resultat war und blieb das gleiche: Helje und der Küster waren nirgends zu finden. Da gab der Bursch, der vergeblichen Mühe überdrüssig, endlich das Zeichen zum Aufziehen.

Schrecken ergriff Alle, als der Bursch nach seinem gefahrvollen Unternehmen endlich wieder auf der Hochfläche stand und über den Ausfall seiner Untersuchung berichtete. Nach langer Berathung gelangte man zu der Ansicht, daß die Kämpfer auf den vom Grunde der Schlucht aufsteigenden Felskamm gestürzt und von dem Anprall auf die entgegengesetzte Seite des Grats geschleudert worden seien. Auf der Seite der Schlucht, auf welcher der Bursch sie gesucht hatte, waren sie dann natürlich nicht zu entdecken gewesen, und der Zugang, welcher nach der anderen Seite führte, war zu eng und schmal für einen Menschen. Was sollte man thun? Es war nicht daran zu denken, den Versuch des Hinablassens in die tiefe Schlucht noch einmal zu wiederholen. Denn die Zeit war mittlerweile derart vorgeschritten, daß bereits die Schatten der Nacht über das Thal dahinstrichen, und die hohen Berggipfel die weite Fläche des Fjords dunkeldrohend überschatteten. Alle erfaßte ein Grauen, als sie endlich sich anschicken

mußten, die Unglücksstätte zu verlassen, aber Alle meinten auch, daß menschliche Hülfe nichts mehr vermöge, und daß nur Gott der Herr allein Beschützer und Retter der Verunglückten sein könne. Nach und nach gingen denn auch Alle, nachdem die Frauen und Kinder meist schon vorausgeschickt worden waren, zu ihren Booten hinab. Manche, die auf dem Fjord oder durch das Thal einen weiten Weg zurückzulegen hatten, kamen erst spät in der Nacht heim, und Keiner betrat froh und freudig sein Haus.

Auf dem Brusvik-Hof war mehr Leben als gewöhnlich. Viele Bekannte waren Dordi heimgefolgt und weinten mit ihr und suchten sie zu trösten. Als aber endlich der Kaffeekessel auf dem Tisch stand, beruhigte und besänftigte dessen dampfender Inhalt den Schmerz, so daß man auch wieder an andere Dinge als an den Unglücksfall zu denken begann. Plötzlich hieß es: „Wo ist Brune?" Niemand hatte ihn gesehen. Er mußte den Leuten vom Fjäre-Hof gefolgt sein, die Kinder in seinem Alter besaßen ... Ah ja, so würde es wohl sein. Man dürfe nicht gleich das Schlimmste annehmen ...

Aber Brune war nicht auf dem Fjäre-Hof.

Als der Vater mit dem Küster rang, war es für Brune ausgemachte Sache, daß Helje über den Küster den Sieg davontragen müsse; aber als die Kämpfer aus vielen Wunden bluteten und dann rasend vor Zorn und Wuth in den Abgrund stürzten, da schrie Brune laut auf vor Angst und Schrecken und verbarg das Antlitz auf dem Boden, um nichts weiter zu sehen. Als man dann Anstalten traf, um den muthigen jungen Burschen, der zu dem Liebesdienst sich erboten hatte, in die Schlucht hinabzulassen, folgte Brune den Rettungsarbeiten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und als man später aus dem mißglückten Versuch die Vermuthung zog, daß die beiden Streiter eine Strecke weiter in den Abgrund gestürzt sein müßten, ging der Knabe am Rande der Schlucht entlang, bis er eine Stelle fand, wo ein vorspringender Grat über sie hinausragte. Hier klammerte er sich an einen Wachholderbusch und verlor sich in dem Gedanken, daß es ihm von dieser Stelle aus möglich sein würde, dem Vater bei dessen Rückkunft den ersten, freudigen Gruß zuzurufen. Denn daß der Vater mit gebrochenen Gliedern und gänzlich zerschmettert drunten liegen könne, daran dachte er nicht ... zerschunden, ja wohl; aber todt, nein, die Vorstellung fand keinen Raum in seinen Gedanken.

Nach und nach verließen alle Leute die Stätte, und der Abend dunkelte herein. Die Berge schienen drohend zu wachsen, und der Fjord blinkte dazwischen wie ein schmaler Silberstreif. Die dunklen unbestimmten Umrisse der Kirche winkten noch von der Seite,

und die schiefen Holzkreuze des Friedhofs, innerhalb der niedrigen Umfassungsmauer, wurden immer undeutlicher sichtbar. In der Schlucht, die unter ihm gähnte, ward es dunkler und dunkler und endlich ganz schwarz. Da sah Brune ein, daß Niemand mehr die Absicht habe, seinem Vater Beistand zu leisten und ihm zu Hülfe zu kommen, und daß dieser deshalb mit dem abscheulichen Küster, der wohl im Stande sei, in der Dunkelheit ihm das Leben zu nehmen, die Nacht in dem Abgrund zubringen müsse. Was sollte er thun? Seine Gedanken verwirrten sich, die Angst krampfte ihm das Herz zusammen. „Vater!" rief er verzweifelt aus, aber das Echo allein gab ihm Antwort, und eine tiefe Stille, noch trost- und hoffnungsloser als zuvor, folgte darauf.

Die Dunkelheit nahm zu, und die eisige Kälte der Nacht machte sich geltend, so daß der Knabe bis in's innerste Mark erbebte vor Frost und Furcht.

Sollte er sich hinabwagen in den Abgrund? Er konnte die Hand nicht vor Augen sehen. Weshalb hatte er nicht den Vater festgehalten, als dieser hinabstürzte, so wäre er doch auch mit hinabgerollt und konnte ihm nun helfen und gegen den Küster vertheidigen. Und der unglückliche Knabe schrie laut auf aus Verzweiflung, weinte und wand sich wie ein Wurm. Und die Leute hatten es alle miteinander über's Herz bringen können, fortzugehen, ohne dem Vater beizustehen! Wie sollte er es nur möglich machen, hier auf der Bergeshöh' die Nacht im Freien zuzubringen? Er fühlte sich so krank und war so todtmüde. Läge er doch unten auf dem steinigen Grund der Schlucht beim Vater! Dort konnte er doch wol schlafen, wenn es auch bitter kalt war. Hu! wie schauten die gerade gegenüberliegenden Felsenhörner so finster drohend ihn an, wie neigten sie sich weiter und weiter vornüber, um auf ihn niederzustürzen und ihn zu zerschmettern. Nein, er hielt es nicht länger aus; er mußte und mußte hinunter zum Vater. Aber wo fand sein Fuß den nöthigen Halt beim Hinabsteigen? Die schweigende, dunkle, unerbittliche Nacht machte seines kindlichen Herzens Wunsch und Verlangen zunichte, und die langen, bangen Stunden zogen eine nach der anderen herauf und dahin über den zitternden Knaben.

Da bebte ein bleicher, bleifarbener Schein über die Berge, und wie eine leise Ahnung brach der Morgen durch die Wolken. Der Knabe bemerkte an den Felsen unter sich einen kleinen Vorsprung. Nun ruht der Fuß sicher und fest darauf. Nur noch mehr solcher Absätze. Der wallende Nebel läßt Nichts deutlich erkennen. Aber ich muß doch versuchen, hinunterzukommen. Ich weiß gewiß, daß der Vater sich nach mir sehnt. Das war

ein tüchtiger Sprung. Könnte ich nur noch mehr solcher Sprünge machen. Ich kann nicht begreifen, weshalb man hier nur so mühsam Jemanden hinabläßt, wenn man doch auch auf diese Weise hinunterkommen kann. Und der Knabe stieg hinunter, hinab, weiter und weiter, tief und tiefer; — der sichere Instinkt des Steinbocks leitete ihn; er stieg hinab mit einer Sorglosigkeit und Ruhe, welche einzig und allein die vollkommene Unkenntniß der Gefahr einzuflößen vermag. Denn Der, welcher keine Ahnung der Gefahr hat, in welcher er sich befindet, gleicht dem Nachtwandler, welchen der Schlaf unempfindlich und bewußtlos macht, während beim Erwachen Schwindel sich einstellt.

Dort wo durch sein Gewicht ein erwachsener Mann hundertmal in die Tiefe gerissen worden wäre, hing der Knabe an den dünnen Birken- und Erlenzweigen, die aus den Rissen und Spalten der Felsen hervorsproßten und schwang sich elastisch und muthig und ausdauernd bald nach dieser, bald nach jener Seite, wo es ihm zum Fortkommen am Besten und Sichersten schien. Unter ihm weitete und breitete die Schlucht sich mehr und mehr aus, je tiefer er hinabkam; von oben gesehen, schien sie keilförmig in den Fels hineingesprengt, jetzt aber lag sie weit und flach vor seinem Blick da, besäet mit großen Steinblöcken, Gebüsch und Wasserlachen, Alles in wilder Verwirrung durcheinander.

Je mehr der Nebel zerflatterte und sich zertheilte, desto deutlicher wurden dem Knaben die Gegenstände unter ihm und um ihn, aber in diesem Beschauen verloren und in dem Spähen nach einem weiter unten gelegenen Stützpunkt für den Fuß, verlor er seine nächste Umgebung aus dem Auge. Er ergriff einen Büschel Farnkraut, das in einiger Entfernung wuchs und meinte, das schwache Kraut könne das Gewicht seines Körpers tragen. Aber Busch und Gestein und Erde rollten mit dem betäubten Knaben in fliegender Hast zu Thal. Einen Moment lang hatte er noch so viel Besinnung zu denken, daß der liebe Gott ihn schneller zu seinem Vater bringen wolle, dann aber verließ ihn die Besinnung vollständig, und sein Körper folgte, gleich dem gelösten und herniederdonnernden Stein, einfach dem Gesetz der Schwere, nur daß der Stein noch schneller als der Knabe den Boden des Abgrundes erreichte.

Dort lag Brune jämmerlich zerschunden und zerkratzt mitten in einem Hagebuttenstrauch, der zwischen zwei Felsblöcken hervorgeschossen war, und erst als die Sonne über den Kamm des Gebirges stieg und mit dem Kuß des Lebens ihm die eiskalten Wangen berührte, schlug er die Augen auf und fühlte im Kopf und in allen Gliedern eine bleierne Schwere. Wo war er nur?

Er versuchte sich zu besinnen und richtete das Haupt ein wenig empor. Der Kopf schmerzte ihn und auch der Arm that ihm weh im Gelenk. Er versuchte sich aufzurichten und sich aus dem Busch zu befreien; doch die scharfen, spitzen Dornen hielten ihn wie mit eisernen Haken fest, so daß es ihm schien, er könne sich überhaupt nicht mehr losmachen. Nun sah er zu den hohen Felsen hinauf. O nein, o nein! War er denn von dort gekommen? Ah ja, das war er doch wol, meinte er; er glaubte, daß der Vater hier unten sei. Denn dort wieder hinaufzugelangen, war nach seiner Meinung einfach unmöglich. Aber wo war der Vater?

Es ward dem Knaben schwer zu gehen, und ein bequemer Weg war es auch gerade nicht, den er vor sich hatte, aber jeden Winkel, jede Ecke, jede Höhlung mußte er dennoch absuchen. In den Schläfen pochte es wie mit Hämmern, und den Arm konnte er kaum rühren, so sehr schmerzte ihn der. Er sank zusammen in seinem Jammer und Weh und erhob sich wieder und in fieberhafter Angst und Spannung ging er dahin zwischen den Felsblöcken und dem Geröll. Aber so viel er auch schaute und spähte, er fand Nichts; kein Laut verrieth, daß Leben in der Nähe sei. Hatte denn die Schlucht noch einen tieferen Absatz? Gott im Himmel! da mußte er ja hier einsam umkommen und schaute niemals Menschen wieder.

Er brach in heiße Thränen aus und schluchzte laut; in seinem Kummer und in seiner Angst legte er den Kopf, der ihm so schwer war, so brannte und schmerzte, auf einen Felsblock. Was aber lag dort auf jener Seite des Felsens? Er war mit einem Sprung auf- und über den Stein fortgesprungen. Dort lag sein Vater, aber mit geschlossenen Augen und mit einem Angesicht so bleich wie das Wachslicht in der Kirche. Und ein wenig entfernt von ihm ruhte auch der Küster, zusammengekrümmt, mit dem Kopf zwischen zwei großen Steinen, die Hände krampfhaft in das Gras gekrallt, welches an den Steinen emporwucherte. „Vater!" rief der Knabe. Keine Antwort. „Vater!" flüsterte er mit thränenerstickter Stimme und legte das warme, thränenüberströmte Antlitz dem Vater an die todtbleichen Wangen. Ein leises Beben ging durch den Körper des Bewußtlosen; kurz darauf hob ein schwacher Seufzer die Brust. „Vater," schluchzte der Knabe, „sei nur ganz ruhig, ich bleibe bei Dir. Ich wußte es ja, daß Du nach mir verlangtest, Vater." Und er strich ihm das blutige Haar aus der Stirn.

Da schlug Helje langsam und mit Anstrengung die Augen auf und richtete einen unbewußten, matten Blick auf Brune. Nach und nach aber schien ihm die Erinnerung aufzudämmern,

und endlich glitt ein verklärtes Lächeln über die starren Züge — er erkannte seinen Knaben wieder. Und die Zwei schauten einander an, wie sie sich immer angesehen hatten. Daß Helje kein Wort sprach, fiel Brune nicht auf und erfüllte ihn auch nicht mit Furcht und Angst. Denn das war er ja von früher gewohnt. Aller Schmerz und das dumpfe Gefühl, welches noch vor Kurzem durch das Gehirn ihm gegangen, waren auf einmal jetzt verschwunden; nur eine eigene Schwere überkam ihn.

Aber der Vater lag mit dem wunden Haupt so schlecht auf dem scharfen Stein. Brune zog die Jacke aus und faltete sie so zusammen, daß das weiche Futter nach außen kam und dann hob er langsam und vorsichtig des Vaters Kopf auf, — er war schwer wie Stein. — Aber als Brune dem Vater behutsam die Jacke unter das Haupt schob, löste sich das von geronnenem Blut zusammengeklebte Haar, und aus einer großen tiefen Wunde strömte das rothe Leben in einem breiten Strom über Hals und Brust dahin. Der Knabe löste schnell sein kleines Halstuch und band es, so gut es ging, dem Vater um's Haupt ... Das mußte helfen. Der Vater schlug die müden Augen auf und blickte den Knaben mit unendlicher Liebe an. Dann fielen ihm die Lider wieder zu. Brune kannte die Zeichen des Todes nicht. Der Vater sei müde, dachte er, und wenn er jetzt ruhte und schlummerte, würde es schon besser werden. „Schlaf' Du nur, Vater," sprach er, „ich will für Dich beten. Ich weiß, daß Du dann am Besten schlafen kannst." Und er legte sich an des Vaters Seite nieder, schlang seinen Arm um ihn und betete das Vaterunser. Wie klang das Gebet so wundersam ergreifend in der stillen Morgenstunde! An den Bergeshängen zwitscherten und lockten die Vögel zu einem frohen, sonnigen Frühlingsstelldichein.

Da seufzte Helje tief auf ... Stille! Der Knabe lauschte. Gott sei Dank, nun schlief der Vater. Und Brune schmiegte sich noch enger an ihn und schloß die schweren Augenlider.

Die Sonne stand in all' ihrer leuchtenden Herrlichkeit, in schimmernder, flimmernder, funkelnder Pracht über den Bergen und warf ihre freundlichen, goldigen Strahlen gerade hinab in die dunkelsteile Schlucht. Der Fjord lag wie ein glänzender Spiegel da, und der Nebel zertheilte sich in allen Thälern und Schluchten und schwebte in zerrissenen, zerflatternden Schleiern in den seltsamsten Formen um die zackigen Felsspitzen.

Der Ton vieler Stimmen weckte endlich den Knaben aus seinem tiefen, erquickenden Schlummer. Er setzte sich aufrecht, rieb sich die Augen und wußte im ersten Augenblick gar nicht, was mit ihm vorgegangen war. Aber der Anblick des todten

Küsters, den zwei Männer auf eine Bahre legten, gab ihm die Erinnerung zurück, daß es ihm wie ein Blitz durch den Kopf fuhr: er wandte sich nach dem Vater um. Der sah todtenblaß aus, das Tuch war von der Stirne gelöst. Der Knabe nahm seine Hand, sie war steif und kalt wie Eis und unbeweglich — es durchschauerte Brune eisig — er warf einen scheuen Blick auf den Vater ... Ja, jetzt begriff er es ... sein Vater war todt. Er stand auf — bewußtlos und ging still auf die Seite; es war plötzlich so sonderbar unruhig rings um ihn geworden. Jetzt hoben die Leute auch Helje's Leiche auf; sie ward ebenfalls auf die Bahre gelegt. Es war ein unheimlicher Anblick für Brune.

„Armer Junge!" tröstete ihn einer der Männer und trat auf ihn zu, „weine Du nur, denn Du hast einen guten Vater verloren."

Aber der Knabe fand keine Thränen. So lange der Vater lebte, hatte er wol in seiner Betrübniß ab und zu geweint. Denn damals hatten ihm die Thränen Erleichterung und Linderung verschafft; aber jetzt, wo er nicht wußte, wie er dem Kummer entfliehen sollte, der sein Herz, seine Seele so unendlich qualvoll bedrückte, verwahrte er diesen Gram im tiefsten Innern als sein einziges Eigenthum, und Niemand sollte die Erlaubniß haben, seinen Schmerz mit ihm zu theilen. Der Kummer, welcher Thränen findet, endet immer mit Lächeln, weil die Zeit, die große, sanfte Trösterin, ihn mildert und heilt; der schweigsame Gram aber, der keine Thränen kennt, wurzelt auf des Herzens tiefstem Grund und spinnt die Seele ein für alle Zeit.

Es ward eine lange, beschwerliche Wanderung mit den beiden Leichen durch die unwegsamen Schluchten und Thäler. Die Leiche des Küsters wurde in der Kirche zurückgelassen, diejenige Helje's aber ward über den Fjord gerudert und dann auf den Brusvik-Hof getragen. Brune folgte dem todten Vater heim.

Auf dem Hof hatte der erste Ausbruch des Schmerzes sich wol gelegt; aber als Helje's Leiche gebracht ward, brach der Schmerz von Neuem so gewaltsam los, daß er der mächtigen Woge glich, die plötzlich mitten aus dem Meer aufschäumt und aufwallt, die aber durch die eigene Kraft gebrochen wird und aus Mangel an Widerstand in sich selbst zusammenfällt. Der Knabe konnte nicht begreifen, weshalb seine Mutter fortwährend jammerte und weinte und nach dem Vater rief und sich geberdete, als ob sie von Sinnen sei. Denn der Vater war einmal todt, und alles Schluchzen und Klagen half nicht mehr, erweckte ihn nimmer zum Leben. Aber Brune hatte auch noch keine Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß in dieser Welt gar Vieles nur des äußeren Scheines wegen geschieht.

An dem gleichen Tage wurden die Verunglückten zur Ruhe bestattet. Ein eigenthümliches Gefühl, eine tiefe, nie gekannte Unruhe durchzuckte Brune, als der Sarg des Küsters an ihm vorübergetragen wurde, und er erkannte in diesem Augenblick klar und deutlich, daß, wenn der Küster jetzt noch am Leben gewesen wäre, so hätte es ihm unmöglich geschienen, mit dem das Dasein zu theilen .... Und deshalb war es wol am Besten, daß der Verhaßte aus der Welt gegangen war. Brune athmete tief auf: „Gott sei Dank, daß der abscheuliche Küster todt ist."

Auf dem Brusvik-Hof ging es während des Sommers wie gewöhnlich zu. Dordi war die Geschäftigkeit selbst und überall und nirgends. Dem Knaben ging die Arbeit langsam und schwer von der Hand und er hatte schlimme Tage. Denn die Mutter legte den größten Werth auf Aeußerlichkeiten, während bei Brune das Umgekehrte der Fall und bei ihm die Welt des Gemüths reich entwickelt war. Er konnte sich nun einmal nicht von dem Gedanken befreien, daß er zu Großem bestimmt sei. Das Wort des Vaters, daß er nur Alles ruhig nehmen solle, seine Zeit käme doch noch, klang ihm beständig in den Ohren; die Arbeit ward ihm immer mehr zuwider, und er wurde von Tag zu Tage gleichgültiger gegen die Scheltworte, welche er wegen seiner Lässigkeit von der Mutter anhören mußte.

So oft es ihm nur möglich war, suchte er die Einsamkeit und zog sich in sich selbst zurück wie die Schnecke in ihr Haus. Ob es draußen regnete, ob die Sonne schien, kümmerte ihn nicht. Ab und zu traf er Guri mit dem aschblonden Haar und dem Wetterleuchten in den träumerischen Augen, und wie ein Rest der alten verlorenen Sicherheit überkam es ihn, wenn er das Mädchen bei der Hand hielt. Aber die Begegnungen fanden nur selten statt, und die Wirkung der einen war bei der nächsten bereits verschwunden. Beim Kirchgang traf er zuweilen auch Leif; dieser aber schien ihm fast scheu auszuweichen und nickte von ferne ihm nur leicht zu. Und wenn er dann an der Mutter Seite an Leif vorüberschritt, und Dordi diesem das huldreichste Lächeln zu Theil werden ließ, das allemal von einem zu ihrer Wittwentracht passenden Seufzer begleitet war, dann schien es Brune, als wiche Leif auch diesem Lächeln ängstlich aus. Doch auf Dergleichen verstand sich der Knabe nicht; er hing seinen Gedanken nach und folgte seinen Träumen, die einem Boot glichen, das im Spiel der Wogen bald hierhin, bald dorthin geschleudert wird. — —

In den einsamen Fjorden und Thälern Norwegens bringt der Winter nicht wie bei uns in Deutschland viel Arbeit mit sich; nur an den Küsten des offenen Meeres, die selten gefrieren und

deshalb der Fischerei während des ganzen Jahres zugänglich sind, rührt sich noch das Leben, während tiefer im Land fast alle Thätigkeit ruht, und die einsamen Menschen in den einsamen, tiefverschneiten Häusern den halben Tag verschlafen, bis der Winter sich neigt, und die warme Frühlingssonne mitleidig den Schnee zerthaut, daß die Erde wieder das herzerquickende Grün emporsprossen läßt zum lichtverklärten Blau. Dann beginnt die Arbeit, der Acker wird bestellt, genau in der Weise wie es die Vorfahren schon gelernt und gethan haben. Selten, daß einmal ein junger thatkräftiger Mann sich von den überlieferten Vorstellungen und Gebräuchen losmacht und das Gehöft besser und einsichtsvoller bewirthschaftet, als es vielleicht vordem seit vielen, vielen Jahren geschehen ist.

Doch auf dem Brusvik-Hof war die alte Ordnung der Dinge nun vorüber, denn die Frau, welche dort das Regiment führte, hieß nicht umsonst die Stadt-Dordi.

Die Jahreszeiten hatten gewechselt, und Dordi hatte ihre schwarze Haube mit einem helleren Band geschmückt. Sie war endlich der schwarzen Wittwentracht, die zudem abgenützt war, überdrüssig geworden. Ein sonnenwarmer, blaugoldener Sonntag war strahlend aufgestiegen; es rührte sich kein Lüftchen, kein Grashalm zitterte im Winde; aber auf dem Brusvik-Gehöft war es nicht so sonntäglich still, lud nicht Alles so zur Feier ein wie die Natur. Dordi flog aus dem Wohnhaus nach dem Vorrathsschuppen, blickte in jeden Winkel des Hofplatzes, und wo ihr rasches, sicheres Auge nur irgend Etwas entdeckte, das nicht in der Ordnung war, da griff Dordi mit sicherer, geübter Hand zu und wies jedem Ding den richtigen Platz an. Brune hatte eine neue Jacke und ein Halstuch bekommen und stand nun auf der steinernen Schwelle des Hauses und wunderte sich über die Unruhe und Aufregung, welche heute am Sonntag auf dem Gehöft herrschten. Aber fragen war nicht seine Sache; er wartete geduldig und ließ die Dinge an sich herankommen.

Endlich hatte Dordi im Hause und auf dem Hofplatz Alles in Ordnung gebracht und wandte nun ihre ganze Sorgfalt der eigenen Person zu. Das kurze zottige Haar strich sie dermaßen kräftig aus der Stirn, als wolle sie es mit der Wurzel ausreißen; dann setzte sie die schwarze Haube mit der weißen Krause auf, die ihr zu den eingefallenen Wangen recht gut stand. Eine Friesjacke umschloß eng anliegend den Oberkörper, und ein Unterrock aus dickem, eigengewebtem Stoff gab ihr die nöthige Fülle. Darauf schlang sie ein weißgeblümtes Tuch um den Hals, band die weißen Haubenbänder in einer Schleife unter dem Kinn zu-

sammen, und musterte ihre zierliche Person in einem kleinen Spiegel, mit dessen Schrammen und Flecken sie derart vertraut sein mußte, daß sie im Stande war, ihrem eigenen Gesicht ein Beifallslächeln zu zollen. Nachdem Dordi mit dem Beschauen ihres Angesichts fertig war, stellte sie den Spiegel bei Seite. Es war auch Zeit: denn der Hund bellte, und Besuch kam auf's Gehöft.

Brune richtete sich auf aus seinen Träumereien und schaute nach den Ankommenden aus. Dordi ging eiligen Schrittes an ihm vorüber, um die Gäste zu empfangen, welche jetzt den Hofplatz betraten. Es waren Leif und eine alte Frau, die ein kleines, etwa sechsjähriges Mädchen an der Hand führte. Gruß und Handschlag, Lächeln und freundliche Worte wurden ausgetauscht. Während die Ankömmlinge auf das Wohnhaus zuschritten, liefen die Augen der alten Frau forschend über den ganzen Hof und schienen in jeden, auch den kleinsten Winkel zu dringen. Dordi's Antlitz drückte bei dieser Musterung stolze Sicherheit aus. Denn sie war sich wohl bewußt, daß Alles in bester Ordnung sei.

Nun traten Alle in's Wohnhaus. „Ragnhild!" wurde das kleine Mädchen gerufen, welches die Hand der alten Frau hatte fahren lassen und einer Elster nachgeeilt war, die auf dem Hof herumhüpfte. Auf den Ruf kam sie herbei. „Uff!" Ihr war so warm geworden bei der Jagd, daß sie das große Tuch vom Kopf riß. Ein rosiges, strahlendes Antlitz, von einem goldigen Schein heller, krauser Haare eingerahmt, lachte lebensfroh in die Welt. Dordi umfing das Kind mit beiden Armen, zog es an sich und küßte es. Es schien Brune, als habe in Dordi's Umarmung das Kind Aehnlichkeit mit dem armen kleinen Mäuschen, das vor einiger Zeit sich in einer Drahtfalle gefangen, und das er dann heimlich befreit hatte. Ragnhild riß sich bald los: sie hatte nicht lange Ruhe auf einer Stelle. Sie stellte sich vor Brune hin und schaute ihm neugierig in's Gesicht.

„Du machst aber ein Paar Glotzaugen!" rief sie plötzlich. Brune fühlte, wie ihm das Blut dunkelroth in die Wangen schoß.

Aber die Kleine sah sogleich ihr Unrecht ein, denn sie sprach einschmeichelnd: „Du darfst mir nicht böse sein. Sieh, der kleine Halstein daheim glotzt auch so in die Welt hinein, aber er weiß so schöne Lieder zu singen, er kann lesen und noch gar manches Andere." Und dann nahm sie Brune bei der Hand und zog ihn mit sich in das Zimmer. Aber er folgte nur widerstrebend; denn ihm war bange vor ihr. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er an dem kleinen Mädchen erschaut, was Lust und Freude sei. Aber vor dieser Freude empfand er die gleiche Furcht und Scheu,

die ihn ergriffen hatte, als er zum ersten Mal dem Tod in's Auge gesehen hatte.

Heute war der schmale Tisch mit schneeweißem Linnen gedeckt — eine Gewohnheit, die Dordi in der Stadt angenommen hatte — und Kaffeetassen, Zuckerschale, Teller mit Zwieback und Weißbrod standen fein säuberlich geordnet darauf. Dordi bat die Gäste, sich zu setzen. Die alte Frau erhielt ihren Platz an der Wand angewiesen — dort würde sie doch am Liebsten sitzen — und Leif mußte den Ehrenplatz einnehmen. Dordi und die Alte wechselten einen freundlichen, vielsagenden Blick. Ragnhild wollte durchaus ihren Willen haben: Brune sollte an ihrer Seite bei den Anderen sitzen und nicht ganz am Ende des Tisches. Nun kam der Kaffee auf den Tisch, und Dordi zeigte sich unermüdlich, mit der größten Höflichkeit und den besten Manieren ihren Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen; besonders bemühte sie sich um die alte Frau und das Kind. In ihrem ganzen Wesen lag etwas so Weiches, Wohlwollendes, daß selbst Leif's ernstes Angesicht sich in Sonnenschein verklärte.

Die alte Mutter konnte des Lobes kein Ende finden und sich nicht sattsehen an all' der Reinlichkeit und Behaglichkeit, die nicht nur Dordi in Person und Anzug, sondern auch das ganze Hauswesen aufwies. Ragnhild war ein verzogenes Kind: fortwährend zupfte sie Brune am Ohr, und wenn er sich krümmte und wand, um den Spielereien und Liebkosungen zu entgehen, dann lachte sie, daß es in der Stube wiederhallte; schien es ihr aber, daß sie es gar zu arg gemacht habe, dann nahm sie Brune's dicken Kopf zwischen ihre beiden kleinen Hände und sah ihm mit dem unschuldigsten Lächeln in die großen Augen. Ihm war es noch unangenehmer, wenn sie ihn anlächelte als wenn sie ihn quälte, denn er erinnerte sich sehr wohl, daß der Vater manches unfreundliche Wort hatte anhören und ertragen müssen, das lächelnd ausgesprochen worden war. Nein, das Lächeln konnte er erst recht nicht leiden! Hatte er aber, während Ragnhild sich den Mund voll Zwieback stopfte, einen Augenblick Ruhe vor ihren Neckereien, da sah er sie verstohlen von der Seite an und dann schien es ihm, als habe er noch nie etwas so Liebliches erblickt. Sie sah aus wie der reine Sonnenschein.

Dordi öffnete den Wandschrank und nahm zwei silberne Becher und eine Flasche heraus, die sie auf den Tisch stellte; dann machte sie sich daran, das Weißbrod mit Butter zu bestreichen. Hin und wieder begegnete ihr Blick dem Auge der alten Frau, und eine augenblickliche Stille trat ein, in der die Worte gewogen und geprüft wurden, welche gewechselt werden

mußten in der Angelegenheit, die jetzt den Abschluß finden sollte. Die alte Frau räusperte sich einigemal, Leif sank in sich zusammen, als ob des verstorbenen Helje's Eigenschaft dem Platz anhafte, darauf er saß, und Dordi schaute so schamhaft drein, als sei sie nicht fünfzig, sondern achtzehn Jahre alt.

„Du nimmst heute den Ehrenplatz ein, mein Sohn," sprach endlich die Alte und machte der Spannung ein Ende.

Leif ward glühend roth, antwortete aber nicht. Brune machte plötzlich große Augen und schaute Leif an. Ja, es war richtig, was die alte Frau sagte: Leif saß auf des Vaters Platz.

„Ja, Leif ist auch nicht dazu gemacht, immer am unteren Ende des Tisches zu sitzen," nahm Dordi fein und leise das Wort.

Leif schwieg noch immer, und das Gespräch stockte abermals.

„Er hat sich Helje's Tod so sehr zu Herzen genommen; glaub' es mir," begann die Mutter wieder.

„Ach ja," seufzte Dordi und führte die Schürze an die Augen. „Helje hielt auch so viel von Leif, als wenn er sein Bruder gewesen wäre."

„Wer dachte denn, daß Helje sobald mit Tod abgehen würde," fuhr die Alte fort.

„O, nicht weniger als dreimal sah er im letzten Winter, den er erlebte, vom Dach einen feurigen Schein in die Stube fallen," klagte Dordi.

„Ja, ja, es passirt Mancherlei," seufzte die alte Frau mit ihr gemeinschaftlich. „Man muß es nehmen, wie unser Herrgott es schickt. Hättest Du nur Jemand, der Dir bei der Bewirthschaftung des Gehöftes helfen könnte; Jemand, den Du leiden möchtest," fügte sie mit mehr Nachdruck hinzu.

„Ja, aber wen?" fragte Dordi seufzend.

„Du mußt Dich wieder verheirathen," sagte die Alte und nickte Dordi verständnißvoll zu.

„Ich bin nicht mehr in der ersten Jugend," entgegnete Dordi und sah vor sich nieder.

„Dem, der Dich bekommt, ist wohl gedient," sprach die Mutter schnell und sah Leif von der Seite an. Jugend hat keine Tugend, der Verstand kommt mit den Jahren. Was sagst Du Leif? Du hast doch auch ein Wort mitzusprechen?"

Leif fuhr leicht zusammen, faßte sich aber schnell, und sagte halblaut: „Das ist wol wahr.

„Was meinst Du, wenn Du den Platz in Besitz nähmest, den Du jetzt inne hast?" fuhr die Mutter fort. „Der würde weder Schaden noch Schande bringen."

„Leif findet leicht eine Würdigere, Beſſere als mich," wandte Dordi ſanft und ergeben ein.

„Eine Beſſere findet man heutzutage nicht ſo leicht," unterbrach die Alte ſie und gab Leif einen bedeutungsvollen Wink. Als er aber nur tief ſeufzte, fügte ſie barſch hinzu: „Wer nicht zugreift, wenn ihm das Glück geboten wird, iſt ein Tölpel, an den man länger kein Wort verlieren ſoll."

Dordi ſah ängſtlich auf Leif und fügte ſchnell hinzu: „Wenn es Dir, Leif, auf Brusvik auch nicht gefällt, ſo wollen wir deswegen doch gute Freunde bleiben." Dann nahm ſie Ragnhild auf den Schooß und ſtrich ihr liebkoſend über das goldige Haar, und das Kind ſchmiegte ſich zärtlich und zutraulich an ſie an.

„Es iſt am Beſten, wir trinken einmal darauf," rief die Mutter mit Würde und füllte die Becher mit Wein. „Leif iſt immer ſo verlegen und kann nie ein Wort herausbringen. So, nimm den Becher, mein Sohn!" Und ſie reichte Leif den vollen Becher, der ſich zuſammennahm und mit Dordi anſtieß, deren ganzes Geſicht jetzt zum erſtenmal leuchtete, deren kalte Augen ſtrahlten.

„Seht ſo," rief die Alte vergnügt und legte Dordi's und ihres Sohnes Hand in einander. „Ihr ſeid ein ausgezeichnetes Paar; Ihr paßt in jeder Beziehung gut zueinander." Und nun ward geſchwatzt, getrunken und geſcherzt, daß Brune ſein Lebtage Dergleichen weder gehört noch geſehen hatte.

Draußen ging ein bleiches, aſchblondes Mädchen langſam am Viehſtall entlang und auf die eine Ecke des Wohnhauſes zu. Dort blieb ſie ſtehen und ſah ſich nach allen Seiten um. Es war Guri. Bisweilen, wenn ihre Zeit es gerade erlaubte, kam ſie auf das Gehöft, um mit Brune zu plaudern. Beide trafen ſich gewöhnlich hinter dem Hauſe, wo Brune ſich in's Gras zu ſtrecken pflegte. Gewöhnlich begleitete er dann Guri eine Strecke lang durch's Thal, und Beide thaten ſich gütlich an dem einen oder anderen Leckerbiſſen, welchen Guri für Brune aufbewahrt hatte. Das Zuſammentreffen war für den Knaben ſtets ein Feſttag. Guri war lange nicht im Northal geweſen.

Brune ſaß wie auf Kohlen. Er begriff, was der heutige Tag zu bedeuten hatte. Nachdem er eine Zeitlang ruhig dageſeſſen hatte, ſchlich er ſich aus der Thüre und dann auf den Hof. Da erblickte er Guri. Niemals war er ihr ſo ſchnell entgegengeſprungen wie heute; er nahm ſich kaum die Zeit, ſie zu begrüßen, ſo ſehr drängte es ihn, ihr zu erzählen, was drinnen im Zimmer vor ſich ging. Doch ſie verdrehte die Augen ſo ſonderbar und preßte die Lippen zuſammen. Was hatte ſie nur? Er nahm ſie

bei der Hand und führte sie hinaus zum Gehöft, um mit ihr den wohlbekannten Pfad einzuschlagen.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hauses blieb Guri plötzlich stehen, lehnte sich an die Wand und starrte mit weit geöffneten Augen wie geistesabwesend vor sich hin. Der Knabe zupfte sie am Kleid, er sprach zu ihr und lehnte den Kopf an sie, aber Nichts machte Eindruck auf Guri: sie stand noch immer unbeweglich da. Der Knabe konnte das Mädchen nicht begreifen. Sie sah nach seiner Meinung aus, als sei sie todt; aber ihre Hand war doch beweglich und warm ... Konnte sie denn zugleich lebendig und todt sein? ... Er verstand das Ganze nicht!

Währenddessen trat Dordi mit ihren Gästen aus dem Haus. Ragnhild sprang munter an ihrer Seite dahin, Leif hatte die Hände auf den Rücken gelegt und sah zu Boden, die Mutter aber plauderte mit Dordi angelegentlich davon, wann die Hochzeit sein sollte. Dordi entschied sich, wie in allen anderen Dingen, für eine möglichst kurze Zeit. Plötzlich rief Ragnhild nach Brune, und Alle blickten auf und sahen zugleich auch Guri, die noch immer auf der gleichen Stelle stand und mit keinem Zeichen verrieth, daß sie lebte. Leif wurde auf einmal todtenbleich und senkte den Blick scheu zu Boden. Dann ging er mit den Uebrigen weiter.

Kurz darauf kam Dordi, nachdem sie sich von ihren Gästen verabschiedet hatte, zurück und rief Brune in einem Ton, der keinen Widerstand und keinen Aufenthalt zuließ. Der Knabe sagte Guri Lebewohl und bat sie, bald wieder mit ihm zusammenzutreffen. Darauf eilte er der Mutter nach in's Haus.

Guri stand noch immer an die Wand gelehnt da. Der Hofhund strich wedelnd und schnobernd an ihr herum und gab sich alle erdenkliche Mühe, um der alten Bekannten eine Liebkosung zu entlocken. Als er aber sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, sprang er endlich bellend an ihr empor. Da erwachte Guri wie aus tiefem Schlaf. Einen Augenblick schien es, als suche sie nach einem Gedanken, den festzuhalten ihr nicht glücken wollte. Dann ging sie und schritt langsam dahin, bis sie ein unwegsames Nebenthal, welches in das Hochgebirge führte, erreicht hatte. Dort verschwand sie. Mehrere Tage später begegnete ihr ein Sennermädchen oben in den Bergen. Diesem erzählte sie, daß sie über das Gebirge müsse, um zur Kirche zu gelangen. Aber zwische ihr und dem Gotteshaus befinde sich ein Hinderniß, größer als alle Berge der Welt. —

Dordi hatte erreicht, was sie wollte; sie kam überhaupt immer zum Ziel.

Leif sollte Herr werden auf dem Brusvik-Hof, das war abgemacht. Wie lange er in Wahrheit Herr bleiben und das Regiment führen würde, hing einzig und allein von Dordi's Willen ab. Denn Dordi gehörte nicht zu den zaghaften Frauen; Schwachheit, Nachgiebigkeit und Weiblichkeit waren ihr von jeher völlig unbekannte Dinge gewesen und sollten es auch in Zukunft bleiben.

Und nun kam neues Leben auf's Gehöft. Obgleich früher Alles sich in der größten Ordnung und besten Verfassung befunden hatte, mußte es doch jetzt um- und umgekehrt werden, damit jedes Ding wisse, daß der Hof bald einen neuen Hausvater haben würde. Brune konnte während dieser Zeit gehen und kommen, wie es ihm beliebte; er fand sich gleich dem Hofhund zum Essen ein, sonst aber schweifte er gleich diesem von früh bis spät planlos dahin über Berg und Thal.

Er fühlte im Herzen einen tiefen, quälenden Gram, etwas wie Eifersucht seines verstorbenen Vaters wegen, für den sich niemals eine Hand gerührt hatte, während jetzt das ganze Haus für einen Fremden um- und umgekehrt wurde, der doch nach seiner Meinung mit Helje sich gar nicht messen konnte. Unter solch' traurigen Vorstellungen tauchte wieder der Gedanke an die lichte Erscheinung Ragnhild's auf, gleich wie die Sonne strahlend und herrlich hinter den dunklen, starrernsten Bergen aufflammt. An diesem herzerquickenden Gedanken zerging der Wehmuth Thau, und er sehnte sich der Zeit entgegen, wo es ihm vergönnt war, auf immer zusammen zu leben mit Ragnhild. Denn dann würde er, so schien es ihm, auch den Muth finden, ihr von dem Vater zu erzählen und ihr zu sagen, was der für ein Mann gewesen sei.

Und die Zeit, die ersehnte, kam endlich heran; der Tag leuchtete, an dem Dordi in vollem Hochzeitsstaat in das Boot stieg, um zur Kirche zu fahren, und Leif, der mehr einem Missethäter als einem glücklichen Bräutigam glich, an ihrer Seite Platz nahm.

Dann ging's über den Fjord zur Kirche. Ragnhild war mit bunten Bändern wie mit wehenden Wimpeln geschmückt, und unter dem rothgeblümten seidenen Tuch, das sie um den Kopf geschlungen hatte, stahlen sich einzelne Locken hervor und fielen über die Stirn und die strahlenden Augen hinab. Sie war so ausgelassen und lustig, daß Dordi die größte Mühe hatte, sie zu beschwichtigen. Brune saß schweigsam und schwermüthig da und wurde noch ernster gestimmt durch Ragnhild's Lustigkeit und Munterkeit. Aber er konnte kein Auge verwenden von dem sonnenhaften Anblick des Kindes, das unwillkürlich Aller Blicke auf sich lenkte.

Das Ziel war erreicht, und Alle gingen zur Kirche. Der Knabe schritt zuletzt einher und schaute nach dem Grab hinüber, wo der Vater den ewigen Schlaf schlief, und mit einem tiefen, stechenden Schmerz im Herzen betrat er das Gotteshaus. Die heilige Handlung der Trauung ging an ihm vorüber, ohne weiter Eindruck auf ihn zu machen. Vor dem Altar stand der Pfarrer, und Braut und Bräutigam knieten nieder vor ihm ... aber der Anblick des todten Vaters drunten in der tiefen Schlucht schwebte ihm immer vor Augen, so oft er auch das Bild zu verscheuchen sich bemühte; und das Gedenken an jenen Unglückstag und an alle die Stunden, welche er mit seinem Vater früher verlebt, an dem er mit so inniger Liebe gehangen hatte, nahm seine ganze Seele ein. Und wohl ihm.

Denn der Anblick, der dort vor dem Altar sich ihm zeigte, war ein solcher, von dem man am Liebsten das Auge fortwendet. Der junge, lebenskräftige Mann mit dem ernsten, schwermüthigen Angesicht und die alte Dordi mit den eingefallenen Wangen und dem ewigen Lächeln um die dünnen Lippen, waren die sprechendsten Repräsentanten einer verfehlten, unglücklichen Ehe, wie man so häufig sie findet, wenn ein junger Bursch eine alte Frau heirathet und somit einen Handel schließt, bei dem er zwar ein Gehöft gewinnt, dafür aber auch die jungfrische Lebenshoffnung auf Kaufschilling dahingiebt.

Die Trauung war beendet, das Ehepaar verließ die Kirche; die Neuvermählten schritten zwischen den Zuschauern, die sich zu beiden Seiten aufgestellt hatten, den Weg hinab zum Fjord, und kurz darauf stieß das Boot vom Land, und auf dem Brusvik-Hof herrschte heute lauter Freude und Herrlichkeit und auch noch gar viele Tage nachher.

Jetzt kam eine wunderliche Zeit für Brune. Die Einsamkeit, den treuesten, liebsten Freund seit des Vaters Tode, vertauschte er mit dem Zusammenleben mit der lachenden, glücklichen Ragnhild. Hatte er früher wie der scheue, einsame Vogel der Nacht, den das Licht blendet, sich in einem Winkel oder hinter Felsen verborgen, so mußte er nun mit dem lieblichen Kind dahintanzen und springen über Feld und Fels, und alle die Blumen, die da blühten, sich sonnten und lächelten, sie mußten alle gepflückt und zu einem Kranze gewunden werden; um die Wette mußte Brune laufen mit dem Mädchen, mit ihr plaudern, scherzen, ihr antworten auf alle die unzähligen Fragen, die sie an ihn richtete, so lange der Tag leuchtete, so daß der schwerfällige, unbehülfliche Knabe nahe daran war, unter den Anstrengungen des ungewohnten Lebens zusammenzubrechen.

Aber Ragnhild war auch der Stern, der Liebling des Hauses, und mit keinem Wort durfte man ihr zunahetreten. Das prägte Dordi Brune früh und spät ein, denn sie war unermüdlich, ihrem Mann das Leben so angenehm und behaglich als möglich zu gestalten und Alles zu thun, was sie ihm nur an den Augen absehen konnte. Aber Leif war und blieb schweigsam und still und schien ganz und gar kein Verständniß für das Gute zu haben, das ihm erwiesen wurde. Wo er ging und stand, verfolgte ihn die Erinnerung an Guri und schlich sich in alle Gedanken ein, so daß er unter dieser Last wie ein Greis zusammenbrach. Und doch war er erst dreißig Jahre alt. Das Einzige, was seinen Lebensweg ein wenig erhellte, waren Ragnhild's Scherzworte und spaßhafte Einfälle. Das begriff Dordi wohl, und der Weg, den sie einzuschlagen hatte, lag damit ihr klar vorgezeichnet; sie fand ja auf Umwegen das Ziel am Besten.

Brune fügte sich, so gut es ihm möglich war, dem Gebot der Mutter, doch war es keineswegs so leicht zu befolgen. Denn die muntere, wilde Ragnhild ward sich bald ihrer Herrschaft bewußt, und wenn auch Brune in seiner kindlichen Bewunderung für nichts Anderes Auge hatte als für sie, so fühlte er doch den Druck der Tyrannei, die sie ausübte in ihrer Ausgelassenheit. Sie konnte kein Ende finden in den Streifereien, die sie gemeinschaftlich mit Brune in die Berge und die größeren und kleineren Seitenthäler unternahm, welche die einzelnen Gebirgszweige von einander schieden. Wo ein Mensch auf den beschwerlichsten Pfaden nur immer hingelangen konnte, dorthin mußte sie den Fuß setzen. Und wenn dann spät abends Beide zerschunden und zerschlagen und mit zerrissenen Kleidern heimkehrten, war der Knabe der Sündenbock, auf den aller Zorn abgeladen, während Ragnhild gehätschelt und geküßt wurde. Es sah dann fast aus, als habe Brune Ragnhild alles mögliche Böse zugefügt und ihr die Wunden an Händen und Füßen beigebracht, die sie doch nur durch eigene Wildheit sich zugezogen hatte; denn er allein ward gescholten. Er hatte außerdem von ihr noch so viel zu leiden, daß er für jede Wunde, die sie aufzuweisen hatte, deren gern zehn in den Kauf genommen hätte, wäre sie nur weniger eigensinnig und etwas ruhiger und vernünftiger gewesen. Aber sie wollte stets ihren Willen haben, er sollte ihr nachgeben. Wie konnte er ihr denn auch nur widersprechen, wenn sie das liebreizende, strahlende Angesicht ihm zuwandte und ihm so herzgewinnend zulächelte ... was konnte er thun? Er wünschte sich entweder weit, weit fort in die Berge oder zum Vater in die kühle Erde.

Doch das Unrecht, welches er erdulden mußte, entlockte ihm kein Wort der Klage. Der Vater hatte stets geschwiegen, er wollte auch schweigen. Brune war von Natur ein fleißiger Sammler: die bösen Worte Anderer verbarg er gewissenhaft im tiefsten Innern, und dort ruhten sie und lagen sie schwer und unheimlich, wie dichter Nebel zwischen den Bergen schwimmt, und verhinderten die Freude einzudringen und mit siegendem Strahl den Nebel zu zertheilen und Alles in Licht und Glanz zu tauchen. Ragnhild fühlte instinktiv, daß der Knabe litt, und sie war sich auch ab und zu bewußt, daß sie mehr oder weniger Schuld sei an Dem, was er erdulden mußte. Und wenn sie ihn dann, launenhaft wie sie war, bald an den Ohren zupfte, bald ihn streichelte und liebkoste, ihn anlächelte und mit allen erdenklichen Schmeichelnamen belegte, dann stand Brune steif wie ein Pfahl da und war sich nicht klar, was er eigentlich wählen solle: die Püffe und Scheltworte der Mutter oder Ragnhild's Liebkosungen. Die Püffe und bösen Worte ertrug er ruhig und sanftmüthig in dem Bewußtsein, daß sein Vater ebenfalls stets geduldig gelitten und — geschwiegen habe, aber Ragnhild's Liebkosungen machten ihm Kummer und verursachten ihm Unruhe, weil sie ihm Etwas von seiner Selbstständigkeit raubten. Denn solche Beweise von Zuthunlichkeit verlangten wiederum Zärtlichkeit, die er nicht besaß. Wie konnte er nur Ragnhild liebkosen!

„Du bist so gut," sprach Ragnhild eines Abends zu ihm, als Beide durchnäßt und mit zerrissenem Anzug, der Heimath zugingen. „Du stehst immer ruhig da und nimmst alle Scheltworte geduldig auf Dich, ohne einen Ton zu erwidern. Warum hast Du denn keine Widerrede?"

„Der Vater schwieg immer still," antwortete der Knabe.

„Wer ist Vater?" fragte sie neugierig und blieb stehen.

„Mein Vater, der auf dem Kirchhof liegt," antwortete er. „Du hast niemals solchen Gesang gehört, als wenn er anstimmte."

Sie blickte ihn eine Weile an.

„Nennst Du Deine Mutter eine böse Mutter?" fragte sie ein wenig gedehnt.

„Thust Du das?" gab er die Frage zurück.

„Gegen mich ist sie gut, aber gegen Dich ist sie schlecht. Woher kommt das nur?" fuhr sie eifrig fort und sah ihm dabei treuherzig in die Augen.

„Das kommt daher, weil von Dir Alle viel halten, und mich Niemand leiden kann," antwortete der Knabe ruhig, aber er erschrak fast vor seiner eigenen Kühnheit, daß er so gerade herausgesagt hatte, was ihn bewegte.

„Wollen wir fortlaufen?“ rief sie lebhaft aus. „Das hat Asbjörn auch gethan, da er das Geld verloren hatte.“

„Wohin?“ fragte Brune ganz erstaunt. Denn dieses Auskunftsmittel war ihm noch nicht in den Sinn gekommen.

„Dort durch die Schlucht und dann weiter,“ antwortete sie schnell, „und dann über die Berge. Dort giebt's auch Menschen.“

Der Knabe schwieg und überlegte.

„Warum siehst Du so niedergeschlagen aus?“ fragte sie schmeichelnd. „Ich halte etwas von Dir.“ Und sie schlang die Aermchen um ihn und sah ihm wieder tief in die Augen.

Plötzlich, als wenn eine Mine springt, sprühte ein Blitz aus des Knaben dunklen Augen; er umfaßte Ragnhild mit seinen beiden Armen und preßte sie mit solcher Heftigkeit an seine Brust, daß das Kind einen lauten Schrei ausstieß, ihn in's Gesicht schlug und dann fliegenden Laufes dem Gehöft zueilte.

Kurz darauf kam auch Brune angeschlendert, schwerfällig und trübsinnig wie gewöhnlich, betäubt von einer Art gleichgültigen Vorgefühls des zu erwartenden Unwetters.

Aber an diesem Abend wurde die Sache weit schlimmer als gewöhnlich. Denn ein Fremder hatte die Nachricht gebracht, daß man Guri in einer Felsschlucht todt aufgefunden habe, und die Mittheilung hatte auf Leif derartig gewirkt, daß er noch schweigsamer und finsterer als gewöhnlich war. Dordi hatte allen zurückgehaltenen Zorn und Unwillen auf den unschuldigen Knaben losgelassen.

Lange, nachdem Brune sich bereits zur Ruhe begeben hatte, konnte er keinen Schlaf finden und mußte immer über Ragnhild's sonderbare Frage „ob sie weglaufen sollten?“ nachdenken. Seine Phantasie bahnte ihm einen Weg über das Gebirge, so eben und trocken, daß in der ganzen Welt kein besserer zu finden war, und auf diesem Pfad kam er zu Leuten, die ganz und gar dem Vater und Guri glichen und ihn so gut aufnahmen, als hätten sie ihn schon Jahrelang gekannt. Aber Ragnhild! Sollte er sie mitnehmen oder allein gehen? Ragnhild mitnehmen, ließ sich nicht wohl ausführen, weil sie dann sofort verfolgt werden würden. Aber wie sollte er das Leben ertragen, ohne sie zu schauen? Es war doch am Besten, zu bleiben, wo er war. Mit diesem Gedanken schlief er ein.

Am nächsten Morgen war Dordi bereits beim ersten Tagesgrauen auf den Beinen. Leif war im ganzen Hause nicht zu finden. Dordi ging hinaus und suchte ihn auf dem Hof. Dort hinter dem Hause stand er an die Wand gelehnt und blickte starr vor sich hin, gerade wie an jenem Tage Guri auf der Stelle

gestanden und vor sich hingestarrt hatte. Er folgte jetzt im Geiste dem Anblick, vor dem er damals die Augen zu Boden geschlagen hatte. Es giebt Erscheinungen, die man zwar nur mit einem einzigen Blick auffängt, die aber das Gedächtniß nimmer wieder los wird. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es Tordi endlich, Leif in's Haus zurückzubringen. An diesem Tage mußten Alle es fühlen, daß Leif's trübsinniger Schwermuth ein Hinderniß in Tordi's Leben war, das sie weder durch List noch durch Gewalt aus dem Wege räumen konnte.

Wie gewöhnlich wanderten um die Mittagszeit Brune und Ragnhild hinaus, um den Weg nach dem Flußufer einzuschlagen. Von dort aus nahmen sie die Richtung nach den Bergen und stiegen durch eine ziemlich steile Schlucht auf die mit Haidekraut bewachsenen Ausläufer des Hochgebirges, um Beeren zu suchen. Sie kletterten höher und höher, und bereits ragte die Hochfläche vor ihnen auf, welche einen Theil dieses Zweiges des Gebirges bildete. Aber die vielen Einschnitte und kurzen Thäler, welche kreuz und quer in die Berge gesprengt und welche mit niedrigem Erlengebüsch und dem voll Beeren hängenden Kraut bewachsen waren, lockten die Kinder beständig weiter und weiter. Solchen Reichthum an Beeren hatten sie noch nie gesehen. Und wenn Brune meinte, daß es für heute genug sei und sich ermattet und ermüdet in's Haidekraut warf, dann erklärte Ragnhild, daß sie nicht heimginge, bevor nicht alle Beeren, die irgend zu finden wären, gesammelt seien; Brune könne ihrethalben liegen bleiben wo er läge, sie werde auch ohne ihn heimfinden ... So blieb denn der Knabe liegen ... In einiger Entfernung hörte er Ragnhild leise vor sich hin singen; fein und leise klang der Sang gleich dem Summen einer Fliege. Ueber ihm wölbte sich der klarblaue Himmel, den auch nicht das kleinste Wölkchen trübte, mit dem seine Gedanken dahinsegeln konnten in die weite See der Unendlichkeit. Seine Gedanken standen still; schwächer und schwächer wurden die Vorstellungen ... Ragnhild summte noch immer leise ... das war das Letzte ... das Nächste aber der Schlaf.

Ragnhild folgte ihrer unüberwindlichen Lust und fand über Stock und Stein den Weg, durch Busch und Kraut, hinauf und hinab, und als die Sonne im Westen allgemach zur Ruhe ging, folgte sie dem leuchtenden Gestirn, um den Schatten zu entgehen, die bereits im Schutze der Felsen webten. Bisweilen stieg ihr wohl der Gedanke auf, umzukehren und Brune zu holen, aber der Gedanke ward immer wieder verdrängt von der Gewißheit, daß er ihr doch, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, langsam

nachfolgen würde. So beschloß sie denn, noch bis zu jener nahen Halde zu gehen, dort sich hinzusetzen und auf Brune zu warten. Aber sie harrte lange, harrte seiner vergeblich. Glücklicherweise kam spät abends noch ein Sennermädchen, um Milch auf das Gehöft, auf welchem sie diente, zu bringen, und diese nahm dann die weinende Ragnhild mit zum Brusvik-Hof, wo bereits Alle in großer Angst und Sorge ihretwegen gewesen waren und sie mit Freudenthränen empfingen, während ein Donnerwetter für Brune sich zusammenzog. Aber der Donner, den Gott bestimmt hatte, Brune an das Ohr zu schlagen, der traf diesen in weiter Entfernung vom Brusvik-Hof.

Die Sonne war längst hinter die Berge hinabgesunken, und des Tages letzter Schimmer vermischte sein Duftroth mit der grauen Abenddämmerung, als der Knabe die Augen weit aufschlug, gerade als ein Schneehuhn aus einem nahen Busch aufflog und dicht über ihn dahinstrich. Sein erster Gedanke war Ragnhild, und so langsam und schwerfällig er sonst auch in seinen Bewegungen war, so schnell und elastisch sprang er jetzt auf. Durch Haidekraut und Gebüsch, über Felsblöcke und durch Thaleinschnitte flog er dahin, während die Angst ihn verfolgte und die Dunkelheit ihn dichter und dichter umgab, fortwährend Ragnhild rufend und nur den Wiederhall der eigenen Stimme als Antwort vernehmend, bis er endlich zum Tode erschöpft in einer Vertiefung zusammensank und sich seiner trostlosen Verzweiflung überließ. Ragnhild, die liebliche Ragnhild! Und er hatte wie ein Stein geschlafen und sich nicht um sie bekümmert, so daß sie nun allein in den Bergen umherirren mußte. Wer wußte, ob es nicht vielleicht doch wahr sei, was man erzählte von Hexen und Zauberern, die in den Bergen ihr Wesen treiben? Wer wußte es zu sagen? Und zitternd vor Kälte und Furcht vermochte Brune kaum zu athmen; die Dunkelheit lag ihm wie ein Alp auf der Brust und schien ihn mit großen stieren Augen anzublicken. In weiter Ferne erklang das wilde, klagende Geheul eines Fuchses, und die alte Mähr von den ruhelosen Seelen gemordeter Kinder, die um Rache schreien, stieg in seinen Gedanken auf, vergrößerte seine Angst und seinen Schrecken. Denn Ragnhild mußte todt sein ... er war Dessen ganz sicher. Sonst hätte sie zweifellos ihm geantwortet, wie schwach und aus wie weiter Ferne er ihre Stimme auch vernommen hätte. Es gab Spalten und Schluchten genug, in welche sie hinabgestürzt sein konnte. Sie war ja so klein. An Allem war er Schuld. Was würde sein Vater gesagt haben, wenn der noch am Leben gewesen wäre! Und was würde man daheim auf dem Brusvik-Gehöft sagen! Er

durfte nimmer wagen, heimzukommen. Es mochte sein, wie es wollte.

Die Herrschaft der Nacht ist in diesen Gegenden nur kurz. Der Tag graute bald wieder, und in seinem Schein gewann Alles andere Form und Farbe. Brune begab sich wieder auf die Wanderung, um Ragnhild zu suchen. Aber nach langem vergeblichen Suchen und Rufen hielt er endlich ermüdet inne und machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß Ragnhild todt sei und daß er selbst niemals wieder in das Northal zurückkehren dürfe. Aber wohin sollte er? Das war eine Frage, die er nicht zu beantworten vermochte. Auf dem Gebirge konnte er nicht bleiben, weil es unbewohnt war. Ging er aber in das Northal zurück, so traf er dort überall Bekannte, die ihn doch verrathen haben würden; gelang es ihm dagegen, über das Gebirge zu kommen, so erreichte er den Fjord und konnte eines Bootes habhaft werden, oder möglicherweise Jemand treffen, der gerade vorüberruderte, und der würde ihn vielleicht entweder tief in's Land oder weit auf das Meer mitnehmen. Der Vater hatte ihm so oft von dem Fischervolk der Inseln erzählt und es gerühmt. Ja, konnte er nur so weit über das Gebirge gelangen, daß er das Meer erblickte, so ward schon weiter Rath.

Neu gestärkt durch eigenen Trost, der stets der beste ist, wandte Brune sich um und schritt in entgegengesetzter Richtung von dannen. Ein eigenes, wunderliches Gefühl begleitete ihn auf der Wanderung. Trotz des Kummers und der Sorge um Ragnhild hatte er sich zuvor nie so leicht gefühlt wie jetzt, wo er den festen Entschluß gefaßt hatte, dem engen Heimaththal den Rücken zu kehren, in dem der Trübsinn auf Schritt und Tritt ihn verfolgte und ihn in allen seinen Entschlüssen und Handlungen unsicher machte; wo keine einzige Freude jemals ihm zu Theil ward. Und als er nach einem schnellen und anstrengenden Marsch auf dem Kamm des Gebirges stand, wo dieser eine Wendung nach links macht, und der breite Rövdefjord in die Felsen dringt und einen Zweig in deren innerstes Gewirr schickt, da verließ ihn auf einmal aller Kummer und er stieß einen Ton aus, der zwar weder klangvoll noch rein, aber dennoch eine Freiheitshymne war, die der gequälten Brust entquoll.

Eine Weile stand der Knabe da und ließ die Blicke auf dem blauen, sonnenleuchtenden Wasser weilen, dessen Entfernung er zu messen schien. Dann wandte er das Auge ab und suchte nach einem neuen, weiteren Ziel: nach den Felsen, die jenseits des Fjords allmälig sich abdachten und wo vermuthlich ein Pfad zu dem blauen Spiegel sich hinunterschlängelte. Dort drüben

lag der einzige Weg, welcher ihn zu einem neuen Leben führen konnte, nachdem er einmal den Entschluß gefaßt hatte, es zu beginnen. Die Felsen schauten zwar überall steil, abschüssig und jäh genug drein, aber er erinnerte sich an den Abgrund, in den er vor zwei Jahren hinabgeklettert war, um seinen Vater aufzusuchen; der Abgrund stand plötzlich in aller Steilheit und Abschüssigkeit ihm deutlich vor Augen. Das hier war nur ein Kinderspiel dagegen. Eine Weile darauf war er bereits auf der anderen Seite ein gutes Stück hinabgestiegen. Beständig ging es vorwärts; immer näher schimmerte und leuchtete das herrliche Gewässer. Die Wanderung war nicht beschwerlich, es war geradezu eine Spielerei für einen zwölfjährigen Knaben, der in den Bergen aufgewachsen war. Aber jetzt traf er eine Stelle, die steil und glatt abfiel. Es schien ihm am Gerathensten, einen Umweg zu machen und ein Stückchen weiter hin zu versuchen, hinabzugelangen. Dort fand er Halt genug. Aber geradeaus ging es doch am Schnellsten, und konnte er sich an einen Zweig des Gebüsches hängen, das zwischen den Spalten des Gesteins hervorwucherte, so konnte er sich so weit hinablassen, daß er durch einen Sprung den Felsengrat zu erreichen vermochte, der dort unten ihm winkte, auf dem er sicher und gut stehen konnte. Wozu sollte er sich entschließen?

Die Natur, nicht seine Vernunft errang den Sieg. Denn bevor der Bauer dieser Gegenden sich zu einem Umweg entschließt, eher entscheidet er sich für einen kühnen Wagesprung über die steilsten Abgründe, wenn auch unter und vor ihm der Tod lauert. Da erblickte der Knabe ein Boot, das mit vollen Segeln gerade auf der Seite des Fjords, auf welcher er sich befand, durch die blaue Fluth dahinzog. Bei dem Anblick schwanden alle Bedenken, der Knabe ergriff einen Zweig und schwang sich mit kühnem Satz auf den Vorsprung hinab, auf welchem er dann vorläufig fest und sicher Fuß fassen konnte.

Er war ermüdet von der Anstrengung des Gehens und Kletterns: hier ruhte es sich gut, und er setzte deshalb sich so bequem als möglich zurecht, während er mit dem Blick beständig dem Boot folgte, das vor den weißen Segeln leicht dahin- und dem Land der Freiheit entgegenflog. Aber während er so dem Laufe des Bootes nachblickte, konnte möglicherweise noch ein anderes vorübersegeln, und dann war er nicht unten am Ufer des Fjords. Bei diesem Gedanken sprang Brune schnell auf, beugte sich über den Felsvorsprung hinab und untersuchte, an welcher Stelle er am Leichtesten und Sichersten hinabsteigen könne. Aber der Fels fiel schräg nach innen ab und erst gerade über dem

Wasser trat er wieder ein wenig hervor. Von hier aus gab es also nur den einen Weg — in's Wasser. Und zur Seite? Die gleiche Abschüssigkeit und Steilheit rechts und links. Brune sah zurück. Das Gebüsch, an dem er vorhin sich gehalten hatte, grünte so hoch über ihm, daß er mit der Hand keinen Zweig zu erreichen vermochte. War es denn möglich, daß er keinen Ausweg hatte, daß er weder zurück noch vorwärts konnte? Es war nicht nur möglich, sondern gewiß.

Eine Zeitlang stand er still und ruhig da und schaute sich nach irgend einer Rettung um, dann aber drang ihm die gänzliche Hoffnungslosigkeit, welche sich seiner allmälig bemächtigte, eiskalt durch Leib und Seele. Er sank ermattet zurück und schloß die Augen vor dem sonnenhellen, lebensvollen Bilde, das sich ihm zu Füßen entrollte, und die Lust am Leben kämpfte einen schweren Kampf mit der Gewißheit des nahenden Todes. Wie lange konnte es dauern, bis der Tod ihn erlöste? Ausgehungert und ermüdet war er; die wenigen Beeren, welche er bei seiner Wanderung über das Gebirge gepflückt hatte, fristeten das Leben nur kurze Zeit. Lange konnte es also nicht währen. Ach, wenn doch die Sonne endlich sinken wollte! Dann hatte er doch nicht mehr nöthig, all' das herrliche, blauende Leben anzuschauen, das da draußen so sonnenflimmernd ihn anlachte. Denn erreichen konnte er es ja doch nimmermehr ... Das war die Strafe, weil er eingeschlafen war und Ragnhild hatte umkommen lassen. Ach, er hatte ja doch auch noch manche andere Sünde begangen, die jetzt ihn drückte.

Zum ersten Mal fühlte der Knabe eine tiefe Seelenangst. Eine einzige Begebenheit kann das Gepräge des Alters ebenso leicht dem Körper wie dem Geist aufdrücken. Als die Nacht zum zweiten Mal herniedersank mit ihrem stummen Schrecken, da ward es ihm, als sei er plötzlich eingeschlossen in einem engen Raum, und er erblickte sein eigenes Ich in wunderlicher Klarheit vor sich. Er sah ein Wesen, das in schläfriger Gleichgültigkeit von dem breiten, ebenen Wege, auf welchem alle Anderen dahingingen, abgeirrt war, das keine Liebe fühlte für seine Mitmenschen und in Gedanken beständig auf das Große gepocht hatte, welches er nach seiner Meinung erreichen mußte, ein Wesen, das freiwillig nie auch nur eine Hand zur Arbeit erhoben hatte. Er aß sein täglich Brod, aber er bückte sich nicht, um ein einziges Korn zu sammeln ... Er glaubte, daß er zehn Pfunde erhalten habe; aber dieses anvertraute Gut lag nur wie Spreu in seiner Seele, es trieb weder Blatt noch Knospen. Und an alle Dem war nur seine Trägheit Schuld. Es war ein häßlicher Anblick.

Aber war er denn das auch wirklich? Ja, eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß er es wäre. Ach, Gott und Vater! Und nun mußte er sterben. Er betete alle Abendgebete, die er wußte, betete sie wieder und wieder, bat Alle, die er kannte, um Verzeihung und flehte zu Gott, er möge nicht allzu strenge mit ihm in's Gericht gehen und ihm die Sünde, daß er seine Zeit verloren habe, in seiner ewigen Gnade und Güte väterlich verzeihen. Nach und nach ließ die Spannkraft der Gedanken nach, und im Schlaf schwebte er sanft hinüber in eine Welt voll Freude und Licht.

Aber die Sonne, welche ihm so herrlich leuchtete, war Ragnhild's Antlitz, vom Goldhaar rings eingerahmt, und wohin sich Brune auch wandte, begleitete und folgte sie ihm, und ihr Angesicht wuchs und wuchs, und das helle Licht, welches es ausstrahlte, ward immer glänzender, wärmer, je länger er sie anschaute und erweckte eine solche Sehnsucht in seiner Seele, daß er die Arme ausstreckte, um sie zu ergreifen; da verdunkelte eine dichte Wolke die Sonne, und eine eisige Kälte machte anstatt der Wärme sich geltend. In diesem Augenblick fiel ein Schuß unter dem Felsen, und der Knabe fuhr aus dem Schlaf auf und blickte sich erschreckt ringsum. Denn es war bereits heller, lichter Tag. Draußen mitten auf dem Fjord schaukelte ein großes Boot auf den morgenwindgekräuselten Wellen. Viele Leute, die sich am Bord des Bootes befanden, hatten Brune das Gesicht zugekehrt. Der Größte und Ansehnlichste unter ihnen stand aufrecht und hielt ein Gewehr in der Hand, ein Gegenstand, der stets auf diesen Fahrzeugen sich findet, weil an den Küsten eine große Menge Wasservögel gejagt werden, die einen ergiebigen Handelsartikel bilden.

„Wer bist Du?" rief der starke Mann dem Knaben zu.

Brune versuchte zu antworten, vermochte aber keinen Ton hervorzubringen. Doch er beugte sich so weit hinaus wie er konnte und winkte hinunter. Glücklicherweise bemerkten die Leute, daß Leben in ihm war und steuerten das Boot dem Felsen näher.

„Wie bist Du dort hingekommen?" fragte wieder der Mann, welcher vorhin gesprochen hatte.

„Auf dem Gebirgskamm bin ich entlang geklettert," rief der Knabe hinab so laut er konnte.

„Wie lange hast Du dort gesessen?" erklang eine neue Frage.

„Einen Tag und eine Nacht," antwortete der Knabe und brach in Thränen aus.

„Du kommst nicht lebend davon."

Das hatte Brune längst eingesehen; seine Thränen flossen reichlicher.

„Wenn Dir Dein Leben lieb ist, Junge, so fass' Muth und spring' hinab. Auffischen will ich Dich, aber Dich herunterholen, kann ich nicht. Willst Du den Sprung nicht wagen, so bleib' wo Du bist; entschließe Dich aber kurz, denn ich habe keine Zeit zu verlieren."

Sollte er aus dieser Höhe in das dunkle Wasser hinabspringen? Nein, da war es denn doch noch besser zu bleiben, wo er war. So dachte Brune und kauerte sich wieder nieder.

Drunten im Boot berathschlagte der Mann, welcher das Gewehr hielt, mit den Anderen; Einige sahen zu Brune hinauf, Andere in's Wasser. Endlich richtete der Mann sich gerade auf, erhob das Gewehr und zielte langsam und vorsichtig nach dem Knaben. Dieser schrie laut auf und sprang wieder empor. Man wollte ihn doch nicht erschießen?

„Nun kannst Du bis drei zählen, Junge!" rief barsch der Mann, „und springst Du dann nicht herunter, so schieße ich Dich nieder wie ein Schneehuhn. Es ist gleichgültig, ob Du den Fischen oder den Vögeln zum Fraße dienst."

Es blieb dem Knaben nicht viel Zeit zum Ueberlegen ... Sollte er hinabspringen?

„Steh' fest vor'm Schuß, Du Schwächling!" donnerte es da herauf zu ihm.

Der Knabe schloß die Augen, das Herz stand ihm still vor Angst ... im nächsten Augenblick umgab ihn ein lichtgrüner Schleier und es sauste und brauste um ihn wie ein Wasserfall. Da ergriff ihn ein starker Arm beim Genick und zog ihn hinein in's Boot.

Einen Augenblick saß Brune da mit unklaren Gedanken und verschleiertem Blick. Da athmete er tief auf, und es war, als kehre damit das geschwundene Bewußtsein zurück. Er war gerettet. Obgleich die Kleider vor Nässe trieften und ihm am Leibe klebten, fühlte er doch zum ersten Male die Freude am Leben.

Einer der Männer steckte ihm eine Flasche in den Mund und zwang ihn, zu trinken ... es war ein starkes Getränk. Er schüttelte sich und mußte es ausspeien, so brannte es. Wer waren die Männer?

„Du brauchst nicht bange vor mir zu sein, mein Junge," lächelte der barsche Mann und nickte ihm zu, „ich bin nicht so schlimm, wie Du glaubst."

Der Knabe wußte nicht, was er denken sollte.

„Ich konnte Dich nur auf diese Weise herunterbringen, Du

Hasenfuß," fuhr Jener fort. „Du mußt nicht glauben, daß ich hartherzig gehandelt habe. Solche Burſche wie Du ſchwimmen wie ein Weidenband an der Ruderpinne, und warſt Du einmal unten im Waſſer, ſo wollte ich Dich ſchon packen. So, nun iſt es genug mit dem Geſchwätz über die Sache," unterbrach er die Bemerkungen der Anderen kurz, die ſich darüber unterhielten, was etwa ſonſt noch zur Rettung des Knaben hätte gethan werden können.

„Ein Jeder macht es nun einmal auf ſeine Weiſe; unſer Herrgott lenkt doch Alles. Der Junge hat ſich muthig benommen. Und nun zieht ihm die naſſen Lappen aus und wickelt ihn in meinen Seehundsrock. Und dann in's Hintertheil des Bootes mit ihm."

Und damit ward Brune hinten in das Boot gepackt, Brot und ein Stück geräuchertes Fleiſch wurden ihm gereicht.

„Heute darfſt Du einmal müſſig zuſehen," rief der Mann und lachte dazu. „Das nächſte Mal aber, wenn Du wieder im Boot biſt mit mir, mußt Du gleich den Anderen tüchtig zugreifen." Und mit der Ermahnung, ſich um nichts zu kümmern und nur zu ſchlafen, wandte er ſich um und ergriff das Steuer. In demſelben Moment faß auch jeder Einzelne an ſeinem Poſten, und das Boot ſchoß pfeilſchnell dahin durch das dunkelgrüne Waſſer.

Der Knabe ſchloß die Augen, aber ſchlafen konnte er nicht. Trotz des warmen Gewandes, in das er gehüllt war, zitterte er vor Kälte; er hatte noch einen Theil der naſſen Kleider anbehalten müſſen, weil dieſe erſt zu Hauſe gewechſelt werden konnten. Es war aber doch ein Troſt und eine Beruhigung für ihn, daß Alle glaubten, er ſchlafe. So entging er vielen Fragen. Halb bewußtlos folgte er den Bewegungen und Schwankungen des Bootes.

Allmälig ſtieg der Wind auf, die Segel wurden beigeſetzt, und bald ſchoß das Boot geradeaus, bald in Zickzacklinien dahin. Ab und zu hüpfte eine ſchaumgekrönte Welle neugierig über Bord, und Brune öffnete die Augen ſo weit er konnte, um die Wirkung zu beobachten. Aber die Männer lehnten nachläſſig auf den Ruderbänken, einige mit geſchloſſenen Augen, andere wieder die Blicke gedankenlos in's Blaue gerichtet. So geſchah es denn auch ab und zu, daß ſolchem Wogengruß eine drückende Stille folgte, derjenigen gleich, die bisweilen zwiſchen Blitz und Donner liegt. In ſolchen Augenblicken hingen die Segel ſchlaff am Maſt herab, und das Boot lag ruhig auf dem Waſſer und ward von dem hohlen Seegang hin- und hergeſchaukelt. Aber die Ruhe

währte nur wenige Minuten. So hurtig wie der Albatros auf den an der Oberfläche des Wassers spielenden Fisch hinabschießt, fuhr schnell ein Windstoß vom Gebirg' daher und füllte die Segel, so daß das Boot sich plötzlich tief auf die eine Seite neigte und die Wogen schwerfällig durchschnitt. Da kam auf einmal Leben in Alle: in einem Augenblick wurden die Segel zum Theil gerefft, und das Boot richtete sich wieder auf; aber sofort nahm die Mannschaft auch wieder ihre nachlässige, gleichgültige Haltung an, und kein Wort ward über das Geschehene gewechselt. Brune folgte dem Allen ohne Furcht und Zagen. War Gefahr vorhanden, gut, so mochte es sein: er war ja doch nun unter Menschen, und die schreckliche, fürchterliche Einsamkeit, welche ihm tausend eingebildete Schreckbilder vorgegaukelt, hatte keine Gewalt mehr über ihn.

„Man sollte meinen, der Junge gehört im Northal daheim, weil er auf dieser Seite über die Berge gekommen ist," nahm einer der Leute das Wort.

„Möglich," antwortete ein Anderer.

„Wo denkst Du, ihn an's Land zu setzen, Björn?" fragte Einer den Mann, der am Steuerruder saß und eine Art Herrschaft auszuüben schien.

„Daheim bei Ingeleiv, denke ich," antwortete der barsche Mann. „Sie pflegt auf Die, welche auf's Gehöft kommen, nicht die Hunde zu hetzen."

„Ich möchte nur wissen, wem er gehört," gähnte ein Kerl, welcher das Tau in der Hand hielt, um das Breitsegel aufzuhissen.

„Das ist mir einerlei," antwortete Björn, „ich habe ihm so zu sagen das Leben gegeben, ich kann ihm auch Essen und Trinken geben."

Und damit wandte er sich ab, setzte das Steuer in Ruh und zog den Hut über die Augen, um ein wenig zu schlummern. Denn jetzt blies der Wind gleichmäßig und ruhig von den Bergen hernieder.

Brune hatte dem Gespräch gelauscht, und als er Björn's letzte Worte vernommen hatte, athmete er erleichtert auf und sah den wetterharten Mann dankbar an, trotzdem der Hut dessen Gesicht vollständig verbarg.

Nun sank die Sonne, und der Wind nahm zu. Die schläfrige Ruhe, welche so lange im Boot geherrscht hatte, wich einem regen Leben, und Jeder saß mit ruhigem Bewußtsein auf seinem Platz. Breiter und breiter ward der Fjord und öffnete sich endlich in die Nordsee. Große Inseln lagen an beiden Seiten der Mündung wie ungeheuere losgerissene Felsblöcke, die durch Riesenkräfte

in's Meer geschleudert worden waren. Unzählige Scheeren sahen mit den dunkelschwarzen Spitzen hervor aus dem Meer, und die Wellen kränzten sie mit weißem Schaum oder brachen daran, verjagten die weißgrauen Möven, welche auf den Felsen saßen und zwangen die Thiere, sich einen sicheren Ruheort zu suchen. Schaaren von Reihern und anderen Seevögeln strichen schreiend dahin über das Boot und flogen den Inseln zu, auf denen sie tausendweise ihre Nester bauen. Der Knabe richtete sich empor, damit er den großartigen Eindruck der wechselnden Scenen sich recht einprägen konnte. Der Wind pfiff durch die Takelage und spielte mit den Reffbändern der Segel. Niemand sprach ein Wort, Jeder lag seiner Pflicht ob. Brune blickte den barschen Mann an, der vorhin mit der harten Stimme die tröstlichen Worte zu ihm gesprochen hatte, und er bemerkte, daß Muth und Kraft aus seinen Augen leuchteten; der Mund war wie in unbeugsamem Entschluß fest zusammengepreßt. Das Steuerruder hielt er mit sicherer Hand, auch nicht das leiseste Abweichen von der eingeschlagenen Richtung war zu bemerken; das Boot folgte ihm wie der feurige Renner dem Reiter gehorcht. Da überkam den Knaben ein Gefühl der Sicherheit, wie er es seit seines Vaters Tode nicht mehr gekannt hatte. Es ward ihm klar, daß Dem, welchem dieser Mann helfen wollte, wirklich geholfen sei.

Nun mochte das Dunkel der Nacht immerhin hereinbrechen, der Himmel sich mit Wolken beziehen, das Wasser ihm in's Gesicht spritzen — dort hinten im Boot saß der Mann, der für sie Alles lenkte und auch ihn sicher führte. Und siehe, dort gerade aus durch das Dunkel zitterte auf einmal ein großer Stern! War es ein Licht? Dort war Land. Nun kam Leben in's Boot. Die Segel wurden eingezogen und die Ruder in's Wasser gestemmt, um den Anprall beim Landen abzuschwächen. Denn der Ufergrund war felsig und uneben, und es war nicht leicht, anzulegen. Nach einiger Zeit wanderten die ermüdeten Seeleute langsam den Weg zu ihren Wohnungen hinauf, und Brune ging in den nassen Kleidern hinterher, sah sich neugierig rings um im Dunkel, und sein Blick blieb an dem großen Stern haften, der an einem senkrechten Felsen befestigt schien. Aber der Stern war ein Leuchtfeuer, und das Land, auf welchem Brune nun stand, die Rundinsel.

Die große Insel rundet sich nach dem offenen Meer halbmondförmig aus und ist von Lootsen und Seeleuten bewohnt, deren Kühnheit und Todesverachtung auf der See noch ein Ueberrest aus der Wikingerzeit ist. Die Einwohner der Insel sehen gewöhnlich mit einer gewissen Geringschätzung auf die Bewohner der am Fjord gelegenen Gehöfte herab, die wol ab und zu auf

die Insel kommen, aber in der Regel sich in dem einförmigen Kreis des Landlebens halten. Die hohe Gebirgskette, welche mitten durch die Insel zieht, hat spitze, zackige Gipfel und bietet auf der Meerseite viele tiefe Höhlen, welche durch die zerstörende Kraft der anprallenden Wogen im Laufe der Jahrtausende ausgewaschen worden sind. Auf der ganzen Insel nisten unzählige große Seevögel, deren Fang eine Haupteinnahme-Quelle für die Bewohner bildet. Der Hof, auf dem Björn wohnte, war mit der größte der Insel. Seine Boote waren die größten und bestbemannten. Diesen Luxus konnte nicht jeder Andere sich erlauben, weil die Löhne hoch waren.

Björn war ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, aber gesund und kräftig an Leib und Seele; er betrachtete das Leben wie ein Darlehen, das jeden Augenblick zurückgefordert werden konnte und er benutzte es mit Verstand. Länger als acht Tage konnte er nicht ruhig am Land aushalten, dann trieb es ihn wieder hinaus auf das Meer, ob es nun Winter oder Sommer war, und er kehrte jedesmal jünger und stärker und erfrischter zurück, als er ausgezogen war. Er hatte keine Kinder; aber daheim wußte seine Frau, die stille Ingeleiv, das Leben ihm behaglich und angenehm zu gestalten, so daß auch nicht der leiseste Wunsch ihm unerfüllt blieb. Björn war derb und barsch in seinem Wesen, und die Meisten ordneten deshalb ihre Meinung der seinen unter; wenn aber Ingeleiv mit ihm sprach, hörte er ihr ruhig zu, und wenn sie zu seinen strengen Worten mitunter gedankenvoll ernst das Haupt schüttelte, änderte er sofort den Ton, so weit es ihm möglich war. Denn „wie Ingeleiv es meinte, war es gut und recht, und wer ihre bessere Einsicht nicht anerkennen wollte, war in Björn's Augen ein einfältiger Tölpel, den er am Liebsten nicht in seinem Hause sah." So waren die Verhältnisse in Brune's neuem Heim. Das Schicksal war ihm gnädig gewesen.

Aus einem großen Raum, in dem in einer Ecke auf dem Heerd ein Feuer flammte, trat den Ankommenden eine Frau entgegen und hielt die Hand schützend vor die Augen. Sie war klein und zart gebaut, hatte dunkles Haar und große hellbraune, glänzende Augen. Das Antlitz war bleich, es zeigte feine Formen und gedankenvolle Züge, die mehr Ernst als Weichheit ausdrückten.

„Der Frieden Gottes sei mit Dir, Ingeleiv," sagte Björn und gab ihr die Hand. Seine starke Stimme klang eigenthümlich weich.

„Willkommen!" sprach die Frau und reichte ihm ebenfalls die Hand, ohne ihn anzusehen.

„Ich habe einen Gast mitgebracht," sprach Björn lebhaft,

ergriff den Knaben beim Arm und zog ihn näher, so daß der helle Schein des Feuers auf ihn fiel.

„So," antwortete Ingeleiv leise und heftete die klaren Augen forschend auf Brune.

Der Knabe schaute sie einen Moment wieder an, schlug dann aber den Blick zu Boden. „Was denkt sie zu thun?" seufzte er im Stillen.

„Bist Du aus der Gegend des Fjords?" fragte sie Brune.

„Ja."

„Wer ist Dein Vater?" fuhr sie fort.

„Mein Vater war Helje auf Brusvik," antwortete der Knabe in sichtlicher Spannung.

„Bist Du Helje's Sohn?" rief Björn vom Tische her. „Ihn kannte ich gut. Er nahm ein so trauriges Ende. Na, ja, dann begreife ich das Ganze. Und Deine Mutter hat sich zum zweiten Mal verheirathet mit Leif Guttormsen aus dem Sörthal? Ah ja, so hast Du es daheim wol nicht besonders gut gehabt, das kann ich mir denken."

Der Knabe antwortete nicht, große Thränen liefen ihm über die Wangen. Er hatte allen Muth verloren.

„Gieb ihm zu essen, Ingeleiv!" fuhr Björn darauf fort. „Wenn man für das Reis sorgt, erzieht man wol einen Baum."

„Der Knabe soll bei mir keine Noth leiden," antwortete sie ruhig und begann das Mahl aufzutragen.

„Wie heißt Du denn?" fragte Björn und zog den Knaben an den Tisch.

„Brune," antwortete der Knabe und setzte sich auf die vor dem Tische stehende Bank.

„Laß Dir das Essen gut schmecken und sei willkommen, Brune," sprach Björn und reichte ihm einen Löffel.

Nach dem Essen führte Ingeleiv Brune in eine kleine an das Zimmer stoßende Kammer, in der ein Bett aufgeschlagen war, das trotz seines dürftigen Aussehens dem Knaben winkte wie dem Schiffbrüchigen der Hafen. Denn außer dem letzten Schlaf auf dem Felsvorsprung hatte er eigentlich keine weitere Ruhe gefunden. Ingeleiv reichte ihm trockene Kleider, die freilich so groß und weit waren, daß er förmlich darin verschwand. Aber wie klein war er auch gegen Björn. Kurz darauf lag der Knabe warm und gut im Bett, eingepackt in das Dickste und Wärmste, das Ingeleiv in der Kammer nur finden konnte. Und schließlich beugte Ingeleiv sich dann über ihn und strich ihm mit der warmen Hand über das Antlitz.

„Nun schlaf' recht wohl," flüsterte sie, „und vergiß auch nicht, Gott für alles Gute zu danken."

Da konnte der Knabe ihr so sicher und ruhig in die Augen schauen! Und der Blick, der den seinen traf, stand ihm noch immer vor der Seele, als Ingeleiv bereits die Kammer verlassen hatte; dieser Blick schwebte ihm freundlich mild vor den Gedanken noch lange, lange, als er still und ruhig im Bette wachend lag, und seine Augen auf dem freundlichen Lichtschein weilten, der vom Zimmer aus durch die halbgeöffnete Thür in seine Kammer fiel; und dieser Blick folgte ihm im Traum nach und zog um die hellen, glücklichen Bilder, die ihm aufstiegen, einen leuchtenden, magischen Kreis, den die dunklen, unfreundlichen Gestalten der Erinnerung nicht zu überschreiten vermochten.

Am nächsten Morgen weckte ihn Björn's Stimme, den er im Zimmer sprechen hörte, und als er die Augen aufschlug und seine Kleider trocken und wohlgeordnet an seiner Seite hängen sah, beeilte er sich, aufzustehen, und war kurz darauf bei den Anderen im Zimmer. Das Frühstück stand bereits auf dem Tische, und außer Björn und Ingeleiv war Niemand in der Stube. Es war Sonntag.

„Sieh, da haben wir ja unseren Sohn!" sprach Björn lebhaft und zog den Knaben zu sich heran. „Gott der Herr hat es so gefügt: Du hattest einen Vater nöthig und ich einen Sohn; das trifft sich gut. Willst Du nun das Eine sein, so will ich die Stelle des Anderen einnehmen." Und er nahm die Hand des Knaben in seine beiden Hände.

Brune konnte kein Wort hervorbringen; er wandte die Augen Ingeleiv zu, die am Feuerheerd stand und mit ernsthaftem Antlitz ihn und Björn ansah. Aber Björn folgte dem Blick des Knaben, schlang seine Arme um ihn, drückte ihn an die Brust und rief dann gerührt aus:

„Du kannst immer ein gutes Auge auf Ingeleiv werfen, denn ein besseres Weib giebt es auf der ganzen Erde nicht."

Ingeleiv sah Björn mit ihren klaren, treuen Augen an, und er wußte ganz genau, daß sie mit dem Blick sagen wollte: das sei allein ihres Mannes Verdienst. Aber davon wollte Björn nichts wissen, sondern machte sich an das Frühstück, daß es eine Lust war.

Später las dann Björn aus der Bibel vor, und Brune merkte wohl, daß sowohl er wie auch Ingeleiv ihn im Auge behielten, ob er auch aufmerksam folge. Nach einer Weile schloß Björn das Buch. Da faltete Ingeleiv andächtig die Hände und neigte sich tief und demüthig vor dem Wort des Herrn. Björn legte

die Bibel mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt auf ein Regal, das im Wandschrank angebracht war, nahm dann von einem anderen Brett die Hauspostille, schlug ein Kapitel auf und legte das Buch vor den Knaben hin mit der Aufforderung, laut und deutlich vorzulesen.

Und Brune las wie er früher dem Vater vorgelesen hatte, innerlich ergriffen und klar.

Eine Zeitlang saß Björn prüfend da und hörte zu. Bald war es ihm klar, daß der Knabe las, wie er es liebte. Er nickte Ingeleiv zu, er nickte Brune zu und schließlich trocknete er mit dem Rücken der Hand zwei große Thränen von den braunen Wangen. Im selben Augenblick stand er aber auch auf, nahm das Buch, legte es wieder an seine Stelle, trocknete noch einmal verstohlen die Wangen und wanderte dann in der Stube auf und ab. Es war ihm unangenehm, daß er so weich geworden war, er wollte seine Rührung nicht zeigen. Denn mit der größten Kraft paart gar oft sich das tiefste Gefühl. Endlich blieb er vor Ingeleiv stehen.

„Nun, was sagst Du?"

„Ah ja," nickte sie und sah den Knaben liebevoll an.

„Man kann wol Freude an ihm erleben," meinte Björn.

„Morgen segeln die Leute von Garbo nach den Fjorden," sagte Ingeleiv. „Es ist am Besten, wenn wir seiner Mutter einen Boten schicken. Will sie ihn uns lassen, so ist es gut."

Vier Tage darauf kam bereits Botschaft und Gruß zurück vom Brusvik-Hof, daß Brune bleiben könne, wo er sei. Am Schlimmsten, hieß es, geberde sich das kleine Mädchen, Leif's Tochter; sie wolle durchaus, daß der Knabe zurückkommen solle.

Also war Ragnhild doch nicht umgekommen in den Bergen. Die Nachricht nahm eine Centnerlast von dem Knaben. Ja, nun ging er einem schöneren, glücklicheren Leben entgegen.

Brune arbeitete fleißig und wuchs heran, und Björn nickte Ingeleiv vergnügt zu, und diese ging jeden Abend leise und vorsichtig in des Knaben Kammer, um nachzusehen, ob er sich auch gut und warm eingehüllt habe. Dann strich sie ihm freundlich über das Gesicht, und immer ward ihr ein dankbarer Blick aus Brune's leuchtenden Augen. So ging das Leben auf dem Gehöft dahin. Jeden Morgen erwachte der Knabe zu neuer Lebensfreude, und jede Nacht senkte sich friedemild herab auf ihn.

Bisweilen folgte er Björn auf das Meer. Doch der meinte, Brune dürfe ihn nicht häufig auf seinen Fahrten begleiten; er sei noch zu schwach zu der schweren Arbeit. Dagegen holte Brune fleißig Bücher aus der Volksbibliothek, und als der Winter kam,

las er an den langen Abenden die alten Sagen und Geschichten laut vor, während die Leute an den Netzen und sonstigen Fischereigeräthschaften fleißig arbeiteten. Gewöhnlich pflegte dann Björn am Schluß solcher Vorlesungen zu sagen: Brune verstünde sich auf die Bücher besser als Pfarrer und Küster zusammen.

Solche Aeußerungen waren zwar gut gemeint, sie wirkten aber schädlich auf den Knaben. Der war von Natur ein Träumer. Ein einziges Mal in seinem Leben hatten die Verhältnisse ihn gezwungen zu handeln; als er aber in der neuen Heimath völlig sicher und wohl sich fühlte, so wohl wie nie zuvor, stiegen auch die unbestimmten Vorstellungen und unklaren Gedanken, die früher lebendig gewesen waren in ihm, auf's Neue wieder auf, und er fühlte ihre einschläfernde Wirkung.

„Ich kann nicht begreifen, was der Junge hat," wandte Björn sich eines Tages an Ingeleiv. „Er ist jetzt länger als ein Jahr hier, er ist dreizehn Jahre alt, und man sollte denken, daß er doch endlich Trieb zu regelrechter Arbeit haben müsse. Aber das ist nicht der Fall, und wenn man ihn sucht, findet man ihn ganz gewiß mit den Händen in der Tasche an eine Wand gelehnt und vor sich hinstarrend. Ich weiß wirklich gar nicht, was ich machen soll."

„Man muß ihn vorsichtig eines Besseren belehren," sagte Ingeleiv weich.

„Das habe ich auch gedacht," nahm Björn bekümmert wieder das Wort. „Du mußt einmal vernünftig mit ihm reden, Ingeleiv; Du findest immer das rechte Wort, während mir manchmal Etwas herausfährt, das ich hinterher bereue."

„Es wäre mir lieber, Du sprächest zuerst mit ihm. Denn das Wort des Mannes hat ein anderes Gewicht. Aber Du mußt auch nicht sagen: so bist Du beschaffen, und das taugt nichts, sondern Du mußt ihm zeigen, wie er es besser machen soll."

„Ich will ihn sofort aufsuchen," sprach Björn und ging aus dem Zimmer.

Hinter dem Hause fand er richtig Brune, in tiefen Gedanken dasitzend und einen kahlen Gipfel betrachtend, der jenseits der schmalen Straße, welche die Insel vom Festlande trennt, gleich einem Keil alle anderen Spitzen überragte.

„Willst Du den Keil messen, Junge?" fragte freundlich Björn und ließ sich an Brune's Seite nieder.

„Ich?" fuhr der Knabe erschreckt auf.

„Bleib' nur ruhig sitzen," lachte Björn gutmüthig. „Ich dachte nur, Du wolltest das Maaß des Berges nehmen, um später Dich selbst daran zu messen."

„Ich dachte an Nichts," sprach leise der Knabe.

„Ja siehst Du, es war dann von mir doch nicht so dumm gedacht," fuhr Björn fort. „Der Berg sieht auch aus, als trüge er sich mit einem großen Gedanken, aber er denkt doch nicht."

Brune sah fragend Björn an.

„Siehst Du, mein Junge," nahm dieser wieder das Wort, „nimmst Du Dir den Berg dort zum Vorbild, so mußt Du doch zunächst wissen, welchen Nutzen er bringt. Es wächst nicht so viel Gras darauf, daß ein Vogel auch nur einen Schnabel voll nehmen könnte und er schickt nur Windstöße in die See. Nein, ich kenne ein besseres Ziel. Siehst Du den grünen Fleck auf jener Anhöhe?" Der Knabe schaute auf. „Der Fleck ist nur klein und dünn gesäet, aber er giebt doch Korn, wenn der Herbst kommt. Es ist besser, klein und nützlich als groß zu sein und keinen Nutzen zu gewähren."

Der Knabe seufzte tief auf und dachte nach, und Björn fuhr fort. „Die Schwachen kommen nur in Gedanken vorwärts, die Starken aber durch Arbeit. Wer glaubst Du, kommt am Weitesten?"

„Ich will arbeiten," sagte Brune leise.

„Schön!" sprach Björn, erhob sich und blickte hinaus auf die See. „Aber sei immer Dessen eingedenk, daß man, was man thut, gründlich thun muß. Denn sonst gilt es nicht in Gottes Augen. Der Mann, welcher keinen festen Willen hat, ist wie ein steuerloses Boot, während ein fester Wille dem stetigen Winde gleicht. So, nun ist es aber davon genug, mein Junge; das nächste Mal, wenn ich wieder zur See gehe, nehme ich Dich mit. Der Muth wächst bei der Arbeit. Aber da steigen Leute an's Land!" rief er lebhafter. „Es scheint mir, es sind die Leute von der Skorpinsel. Dann wollen wir heute Abend ein kleines Fest feiern."

Mit diesen Worten eilte Björn zum Strand hinab, während Brune langsam und entmuthigt an der Wand des Hauses dahinschlich und sich der Thüre näherte, in der Ingeleiv stand. Die Erinnerung an jene Nacht, die er auf dem Felsvorsprung zugebracht, in welcher er sich selbst geprüft hatte, stand wieder klar vor ihm, und das Gelübde, welches er damals vor Gott abgelegt, machte ihm Unruhe und Kummer, denn er hatte es nicht gehalten. — Aber von nun an, das nahm er sich vor, wollte er es ehrlich und treu ausführen. Und er trat auf Ingeleiv zu und benutzte die Gelegenheit, ihr zu melden, daß Fremde kämen und daß Björn gewünscht habe, sie festlich zu empfangen.

Kurz darauf trat Björn mit den Leuten von der Skorpinsel

in's Haus. Es war ein älterer Mann mit seinen drei Söhnen. Sein Name war Stein, und er besaß das größte Gehöft auf der Skorpinsel; er war ein alter Bekannter und Freund von Björn und besuchte ihn ab und zu, um gemüthlich mit ihm plaudern zu können. Beide Männer waren etwas eifersüchtig auf einander. Denn Björn war der reichste Mann auf der Rundinsel und Stein der reichste Mann auf der Skorpinsel. Aber die erstgenannte Insel war bedeutend größer als die letztere, und ebenso war Björn's Hof der größere, auch seine Boote waren zahlreicher und größer. Aus diesem Grunde fühlte Stein Björn gegenüber sich ab und an ein wenig gedrückt, und dieser wieder trug seine Ueberlegenheit offen zur Schau.

„Laßt das Bier herumgehen!" rief Björn nun seinen Gästen lebhaft zu, die mittlerweile Platz genommen hatten. „Das Wort soll nicht zur Lüge werden, daß die Leute auf der Rundinsel stets eine offene Hand haben, sei es im Guten, sei es im Bösen!"

„Dank, Dank und Ehre Dem, der Solches bietet!" antwortete Stein und reichte den Bierkrug seinen Söhnen hin. „Wir werden Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn Du zu uns kommst. Auf der Skorpinsel giebt man auch nicht mit der linken Hand."

„Das war brav gesprochen," sagte Björn. „Du bist mein Mann, Stein, ich möchte mich mit Niemand Anderem als mit Dir vergleichen."

„Da müßte ich doch wol nachstehen," lachte Stein leise und that einen Zug.

„Es kommt darauf an," wandte Björn gutmüthig ein. „Jeder schlägt sich auf seine Weise durch. Du hast wol gehört, daß ich vorige Woche zur See war."

„Man sagt stets, daß Björn zur See war," antwortete Stein.

„Niemals früher bin ich in einem solchen Wetter draußen gewesen," sprach Björn mit erhobener Stimme. „Die Funken flogen mir gleich Bienen um die Ohren, und rings um das Boot leuchtete es wie der helle Tag, obgleich es schon spät am Abend war. „Wir bekommen Sturm," rief der Junge mir zu, der mit mir im Boote war. „Ja, und zwar mit Regenschauern," antwortete ich. Und so kam es auch. Noch nicht eine Stunde war vergangen, da hatten wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Ein Windstoß nach dem anderen trieb die Sturzwellen brausend dahin über uns. „Nun kommt der stärkste Stoß," rief der Junge, welcher das Segeltau hielt, und damit war das Boot auch schon voll Wasser. Aber sofort riß ich dem Jungen das Tau aus der Hand und hielt das Segel stramm, daß es bis in die höchste Spitze des Mastes sich blähte, und in dem

nämlichen Augenblick ging das Boot mit dem Schnabel in die Höhe, gleich einem Bären, der sich aufrichtet, so daß alles Wasser auf einmal hinausstürzte. Dann lag das Boot wieder so zahm und ruhig auf dem Kiel wie ein neugeborenes Kalb."

Und Björn sah sich keck um im Kreis, bis er Brune's strahlenden Augen begegnete, die voll Bewunderung an ihm hingen. Da nickte er dem Knaben freundlich zu, als wolle er damit sagen: „Sieh, so soll ein Mann beschaffen sein."

„Ah ja, man muß seine Kräfte immer gebrauchen und üben," nahm Stein langsam das Wort. „Vor etwa vierzehn Tagen war ich auch auf der See, und zwei meiner Jungen begleiteten mich. Es wehte ganz hübsch; die Brise stand steif aus einer Richtung. Aber bekanntlich ist es mit dem Wind wie mit launenhaftem Sinn: er dreht sich, wenn man's am Wenigsten erwartet. Auf einmal werde ich schläfrig und lege mich so recht bequem hin, um ein wenig zu schlummern; wie ich, thaten auch die Anderen. „Du, sieh nach dem Steuer," hörte ich plötzlich den Einen rufen. Ich blickte auf — es war freilich nöthig, nach dem Steuer zu sehen, denn im selben Augenblick schlug eine Welle über Bord. Gut, daß die Sonne scheint, sprach ich, und legte mich auf die andere Seite. Denn, wenn man jetzt trockene Kleider haben will, hat man wahrhaftig gutes Wetter nöthig. Und damit schlief ich weiter. „Ich meine es ist Stat, das dort die Nase vorstreckt," sagte Ole und gähnte. „Was?" rief ich, „wenn es Stat ist, dann sind wir vier Meilen vom Kurs abgekommen." „Das kommt davon, wenn man schläft am Steuer," sprach der Bursch. „Ja, da muß man schon zugreifen," sagte ich, ergriff das Ruder und wendete das Boot." Einstimmiges Gelächter folgte Stein's Erzählung, nur Björn, so schien es, lachte ein wenig gezwungen.

„Das geht noch Alles," nahm Björn das Wort, „so lange man im Stande ist, sich im Boot zu halten; aber mir ist es passirt, daß ich zwei Tage und zwei Nächte auf dem Kiel habe reiten müssen. Da ist Essen und Trinken nicht im Ueberfluß vorhanden, so wenig wie eine schützende Decke oder Aehnliches, in das man sich einhüllen kann."

„Steht Dein Name auf dem Kiel?" fragte Stein rasch.

„Ich pflege meine Nägel nicht als Messer zu gebrauchen, und ein Messer hatte ich eben gerade nicht zur Hand; es war mit dem Proviantkorb über Bord gespült. Aber meines Vaters und meines Großvaters Namen sind in den Kiel geschnitten," sprach Björn mit erhobener Stimme und stand geräuschvoll auf. „Und ich bin nicht aus der Art geschlagen." Aber er unterbrach schnell sich selbst: „Da Stein, trink' mal!" und reichte diesem,

ihm freundlich zunickend, den Krug. „Ich will Dich in meinem eigenen Hause nicht beleidigen.“ Und Stein trank und schluckte wol das eine oder das andere Spottwort hinunter, das ihm auf der Zunge gelegen haben mochte.

„Aber was hat denn nur Ingeleiv?“ fragte Björn und ging zum Fenster, an dem seine Frau stand und auf den Hofplatz hinausblickte. Sie war bleich und zitterte heftig.

„Es ist nicht zum ersten Mal, daß mir das passirt,“ antwortete Ingeleiv leise, „aber man muß sich in Alles fügen, was unser Herrgott schickt.“ Bei diesen Worten warf sie einen sonderbar scheuen Blick durch das Fenster.

Björn's Auge folgte dem ihren, und er erblickte auf dem Hofe einen Menschen, der, so bekannt er ihm sein mochte, doch ein äußerst unbehagliches Gefühl in ihm erweckt haben mußte. Es war ein steinalter Mann, dürr und klein, mit großem, weit vorgestrecktem Kopf. Das graublonde Haar hing ihm lang herab; der Farbe des Haares glich die des Gesichtes; es wies unzählige Furchen und Runzeln auf, die verzehrender Gram in Runenschrift darauf geschrieben zu haben schien. Einen Augenblick sah er sich rings um auf dem Gehöft, dann aber ging er langsamen Schrittes zum Strand hinab.

„Das war Todtenfind,“ rief Björn aus. „Seit Jahr und Tag habe ich ihn nicht erblickt.“

„Er ist ein Geisterseher,“ sagte Stein.

„Ein alter Esel ist er,“ antwortete Björn und sah auf Ingeleiv, die todtenbleich sich auf die Bank niedergelassen hatte. „Man muß ihn gar nicht beachten.“

„Er fürchtet sich mehr vor den Leuten als vor allem Zauberspuk; aber er erscheint immer, wenn Unglück kommt,“ nahm Stein das Wort und bereitete sich zum Abschied.

„Unser Herrgott macht es, wie er es will,“ seufzte Ingeleiv und erhob sich dann gefaßt.

„Nun sollt Ihr vielmals bedankt sein,“ sprach Stein und reichte Björn und Ingeleiv die Hand. „Willkommen also auf der Skorpinsel und zwar sobald als möglich.“

Dann nahmen die Fremden Abschied und schritten in Björn's Begleitung zur See hinab.

Ingeleiv aber stand am Feuerheerd; eine Ahnung kommenden Unglücks ging ihr durch den Sinn. Da trat aus einem Winkel des Zimmers Jemand hervor und näherte sich ihr. Sie blickte auf. Es war Brune.

„Möchtest Du nicht hinaus auf's Meer, wenn Du solche

Abenteuer erzählen hörst?" fragte sie ihn freundlich, nahm seinen Kopf in ihre Hände und sah ihm in die dunklen Augen.

„Ich bin am Liebsten bei Dir," flüsterte Brune.

„Aber da wird Nichts aus Dir," lächelte Ingeleiv.

„Mein Vater sagte, daß etwas Großes aus mir werden solle," sprach der Knabe.

„Wer seinen Mitmenschen den größten Nutzen gewährt, ist der Größte," sagte Ingeleiv.

Da trat Björn wieder zur Thüre herein und der Abend verging wie alle übrigen. Aber Björn sah öfters mit bekümmertem Blick auf Ingeleiv, und diese wieder suchte ihre innere Angst so gut als möglich zu verbergen.

Am nächsten Tag wurde nichts aus der beschlossenen Meerfahrt; Björn ging herum und brummte Etwas von einem alten Esel, von Weiberglauben und Aehnlichem; aber unter diesen Selbstgesprächen pochte ihm das Herz laut vor ängstlicher Unruhe um seine stille Frau. Mittlerweile legte sich Ingeleiv's Erregung, in welche sie der Anblick Todtenfinds versetzt hatte.

Björn nahm seine Seefahrten wieder auf, und Brune begleitete ihn meistens. Björn hatte selten Klage zu führen über den Knaben; er war nicht gerade der Erste und Flinkste bei der Arbeit, aber der Letzte war er auch nicht. Doch war es Brune beständig zu Sinn, als habe er irgend Etwas verloren bei der neuen Beschäftigung und die Sehnsucht nach einem anderen Lebensziel, dem er keinen Namen wußte, von dem er sich auch nicht die geringste Vorstellung machen konnte, schlummerte in seiner Seele, so daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Arbeit war. Trotz aller Güte und allen Wohlwollens, von dem ihm täglich neue Beweise wurden, fühlte Brune sich nicht glücklich. Denn der Drang und der Trieb, aus sich selbst Etwas zu werden, lag in seiner Natur tief begründet ... Was wollte er werden?

Noch ein Jahr ging so dahin, dann ward Brune confirmirt, und der starke Björn und die bleiche Ingeleiv begleiteten als Vater und Mutter ihn zur Kirche. Als Brune nach Ablegung des heiligen Gelöbnisses, Christo nachzufolgen, auf Björn und Ingeleiv zutrat, und Björn ihn bat, daß er jetzt sie seine Eltern nennen möge, da konnte der Knabe kein Wort des Dankes und der Bejahung hervorstammeln. Denn von nun an mußte er ja jedes Gelübde halten, und wenn es auch das Leben kostete. Vater konnte er auf Erden Niemanden nennen als Den, der dort in den Bergen bei der kleinen Kirche in der kühlen Erde ruhte. Aber gewann es der Knabe auch nicht über sich, Björn Vater zu nennen, so nannte ihn dieser doch seinen Sohn.

Als der Winter hereinbrach mit Sturm und Schneetreiben, so heftig, daß selbst die Leute auf der Rundinsel genöthigt waren, ihre kühnen Seefahrten einzustellen und sich am Liebsten im warmen Zimmer aufhielten, da wurden Ingeleiv's Wangen von Tag zu Tage bleicher, und die Besorgung der Wirthschaft ging ihr stets schwerer von der Hand. Es wäre am Besten, einen Arzt zu fragen, meinte Björn, aber davon wollte Ingeleiv nichts hören. Wenn nur der Winter erst zu Ende wäre, sagte sie, dann würde die Sommersonne die Krankheit vertreiben. Dabei blieb es. Aber als endlich der lange dunkle Winter vorüber war, und der Sommer herrlich aufleuchtete, freudig und schimmernd, da strahlte er doch keine Röthe auf Ingeleiv's Wangen, da wärmte er nicht die kleinen kalten Hände, welche diese im Schooß gefaltet hielt.

Eines Tages rief Ingeleiv Brune und bat ihn, ein Boot zu nehmen und in Begleitung eines Jungen über den Rundinsel-Sund zu einer alten Frau zu fahren, die Doctor-Randi genannt ward. Die solle er bitten, auf Björn's Gehöft zu kommen. Brune war sofort bereit, Ingeleiv's Wunsch zu erfüllen, Björn aber brummte darüber, daß Ingeleiv nicht einen Arzt zu Rathe ziehen wollte, sondern sich lieber einer halbunzurechnungsfähigen Frauensperson anvertraute, die den Leuten einbildete, daß eine Hand voll Gras und etwas Moos von den Bergen genüge, sie gesund zu machen. Gerade durch Björn's Mißtrauen bekam der Knabe Zutrauen zu der alten Doctor-Randi und ruderte in Begleitung des Jungen davon.

Brune und sein Gefährte waren noch nicht lange unterwegs und in die schmale Straße eingebogen, welche die Insel vom Festland trennt, als ihnen ein anderes Boot entgegenkam. Ein Mann und eine Frau saßen darin; beide ruderten.

„Das ist die Doctor-Randi!" rief der Junge aus.

„Und wer ist der Andere?" fragte Brune.

„Das ist Todtenfind; sie gehen gern zusammen," antwortete Jener. „Die Eine kommt mit der Botschaft der Genesung, der Andere mit der Todesverkündung. Find sieht Alle, die ihr Grab in den Wellen finden sollen, ohne Kopf, und deshalb geberdet er sich, sobald er Jemand ohne Haupt erblickt, als sei er von Sinnen, um den Todgeweihten zu bewegen, nicht mehr zur See zu gehen. Niemand kehrt sich an seine Worte. Aber die Doctor-Randi ist klüger in irdischen Sachen als der Pfarrer in himmlischen. Alle Krankheiten, und wenn sie auch noch so hartnäckig sind, versteht sie zu heilen und zwar nur mit Gras oder mit Thee, den sie aus allerlei Kräutern braut."

Nun begegneten sich beide Boote, und Brune kam mit dem Auftrag heraus, den er für die alte Doctor-Randi hatte.

„Ich habe schon davon sprechen hören, daß Ingeleiv krank ist und ich war bereits auf dem Wege zu ihr."

Brune wandte sein Boot und half der alten Frau auf deren Wunsch hinein. „Denn," sagte sie, „Find bringt immer Unglück und ist außerdem so häßlich und abschreckend, daß er Furcht erregt. Deshalb gehe ich stets allein zu den Kranken und lasse ihn im Boot warten."

Find seufzte tief auf, sprach aber kein Wort.

Randi saß nun in Björn's Boot, und Brune schaute mit neugierigen Blicken sie an. Randi hatte von Find's häßlichem Aeußeren in so harten Worten gesprochen, daß man annehmen mußte, sie sei mindestens eine Schönheit. Das war keineswegs der Fall. Sie war in gleichem Alter mit Find. Ihr Gesicht war runzelig und aschgrau wie Find's Antlitz. Zwischen der Nase und dem vorspringenden Kinn bildete der Mund einen Hohlweg, die Augen hingen gleich zwei kleinen rollenden Kugeln halb aus den Höhlen. Randi unterschied sich von Find eigentlich nur durch größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit. Find war hinfällig und gebeugt wie ein geknicktes Rohr.

Randi hatte sofort weg, daß Brune eigentlich fremd sei auf Björn's Gehöft, und ihre Fragen nahmen kein Ende, bis sie seine ganze Lebensgeschichte kannte. Als sie endlich schwieg, erschrak Brune über sich selbst, daß er ihr Alles so ohne Weiteres anvertraut hatte. Randi heftete fortwährend den stechenden Blick auf Brune, er mochte hinsehen, wohin er wollte. Als das Boot sich dem Landungsplatze näherte, stand Björn am Ufer und wartete ihrer.

„Nun probire einmal, was Deine Kunst bei Ingeleiv vermag," sprach Björn und schritt an Randi's Seite auf das Wohnhaus zu.

„Ich werde sehen," antwortete sie und schaute sich nach Brune um, der mit Randi's roth angestrichenem Proviantkorbe und mit einem Sack in der Hand ihr folgte.

„Ich konnte Ingeleiv durchaus nicht dazu bewegen, einen Arzt zu Rathe zu ziehen," nahm Björn wieder das Wort. „Sie meinte, daß Du ihr am Schnellsten und Besten helfen würdest."

„Das denke ich auch," sprach Randi zufrieden; dann traten sie zu der Kranken in's Zimmer.

Der Inhalt des Sackes wurde ausgeschüttet. Randi traf eine Auswahl und kochte Einiges zu Brei, Anderes zu einem Trank. Ob der alten Randi Eifer und Vertrauen zu ihrer Kunst

hatte sich Aller eine gewisse Unruhe und Spannung bemächtigt, und die Todesgedanken gaben eine Zeitlang neuer Hoffnung Raum. Björn selbst sorgte für Kaffee, und Brune ging ihm mechanisch zur Hand. Denn des Knaben Gedanken und Sinnen hingen am Thun der klugen Frau. Selbst Ingeleiv richtete sich im Bett auf und sah ihr zu.

„Du hast viele Menschen getröstet, Randi," sagte Ingeleiv; „unser Herrgott segne Dich dafür."

„Manchmal wird Gutes mit Bösem vergolten," antwortete die alte Frau. „Der neue Doctor, welcher sich in Näsfet niedergelassen hat, ist mir nicht grün. Er besinnt sich schrecklich lange, dann schreibt er Dir Etwas auf einen Lappen Papier und dann darfst Du damit der Nase nach laufen. Währenddessen krieche ich in allen Winkeln, Schluchten und Bergen herum und sammle mir, was ich nöthig habe, so alt ich auch bin. Aber die Großen achten die Kleinen gering. Wenn es nur recht viel Geld kostet, dann meinen sie, müsse es gut sein!"

„Aber Du bringst zugleich Kranken wie Gesunden Trost," sprach Ingeleiv leise. „Die Kranken machst Du gesund, und die Gesunden können doch auch krank werden."

Endlich war Randi fertig mit ihrer Arbeit und verwahrte die Kräuter sorgsam in dem Sack.

„Wo ist der Junge geblieben, der dort saß und mich anstarrte?" fragte Randi und sah sich nach Brune um.

Er hatte sich hinter einem Schrank verborgen, um von dieser geschützten Ecke aus Randi besser und ungezwungener beobachten zu können. Denn es schien ihm, als habe er, seit sein Vater todt war, niemals wieder einen so eigenthümlichen Menschen, wie Randi es war, gesehen. So lugte er denn aus seiner Ecke verstohlen hervor.

„Nun verkriechst Du Dich, Du Dummkopf," rief Randi aus, als sie ihn erblickte, „anstatt mit mir zu gehen und mir die Kräuter suchen zu helfen, welche ich durchaus noch haben muß. Das Moos, welches hier auf den Bergen wächst, ist das beste gegen Hexenschuß."

Der Knabe ließ sich nicht zweimal auffordern, sondern ergriff bereitwillig Sack und Eßkorb und folgte der klugen Randi in die Berge und Schluchten, nachdem diese Abschied genommen und versprochen hatte, bald wiederzukommen.

Nach einer ziemlich langen und beschwerlichen Wanderung erreichten Beide endlich eine Stelle, auf der zwischen dem losen Gestein eine Menge der verschiedenartigsten Kräuter emporgeschossen waren. An diesem Platz ließ Randi sich nieder und riß

alle Pflanzen, die in der Nähe standen, mit den Wurzeln aus. Sie befahl Brune, den nächstgelegenen Abhang hinaufzuklettern und Alles zu pflücken, was er fände; sie wolle nachher die Pflanzen schon sichten.

Und der Knabe sammelte alle Pflanzen und Kräuter, die er fand, große und kleine. Mit einem ganzen Arm voll kehrte er zu der alten Frau zurück, die leise vor sich hinsummte, dann das Bündel ergriff und mit einem schnellen Blick überflog.

„Sieh, sieh! da haben wir den stolzen Heinrich, den stolzen Heinrich!" sprach sie halb singend. „Wenn Du ihn zerreibst zwischen zwei lauwarmen Steinen, heilt er Wunden und andere Uebel ... Hm, Hm! Und da ist Bärlapp und Blutwurz und Heil aller Wunden ... Wo hast Du den Verstand hergenommen, das Alles zu suchen?" fuhr sie plötzlich Brune an, der zitternd dastand vor all' den Wunderdingen, die er soeben vernommen hatte. „Weißt Du Vater," fuhr sie darauf fort, während ein inneres Feuer ihre rollenden Augen in hellem Glanz erfunkeln ließ, „daß Gott der Herr Deine Hand geführt hat? Denn jeder Halm, den Du gepflückt hast, ist nützlich und heilwirkend. Ich habe Dir es gleich angesehen, daß Du Geschick hast. Warum nahmst Du nicht das Mariengras mit, das dort steht?" fragte sie eifriger.

„Ich weiß es nicht," antwortete scheu der Knabe, „aber das Gras gefiel mir nicht."

„Ha, ha, ha!" lachte die Alte. „Also es gefiel Dir nicht? Ja, so muß es wol sein. Nur, wenn giftiges Gewürm sich beißt und zerreißt, heilt das Gras die Wunden. Dem Menschen gereicht's weder zu Freude noch zu Nutzen. So ist's und deshalb ließest Du es stehen. Aber nun mag's für heute genug sein. Stopfe jetzt in meinen Sack Alles, was Du willst. Der Herrgott gebe seinen Segen dazu. Ein anderes Mal brauche ich mich nicht selbst heraufzubemühen, sondern werde Find senden; dann magst Du den Sack füllen. Aber nimm Dich in Acht, daß Du keine Kräuter zertrittst. Sie bergen in sich Manches, das der Mensch nicht kennt."

Nun stieg sie wieder thalwärts, bis sie dem Platz genaht war, an welchem Find mit dem Boot sie erwartete. Dort verabschiedete sie sich von Brune, und der Knabe ging langsam zurück auf's Gehöft.

Die Worte der alten Randi hatten ihn wunderlich bewegt, sie zitterten ihm noch lange durch die Seele und tönten ihm in den Ohren gleich einem Wiederklang der seltsamen Prophezeiung seines Vaters. Die lang verschlossene Traumwelt that sich ihm

wieder auf, und mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Wehmuth trat er über ihre luftige Schwelle. Die Bilder, die jetzt ihm entgegenleuchteten, waren bei Weitem nicht mehr so unbestimmt und zerflossen, so nebelhaft, wie sie früher es gewesen waren.

Die alte Randi schritt in seinen Traumbildern einer großen Schaar von Menschen mit blutenden Wunden und krankhaften Zügen vorauf, und er reichte ihr den mit Kräutern gefüllten Sack hin, damit Alle geheilt und gestärkt werden konnten. Ringsum ward es lebendig in Blüthen und Gras: da flüsterte und wisperte es. Jede Blume, jedes Kraut schien ihm zu winken, um ihm seine Heimlichkeiten anzuvertrauen; wie es so still und ruhig dastände, daß die Menschen es immer so eilig hätten und so geschäftig vorübergingen, ohne das Kraut zu bemerken, ohne es zu beachten ... Da trat ihm Björn in der Thür entgegen, und mit einem Mal war der ganze Traum vergangen und verschwunden.

„Ich lass' sie reden, was sie wollen," sprach Björn düster und fest zu Brune, „Ingeleiv kommt diesmal nicht davon mit dem Leben."

Er hatte Recht. Alle Künste Randi's vermochten nichts, so daß sie eines Tages, als sie Ingeleiv wieder besuchte, trostlos klagte, daß sie nicht im Stande sei, den Tod zu verscheuchen, der Ingeleiv zu Häupten sitze.

Einige Tage später lag Ingeleiv und sprach leise mit sich selbst; Brune saß in der Nähe, hatte den Kopf dem Bette zugewendet und weinte.

„Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, Kind," flüsterte Ingeleiv ihm zu, als sie ihn bemerkte und strich ihm mit der Hand über's Gesicht. Aber die Hand wärmte ihn nicht wie sonst, da die Berührung ihn gleich einem Sonnenstrahl durchzuckte; die Hand war kalt und leblos.

„Armer Junge," fuhr Ingeleiv matt fort, „Du hast viel Schlimmes und wenig Gutes erfahren. Ja, Freude und Kummer sind stets beisammen."

Brune schluchzte laut und legte das thränen- und gramschwere Haupt an Ingeleiv's Brust. Sie hatte ihn so innig lieb gehabt! Voll Frieden, voll glücklicher Ruhe war ihr Wesen, und Ruhe und Frieden waren ihr entströmt, wie der Duft der Blume entquillt. Die friedemilde Ruhe, die liebreiche Güte hatten sich allzeit unbewußt geltend zu machen gewußt und das Verhältniß auf dem Gehöft so schön gestaltet. Brune hielt sehr viel von Björn, aber wahre, innige Liebe und Verehrung hatte er doch nur Ingeleiv entgegengebracht, welche die zarten Triebe

und Regungen seines Gemüths geschont und gepflegt und mit der Liebe Thau genetzt hatte. Deshalb konnte auch der Knabe den Gedanken nicht fassen, daß er Ingeleiv verlieren sollte.

„Gelobe mir, Kind," sprach diese leise von Neuem, „daß Du Björn nicht verlassen willst, so lange er lebt."

„Ich verspreche es Dir," schluchzte der Knabe, brach aber plötzlich ab. Denn die Kranke richtete sich halb empor, sank aber stöhnend zurück und schien Etwas zu suchen. Brune beeilte sich, Björn zu rufen. Er saß auf einer Bank und blickte vor sich nieder. Als er aber des Knaben schreckensbleiches Antlitz gewahrte, stand er auf und ging zu der Kranken.

„Nun, Ingeleiv," nahm Björn fest und ernst das Wort und beugte sich zu ihr nieder, „soll es schon sein?"

Ein schwaches Lächeln schwebte auf Ingeleiv's bleichem Antlitz. „Gern wäre ich bei Dir geblieben," flüsterte sie kaum hörbar, „aber gern scheide ich auch aus der Welt."

„Wir Menschen, wir setzen uns Zeit und Ort,
Was frommt, entscheidet des Herrgott's Wort,"

sprach Björn laut und feierlich. Aber als dann Ingeleiv die kleinen abgemagerten Hände zu ihm erhob, und er sich niederbeugte, und seines Weibes zitternde Arme ihn umschlossen, da verließ ihn die Kraft, und die Stimme bebte ihm, als er sich wieder aufrichtete und sprach:

„Sie fanden sich, lebten so glücklich vereint,
Es scheidet der Tod, ach! den Freund von dem Freund!

heißt es im Liede, Ingeleiv. Aber nun will ich Dir Deinen Lieblingsgesang vorsingen."

Mit diesen Worten nahm er das Gesangbuch zur Hand und stimmte mit leiser, aber fester Stimme den alten Gesang an:

„In Jesu such' ich meinen Frieden,
Die Welt, sie hat nur Schmerz . . ."

Währenddessen war Brune wieder leise herzugetreten und sah Ingeleiv an.

„Sie ist todt!" schrie er auf und warf sich hin über sie.

„Still, Kind," sprach Björn und zog den Knaben an sich. „Störe niemals Jemand, der zu Gott geht." Und damit stimmte er wieder den Gesang von Neuem an. Als er aber an der letzten Strophe angelangt war:

„So ward mir Ruh,
Es gabst sie Du,
O Gott, der müden Taube"

da versagte ihm die Stimme, und er schloß das Buch. Einen Augenblick lang beugte er sich nieder zu Ingeleiv's Angesicht, dann schritt er zum Haus hinaus und auf die Berge zu. Der Abend, die Nacht verging, und der Morgen leuchtete hell, bevor Björn zurückkehrte. Der Schmerz, der an seinem Herzen nagte, war zu tief und groß, als daß er hätte können Erleichterung finden; der Schmerz sank schwer nieder auf seiner Seele Grund, als wenn ein Stein versinkt in's Meer. In diesem Leben ward Björn seines Grames nimmer Herr.

Brune war wol auch tief ergriffen, aber Ingeleiv's Tod drückte ihn doch nicht so zu Boden wie der verzehrende Kummer, der sich an die Erinnerungen seiner Kindheit knüpfte. Er weinte tagelang die heißesten, bittersten Thränen, aber in all' seinem Schmerz sehnte er doch sich nach dem Leben. Das Herz wuchs ihm im Gram.

Langsam schwanden die Tage dahin; selbst mitten in der Beschäftigung machte die bleiche Schwermuth sich geltend, und die Erinnerung an die Verstorbene tauchte immer und immer wieder auf. Denn Ingeleiv war von Allen geachtet und geliebt worden, die sie gekannt hatten.

Endlich kam der Tag des Begräbnisses. Von den nächstgelegenen Inseln und aus der Umgegend des Fjords hatten viele Leute sich eingefunden, sich entweder im Haus oder auf dem Hofplatz versammelt und wurden nach alter Sitte in dem Zimmer, in welchem der Sarg stand, mit Speise und Trank auf das Reichlichste bewirthet.

Björn hielt sich mannhaft aufrecht, sprach mit lauter Stimme und reichte mit würdiger Ermunterung allen Gästen den Bierkrug. Niemand sollte heimkommen und erzählen können, daß Björn ein Schwächling sei. Später ergriff er selbst mit kräftiger Hand das Steuerruder und steuerte mit der Leiche Ingeleiv's hinaus auf's Meer, während die anderen Boote dem seinen in langer Reihe folgten.

An der Kirche redete er mit dem Pfarrer, aber des Grames, des Kummers, der ihn so schmerzlich tief bewegte, erwähnte er mit keinem Wort. Er hatte nie Jemand die große Liebe gezeigt, die er für Ingeleiv hegte. Sein Gram war ein Theil dieser Liebe; deshalb verschloß er den Schmerz in sich und schwieg. Brune schluchzte laut am Grabe, aber Björn zog schnell das Taschentuch hervor, trocknete ihm die Augen, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zum Strand und zum Boot hinab. Der Knabe bezwang seinen Schmerz, so gut es ging. Als der Abend hereinbrach, Björn den letzten Fremden das Geleit zu

ihren Booten gegeben hatte, dann langsamen Schrittes zum Haus zurückkehrte und in das Sterbezimmer trat, da knickte der starke, kräftige Mann doch zusammen und sank auf einen Stuhl nieder. Er saß unbeweglich, bis der Morgen glühgolden aufstieg. Da rührte sich Etwas an seiner Seite, so daß er aufblickte. Es war Brune, der die Nacht kummervollen Herzens durchwacht hatte mit ihm. Da leuchtete es auf in Björn's Angesicht, als wenn der Sonnenstrahl die Wolken durchbricht, und er nahm den Knaben in seine gewaltigen Arme, drückte ihn an die Brust und sprach:

„Komm her, Kind. Nun bist Du das Einzige, das ich auf der Welt besitze. Ingeleiv soll sich meiner vor Gottes Thron nicht zu schämen haben," sprach er lauter. „Ich erinnere mich eines alten Wortes; es heißt: Wenn ein Mann fällt, sollen die Anderen dann sämmtlich sich ergeben? Nein, mein Junge, man muß unseren Herrgott nur richtig verstehen. Er legt den Schmerz uns nicht auf, um uns zu vernichten, nein, um uns zu mahnen, daß wir lässig gewesen sind. Komm Kind, wir wollen um die Wirthschaft uns bekümmern. Denn wenn der Herr nicht zu Hause ist, tanzen Ratten und Mäuse auf Tisch und Bänken!"

Damit war Alles gesagt. Von nun an ging das Leben in Björn's Hause seinen stillen, ruhigen Gang. Es ward nicht viel gelacht, aber man vernahm auch kein Scheltwort.

Brune, der stets des Versprechens eingedenk war, das er Ingeleiv in deren Todesstunde gegeben, trennte sich nie von Björn, sondern folgte ihm stets nach wie sein Schatten. Aber so gut der Knabe es auch hatte, es wohnten zwei Seelen in seiner Brust. Er vermißte so tief, so schmerzlich die Liebe, welche Ingeleiv in seiner Seele erweckt hatte, und eine unbestimmte Sehnsucht bewegte ihn bei der Erinnerung an die alte Doctor-Randi, die sich jetzt nicht mehr sehen ließ auf dem Gehöft; selten nur sandte sie Find mit dem Sack, damit Brune nach eigenem Gutdünken ihn fülle mit Dem, was er an Kräutern fand.

So kam abermals der Winter heran und raubte ihm auch diese Freude. Und als der Winter das starre, harte Eissiegel auf die Berge drückte und die Kräuter im Schnee begrub, da hörte der Verkehr mit der klugen Frau vollständig auf.

Als der Winter vorüber war, und die Fischerei in gewohnter Weise den Anfang nahm, da waren Björn's Boote wie gewöhnlich die ersten, welche in das Meer hinaussteuerten, um die Netze auszuwerfen. Gewöhnlich folgte Stein von der Skorpinsel. Denn was Björn leisten konnte, das, meinte er, könne er auch. Ja, er ließ sogar das Gerücht ausſprengen, daß er diesmal vor Björn in See zu gehen gedenke. Da raffte Björn

sich auf: Boote und Netze wurden in der größten Eile ausgerüstet und ausgebessert, damit er noch einige Tage früher, als er eigentlich ursprünglich sich vorgenommen hatte, in See stechen konnte.

Diesmal kümmerte Björn sich viel weniger als sonst um die Stürme der Tag- und Nachtgleiche, und er stellte doch die ersten Netze, obgleich Stein sich die größte Mühe gegeben hatte, ihm zuvorzukommen. Als aber nach einigen Tagen Björn die Netze heben und den Fang bergen wollte, wehte ein so gewaltiger Sturm, daß er den Versuch aufgeben mußte. Vier Tage vergingen, bevor das Wetter sich so weit aufklärte, daß ein Boot die See zu halten vermochte, um die Netze zu heben. Der Eine oder Andere meinte, daß das Wetter den Tag über sich nicht halten würde, weil das Meer eine gewisse heimliche Erregtheit aufwies, die dadurch sich ankündigte, daß die Scheeren, welche sonst meist aus dem Wasser hervorragten, fortwährend von den hochgehenden Wogen überspült wurden.

„Wenn man so lange warten will, bis alle Anzeichen auf gutes Wetter deuten, dann kann man lange lauern," sagte Björn kurz. „Ich habe mir einmal vorgenommen, hinauszugehen. Wer nicht mit will, mag sich melden."

„Zu Hause bleiben! Das sollte mir einfallen!" rief einer der Leute und sprang in's Boot.

„Da kommt Find!" rief ein junger Bursch, der gedungen worden war für diese Fahrt. „Ich muß 'mal fühlen, ob ich meinen Kopf noch habe." Und er lachte den Anderen zu.

„Stoßt ab!" rief Björn, der in der Mitte des Fahrzeuges stand und das Segeltau in der Hand hielt. An seiner Seite befand sich Brune.

Find war inzwischen am Ufer angelangt und rief ihnen Etwas nach. Aber der Klang seiner Stimme war zu schwach; das Rollen der Wogen und das Brausen des Windes übertönte jeden Laut; sie verstanden nicht, was Find wollte.

„Wie viele Köpfe siehst Du auf's Geratewohl?" rief der Bursch da dem Alten übermüthig zu.

„Ich kann sie schnell genug zählen. Gott stehe Euch bei!" jammerte Find; als er aber bemerkte, daß sie die Segel beisetzten, ergriff ihn die Verzweiflung und er schrie mit seiner heisernen Stimme dem Boot nach und focht mit den Armen, als wenn eine Möve mit den Flügeln schlägt.

„Björn, Björn, es wird sicher Dein Untergang. Gott schütze Dich!"

„Du weißt doch nicht, welches Schicksal mir bestimmt ist," rief Björn ihm zu. „Gott der Herr macht es schon wie er will,

und Dem, der heute stirbt, war es nicht bestimmt, morgen noch zu leben."

Und damit schoß das Boot pfeilgeschwind in das dunkle Wasser hinaus, während eine Schaar großer Wasservögel mit wildem Schrei sich von den Klippen erhob und das Boot umkreiste.

Am Strand auf einem Stein aber saß der alte Find und schaute dem Boot mit einem unbeschreiblich kummervollen Blick so lange nach, bis es seinem Gesichtskreis entschwunden war. Dann stand er auf, schlich trübselig die nächste Anhöhe hinauf und verschwand zwischen den Felsen.

„Es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß die Netze sich gehalten haben," sprach der Mann, der am Steuer saß und schaute Björn bedenklich an.

„Sind wir nun einmal so weit gekommen," antwortete dieser, „so wollen wir uns doch auch vom Thatbestand überzeugen. Morgen geht Stein in See, um seine Netze auszuwerfen. Und es paßt sich besser, daß ich ihm Nachricht bringe als umgekehrt."

Nun ging es hinaus in die weite, grollende See. Björn saß in der Mitte des Fahrzeuges und hielt mit sicherer Hand das Tau des Hauptsegels. Als kundiger, vorsichtiger Schiffer, der er war, zog er bald das Segel ein, bald hißte er es auf. Aber der wilde Sturm brauste dahin über das wilde, wogende Meer, und die Wogen tobten um das Boot wie schnaubende Walfische. Im Segelraum saß Brune und schöpfte mit dem geleerten Proviantkorb fortwährend das einströmende Wasser aus. An seiner Seite befand sich der junge Bursch. Alle schwiegen und saßen muthig auf ihren Posten; aller Augen folgten den Bewegungen des Steuermanns.

„Wenn die Sonne untergegangen ist, bleibt es nicht klar," sprach Björn. „Wenn wir nur nicht aus der entgegengesetzten Richtung einen plötzlichen Windstoß bekommen."

Alle schwiegen. Denn am westlichen Himmel zogen sich am Horizont und durch die schwarzgrauen Wolken rothe Streifen, und die rollenden Wogen wuchsen mit jedem Windstoß.

„Herunter!" schrie da auf einmal der Steuermann und stampfte mit dem Fuß auf, und wie durch einen Zauberschlag fiel plötzlich ein Theil der Segel, aber einen Augenblick darauf strich eine Welle dahin über das Boot und eine zweite Woge folgte der ersten. Eine Welle kommt selten allein, sie hat immer zwei, drei andere im Gefolge. Da bäumte sich am Hintertheil des Bootes eine gewaltige, mit weißem Gischt und Schaum gekrönte Woge auf gleich einer Mauer. Des Tages schwindendes Licht flimmerte noch im Regenbogenschein auf der grünlichen,

gewölbten Wasserkuppel; das Hauptsegel, welches schlapp herniederhing schlug in dem ungeheuren Luftdruck an den Mast, und in demselben Moment wurde wie von Riesenkräften das leichte Fahrzeug emporgetragen und umgestürzt, und die ungeheuere Welle rollte schäumend und brechend dahin über den Kiel.

Einen Augenblick lag das Boot leise schwankend auf dem Meer. Denn nach solch' einer gewaltigen Woge, nach solch' einem zermalmenden Ausbruch wilder, ungebändigter, überschäumender Kraft, pflegt gewöhnlich eine Ruhepause zu folgen, welche die Bewohner des Nordmeers „Trägheit" nennen. Am Rande des Bootes tauchte ein Haupt empor, bleich wie der Tod, mit blutiger Stirn, und eine Hand klammerte sich krampfhaft fest am Boot. Dann arbeitete sich ein Mann, der im linken Arm einen halb erwachsenen Knaben hielt, schwer und mühsam auf den Kiel hinauf. Nach langen vergeblichen Anstrengungen saß er endlich rittlings auf dem Kiel, und der Knabe lag vor ihm. Es waren Björn und Brune. Kurz darauf kam an der anderen Seite des Bootes aus den Fluthen ein zweiter Kopf zum Vorschein. Es war der Bursch. Mit einem einzigen Griff schwang er sich hinauf und setzte sich neben den Anderen zurecht. Nun tauchte am Schnabel des Bootes ein vierter Kopf auf, und ein Paar Arme griffen nach dem Fahrzeug, doch vergeblich. Denn die Stille, welche bis dahin gewährt hatte, machte einem neuen Ausbruch Platz, und abermals stob eine gewaltige Welle über die Schiffbrüchigen dahin, die sich, so gut sie es vermochten, an das Boot klammerten, sonst aber die Hoffnung auf Gott setzten, der allein sie zu retten vermochte. Als endlich wieder eine gewisse Ruhe eintrat, tauchte kein Haupt mehr hervor und empor aus den Wassern. Das Meer hatte seinen Raub gierig verschlungen. Aber die Drei saßen auf dem Kiel des Bootes und trieben dahin in Sturm und Wogenbraus.

„Gegen Morgen legt sich der Wind," sprach Björn. „Halten wir den Abend und die Nacht hindurch aus, so sind wir gerettet."

„Das Boot schwankt so stark," sagte der Bursch und setzte sich fester.

Brune hatte kein Wort gesprochen; seine Augen hingen an Björn's Angesicht; wohin der den Blick wandte, dahin schaute auch Brune.

„Wer tauchte vorhin dort auf am Schnabel?" fragte Björn den Burschen.

„Es war Halstein Rakke," antwortete dieser.

„War es Halstein?" sagte Björn wehmüthig. „Der Tod war ihm also bestimmt. Kannst Du Dich halten mein Junge?"

fragte er Brune und ließ dessen Schulter los, an der er ihn bisher gefaßt gehabt hatte.

„Ich halte mich schon," sagte Brune ein wenig erschreckt und hielt sich mit beiden Händen fest.

„Es scheint, das Boot kommt nicht zur Ruhe," sprach Björn, zog das Messer aus der Scheide und strich es auf dem Aermel seiner Seehundsjacke. „Es ist ein altes Wort, daß, so lange noch Jemand auf dem Kiel sitzt, der mit dem Leben nicht davonkommen soll, so lange liegt das Boot nicht ruhig, was man auch anfangen mag."

Und er schnitzte ruhig an dem Kiel.

„I, so lieg' doch still!" rief der junge Bursch ärgerlich, als ein Stoß des Bootes ihn auf die Seite warf. „Es ist eine so sündhafte Unruhe in dem Boot, daß ich fast auf den Gedanken komme, ich soll hinab, um mich nach den Anderen umzusehen."

Er setzte sich wieder zurecht.

„Das war eine lange Stille," sprach Björn und sah sich rings um auf dem Meere. „Aber es wird wol nicht lange mehr dauern."

Er schnitzte weiter.

„Du schneidest Deinen Namen ein? Nicht?" fragte der Bursch und beugte sich zu Björn nieder. „Ja, Du bist immer ein seekundiger Mann gewesen, Björn. Wenn ich noch so viel Zeit habe, will ich meinen Namen an die Seite des Deinen setzen. Ich weiß, daß meine Mutter sich freut, wenn sie vernimmt, daß bis zum letzten Athemzug ihren Sohn der Muth nicht verlassen hat."

Mit diesen Worten zog auch er sein Messer aus der Scheide und schnitt hurtig N. T. in den Kiel. Da schlug eine Woge über das Boot, und weil der Bursch sich nur leicht angeklammert hatte, wurde er mit in die Tiefe gerissen. Dieser einen Welle folgten noch andere nach, auf neue Opfer begierig. Da tauchte plötzlich der Bursch wieder auf aus dem Wirbel, Björn reichte ihm die Hand, und mit Mühe kletterte der Bursch wieder auf das Boot.

„Hab' Dank für Deine Hülfe, Björn," sprach er matt. „So, nun hab' ich mein Messer eingebüßt! Leihe mir Deines, Björn, damit ich den Namen meiner Mutter auch noch einschneiden kann. Das ist doch so Etwas wie ein letzter Händedruck."

Er nahm das Messer, welches Björn ihm reichte und setzte dann neben seinen eigenen Namen ein M. Da ward das Boot durch einen gewaltigen Stoß von unten auf die Seite geschleudert, und der Bursch verschwand abermals in den Wogen.

„Diesmal bleibt Niels, wo er ist," sprach Björn kummervoll und drückte Brune an sich. „Nun sind nur wir Beide noch übrig, mein Junge; das Boot schwankt noch immer. So muß denn wol noch Einer herunter vom Pferd, bevor es sich sicher reiten läßt. Ich denke, Ingeleiv sehnt sich nach Björn, obgleich sie es gut hat, wo sie ist."

Und er schaute auf zum dunklen Himmel und griff sich an die Stirn.

„Vater," sprach Brune und wandte das Antlitz Björn zu. Mehr brachte er nicht heraus; aber es war, als habe er Alles, was er niemals zuvor ausgesprochen, in dies eine Wort gelegt, und der Blick aus den großen, ausdrucksvollen Augen, der diesem Wort folgte, sagte das Uebrige. — Damit ließ Brune die Hände los, und die Woge, die emporschäumte, spülte ihn hinweg und zog den grünlichen Schleier zusammen über ihn. Aber die nächste Welle trug ihn wieder empor, so daß Björn, welcher der Länge nach auf dem Kiel lag, ihn ergreifen und wieder auf das Boot heben konnte.

„Nein, mein Junge," sprach Björn, die eigene Gefahr nicht achtend und nur für den Knaben besorgt. „Du bist dem Tod noch nicht geweiht, und es hilft Dir nichts, wenn Du ihn erleiden willst für mich. Der Herr allein hat über mein Schicksal zu bestimmen. Gott segne Dich mein Kind! Halte fest, so gut Du es vermagst! Denn dort kommt eine Sturzsee, die aussieht, als wolle sie einen Bären*) verschlingen," lachte er leise, und ... als Brune wieder zu sich kam, da erblickte er in geringer Entfernung Björn's bleiches Antlitz mit der blutigen Stirn, mitten im Schäumen und Toben und Wogenbraus. Ein letzter Blick noch, ein Winken schon aus dem Jenseits ... dann war's geschehen.

Und der Knabe sah's und hielt sich fest. Er mußte wol so thun. Und er schaute auf das Meer, nach der Seite hin blickte er, von welcher der Anprall der Wellen kam und war fest überzeugt, daß die nächste brausende Woge, die heranrollte im weißen, sprühenden, zischenden Gischt ihn fortreißen würde. Denn er glaubte nimmermehr, daß er sich halten könne, wenn alle die starken, wetterharten Männer und selbst Björn in die Tiefe hinabgerissen worden waren. — Aber es ward dennoch zur Wahrheit, was Björn gesagt hatte, daß Gott dem Knaben ein anderes Ziel gesetzt hätte. Denn so viel' der Wogen auch noch kamen und über ihn fortschlugen, er saß dennoch fest. Endlich lag das

*) Bär = Björn.

Boot still. Wenn ein gekentertes Boot erst das Gleichgewicht gewonnen hat, hält es sich gut im Wellengang. Aber das fortwährende Auf- und Niederschwanken des Bootes, das hauptsächlich durch Mast, Segel und andere Gegenstände verursacht wird, hat im Volk der nordischen Küsten den Glauben erzeugt, daß Leute auf dem Kiel sich befinden, die dem Tode verfallen sind.

Gegen Abend und besonders in der Nacht legte sich der Sturm, und die See beruhigte sich. Aber der Knabe sah trotz dem Dunkel doch immer Björn's bleiches Antlitz auftauchen aus der Fluth, immer schaute er noch den festen Blick Björn's, der ihn gleichsam in das Leben trieb, sich selbst aber senkte in den Tod. Er konnte nicht fassen, was er noch am Leben thun sollte, da Beide, Ingeleiv und Björn, todt waren! Eine unendliche, kummervolle Sehnsucht, wieder mit Beiden vereinigt zu sein und ihr Glück zu theilen, nahm seine ganze Seele ein.

So verging die lange, bange Nacht; endlich flammte der Morgen purpurschön auf, und die lichtgoldigen Sonnenstrahlen flimmerten blitzend auf des Meeres leichtgekräuseltem Lockenhaupt. Das Boot war der Küste näher getrieben, und Brune bemerkte hin und wieder in weiter Ferne andere Boote. Endlich steuerte eines in gleicher Richtung, und als es nahe genug herangekommen war, erkannte der Knabe, daß es die Leute von der Skorpinsel waren. Stein selbst stand aufrecht im Vorderraum des Bootes.

„So, Du hast reiten müssen?" rief Stein Brune zu, indem er sein Boot das Wrack anlaufen ließ. „Wieviel hat das Boot abgeworfen, bevor Du sitzen bleiben konntest?" fragte er und zog Brune hinüber in sein Boot.

„Du kannst Dir die Mühe des Fragens ersparen," nahm einer der Leute das Wort. „Dort steht Björn's Name."

„Wer hat dort weiterhin seinen Namen eingeschnitten?" fragte Stein wieder.

„Niels Tinje," entgegnete Brune mit leiser Stimme.

„Ist das der kecke Bursch?" rief Stein aus. „Da steht auch noch ein M. Ich wette, daß es der Name seiner Mutter ist."

„Ja, so ist es," sagte Brune.

„Wenn wir nach den Netzen gesehen haben, wollen wir versuchen, ob wir das Boot heimlootsen können. Eine bessere Botschaft von ihrem Sohn kann die Mutter nicht haben."

Und dann ward das gekenterte Boot in's Schlepptau genommen und langsam mit fortgeschleppt. Der Abend aber lag bereits dunkel über Meer und Land, bevor die Schiffer die Rundinsel erreichten, wo Brune an's Land gesetzt zu werden wünschte.

Als er, durchnäßt und zum Tode ermattet, langsam auf Björn's Gehöft zuschritt, stand jener erste Abend ihm wieder deutlich vor den Gedanken, da er an Leib und Seele wie zerschlagen, den gleichen Weg gewandert war. Aber welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals klang ihm Björn's starke Stimme in seiner vollen Kraft wie ein Ruf des Lebens, und Ingeleiv hatte ihm mit der warmen Hand über das eiskalte Antlitz gestrichen. Nun trat er einsam in das verlassene Haus, das ja doch noch seine Heimath war. Aber was ist die Heimath ohne der Heimath Geister? Ein Meilenstein, ein Kreuz an des Lebens rauhem Weg, nichts weiter.

Viermal ging die Sonne auf und viermal sank sie hinab, und immer befand Brune sich noch in dem herrenlosen Haus. Da hieß es, daß weitläufige Verwandte kämen, und daß die Obrigkeit ihnen folge. Der Knabe begriff, daß er überflüssig sei und seine bisherige Heimath verlassen müsse, und planlos ging er hinaus zum Gehöft, stieg die Berge hinauf und schritt beständig weiter und weiter, bis ein Fußpfad ihn wieder hinabführte zum Meer.

Dort lag ein Haus, von einem kleinen Feld umgeben, ein Hund sprang ihm bellend entgegen, und auf einer Anhöhe spielten mehrere Kinder im Sonnenschein. Brune ging näher. Auf einem Stein, an einer Biegung des Weges, saß ein zusammengesunkener Greis, der, als Brune vorüberschritt, den Kopf ein wenig erhob und den halberloschenen Blick auf den Knaben heftete. Es war der bleiche Unglücksvogel, dem der Volksmund den Namen Todtenfind beigelegt hatte. Es durchschauerte Brune, als er den Alten erblickte, denn ihm fielen die Worte wieder ein, welche dieser an jenem Unglückstage Björn nachgerufen hatte.

„Ach, ach!" seufzte der Greis, während große Thränen ihm über die aschgrauen Wangen rollten. „Warum hörte Björn nicht auf meine Warnung?"

Aber Brune fühlte sich selbst so gedrückt, so kummerbeladen, daß er nicht im Stande war, einem Anderen ein Wort des Trostes zu sagen und ging deshalb stumm hinab zum Strand.

„Wünschest Du, daß ich Dich übersetze zur Doctor-Randi?" rief der Alte mit heiserer Stimme dem Knaben nach.

Doctor-Randi! Es ging wie ein Blitz durch Brune's Gedanken. Einen Augenblick stand er still, als suche er Etwas. Denn die gramvollen, qualvollen Gedanken, mit denen er Tag und Nacht sich beschäftigt hatte, ließen nicht so leicht eine andere klare Vorstellung aufkommen. Wenn der Tod in jedem Winkel des Inneren auf der Lauer liegt, da tritt uns die erste plötzliche

Botschaft vom Leben wie ein schneller Schmerz an. Nun stand vor Brune wieder klar das Begebniß von den Bergen, und obgleich die Erde um ihn kahl und schwarz war, hinter ihm waren doch keimende Triebe von Blumen und Kräutern ... Ja, er wollte zur Doctor-Randi! Im nächsten Augenblick schon saß er mit Todtenfind im Boot, um dem neuen Lebenshoffnungsschein entgegenzugehen, der an seinem Himmel aufgestiegen war.

Die Sonne sank bereits hinab hinter die Berge und färbte noch die hochragenden Schneewipfel mit blendendem Purpurschein, als das Boot an einer der vielen Inseln landete, die an dieser Küste einer Felsenmauer gleich das Meer einbämmen. Unter einem hochragenden Berg lag auf einer Halde ein einzelnes kleines Haus, und hätte nicht die Sonnenröthe ihren glühenden Schimmer auf das einzige Fenster geworfen, welches von dieser Seite sichtbar war, und das nur aus vier kleinen Scheiben bestand, so hätte man das Haus weit eher für ein herabgerolltes Felsstück als für eine menschliche Wohnung halten können.

Find ging voraus zum Haus, und Brune schritt hinterher. Sie kamen nicht schnell vorwärts, denn der Alte hatte keine Kraft und Brune keinen Muth. Und doch sind Muth und Kraft die Schwungfedern des Geistes. Man kann wol flattern ohne Muth und ohne Kraft, aber nie fliegen.

Wie klopfte dem Knaben das Herz, als sie endlich sich dem Hause näherten. Die geschlossene Thüre schien ihm die Weisheit aller Welt zu verbergen. Würde die kluge Frau ihn aufnehmen? Würde sie ihm das Märchen von der All-Natur, das sie vor einem Jahr daheim hoch oben im Felsgeklüft begonnen hatte, ihm zu Ende erzählen? Oder brütete sie gleich dem Drachen in schnöder Selbstsucht über den Schätzen ihrer Weisheit? ... Da stieß Find mit dem Fuß gegen die Thüre, und in dem Augenblick sprang sie auch auf, und es war fast, als ob das Haus von diesem einzigen Stoß des zitternden Greises in seinen Grundvesten erbebe.

„Guten Abend zu Hause!" stöhnte Find und sank dann auf eine in der Nähe der Thür stehende Bank. „Ich habe Dir einen Gast gebracht, Randi!"

„Guten Abend!" sprach Brune furchtsam und blieb an der Thüre stehen.

„Nun erwarte ich Dich schon seit vier Tagen," sagte Randi und heftete die schimmernden Augen auf den Knaben. „Wärest Du heute Abend nicht gekommen, so hätte ich mich morgen nach

Dir umgesehen. Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es will erbeten sein ... Kennst Du den Gesang, Du?"

Der Knabe seufzte und wollte Etwas erwidern. Aber bevor er sich noch zu einer Antwort gesammelt hatte, nahm Randi wieder das Wort:

„Quäle Dich nicht mit Dem, was Du sagen willst," lachte sie leise. „Denn ich habe es schon gemerkt, daß Dir die Worte nicht so leicht aus dem Munde fallen wie das Geröll von den Felsen ... Dort ist ein kleiner Verschlag; das mag Deine Kammer sein, und zu essen sollst Du auch haben. — Aber wenn Einer giebt, was er kann und hat, sollte er doch wenigstens Dank zu Antwort erhalten!" Und mit diesen Worten warf sie dem immer noch schweigend dastehenden Brune einen Blick zu, der diesen wie ein Blitz traf.

„Danke!" sagte da der Knabe schnell und erschreckt.

„Komm' doch näher an's Feuer und stehe nicht immer so an der Thüre, Du Dummkopf!" fuhr Randi fort, indem sie sich mit der Abendmahlzeit zu thun machte und dabei leise vor sich hinsummte.

Brune nahm seinen Platz am Feuerheerd ein.

„Komm' Du auch her, da hinten!" wandte Randi sich darauf an Find. „Es ist am Besten, Du ißt jetzt erst Abendbrot, bevor Du wieder heimruderst. Denn wenn man wie Du auf das Altentheil gesetzt ist, so ist es gleich, ob man um Obdach oder Speise bettelt."

„O ja," seufzte Find und ging langsam zum Tisch.

„Du warst wol drunten bei Björn, bevor er in See ging?" fragte Randi dann den Alten.

„Ja," seufzte dieser wieder leise und wehmüthig und trocknete eine Thräne von der Wange.

„Es ist kein großes Vergnügen, solche Botschaften in der Bygd zu verbreiten," murmelte Randi, mehr mit sich selber als mit den Anderen sprechend.

„Aber unseres Herrgotts Botschaft muß man doch überbringen," sprach Find ein wenig lauter.

„Hier und greift zu!" Und Randi stellte die Schüssel mit dampfender Grütze auf den Tisch. „Du mußt versuchen, wieder hinüberzukommen, bevor es dunkel wird," sprach sie dann zu Find und reichte ihm eine Schale Milch. „Und Du mußt Dich zu Bette legen, damit Du morgen mit der Sonne wieder aufstehen kannst," wandte sie sich an Brune. „Wo die Sonne früh scheint hoch auf Fels und Berg, da wachsen allerlei kleine Kräuter, die man sammeln muß."

Jetzt hatte sie den richtigen Ton getroffen, der im Innern des Knaben Wiederhall gab. Die Grütze schmeckte ihm, und der Seufzer kam nicht mehr so aus tiefster Brust wie vorhin. Randi nickte ihm freundlich zu, schob die Schüssel näher und nöthigte ihn, gehörig zuzulangen. Nachdem die Mahlzeit vorüber war, und Find sich verabschiedet hatte und heimgerudert war, begab Brune sich in den Verschlag, welchen Randi vorhin ihm zur Schlafkammer bestimmt hatte und hier schlief er nach jener Schreckensnacht auf dem Meer den ersten ruhigen, sicheren, stärkenden Schlaf.

Am nächsten Morgen war er bereits frühzeitig wach, doch war es gerade nicht das Licht gewesen, welches ihn geweckt hatte. Denn die einzige kleine viereckige Oeffnung im Verschlage, welche früher augenscheinlich mit einem Fenster versehen gewesen, war nun mit alten Flicken zugestopft. Er versuchte sie zu lösen und als es ihm nach einigen Versuchen gelang, schien ihm die aufgehende Sonne gerade in's Gesicht. Am Strand auf den Scheeren saßen eine Anzahl graugefleckter Möven und sahen verfroren und durchnäßt aus, aber in dem Augenblick, als die ersten Sonnenstrahlen mit goldigem Kuß das Gestein streiften, breiteten die Vögel die Schwingen aus und flogen in weiten Kreisen auf das Meer hinaus, und in der strahlenden, flammenden Morgensonne glichen sie weißen Tauben, denen ein Silberschein um Brust und Schwingen flimmerte. Brune beeilte sich, Randi aufzusuchen, und kurz darauf waren Beide auf der Wanderung nach den geschützten Seitenthälern, in die der rauhe Nordwind nicht eindringen konnte, wo das junge zarte Grün aufsproßte.

Hier sollte Brune seinen eigenen Weg gehen. Er möge nur immer zugreifen, meinte Randi, der Herrgott würde seine Hand führen.

Damit ging sie ihrer Wege, und Brune schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Einen Augenblick zögerte er und stand still. War das Ganze ein Traum? Nein, es war Wirklichkeit. Er konnte sich in der That nützlich machen und zugleich seinen Gedanken nachhängen. Denn die Arbeit, welche er jetzt verrichtete, raubte ihm nicht die Gedanken wie die frühere Beschäftigung. Die ganze Natur war bereit, mit ihm zu plaudern. Auf einmal hatte er, der unglückliche Verlassene, liebe Vertraute aller seiner Gedanken gefunden. Einsamkeit — die geliebte Einsamkeit! Sie sah ihn von allen Seiten an mit ihren ernsten, theilnahmsvollen Augen, nicht wie in jener Nacht auf dem Felsvorsprung und auf der Todtenwacht oder wie in der dunkelstürmischen Todesnacht auf dem wilden

Meer, wo ihr spukhafter Blick ihn mit tödtlichem Schreck durchzuckt hatte. Alles rings um ihn sprach und schwieg doch, und er selbst hatte in diesem langen Zwiegespräch nicht nöthig, den Mund auch nur ein einziges Mal zu öffnen. Ach, daß Ingeleiv und Björn nicht mehr auf dieser herrlichen Erde weilten! Er wollte sie nimmer vergessen. Und mit thränenschwerem Blick wandte er sich der Richtung zu, wo die Rundinsel emporstieg aus dem Meer.

Das junge Herz ist wie die Pflanze: es braucht Sonnenschein und Freude, wenn es gedeihen und wachsen und sein Ziel erreichen soll, das ihm gesetzt ist auf Erden.

Brune weinte eine Zeitlang still vor sich hin, aber dann tauchte aus seinem Kummer des Lebens lichtfroher Schein wieder auf, so freudig wie die Morgensonne ihm heute in das Angesicht geschienen hatte. Und der schweren Gedanken düstre Möven regten alle auf einmal die Schwingen und umkreisten ihn nur in weiter Ferne noch wie silberweiße, glänzende Tauben. Nun schritt er muthig und vertrauensvoll dahin über Klippen und durch Geklüft. Er ließ sich durch Hindernisse nicht so leicht abbringen von Dem, was er sich einmal vorgenommen hatte; dazu hatte er bereits zu viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden gehabt im Leben, und wenn er jetzt wieder Randi traf, so brauchte sie nicht mit dem Kopfe zu schütteln. Er fühlte sich so innerlich zufrieden und ruhig. Ob er nicht ein Lied anstimmen sollte? Es galt den Versuch:

„Noch niemals war ich freudig froh
Wie heut' zur Sonnenstund',
Denn nimmer stand bisher ich wo
Auf sicherfestem Grund.
Nun weiß ich all' die Blümlein stehn
Im Thal, an Bergeswand;
Gott selber lehrt den Weg mich gehn
Und führt mich bei der Hand. —
Ich heb' empor den schweren Stein,
Der Dich, o Lilie, drückt,
Damit die Krone, licht und fein,
Nicht sei zur Erd' gebückt;
Ich stampfe nicht Dein Herzensblatt,
Du goldner Hahnenfuß!
Auch ich harrt' einmal bang und matt
Und kenn' des Todes Gruß.
Du wilde Rose, Mädchen, schau'
Zum Felsenspalt heraus,
Denn einmal führ' ich doch als Frau
Dich in mein sichres Haus.

Du Blutwurz, lieber Gundermann,
Ich grüß' Euch tausendmal,
Ich tret' aus Gram und Schmerzensbann
In Euren Freudensaal.
Nun spielen wir, Ihre Schwestern traut,
So lang' die Sonne blickt,
Der liebe Gott selbst, wenn er's schaut,
Vom Himmel freundlich nickt."

Da tauchte Randi auf zwischen den Felsen. Sie sang ebenfalls, aber ein Lied ohne Worte: sie summte zu ihren Gedanken nur leise vor sich hin. Dann gingen Beide gemeinschaftlich heim, die Kräuter wurden getrocknet, und Randi richtete das Essen an. Sie brauchte für ihren Lebensunterhalt nicht weiter zu sorgen — Alles, was sie bedurfte, erhielt sie als Lohn von den Kranken, denen sie Linderung verschaffte. — Brune war bald Randi's rechte Hand. Gott der Herr habe ihr Hülfe geschickt, führte sie gleichsam zu ihrer Entschuldigung an.

Seit dieser Zeit begann Brune aufzuleben. Er ward sich jetzt seiner Fähigkeiten bewußt, und aus dem träumerischen Sinnen, das sonst sein ganzes Wesen eingenommen hatte, erhob sich das Selbstbewußtsein. Bis jetzt hatte ihn nur die Nothwendigkeit getrieben, nun aber bestimmte er über sich selbst. Die weite Welt da draußen lockte ihn nicht, und er sehnte sich nicht nach ihr. Seine ganze Seele und sein ganzes Herz nahmen die Pflanzen ein: ihre Schönheit hielt sein Herz gefangen; der Nutzen, den sie gewährten, beschäftigte seinen Verstand. Und weil die alte Doctor-Randi sicher überzeugt war, daß Gott den Knaben zu dem Beruf, zu heilen und zu trösten auserwählt habe, gleichwie er sie selber dazu bestimmt hatte, so zweifelte Brune ebenfalls nicht an seinem göttlichen Beruf, sondern war von der schwärmerischen Idee erfüllt, daß Gott ihn besonders beschütze und Wohlgefallen finde an ihm.

Wenn ein armer Kranker den Weg zu dem alten Haus mühsam hinaufkeuchte, um dort Hülfe zu suchen, da bewegte Brune ein eigenes, nie zuvor gekanntes Empfinden. Bei einem Krieger würde es den Namen „Siegesstolz" verdient haben, bei dem Knaben aber, der das große, räthselvolle Buch der Natur aufgeschlagen in der Hand hielt, hieß das Gefühl „Herzenstrost". Denn nun besaß er bereits reiche Kenntnisse, um die Schmerzen der Armen und Elenden zu lindern, er konnte sich nützlich machen im Leben, und die Pfunde, welche Gott ihm anvertraut hatte, um damit zu wuchern, lagen nicht unfruchtbar in der Erde, sondern sie schossen im Gegentheil licht und freudig auf und trieben

Knospen, Blätter und Blüthen. Ja, was sein Vater einst von ihm erwartet hatte, wurde zur Wirklichkeit!

Die Jahre gingen dahin, arm und einförmig vielleicht in den Augen der Welt, die ihre Helden im Kampf mit den Verhältnissen und den unabweislichen Forderungen des Augenblicks am Liebsten sieht, aber reich und voll und schön für den Knaben, dessen inneres Leben sich wundersam entwickelte, weil kein Mensch, mit dem er in Berührung kam, ihn darauf aufmerksam machen konnte, daß man auch den äußeren Verhältnissen Rechnung zu tragen gezwungen ist. Obgleich Brune Jahr um Jahr zunahm an Wachsthum und Kraft, und die Züge der Kindheit seinem Gesicht verloren gegangen waren, in seinem Herzen war er dennoch ein reines Kind geblieben, das alle Dinge mit großen, ehrlichen, unschuldigen und zutraulichen Augen ansah. Der einzige Schatten, den dieses glückliche Leben überhaupt aufzuweisen hatte, war der alten Randi zunehmende Reizbarkeit gegen die „Taugenichtse in Ueberrock" wie sie die Aerzte nannte.

In früheren Zeiten war nur ein Distriktsarzt in der Gegend gewesen, und die weiten Entfernungen wie auch das gefährliche Fahrwasser machten es schwierig und bisweilen sogar auch ganz unmöglich für den Arzt, rechtzeitig um die Kranken sich bekümmern zu können, und aus diesem Grunde war Randi's Wirksamkeit unbeanstandet geblieben. Nun hatte sich noch ein jüngerer Arzt niedergelassen und geäußert, daß die Quacksalberei ein Ende haben müsse. Randi's Zorn war grenzenlos, und die Drohung, daß entweder die Taugenichtse im Rock oder sie selbst das Feld räumen müsse, war stets das Ende vom Liede.

Brune legte wenig Gewicht auf Randi's Zorn und Drohungen; er lebte ruhig und unbekümmert weiter, sammelte seine Pflanzen, ordnete sie nach der Anleitung, die Randi ihm gegeben hatte und war stets voll innigen Mitgefühls für alle Kranke.

Einmal war Randi eine Kur mißglückt, der Arzt mußte zu Rathe gezogen werden, und die Unbequemlichkeiten, welche Randi aus der Angelegenheit erwuchsen, erbosten sie dermaßen, daß sie eines schönen Tages Brune erklärte: er möge vorläufig nur allein in ihrem Hause bleiben, denn sie habe sich vorgenommen, in die anliegenden Gegenden des Fjords zu ziehen, Find mitzunehmen und dort sich bis auf Weiteres aufzuhalten. Es würde schon ein Ende nehmen mit den Aerzten. Denn jeder Teufel regiere seine Zeit. Und damit packte sie ihre Siebensachen zusammen, nahm am nächsten Tag unter vielen freundlichen Worten Abschied von Brune und ruderte mit dem alten Todtenfind, der ihr überall wie ein treuer Hund folgte, über den Meeresarm.

Aber „die Taugenichtse im Ueberrock" wie Randi sich ausdrückte, räumten den Platz nicht, sondern überließen der alten Doctor-Randi kaltblütig, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen, und so verging Monat um Monat. Brune war in dem alten baufälligen Häuschen sich selbst überlassen. Im Anfang war er fast ängstlich ob der großen Verantwortung, die er übernommen hatte; aber der kindliche Glaube an seinen Beruf und dessen Wichtigkeit stärkte nach und nach seinen Muth, und weil die Kranken auch fernerhin den gewohnten Weg zu dem Häuschen am Berg einschlugen, und weil Brune vollständig aufging in seiner Thätigkeit, so wuchsen auch seine Fähigkeiten und damit wieder das Vertrauen der Hülfesuchenden.

Wie sonst Randi von ihren Patienten, wurde nun auch Brune versorgt. Der Eine brachte Dies, der Andere Jenes, und weil Brune nur geringe Bedürfnisse hatte, so brauchte er keine Sorge zu tragen für den Lebensunterhalt. Er sprach mit den Leuten nur das durchaus Nothwendige und scheute und vermied ängstlich allen Umgang. Es verursachte ihm ein ganz außerordentliches Unbehagen, wenn er hin und wieder die Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit aufzugeben genöthigt war. Alles das machte in den Augen der Bauersleute ihn zu einem räthselhaften, geheimnißvollen Wesen, und es währte nicht lange, da genoß der „kluge Bursch auf der Vogelinsel" eines weit größeren Rufes und stand in viel größerem Ansehen als die alte Doctor-Randi. Aber Brune's großer Ruf trug die Schuld, daß sein dunkles Schicksal sich erfüllte. Eines Tages besuchte ihn der Küster und überbrachte ihm die Botschaft, der Pfarrer wünsche am nächsten Sonntag nach beendetem Gottesdienst, der in der nächsten dem Pfarrer unterstellten Kirche abgehalten wurde, ihn zu sprechen. Am Sonntag stieß das kleine Boot mit dem „klugen Burschen" von Land, der, ohne viel über die Sache nachzudenken, sich frohen Muthes zu dem Stellbichein einfand und nach Schluß des Gottesdienstes zu dem freundlichen Pfarrer ging, welcher vor sechs Jahren ihn konfirmirt, mit dem er aber seit Ingeleiv's Tode nicht gesprochen hatte.

Der Pfarrer empfing ihn freundlich und fragte nach seinem Leben und Treiben, gütig und voller Interesse. Endlich ging er näher auf die Sache ein und suchte in seiner einfachen Weise Brune das Verhältniß klarzumachen zwischen dem Naturgesetz und dem Gesetz, welches die menschliche Gesellschaft schützt und das diese sich selbst gegeben hat. Er meinte, daß Brune's Wirken ja an und für sich sehr nützlich und glücklich sein könne, daß es aber dennoch mit dem Gesetz im Widerspruch stünde und aus

diesem Grunde verwerflich sei. Bruno hörte mit gespannter Aufmerksamkeit des Pfarrers Rede an. Er war nicht einer der Auserwählten, deren schnelle Auffassungsgabe ihnen sofort Alles klarmacht, sondern gehörte vielmehr zu Denjenigen, die Alles langsam und reiflich überlegen und hin- und herwenden müssen, bevor sie begreifen, um was es sich handelt. Aber was Brune einmal verstanden hatte, vergaß er auch nicht wieder; was er wußte, hielt er fest. Er glich darin einer festgefügten Mauer, in die nicht jeder Wind, welcher vorüberpfeift, Lücken zu reißen vermag.

Außer dem Pfarrer war auch noch der junge Arzt zugegen, welcher durch seine Drohungen Randi in so hohem Grade erzürnt hatte, daß diese ihr altes Nest am Bergabhang verlassen und sich in einer anderen Bygd heimisch gemacht hatte. Der junge Arzt schien der langen Erklärung des Pfarrers etwas ungeduldig zuzuhören. Endlich brach dieser die allgemeinen Betrachtungen ab und ging auf das Persönliche über.

„Du begreifst also, mein Sohn," sprach er, „daß Du Dich gegen das Gesetz vergangen hast?"

Das begriff Brune keineswegs. Die einzelnen Gebote des Gesetzes waren seinem Herzen mit klaren, unverfälschten Zügen eingegraben, Spitzfindigkeiten lagen völlig außerhalb seines Gesichtskreises. Er hatte blutende Wunden, Kranke geheilt, Schmerzen gestillt und gelindert so weit es nur immer in seiner Macht lag. Gott selber hatte ihm die heilkräftigen Kräuter dazu gegeben ... Wie konnte das ein Unrecht sein?

„Du weißt doch bestimmt," nahm der Pfarrer auf's Neue das Wort, „daß Der, welcher dem Anderen sein Eigenthum raubt, gegen das Gesetz verstößt?"

Ja, das wußte Brune.

„Gut," fuhr der Pfarrer fort. „Aber die Stellung eines Mannes ist auch sein Eigenthum. Merke das wohl!"

Brune dachte ernstlich nach.

„Du siehst doch wol ein," nahm der junge Arzt ungeduldig das Wort, „daß, wenn z. B. Knud käuflich das Recht erworben hat, Branntwein zu schänken auf der Rundinsel, und Jakob ebenfalls Branntwein aber heimlich und vielleicht billiger als Knud verkauft, er dann diesem das Brot stiehlt."

Da ging Brune ein Licht auf. Er nahm also dem Doctor das Brot. Er hatte ihn also auf diese Weise bestohlen!

Fast wäre er vor Schrecken über sein Verbrechen in die Kniee gesunken; seine beiden Hände aber reichte er mit einem unbeschreiblich bittenden Ausdruck in den dunklen Augen dem Arzte hin.

Dieser sprang lachend vom Stuhl auf, auf den er sich niedergelassen hatte, ergriff in gutmüthigem Eifer Brune's Hände und rief aus: „Na, na, mein Freund, sei nur nicht bange; es geht ohne Strafe ab, und Alles wird gut enden. Aber Du mußt begreifen, daß, weil das Gesetz Handlungen, wie Du sie geübt, mit Strafe bedroht, Du gegen das Gesetz verstoßen hast."

Das sah Brune ein, aber zugleich stieg auch in seinem Innern eine ganze Reihe dunkler Vorstellungen auf. Wie sollte er dem Arzt ersetzen, was er ihm genommen hatte? Er war so arm, er hatte kaum von der Hand in den Mund zu leben! Und endlich mußte er seine stille, glückliche Wirksamkeit und das einsame, abgeschlossene Leben aufgeben ... Wohin sollte er sich wenden, nachdem Alle, die er lieb gehabt hatte im Leben, entweder todt oder ihm fern waren. Da überkam ihn eine solche Muthlosigkeit, daß er taumelte, die Augen schloß und nach dem Stuhl griff, um nicht niederzusinken.

Inzwischen hatten der Pfarrer und der Arzt sich leise mit einander unterhalten und der erstere wandte sich endlich an Brune und sprach zu dem gänzlich Zerknirschten mit solch' gütigem, freundlichen Klang in der Stimme, daß es diesem bis in's Herz drang:

„Tröste Dich, mein Sohn; wenn Du wirklich einen inneren, unwiderstehlichen Drang in Dir fühlst, den Geheimnissen und Tiefen der Natur nachzuforschen zum Nutzen und Frommen Deiner Mitmenschen, so soll dieser Herzenswunsch Dir nicht versagt sein; denn dann mußt Du studiren."

Studiren! klang es in Brune's Innerem wieder. Er sollte studiren! Bei diesem Wort des Pfarrers richtete er aus seiner gebeugten Haltung sich langsam auf und schaute furchtsamen Blickes ihn an.

„Ja, studiren habe ich gesagt," fuhr der Pfarrer fort und nickte ihm freundlich zu. „Du bist über zwanzig Jahre alt, das ist freilich wahr, aber die Zeit gehört ja Dir. Du bist obenein der Liebling und der Stolz der ganzen Bygd. Ich werde mit all' den Leuten sprechen, die in der Lage sind und den Willen haben, Dir fortzuhelfen, und das Wenige, was Du außerdem noch nöthig haben wirst, dafür denke ich sorgen zu können. Wenn Du einmal Dein Studium beendet hast, und wenn Du dann wieder zurückkehrst, hast Du auch das volle Recht, Deinem Herzenstriebe zu folgen, und das Gesetz, welches jetzt Dein Ankläger ist, wird dann Dein Schützer sein. Bis dahin aber, mein Sohn, will ich in Gottes Namen und mit seinem gnädigen Beistand Dein Beschützer sein."

Brune verabschiedete sich, ganz betäubt noch und verwirrt von den Erlebnissen des heutigen Tages, welche ihn bis in's tiefste Innere erschüttert hatten; aber trotz aller Unruhe, trotz aller Verwirrung und Betäubung doch aufrecht erhalten und getragen von dem einen mächtigen und großen Gedanken: er sollte studiren!

Als der Abend hereindunkelte, saß er daheim in der einsamen Hütte, schwermüthig und kummervoll. Die verwelkten Kräuter lagen rings um ihn auf dem Boden verstreut. Es war eine Sünde, sich noch länger damit zu beschäftigen. Aber weshalb? Das Gesetz verbietet es, vernahm er die Stimme des Pfarrers, und der ernste mahnende Klang zitterte ihm fortwährend im Ohr. Weshalb gab es denn nur ein Gesetz, das ihm untersagte, den Schmerz zu lindern und die Thränen zu trocknen? Hatte nicht Christus, da er auf Erden wandelte, das Gleiche gethan? Weshalb wohnte den Kräutern die Heilkraft inne, weshalb hatte der gütige Gott den Menschen mit ihrer wunderthätigen Kraft bekannt gemacht? ... Und weshalb war es denn eine Sünde, in den Dienst der Natur zu treten? Was für ein Gesetz verbot die Liebe zum Nebenmenschen? Es giebt so viele, viele Fragen, welche die Enttäuschung und der bittere Schmerz aufwerfen, und alle werden sie meistens auf gleiche Weise beantwortet, wie die Einsamkeit und das Schweigen in dem kleinen Haus Brune's Fragen beantworteten.

Es war nicht lange Zeit nach jener Unterredung mit dem Pfarrer vergangen, als Brune von diesem Botschaft und Gruß empfing. Einige Bauern und zwei Beamte hatten im Verein mit dem Pfarrer sich bereiterklärt, Brune die nöthige Unterstützung zu gewähren und hatten nur die einzige Bedingung gestellt, daß Brune nach beendetem Studium in das Kirchspiel zurückkehren und dort sich als prakticirender Arzt niederlassen sollte. Auf diese Bedingung ging Brune natürlich gern ein, weil sie seinen sehnlichsten Wünschen entgegenkam. Denn das alte baufällige Haus im Schutze des Berges mit den vier sonnenverbrannten Fenstern war seiner Wünsche höchstes Ziel und dünkte ihn das Paradies.

Der Tag der Abreise ward bestimmt, und als Reiseziel Bergen gewählt. Denn der Pfarrer hoffte durch persönliche Bekanntschaft in Bergen Interesse für Brune's Vorhaben zu erwecken und ihm auch den nöthigen Schutz zu verschaffen, dessen er bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Leben und dessen Gebräuchen und bei seiner großen Zaghaftigkeit und Schüchternheit so dringend bedurfte.

Es waren sonderbare, wehmuthsvolle Tage für Brune, die er noch in dem alten Häuschen zuzubringen hatte. Viele Leute der Umgegend kamen, ihm Lebewohl zu sagen, und Alle brachten ihm Liebesgaben, so daß er noch niemals solchen Reichthum an Lebensmitteln aller Art um sich vereinigt gesehen hatte. Randi nebst ihrem bleichen Bootsmann Todtenfind kam erst am letzten Tage. Der Aerger, den sie hatte erdulden müssen, hatte sie um viele Jahre älter gemacht. Als sie die Insel betrat, stolperte sie in der Hast über einen Stein, und Todtenfind, der mühsam auf sie zuhinkte, um ihr beim Aufstehen behülflich zu sein, ward höhnisch zurückgewiesen.

„Du wolltest mir wol schon diesmal die Todesbotschaft bringen?" rief sie zornig aus und richtete sich schwerfällig auf.

„Es ist gut für Dich, daß Du es nicht mehr lange machst!" seufzte Find, fuhr aber förmlich zusammen, als erschrecke er über seine eigenen Worte.

„Ah, Du siehst weit eher aus, als würdest Du bald das Zeitliche segnen, Vater!" fuhr Randi heftig auf. „Aber Du hast so lange immer die Todesbotschaften überbracht, daß Dein Geist und Dein Körper abgenützt und verbraucht sind, und zum Lohn hast Du nicht einmal die Erlaubniß gehabt, zu sterben, als es Zeit war. Nun gehst Du einher, Dir selbst und Anderen zur Last."

„Ah, ich denke, wir fahren mit einander in die Grube," murmelte Find.

„Ah ja, Du hast Dich immer an mich gehängt und das war auch das Vernünftigste, was Du thun konntest," antwortete Randi weit freundlicher als vorhin und hinkte dann mit solcher Eile auf das Häuschen zu, daß ihr der Athem verging.

Als sie zu Brune in's Haus trat, überhäufte sie ihn mit einer Fluth von Vorwürfen. Keine Vorstellung von seiner Seite, daß er sich gegen das Gesetz vergangen habe, half. Randi erklärte kurz und bündig: es sei aus zwischen ihnen Beiden. Sie habe früher gedacht, daß Brune nach ihrem Tode das Haus erben solle, aber davon könne nun keine Rede mehr sein. Nein, eher sollten Eulen und Hermelin darin hausen, bevor Brune es bekomme, der sich mit den Taugenichtsen im Ueberrock eingelassen habe und ihresgleichen werden wollte. Und wenn er auch zehnmal studire, es werde all' sein Lebtag doch nichts Ordentliches aus ihm.

Dann warf sie ein großes Bündel auf die Bank und fuhr so zornig zur Thür hinaus, daß sie nebst Find, den sie angerannt

hatte, nahe daran war, zu Boden zu stürzen. — Auf halbem Wege aber bedachte sie sich plötzlich und kehrte um.

„In dem Bündel sind Lebensmittel, Vater," rief sie, in der Thür stehend, Brune zu, „und zwei Hemden, zwei Paar Strümpfe und ein Paar Fausthandschuhe und etwas Wolle zum Stopfen ... Und dann sollst Du doch das Haus haben," fügte sie ein wenig matt und angegriffen hinzu. „Nun ... leb' wohl, und Gott der Herr sei mit Dir!"

Dann ging sie zum Strand hinab, wo Find sie bereits erwartete, nahm Platz im Boot, und wenige Augenblicke später stieß es ab. —

Tags darauf hielt ein Boot, in dem drei Männer saßen, an der Insel, um „den Studenten" wie Brune bereits genannt wurde, zur nächsten Dampfschiffstation zu bringen. Bald stand das Haus an der Halde einsam und verlassen da.

Es war einer der ersten Tage im September, da Brune als Deckpassagier eines Dampfschiffes gen Bergen fuhr. Der Tag war sonnig und warm, und der Himmel wölbte sich hoch und dunkelblau über den sieben Bergen, welche sowohl die Stadt als auch den Theil der Hafen-Einfahrt einschließen, welcher Vaagen*) genannt wird.

Es war ein überraschender Anblick für Brune, der noch niemals eine Stadt gesehen hatte und dessen Vorstellungen durch die Erklärungen und Beschreibungen Anderer im hohen Grade unklar und verworren waren. In dem ganzen Bilde, welches sich jetzt im Sonnenglanz vor seinen Augen ausbreitete, konnte er keinen Punkt entdecken, der ihn mit Sorge und Angst erfüllt hätte. Es stand Alles licht und herrlich da.

Der Hafen lag ruhig gleich einer schimmernden Stahlfläche, und wenn Brune die Augen rückwärts wandte, so konnte er weit, weit hinaus in's Meer die breite, schaumweiße Spur verfolgen, welche der schnelle Kiel in das klare Wasser gezogen hatte. Der Hafen drang keilförmig in die Stadt ein und war ringsum mit weiß angestrichenen Speichern und Magazinen besetzt, die zugleich meist die Comptoire der Kaufleute enthalten: ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Hansa. Ein Wald von Masten strebte von den zahlreichen Schiffen auf, und gar manche bunte Flagge wehte der lebhaftesten Handelsstadt Norwegens die Grüße ferner Zonen zu. Im Hintergrunde stieg die Stadt mit ihren weißen Häusern

*) Vaagen: die Wache.

und blinkenden Thurmkuppeln malerisch zu den Anhöhen empor, und ein Sausen und Brausen des reich bewegten Lebens, das gar oftmals hier herrscht, tönte dem Boote entgegen, das den „Studenten" an's Land setzte.

Zunächst sorgte Brune für eine Wohnung; dann suchte er einen Gelehrten auf, an den er einen Empfehlungsbrief des Pfarrers abzugeben hatte.

Lange stand er vor dessen verschlossener Thüre, und jedes leise Geräusch trieb ihm das Blut in das Gesicht. Woher sollte er den Muth nehmen, die Thüre zu öffnen? Und wie sollte er Dem Angesicht in Angesicht gegenübertreten, der sein Schicksal in den Händen hielt? Denn der alte Pfarrer hatte ihm gesagt, daß Jener der Mann sei, welcher ihm die Schlüssel zu den Schätzen der Wissenschaft in die Hand geben werde. Innerhalb der Thüre sollten die Würfel über sein Leben geworfen werden. „Gott im Himmel stehst Du mir bei?" seufzte Brune halblaut ... Im selben Augenblick öffnete Jemand die Thüre.

„Wer bist Du?" fragte ein älterer Herr mit weißem buschigen Haar und strengem Antlitz.

„Brune," stöhnte dieser, ward todtenbleich und überreichte den Brief.

Nachdem der alte Herr ihn gelesen hatte, fragte er: „Du bist also der Bursch, welcher studiren will? Tritt näher!"

Brune betrat mehr todt als lebend das Zimmer. Denn solch' barsches und hartes Antlitz wie das des alten Herrn hatte er, so schien es ihm, noch nicht geschaut. Selbst Björn's ernste Züge waren weich und mild dagegen gewesen.

„Setz' Dich dort auf den Stuhl," nahm der alte Herr wieder das Wort, nachdem er Brune eine Zeitlang aufmerksam betrachtet hatte.

Brune nahm Platz.

„Du willst Arzt werden, wie ich höre?" fuhr er fort.

„Ich möchte es gern," entgegnete Brune leise.

„Aber dazu gehört Zeit," wandte der alte Herr freundlich ein. „Der Weg zum Examen ist kein Weg in's Gebirg, um Kräuter zu sammeln, mein Freund."

Brune sah langsam auf. Die Stimme klang so eigenthümlich wohlwollend und gut.

„Willst Du aber das Deine thun, so werde ich mein Theil nicht versäumen. Willst Du der Pflug sein, dann bin ich die Hand, die ihn führt."

Brune richtete sich vor Freude gerade auf und murmelte einige unverständliche Worte.

„Es bleibt also dabei," rief der alte Herr lächelnd aus. „Aber es geht während der ganzen Zeit bergauf, und Du wirst manchmal müde werden. Erst wenn Du auf dem Gipfel stehst, schaust Du die Ebene und ein weites Ziel vor Dir. Aber der Lohn ist der Arbeit werth. Erst mußt Du klein anfangen, bevor Du groß aufhören kannst. Ein lateinisches Sprichwort, das Du später auch kennen lernen wirst, sagt: „Durch Widerwärtigkeiten zu den Sternen." Das mußt Du Dir zum Wahlspruch nehmen."

Brune's Antlitz leuchtete vor Muth und Zuversicht.

„Sieh, hier ist eins der Bücher, die Du im Anfang nöthig hast," fuhr der Lehrer fort, „und nun leb' wohl bis morgen. Dann komm wieder zu mir; wir werden beginnen. Es wird hauptsächlich darauf ankommen, was Du daheim lernst; da muß der feste Wille Dein Steuermann sein ... Aber erinnere Dich stets Dessen, daß alle Arbeit im Namen Gottes geschehen muß."

Brune versprach Dessen stets eingedenk zu sein. Er sah den ernsten Mann an, der die ernsten, eindringlichen Worte so mild und gelassen aussprach und verabschiedete sich voll Glauben und Vertrauen auf seine gute Sache.

Die Arbeit begann. Brune vertauschte die bisherige Wohnung mit einer kleinen baufälligen Dachkammer, die den Vortheil einer schönen Aussicht auf die Ebene und einen Theil des Gebirges hatte. Ein Tisch, ein Stuhl, ein ärmliches Bett waren das ganze Mobiliar. Mehr hatte Brune auch nicht nöthig; er besaß, was er brauchte, um das Leben zu fristen.

Ab und zu brachten Bekannte aus Söndmör ihm Gaben der verschiedensten Art, während die Geldunterstützung, die ihm zugesagt worden war, mit der Zeit abnahm. Der Pfarrer und einige Andere ließen es freilich auch in der Hinsicht nicht an Unterstützung und an Aufmunterung fehlen, aber die Bauern geben bekanntlich nicht gern baares Geld und ziehen sich, wenn es irgend angeht, am Liebsten zurück, oder lassen doch sich an ihre Pflicht erinnern. Aus diesem Grunde hatte denn Brune Alles auf das Knappste einrichten müssen. Zu Mittag aß er selten, Umgang mit Anderen scheute er; als der dunkle, regnerische Winter kam, saß er beim Schein seiner trüben Lampe in der elenden Kammer, durch deren Fenster und Wände der Wind den Regen trieb. Er hatte keine Wärme, kein freundlich helles Licht, Nichts, das wenigstens äußerlich den Zauberring zu bannen vermochte, der ihn einschloß ... Denn wie in einem Zauberring fühlte er sich.

Aber Nichts war im Stande, seinen Entschluß wankend zu

machen, Nichts konnte seine zähe Ausdauer ermüden. Tag aus Tag ein lernte er, selbst die halbe Nacht nahm er zu Hülfe. Der Weg ginge steil aufwärts, hatte der gelehrte Mann gesagt; im Anfang wäre es am Schwierigsten, später würde es leichter werden. Und wenn er dann erst die Höhe erreicht hatte, und das ebene Land ausgebreitet vor ihm lag, dann hatte er Alles überwunden.

Wie es nur aussehen mochte dort oben? Ganz gewiß wie auf der Halde daheim, wo das alte Haus lag ... oder ...

Dem inneren Auge öffnete allmälig sich ein wunderherrliches Gebirgsthal. Ein tiefer, wunderklarer, schimmernder, flimmernder See lag mitten darin, goldgelbe und feuerfarbene Schmetterlinge mit silbergefleckten Flügeln flatterten an den Ufern dahin; aus einem blühenden Strauch ertönte der Drossel Sehnsuchts- und Liebeslied, und alle die kleinen Vögel stimmten ein im vollen Chor und zwitscherten freudig dazu, und eine Sonne, die niemals unterging, verstreute ihren goldigen Glanz rings über Berg und Thal und See. Sein Leben mochte noch so kalt und trübe und freudlos sein, so lange es ihm vergönnt war, in diesem stillen Zaubergarten der Phantasie zu wandeln, so oft es ihm möglich war, sich von der Arbeit loszumachen, da umdufteten ihn immer auf's Neue die holden Wunderblumen mit den lächelnden Thautränen in den leuchtenden, frommen Kelchen.

Viele gelehrte Leute der Stadt hatten nach und nach Brune's sich angenommen und unterrichteten ihn; nicht einen ließ der Unermüdliche im Stich, aber alle sahen mehr oder weniger ein, daß Brune auf falschem Wege sich befinde. Wer sollte und wollte der Erste sein, ihm Das zu sagen; wer wollte das leuchtende Ziel, das ihm winkte, auslöschen und statt dessen Mißmuth und Unzufriedenheit auf Lebenszeit in das Herz ihm pflanzen? So lernte Brune denn geduldig und ausdauernd weiter. Strebte er im Dienste einer Idee, oder wollte er der Schöpfer einer solchen sein? Der Pfarrer hatte einmal Dergleichen gesprochen mit ihm, und in seiner Seele begann ein Gedanke zu keimen. Armer Brune! Folgschaft konnte er leisten, denn die Ideen werden ja immer von der Masse aufgegriffen und weiter verbreitet: aber wenn der Einzelne mit neuen Gedanken hervortritt, muß in seiner Seele ein Stern strahlend aufgegangen sein; er muß seiner Zeit voraus und nicht ihr Sklave sein.

Und doch trug Brune sich mit einem großen Gedanken, den er im tiefsten Herzen verbarg. Der Gedanke hatte keine bestimmte Form angenommen, er war in Nebel und Dunkel gehüllt.

So ging es fort im Schneckengang. Als der Sommer kam,

verscheuchte die Sonne nicht nur die eisige Kälte aus Brune's kleiner Wohnung, sondern die freundlichen Sonnenstrahlen machten auch mit seiner Seele, seinem Herzen Bekanntschaft, und das wunderliebliche Gebirgsthal, welches in seiner Phantasie leuchtete, vertauschte Brune mit den grünenden, blühenden Halden Bergen's und den mit Gesträuch bedeckten Berglehnen.

Wenn Brune die schwere Tagesarbeit hinter sich hatte, ging er hinaus in's Freie, bisweilen von trüben Ahnungen bedrückt, und auch körperlich matt und angegriffen, weil es ihm an kräftiger, stärkender Nahrung gebrach, den Kopf mit lateinischen Redensarten vollgepfropft, an denen die Gedanken brachen wie die Meereswellen an der Klippenküste, ewig zurückgeworfen und doch immer auf's Neue wieder anstürmend mit der gleichen unermüdlichen und zähen Ausdauer, ohne auch nur ein Haarbreit weiterzukommen. Zuweilen war Brune heiteren Sinnes; er sang und dichtete und fühlte sich eins mit der Natur und mit dem Leben.

Da geschah es wol hin und wieder, daß ein einsamer Wanderer auf seinem Abendspaziergang plötzlich Halt machte und einem sonderbar melancholischen und einförmigen Lied lauschte, das entweder von den Bergen herab oder von der See her ertönte. Wer der klagende Sänger war, wußte Niemand zu sagen. — Aber auf einem einsamen Plätzchen, zu dem kein Mensch sich verirrte, saß der „Student", wie Brune auch in Bergen von seinen Nachbarn genannt wurde, und war mit seinen Gedanken weit, weit fort und für die Außenwelt unzugänglich. In Gedanken ruhte er in den blühenden Gehegen an dem Zaubersee im Gebirgsthal und sang dort sein Lied mit der Drossel und den anderen gefiederten Sängern; er saß auch daheim auf der felsigen Küste oder sah sich in dem alten Haus am Bergeshang und beschäftigte sich, in kindlichem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache, mit den getrockneten Kräutern und Blumen. Es kam auch vor, daß er mit der Binde des Traumes vor den Augen halb bewußtlos in seine Wohnung zurückkehrte, sich angekleidet auf das Bett warf und schlafend weiterträumte, bis der Morgen ihn weckte und die Pforte der schönen Welt verschloß, in der er soeben noch so freudig froh wie der Vogel in der Luft und auch so frei wie der gewesen war.

Dann beeilte er sich, dort wieder zu beginnen, wo er gestern und wo er vorgestern aufgehört hatte; jeden Tag der gleiche Kampf, jeden Abend die geringfügigen Resultate. Aber er spannte die starken Pferde des Willens vor seinen Wagen; die ziehen ja die schwerste Last.

So schwand die Zeit. Der Sommer wechselte mit dem Winter und der Winter wieder mit dem Sommer.

Zwei Jahre waren vergangen. Der erste Tag des Septembers leuchtete sonnenwarm, herzerquickend und erfrischend über der Stadt. Brune war hinausgewandert in's Freie und hatte seinen Lieblingsweg nach dem Siegesberg eingeschlagen. Hier setzte er sich wie gewöhnlich zwischen Erhöhungen und moosbekleideten Felsstücken nieder, um nach des Tages Last und Mühe frei aufzuathmen; nach und nach versank er in seine alten Träumereien; zwischen ihm und der Außenwelt webte leichter Dämmerungsschleier. Bisweilen tauchte eine Gestalt in festeren Umrissen auf aus dem Nebel: am Häufigsten das Bild des Vaters, dann Ingeleiv mit den ernsten Augen oder Björn mit der stolzen, hohen Stirn; nur selten erblickte er in weiter Ferne, weit, weit zurück ein kindliches Antlitz mit neckendem Lächeln und strahlenden blauen Augen.

Plötzlich schlugen fröhliches Lachen und scherzende Worte ihm an's Ohr, und in die allgemeine Lustigkeit klangen die bebenden Töne einer Clarinette. Ueber das Feld und auf den Siegesberg zu kam eine muntere Schaar Männer und Frauen und lagerte sich auf dem Bergabhang, ein Stück von dem neuen Hospital entfernt, das trotz aller üblen Vorbedeutungen dennoch die schönen, halbfertigen Umrisse zeigte.

Brune war im ersten Augenblick unschlüssig und wußte nicht, was er thun sollte: sollte er bleiben oder gehen. Noch war es ihm nicht ein einziges Mal begegnet, daß ein Mensch die einsame Stelle aufgesucht hatte, auf der er in Gedanken versunken saß. Die Musik gefiel ihm; jetzt schwieg sie plötzlich. Es war am Besten, daß er ging. Nun wurde von allem Möglichen gesprochen. Brune hörte aufmerksam zu; auf keinen Fall war es Lateinisch. Da sprang ein junges Mädchen mit hellen Haaren schnellen Laufes dahin. Wie war das Mädchen so frisch und fein. Wie eine wilde Rose. Es war ein lieblicher Anblick. So Etwas schaute er nicht alle Tage, und er verbarg sich hinter einem Busch am Absturz des Berges.

Aber wie doch die Burschen wild mit ihr herumzerrten; als ob sie besessen wären. Nun saßen sie endlich eine Weile still. Er lauschte wieder. Märchen wurden erzählt. Wenn er sie ein wenig erschreckte? Vielleicht sah er dann die wilde Rose noch einmal. Er wollte ein Lied singen, vielleicht trat das Mädchen dann näher, um zu lauschen. Und er sang. Da flog das Mädchen wieder wie der Blitz, aber gänzlich gedankenlos und unbesorgt hart am Abgrund dahin. Dort lag der Tod auf der

Lauer. Er wollte sie warnen, sie war so jung noch und so fröhlich; er wollte noch einmal singen. Ah! da lag sie ihm im Arm! Er hatte Mühe, sich festzuhalten. So ein liebliches Antlitz! Jetzt kamen auch die Anderen. Wenn er den Arm losließ und den Birkenstamm fahren, so gehörte ihr Leben ihm, vereinigte sich mit dem seinen in einem einzigen Seufzer, und unten im Wasser theilten sie die Heimlichkeit des Todesaugenblickes mit einander, und dann behielt er sie ... Da ergriffen die Anderen das Mädchen. Sie öffnete die Augen, und er fing den ersten Gruß des jungen Herzens an das Leben auf. Eine innere Stimme flüsterte Brune zu, daß das Mädchen mit dem Gedanken an ihn erwacht sei, aber ... Und nun verlor er sich in Sinnen und Träumereien, als er der Gesellschaft folgte zur Stadt.

Als er später vor dem Haus stand, in welchem das Mädchen verschwunden war, und in der dämmernden Morgenstunde zu ihrem Fenster aufsah, als sie das liebliche Antlitz mit dem goldgelockten Haar im Fenster zeigte und so eilig verschwand wie eine Sternschnuppe, da hatten seine Traumbilder ein bestimmtes Ziel, und er erblickte festes Land vor sich. — Er sah das alte Haus auf der heimathlichen Scholle, dessen Wände jetzt gerade und ausgebessert aufragten; auf den neuen, blinkenden Fenstern blitzte freudig das Sonnenlicht, und am Heerd vor dem flackernden Feuer stand das Mädchen mit dem blühenden Angesicht und dem lockigen Haar. Aber das trug sie unter der schwarzen Haube verborgen, nur auf der Stirn drängte es sich übermüthig hervor, und im Schein der Flammen leuchtete es wie rothes Gold ... Jetzt mußte Brune seine Gedanken zurückdrängen. Denn der Wächter kam, und dieser unbarmherzige Trabant des Mondes trat zwischen ihn und die Sonne.

Weshalb erwachte Brune am nächsten Morgen von einer so wunderbaren Klarheit durchleuchtet, von einer so eigenthümlichen Kraft beseelt? Er wußte sich keine Rechenschaft darüber zu geben. Es ging ihm, wie es mitunter einem Menschen ergeht, der lange Zeit hindurch einen heftigen Schmerz ertragen und zuletzt an diesen sich so gewöhnt hat, daß er ihn vermißt, wenn er aufhört.

Auf dem Tische lag die lateinische Grammatik aufgeschlagen, ein kalter Beobachter seines freudestrahlenden Gesichtes. Heute wollten die Formen ihm durchaus nicht in den Kopf, sie fanden keinen Raum in seinem Hirn. Denn vor seinen Augen schwebte ihr Bild gleich einem goldbeschwingten Schmetterling, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging ja schließlich auf das Eine hinaus: sie einzufangen.

„Was ist nur mit Brune?“ dachte der gelehrte Herr, der bis dahin, seinem Versprechen getreu, den schweren Pflug durch den Sturzacker gelenkt hatte. „Vielleicht beginnt es doch ihm zu tagen und er kommt vorwärts ... wer weiß, wer weiß! Wenn es nur nicht schon zu spät ist und die viele Arbeit ihn nicht verwirrt hat!“

Der Gedanke ging dem alten Herrn plötzlich auf wie ein Licht; es durchzuckte ihn wie eine Ahnung.

Brune's kindlicher, schwach entwickelter Verstand und seine schwerfällige Natur reichten wol aus, um ihn daheim zwischen Berg und Fels auf den Weg der Forschung zu leiten — denn Allmutter Natur plaudert gar vertraulich mit ihren Kindern — aber hier, mitten im vollen Leben, wo Consequenz und Logik trocken, unerbittlich und strenge ihm entgegentraten, da rissen ihm diese die duftigen Pflanzen und Kräuter unsanft aus den Händen und zerpflückten sie Blatt für Blatt, und dann stellten sie alle wieder in zierliche Reihen, machten ein System daraus, gaben Pflanzen und Blumen andere Namen und wiesen ihnen einen neuen Gebrauch an. Um Das zu begreifen, dazu reichten Brune's Fähigkeiten nimmermehr aus.

Ja, wäre nur die Rede von Blumen gewesen! Aber was sollte dem armen Träumer die Kenntniß der Taktik der Feldherren des Alterthums nützen, und all' das Wissen der Geschichte, der Sitten, Gebräuche und Cultur einer in Trümmer gefallenen Welt? Er lebte ja kaum in der Gegenwart, sein ganzes Innere, sein Sinnen und Empfinden war auf die Zukunft gerichtet. Diese Gegensätze und Widersprüche untergruben die Wurzeln seiner Kraft und machten ihn unsicher und scheu, verwirrten seine Gedanken und Vorstellungen und machten ihn krank und elend, daß er hinsiechte gleich dem Kinde, das zu einer unnatürlichen Frühreife künstlich herangezogen wird.

Doch er sollte ja studiren. Das war einmal ausgesprochen und abgemacht. Der erste Schein des Tages fand ihn bereits bei den Büchern, und er ließ nicht eher ab vom Lernen, bis sein Geist genau so trübe und umnebelt war wie die kleine düster brennende Lampe. Die Ausdauer verließ ihn niemals, nur der Muth sank ihm allgemach. Aber endlich war auch der hell wieder aufgeflackert, nicht beim Studium, sondern durch ein Gefühl, das seine Seele, sein Herz mit Jugend und leuchtender, sonniger Hoffnung erfüllte. Und sein Muth und seine Zuversicht wuchsen und wuchsen und sogen immer neue Nahrung, sogar aus Verhältnissen, Zuständen und Empfindungen, die früher Unzufriedenheit und Mißmuth erzeugt hatten.

Aber trotz alles Fleißes, trotz aller Ausdauer, trotz aller Treue und trotz aller Strenge gegen sich selbst, kam doch an jedem Abend eine Zeit, wo er alle Ketten abschüttelte und dem Zuge seines Herzens folgte. Dann stand er an der Ecke der engen Gasse an eines Hauses Wand gelehnt und sah unverwandt empor zu dem kleinen Dachfenster, als ob es gälte, das Geheimniß des Lebens und des Todes zugleich zu ergründen, oder was für ihn noch mehr war, in die tiefsten Tiefen der lateinischen Grammatik einzudringen.

Und wenn auch die unfreundliche, dunkle Zeit mit ihren unablässigen Regengüssen heraufzog und Alles überschattete, er wich und wankte nicht von seinem Posten; wie eine Strandmöve stand er da und ließ die Flügel hängen, tropfte von Wasser und spähte und spähte nach dem Fenster, und erst dann, wenn die Uhr eine so späte Stunde zeigte, daß er durchaus keine Hoffnung mehr hegen durfte, auch nur einen flüchtigen Schein von dem Mädchen zu erhaschen, ging er heim und tröstete sich mit dem Gedanken, daß es morgen wieder Tag sei.

Es währte nicht viele Tage, da erglänzte hinter dem kleinen Fenster Kerzenschein, ein kleines Gesicht drückte sich dicht an die Scheiben, und trotz Dunkelheit und Regen erkannte das Mädchen ihn doch.

Sie wußte wol auch eine Gelegenheit in der Nachbarschaft sich zu machen. Wenn sie dann heraustrat zum Hause, durchzuckte es Brune und er richtete sich auf. Könnte er ihr doch nur mit einem einzigen Worte — oder vielleicht mit einem Blick sagen, wie oft und viel er an sie denke und sie fragen, ob sie auch so viel mit ihm sich beschäftige ... Und wenn das alte Haus daheim am Bergeshang ausgebessert, geputzt und mit einem Fenster versehen würde, müßte sich es behaglich und angenehm darin wohnen lassen. Wenn er Das dem Mädchen sagte, würde sie es glauben?

Aber er kam nicht dazu, er stand wie angewurzelt. Das Mädchen flog wie der Wind vorüber an ihm, und erst in der Thüre drehte sie sich halb um und nickte ihm leicht zu. Dann verschwand sie. Aber das Leben, das jetzt ihm aufgegangen, war doch das schönste, welches ihm bisher geleuchtet hatte. Manchesmal, wenn die Arbeit nicht vorwärts wollte, und trübe Gedanken ihn umflorten, da tröstete und richtete ihn das Gedenken an den Abend auf aus Trauer und Schmerz.

Vier-, fünf-, sechsmal wiederholte er die schwierigen Sätze der Grammatik ... und verstand sie oft dann noch nicht ... Wie sauer ward es ihm doch, sein Wissen, seine Kenntnisse zu er-

weitern, zu vermehren ... „Aber, wenn sie heute Abend heraustritt zum Haus, will ich mich ihr nahen, will beide Arme um sie schlingen wie an jenem Abend auf dem Siegesberg ... ich will ... Schweig', Brune! Versuch' es noch einmal! Denn nicht Ovid soll sich mit Dir, sondern Du sollst Dich mit den Verwandlungen Ovid's beschäftigen. Bald wird die Stunde schlagen, wo Dein Lehrer Dich erwartet."

Endlich kam der schicksalsschwere Tag.

Brune saß wie gewöhnlich bei der Arbeit, da trat ein wohlgekleideter Mann in seine Kammer und bot ihm freundlich guten Tag.

„Man sollte eigentlich nicht eintreten, ohne vorher höflich an die Thüre geklopft zu haben," nahm der Mann das Wort. „Denn solch' einem gelehrten Studenten ist man wol Respekt schuldig."

Brune murmelte als Erwiderung einige unverständliche Worte vor sich hin, aber er erkannte in seinem Besuch den Schullehrer wieder, mit dem er an jenem Abend auf dem Siegesberg sich längere Zeit unterhalten hatte. Diensteifrig rückte er den einzigen Stuhl, welchen er besaß, zurecht und nahm selbst auf dem Bett Platz.

„Nun, mit dem Studiren geht es gut?" nahm der Lehrer wieder das Wort.

„Ah, das geht so," seufzte Brune.

„Ich hatte mir oft vorgenommen, Dich zu besuchen," fuhr Jener fort. „Wir sagen doch Du zu einander?"

Brune wollte Etwas erwidern, brachte es aber nur zu einigen unverständlichen Lauten.

„Ich dachte, mich zu verändern. Du hast vielleicht davon gehört?"

„Nein."

„Ich werde demnächst mich verheirathen."

Verheirathen! klang es in Brune's Innerem wieder. Das verstand und begriff er; es war ein ernstes, schweres Wort. Wie konnte man es nur so gelassen aussprechen? „Verheirathen" wiederholte er unwillkürlich halblaut, und sein Auge leuchtete.

„Ja, das will ich," fuhr der Lehrer fort. „Es taugt nichts, so allein durch's Leben zu gehen, man hat keine richtige Pflege und Behaglichkeit. Wenn man verheirathet ist, kommt man mit seinem Geld gerade so gut aus wie als Junggeselle. Denn die Frauen verstehen die Sache immer gut einzurichten und nehmen das Geld viel mehr in Acht als wir ... Ich habe die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der in meiner Gegend zu Hause

ist; es ist ein braver und gebildeter Mann. Seine Kinder und besonders die Tochter haben eine Erziehung erhalten, wie man sie so leicht nicht findet. Mit der Tochter habe ich hin und wieder gesprochen, und endlich bin ich mir klar darüber geworden, daß wir Beide zu einander passen ... Am nächsten Sonntag soll die Hochzeit sein."

Was sollte das Alles nur bedeuten? Brune begriff es nicht, denn er zitterte bei dem geringsten Wort oder Gedanken, der seinem heimlichen Sehnen nahe kam.

„Nun wollte ich Dich fragen," begann der Schulmeister mit ruhiger Selbstzufriedenheit, „ob Du uns das Vergnügen Deines Besuches schenken willst. Am Morgen lassen wir uns trauen, und um vier Uhr wären uns die Gäste willkommen."

Ja, es sei ihm eine große Ehre, meinte Brune und fürchtete sich schon jetzt bei dem Gedanken, länger als einen halben Tag mit so vielen fremden Menschen zusammensein zu müssen, aber er könne nicht kommen, er habe allzuviel zu thun.

Trotz aller Bitten und Ueberredung blieb es dabei, daß Brune nicht zur Hochzeit käme, wie herrlich klingend und verlockend das Wort ihm auch in den Ohren klang.

Endlich stand er erleichterten Herzens auf der Treppe und grüßte zum letzten Mal zu dem Schulmeister hernieder, der noch auf der untersten Stufe beklagte, daß Brune nicht an der Festlichkeit theilnehmen könne. Plötzlich aber wandte er sich um und rief Brune zu, ob er bisher niemals mehr das hübsche Mädchen vom Siegesberg gesehen habe.

Brune murmelte wieder einige unverständliche Worte.

„Ich hatte mir so halb und halb gedacht, auch sie zum Sonntag einzuladen," fuhr Jener fort. „Denn es ist ein so braves, liebes Mädchen, eine richtige Fee."

Die Worte trafen Brune wie ein Donnerschlag, er taumelte und mußte sich an die Wand lehnen.

„Hast Du Dir wehe gethan?" fragte der Lehrer.

„Ah nein, es war Nichts," antwortete Brune verwirrt. „Mir wurde schwindelig, als ich so von der Treppe hinunterblickte. Es kommt vom Studiren."

„Es wäre Dir wirklich gut, wenn Du 'mal aufsäheſt von den Büchern," sprach der Lehrer. „Komm' zur Hochzeit und tanze einmal mit der Braut. So was darf man nicht abschlagen."

„Du hast Recht," sagte Brune und fügte schnell entschlossen hinzu, „ich will doch sehen, ob ich es nicht möglich machen kann, zur Hochzeit zu kommen. Für Deine Einladung übrigens besten Dank!"

„Sieh, das ist vernünftig!“ lachte der Schullehrer. „Ich denke übrigens, die kleine Zauberin zieht Dich an. Zu ihr will ich nun gehen; vielleicht läßt auch sie sich verlocken, wenn sie hört, daß Du zur Hochzeit kommst.“

Der Lehrer ging seiner Wege; Brune nahm die Bücher wieder vor ... Aber die Schrift tanzte ihm so eigenthümlich und wunderlich vor den Augen, es flimmerte wie Sonnenglanz und Irrlichtschein dazwischen; wohin er schaute, da lachten ihm die blauen Augen und das goldlockige Haar entgegen.

An diesem Abend weilte das liebliche, freundliche Antlitz länger als gewöhnlich an dem Fenster der Dachstube, und Brune sah deutlich, daß das Mädchen ihm zunickte. Er winkte und grüßte ebenfalls. Aber das Mädchen konnte die Zeichen nicht wahrnehmen; Brune's Gestalt verschwand und verschwamm fast im Dunkel des Abends.

Spät erst suchte er seine Wohnung auf und schritt langsam durch die menschenleeren Straßen. Was sollte er dem Mädchen am nächsten Sonntag nur sagen? Darüber mußte er noch eifrig und angestrengt nachdenken, bevor es Tag wurde. Aber der Tag stieg purpurroth und sonnig auf, und immer war Brune noch nicht im Reinen mit sich, was er mit dem Mädchen sprechen wollte; aber was er fühlte und empfand im Inneren, im tiefsten Herzen, das meinte er, könne die ganze Welt ausfüllen.

Am Vormittag besuchte er die Kirche und erbaute sich recht von Herzen. In Kummer und Gram war er am Liebsten allein und klagte selten dem Herrgott sein Leid, aber die Freude, die jetzt sonnig die Seele ihm durchbebte, die führte ihn zu Gott, dem er sein übervolles Herz ausschütten mußte.

Nach Schluß des Gottesdienstes ging er in's Freie und bestieg seinen geliebten Siegesberg. Lange war er dort nicht gewesen, aber jetzt trieb es ihn mächtigen Dranges dorthin. Die kältere Jahreszeit hatte dem schwellenden, quellenden, grünenden, blühenden Leben des Sommers ein Ende gemacht und auch der Birke den Schmuck des Laubes geraubt, aber Brune mußte doch noch die Birke schauen, welche an jenem Abend so treu eintrat für das Leben, als der Tod seine Beute grimmig verlangte. Die Birke war gefällt; ein neuer Weg war angelegt, Steintrümmer und Schutt lagen ringsherum.

Ein eigenthümliches Gefühl des Unbehagens trieb Brune schnell fort.

Ja, wäre er den Tag zuvor zur Höhe hinaufgestiegen, da hätte er wol in seinem kindlichen Glauben die Fee des Berges

weinen gehört über den Klang des Beiles, das die geliebte Birke zu Tode traf.

Endlich schlug die bestimmte Stunde; Brune ging zurück zur Stadt, suchte das Hochzeitshaus auf und trat mit unbeholfenen Manieren und klopfenden Herzens ein.

Jetzt stand er in der geöffneten Thüre eines größeren Zimmers. Dort am Ende, dicht an der Thüre, dort saß ja sie, sein erröthendes Mädchen! Niemals hatte Brune das Glück gehabt, im Tageslicht sie zu sehen. Nein, nie hatten der Herrgott oder der alte Ovid etwas Aehnliches geschaffen; Nichts, das sich hätte mit dem Mädchen vergleichen lassen, trotzdem sie so äußerst einfach gekleidet war. Sie trug nur die dunkle Bauerntracht.

Aber wie gut das hochrothe Seidentuch sie kleidete, welches sie um den Hals geschlungen hatte! Das zierlich geflochtene Haar rahmte das Haupt ein gleich einem schimmernden Goldring. Alle, die im Zimmer waren, mußten vor dem Mädchen erbleichen wie das Lampenlicht vor der Sonne. Brune konnte die Augen nicht fortwenden. Da wandte sie ihm plötzlich den Blick zu, aber, als habe ein Schreck sie durchzuckt, gab sie ihren Augen sofort eine andere Richtung. Brune mußte sich an die Thüreinfassung lehnen; sein ganzes Innere war in Aufruhr gerathen.

Da ging ein leises, feierliches Murmeln durch den Kreis der Hochzeitsgäste, — die Thüren zum Speisezimmer wurden geöffnet, — die Damen ordneten ihre Toilette.

Mit würdigem Anstand bot der junge Ehemann seiner Frau den Arm und führte sie zum Zimmer hinaus. Die übrigen Gäste drängten in buntem Schwarm nach.

Brune stand noch an die Thüre gelehnt da, und seltsam! auch das hübsche Bauernmädchen behauptete noch immer den Platz an der Thüre. Denn die künstlichen Blumen und die buntscheckigen Bänder hatten über des Mädchens einfach geflochtenes Haar und ihre schlichte Tracht den Sieg davon getragen, so daß alle anderen jungen Damen einen Herrn gefunden hatten, und nur sie allein zurückgeblieben war. Sollte Brune es wagen, auf sie zuzutreten und sich ihr als Cavalier anzubieten, bevor doch vielleicht ein Anderer die Ehre ihm streitig machte? Das Mädchen hatte ihm einige Male einen verstohlenen Blick zugeworfen, als wolle sie sich überzeugen, ob er noch nicht käme. Ja, er wollte und mußte es wagen. Und kurz entschlossen ging er auf das Mädchen zu.

Aber im selben Augenblick schritt ein Mann an ihm vorüber und versetzte ihm einen so derben Puff, daß Brune sowohl den

Muth als auch das Gleichgewicht verlor und an die Thüre zurücktaumelte. Der junge Seemann, den Brune auf dem Sonntagsausflug, an welchem er dem Mädchen das Leben gerettet, kennen gelernt, war es gewesen, welcher ihm den Stoß versetzt hatte. Er mußte sich verspätet haben, war aber doch noch rechtzeitig genug eingetroffen, um mit vollen Segeln auf das Ziel seiner Wünsche loszusteuern. Brune, der ihm in den Weg trat, achtete er nicht mehr als ein Wrack, das er auf seiner stolzen Fahrt ganz nach Belieben entweder übersegeln oder zur Seite rennen konnte. Jetzt stand er vor dem Mädchen und verneigte sich vor ihr. Das Mädchen neigte ebenfalls das Haupt, und dann schwebte sie am Arm des Seemanns lächelnd und lieblich unmittelbar an Brune vorüber in das geschmückte Speisezimmer.

„Ich blieb' allein zurück, kein Mensch will mit mir tanzen," sang ein lustiger Bruder, ergriff Brune beim Arm und zog ihn zu Tisch.

Brune saß ganz niedergeschmettert da, und ließ er die Verstimmung auch nicht merken, so war er dennoch gebrochen, dem Weinen nahe, rasend und Alles Andere eher als glücklich. Denn auf jener Seite saß der Seemann, und erhob das Haupt gleich einem flatternden Topsegel hoch über alle Anderen. Er war erst kürzlich von der Reise heimgekehrt und achtete alle anderen Menschen noch geringer als früher. Und das Mädchen saß neben ihm. Er faßte sie um den Leib, nahm ihre glänzenden Flechten in die Hand und sprach gewandt und galant mit ihr. Brune fühlte es nur zu gut, wie unbeholfen und schwerfällig er war, daß er dem Mädchen Nichts zu bieten vermochte als sein Herz.

Gegen Ende der Mahlzeit erklangen aus dem vordersten Zimmer die Töne eines festlichen Brautmarsches. Die Musik übte eine zauberhafte Wirkung aus auf die angeregte Gesellschaft.

Einige tanzten Walzer, Andere Galopp. Junge Bursche und alte ehrbare Frauen, die Männer für sich und die Frauen für sich, drehten sich gleich einem wirbelnden Strom in allen Zimmern.

Wo war in diesem ungeheueren Durcheinander der scheue, furchtsame Brune?

Er stand in der dunkelsten Ecke, die im ganzen Hause zu finden war. Denn fortzugehen und das Mädchen in all' dem Lärm und Wirrwarr allein zurückzulassen, das wagte er nicht, sondern er beschloß, zu bleiben wo er sich befand und ein so fröhliches Gesicht als möglich aufzusetzen, obgleich er die feinen Nadelstiche der Eifersucht im Herzen spürte.

Da kam sie plötzlich mit dem Schullehrer daher. Was sollte das bedeuten?

Es war ein Springtanz, ein Tanz, von welchem der Schulmeister überzeugt war, daß darin Niemand ihm es gleichzuthun vermöge.

Nach einigen Verbeugungen gegen die Damen begann der Tanz.

Anfangs drehte der Lehrer sich in wunderlichen Sprüngen und Geberden in ziemlich weiten Kreisen. Er hielt dabei das Mädchen an der einen Hand und zog sie fast wie an einem Band hinter sich her. Dann drehte er das Mädchen mit einem Finger wie ein Rad in einem schwirrenden Kreis und bewegte dazu den Arm ununterbrochen über ihrem Haupt hin und her, und zum Schluß schwangen Beide sich in nicht endenwollendem Wirbel herum, so daß man hätte glauben sollen, es müsse ihnen Hören und Sehen vergehen.

Trotz der Eifersucht, die ihn quälte, war es doch ein anziehender Anblick für Brune.

Das liebliche Mädchen glühte wie eine Rose und war so verschämt und schön als sie mit dem Lehrer im Tanz sich schwang, daß Brune vor lauter Erregung nicht ruhig zu stehen vermochte, sondern jeden Augenblick den Platz wechselte, um nur das Mädchen von allen Seiten bewundern zu können.

Jetzt drehte der Schullehrer das Mädchen im letzten Wirbel, und im selben Augenblick taumelte es auch auf den Winkel zu, in welchem Brune stand. Dieser hatte die ganze Welt mit Ausnahme des Mädchens vergessen, und als er sie erreichen konnte, da schlang er seine beiden Arme mit einer solchen Kraft um sie, daß sie sowohl aus Muthwillen als auch aus Ueberraschung einen lauten Schrei ausstieß.

Aber dieser Schrei ... und das spottende Lächeln ... wo war ihm das Beides schon einmal begegnet im Leben? Es ward sonst selten hell in Brune's Gedanken, aber diesmal fuhr es ihm doch wie ein Blitz durch die Seele.

„Heißt Du Ragnhild?" fragte er und die Stimme bebte ihm.

Ja, sie hieß Ragnhild und machte sich los aus seiner Umarmung.

„Weißt Du meinen Namen?" fragte er wieder.

„Nein."

„Ich heiße Brune," sprach er mit einer gewissen Sicherheit.

„Brune!" rief das Mädchen aus und maß ihn mit erstauntem Blick von Kopf bis zu Fuß. „Dann bist Du ja mein Bruder!"

„In einer Art, ja," verbesserte Brune schnell.

„Ja, Du bist's, der mir fortlief im Gebirg'. Das war gar nicht hübsch von Dir. Und Du bist nie wieder heimgekommen nach Brusvik. Das war häßlich und schlecht von Dir," schalt sie und lächelte, lachte so glücklich dazu.

Dann ließen sich Beide in dem Winkel nieder, und Ragnhild konnte kein Ende finden mit alle Dem, was sie ihm zu erzählen hatte. Ihr Vater war endlich gestorben, sie meinte aus Schwermuth, und Dordi war noch eben so lächelnd und kalt und trotz ihres hohen Alters noch eben so thätig und geschäftig wie früher. Sie selbst war in die Stadt gezogen, weil ihr das Leben daheim nicht länger behagte. Unter diesem Zwiegespräch waren aber viele Herren herzugetreten und hatten Ragnhild zum Tanz aufgefordert. Da sie aber alle Aufforderungen zurückwies und ihren Platz an Brune's Seite beharrlich behauptete, faßte dieser endlich so viel Muth, daß er ihr vorschlug, sie wollten sich mit einander, ohne Aufsehen zu erregen, entfernen und in der stillen Nacht mit einander heimgehen.

Hand in Hand wanderten sie durch die Straßen und über den Markt bis sie das Haus erreichten, in dem Ragnhild diente, das Haus, vor dem Brune so oft treu auf seinem Posten ausgeharrt hatte, um nur einen Schein von dem Mädchen zu erhaschen. Jetzt durfte er ihre kleine Hand in seine beiden Hände nehmen und seine Augen auf dem jugendlichen, lieblichen Angesicht ruhen lassen und ihr sagen, welche Absichten er mit dem alten Haus daheim an dem Bergeshang habe ... Woher hatte er auf einmal den Muth genommen, das Alles auszusprechen?

Und das Mädchen ward auch plötzlich so nachdenklich. Denn es war gar Vieles in der Sache zu bedenken: Brune war Student und sollte Doctor werden, und sie war ein armes, unwissendes Mädchen, das nichts besaß. Wie konnte sie nur daran denken, den Plan verwirklicht zu sehen?

Aber das Herz saß ihr stets auf der Zunge, und deshalb theilte sie Brune auch sofort alle Bedenklichkeiten mit und machte ihn zum Mitwisser ihres Kummers. Er sollte und mußte ja doch auch wissen, daß sie seit der Kindheit bis auf den heutigen Tag einen tiefen Gram im Herzen getragen und bewahrt hatte: die Sehnsucht nach dem Gespielen ihrer Kindheit daheim in dem einsam stillen Thal.

Brune blieb stehen und horchte den kindlichen Worten, und der klare Bergsee leuchtete blauduftig durch Nebeldunkel, die Rosen spendeten den süßesten Duft, lieblich und sehnsuchtsvoll schlug die Drossel, und alle kleinen Vögel fielen ein ... Er gab

ihr die schönsten, zärtlichsten Schmeichelnamen und sagte ihr, wie auch er sich nach ihr gesehnt habe. Nichts Anderes als die Sehnsucht nach ihr habe nun all' die langen Jahre sein Gemüth so schwer bedrückt; nur die Trennung von ihr sei einzig und allein des Grames Grund gewesen. Hätte er mit ihr gelebt und immer um sie sein können, so wäre Alles ganz anders gekommen.

Endlich säumte der Tag die Bergesspitzen mit flimmerndem Goldschein, und Ragnhild verschwand in der Hausthüre. Auf seinem Posten aber, mit dem Rücken an die Wand des gegenüberliegenden Hauses gelehnt, stand noch der Student und sah zum Fenster hinauf, und als nun Ragnhild mit einem Licht in der Hand erschien und ihm den letzten Gruß herabsandte, der mehr einem Willkommen als einem Lebewohl glich, so herzlich und liebreich war das Abschiedswinken, da stieg in Brune's Erinnerung auf einmal jener Abend deutlich wieder auf, da er mit Björn im Boot saß, und in der Ferne das Feuer aufflammte auf der Insel, die ihm auf kurze Zeit eine glückliche, unvergeßliche Heimath werden sollte. Und es war ihm, als habe Gott selber dieses neue Feuer entzündet, daß es ihn gleich einem leuchtenden Stern zu einem neuen Heim führe.

Gleich einem Berauschten machte er sich endlich auf den Weg, um seine Wohnung aufzusuchen, und hier grüßte der Wintertag ihn bei seinen Büchern, und aus seinem eiskalten Zimmerchen grüßte er den vertrauten Freund seines Fleißes und seines Strebens wieder.

Aber gegen Abend trieb es ihn hinaus, und an der wohlbekannten Ecke stand er wieder und wartete gespannt, ob Ragnhild sich nicht zeigen möchte. Obgleich er, als sie dann erschien, eigentlich nichts zu sprechen vermochte, hatte er ihr doch immer die gleiche große Geschichte zu erzählen und er wußte ja so gut, daß es ihr gerade so erging wie seinen Blumen und Kräutern daheim in den Bergen, die ihn doch verstanden, wenn er auch schwieg.

Der Winter kam mit Schnee und Eis, aber jeder dunkle, späte Abend fand die Sehnsuchtsvollen vereint, und die erste Stunde des Tages schaute sie noch heimlich verborgen und versunken in der lichten Sonnenwärme ihrer jungen Liebe. Wenn die zierliche Ragnhild mitunter zusammenschauerte und fast zusammensank, da umschlang Brune sie in der alten Weise mit beiden Armen, und dann richtete sie sich schnell wieder auf. Denn sie konnte es nicht fassen, konnte es nicht begreifen, daß er, der so gelehrt war, so hoch über ihr stand, daß er dennoch sie liebe. Und hätte Brune verlangt, daß sie jeden Abend zum

Stelldichein auf den Bergen sich einfinden sollte, sie hätte das Unmögliche möglich gemacht und wäre hinaufgewankt, wenn es auch in den Tod gegangen wäre.

So genossen Beide die Freuden der Liebe schön und rein und groß dadurch, weil jeder den Anderen höher stellte als sich selbst. Keiner konnte fassen, wie der Andere sich herablassen könne, ihn zu lieben, und gerade dadurch fanden sie Stütze, Erhebung und Trost. Ragnhild hatte bei jeder Begegnung so unendlich viel zu erzählen und zu fragen, und Brune sammelte schließlich alle seine Antworten und drückte sie in der Umarmung aus, die ihm die Natur als Ersatz für den Mangel der Rede verliehen zu haben schien, damit er auf diese Weise wenigstens auszusprechen im Stande sei, was er fühlte und dachte.

„Du bist so schweigsam," sagte eines Abends das Mädchen, nachdem sie lange Zeit alles Mögliche geplaudert hatten. „Aber ich schwatze wol einfältiges Zeug und glaube, Du würdest weit lieber in Deinen Büchern lesen als mir zuhören."

Er und lieber in seinen Büchern lesen! Die kalten, so schwierig zu verstehenden Bücher! Er und lieber an eine Kette geschmiedet sein als frei gleich einem Vogel dahinzufliegen mit ihr, hinweg über alle Hindernisse, die gleich engen, steilansteigenden Straßen zwischen ihm und dem alten Haus daheim sich aufthürmten ... Und er schlang seine Arme um sie und drückte sie an die Brust, als wolle er die schlanke, zierliche Gestalt des Mädchens zerbrechen in wilder, gewaltiger Lust.

„Ich habe auch angefangen zu lesen und zu lernen," nahm sie wieder das Wort.

„Ach nein!"

„Ich habe das ganze Gesangbuch und das Neue Testament ausgelesen und noch gar manches Andere und in Grimm's Märchen die Geschichte von der bösen Stiefmutter, die den Knaben umbringt, der dann in einen Vogel verwandelt wird und auf dem Baum sitzt und singt. Und das Gedicht vom Ritter Aage habe ich auch gelesen. Und dann sticke ich Etwas, das unter Glas und Rahmen kommen und dann in dem neuen Haus hängen soll, das die Doctor-Randi Dir geschenkt hat."

Brune hätte das Mädchen fast erdrückt, so klang es ihm in großer, unbegreiflicher, heller Lust durch das Herz.

„Ja, fühlte ich mich nicht mitunter so eigenthümlich müde und angegriffen, daß ich mich niedersetzen muß auf der Stelle, wo ich mich befinde," fuhr sie fort, „würde ich noch mehr als jetzt lesen. Denn das alte Fräulein dort oben hat gar zu schöne Bücher."

Müde und angegriffen. Die Worte fanden Wiederhall in Brune's Seele. Ja, müde und angegriffen war auch er. Aber es fand sich wol ein Mittel dagegen ... Und am nächsten Tag lag er noch eifriger und emsiger seinen Studien ob. Bei fester Willenskraft und Ausdauer mußte es einmal ihm doch gelingen, das selbst gesteckte Ziel zu erreichen und zu Licht und Freiheit siegreich durchzudringen. Dann ging ihm und auch ihr endlich ein neuer sonnenglühender Morgen purpurstrahlend, herrlich auf.

Als die Liebenden am Abend darauf einander abermals trafen, war Brune so sonderbar geheimnißvoll und noch schweigsamer als gewöhnlich. Als Beide endlich von einander Abschied nahmen, fühlte Ragnhild ein zusammengefaltetes Papier in der Hand. Sie schwieg und verbarg das Papier; es mußte etwas Besonderes sein. Diesmal saß sie nicht wie sonst auf jedem Treppenabsatz einen Augenblick lang, um auszuruhen, sondern sie eilte fliegenden Laufes in ihr Kämmerlein, zündete die kleine Küchenlampe an, setzte sich auf das Bett und entfaltete klopfenden Herzens das Papier. Nein — waren es Verse? Ja, es waren wirklich Verse. Sie las:

Ich habe lange Jahre
Gar schweren Traum geträumt,
Bis mir der Lenz, der klare,
Den Himmel hell gesäumt.
Auf meiner Seele Grunde
Da ruht' ein tiefes Leid:
Ich trug die Todeswunde
Davon im Lebensstreit.
Ich habe einst getrauert,
O Herz, zu jeder Frist,
Von einem Weh durchschauert,
Das nun gestorben ist.
Jetzt will das Dasein blühen
In lichter Herrlichkeit; —
Ich seh' die Sonne glühen
Hoch über Raum und Zeit. —
Die Knospen, die da schliefen,
Sie glühen lichtumros't;
Aus Deines Auges Tiefen
Da quillt mir selger Trost.
Zergangen ist die Wehmuth
An Deines Auges Strahl —
Dein denk' ich stets in Demuth
Viel tausend-, tausendmal!
Hab' Dank, Du schöne Sonne,
Daß ich Dir durfte nah'n!

Ich folg' in heil'ger Wonne
Nun Deiner goldnen Bahn. —
Ich halte Dich, ich schmieg' mich
An Dich in Ewigkeit,
Ich weiß gewiß, so sieg' ich
In allem Kampf und Streit. —
O komm' und lass' uns ziehen
Zur Heimath, süße Braut,
Lass' uns der Welt entfliehen
Und jedem Schmerzenslaut!
Nun will ich nimmer denken
An Gram und Kummer schwer,
Ich will mich ganz versenken
In Deiner Liebe Meer. —

Solche Verse schrieb er ihr! Ja, ihn hatte sie am Liebsten auf der Welt, ihn trug ja auch sie allzeit im Herzen, ihn hatte sie stets vor Augen und im Sinn. Sie vertiefte sich vollständig in ihren Gedanken, daß sie sich selbst und Alles um sich her vergaß, während draußen der Regen an die zerborstenen Fensterscheiben schlug, und eine tödtliche, eisige Kälte erstarrend in die ärmliche Kammer zog.

Ein tiefer, schwerer Schlaf umfing das Mädchen und gaukelte ihr im Traum noch weit düstere Bilder vor, als solche sie im Leben schon umgaben, und mit dem ersten Tagesgrauen rief die bittere Nothwendigkeit sie bereits wieder an die Arbeit.

Welche Krankheit durchschauerte sie nur bis auf's Mark, daß sie sich kaum aufrechterhalten konnte, und die Beine den Dienst zu versagen drohten? Aber die Krankheit, die Schlaffheit und Mattigkeit nahmen wol ein Ende und gingen vorüber, wenn der Sommer käme, tröstete sie sich. Denn dann waren ja die Abende nicht so kalt, und die Arbeit ging leichter von Statten.

Der Frühling kam, und der Sommer ging dahin, nur die Krankheit wich nicht.

Da bemächtigte sich des Mädchens eine ungeheuere Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt. Aber er, der Student, mit dem eigenthümlichen Blick, der da erzählte, daß Brune zu gar mancher Stunde Einkehr gehalten hatte im Zauberland der Phantasie und Märchen, der Student, für den ihr junges Herz noch mit matten, ungleichen Schlägen schlug, er kam ja jeden Abend zu ihr. Da mußte sie doch sich aufraffen und sich zusammennehmen, damit er nicht merke, wie krank sie sei. Wenn sie die dunkle Hintertreppe leisen Trittes hinabgestiegen war und unten an der Thüre mit ihm vertraut plaudernd stand, da hätte sie dennoch die ganze Nacht ausgehalten und Krankheit

und Schmerz und Leid und Alles, Alles vergessen ob des großen, unsagbaren Glückes, das ihr so freundlich und tröstlich mild das Herz durchklang. Und einmal mußte es ja doch wieder besser werden. Aber am Tage, das nahm sie sich vor, wollte sie Brune nicht mehr begegnen, damit er ihre sonderbar bleiche Gesichtsfarbe nicht bemerke. Nannte er sie ja doch immer seine wilde Rose. Nein, dann erst, wenn sie wieder frisch war und gesund, dann wollte sie ihn wieder grüßen im Sonnenstrahl. Gut also, daß es noch lange währte, bis der Sommer kam, und daß die Abende lang und dunkel waren.

Endlich aber war die letzte Widerstandskraft in der ungeheueren Anstrengung, sich gewaltsam aufrechtzuerhalten, verbraucht, und Ragnhild's Dienstherr schickte sie eines Tages, weil ihr Zustand ihm ernstliche Besorgniß einflößte, zum Arzt, damit sie ihn um Rath frage.

Sie ging zum Arzt, und als Ragnhild die Wohnung des Arztes betrat, warf die Hoffnung noch einmal einen freundlich hellen Lichtschimmer auf des Mädchens Lebensweg; nachdem sie den Arzt aber wankenden Schrittes verlassen hatte, war der letzte Hoffnungsfunken erloschen. Ein unbeschreiblicher Ausdruck von Jammer lag auf des Mädchens holdem Antlitz, als habe der Arzt ihr den Tod verkündet.

An diesem Abend verließ sie ihre Kammer nicht, sondern winkte und nickte nur vom Fenster aus Brune Grüße zu. Sie brachte es nicht über's Herz, mit ihm zusammenzutreffen. Denn da hätte sie ihm ja Alles sagen und Alles anvertrauen müssen. Nein, sie wollte ihn nicht sprechen, und vielleicht, vielleicht ward sie doch noch wieder gesund ... und dann ...

Am nächsten Morgen ging das Mädchen bleich und stöhnend die Landstraße auf den Siegesberg zu. Dort war's ja, wo Brune sie zurückgerissen vom Abgrund und ihr junges Leben gerettet hatte ... Hätte er es doch nie gethan! Aber, nein, nein, dann hätte sie ja auch niemals eine so schöne, glückliche Zeit verleben können. Und diese Zeit kehrte vielleicht doch wieder ...

Sie stand einen Moment still vor dem Hospital und betrachtete das große, stattliche Gebäude aufmerksam, das in der Morgensonne so freundlich und tröstend dreinschaute. Blumen und schöne Bäume winkten ihr Hoffnung zu und schienen sie herzlich einzuladen, doch zuversichtlich und unverzagt näherzutreten ... Sie klingelte. Da öffnete sich die Pforte und fiel kurz darauf hinter dem Mädchen wieder mit Geräusch in's Schloß. Am selben Tage ward der Name Ragnhild Guttormsen Leifs Tochter in die Liste der Aussätzigen gestellt.

Eine Stunde darauf trug man Ragnhild leblos, gleich einem geknickten Rohr, in das Zimmer, in dem ihre Nummer sich befand, und der Arzt, welcher ihr lange prüfend nachschaute mit einem Blick, der auf ein stilles, gründliches Ueberlegen im Geiste deutete ... ergriff unwillkürlich die Feder und fügte dem Namen ein kleines Zeichen hinzu: ein Kreuz.

Nun kam eine unglückliche, verzweiflungsvolle Zeit für Brune.

Wo war Ragnhild geblieben? Jeden Abend nahm er getreulich und beharrlich den alten Posten ein, und die Hoffnung begleitete ihn, aber um Mitternacht schlich er betrübt und niedergedrückt heim, und dann war die Muthlosigkeit mit ihm.

Aber einmal mußte Ragnhild doch kommen! Wie war es nur in der Welt möglich, daß sie so plötzlich gänzlich ausbleiben konnte und ihn tagelang, ja wochenlang vergeblich harren ließ! War sie daheim auf Besuch? Nein, das war sie sicher nicht. War sie krank? Sie hatte freilich, das fiel ihm jetzt nachträglich ein, hin und wieder so schwermüthig und angegriffen ausgesehen ... Sie war gewiß krank. Und wieder vergingen Tage, ohne daß Brune das Mädchen zu Gesicht bekam, und er beunruhigte sich auf das Höchste und machte sich allerlei Gedanken. Er sprach aber mit Niemandem, theilte keinem Menschen seinen Kummer mit ... Wem sollte er sich anvertrauen? Ragnhild war ja das einzige Wesen, das ihn verstand.

Sollte er ihr schreiben? Ja. Daß er doch nicht früher an dieses Auskunftsmittel gedacht hatte! Ja, die alte Doctor-Randi hatte Recht gehabt, als sie ihn einen Dummkopf genannt hatte. Jetzt wollte er sofort an Ragnhild schreiben. Er beschloß auch, sich zu überzeugen, daß der Brief wirklich sein Ziel erreichte.

Vor dem Hause traf er einen Jungen, dem er nach großer Selbstüberwindung den Brief anvertraute mit dem Bedeuten: er möge den Brief in der Küche abgeben und nicht eher von der Stelle weichen, bevor er nicht eine Botschaft von dem Mädchen erhalten hätte, an das der Brief gerichtet war.

Dann nahm er wieder seinen altgewohnten Platz an der Ecke des Hauses ein und blickte unverwandt zu dem kleinen Fenster empor, als habe er den Auftrag, welchen er soeben dem Jungen gegeben, gänzlich aus dem Gedächtniß verloren.

Eine Weile darauf trat der Knabe zum Hause heraus und brachte Brune die Nachricht, daß der Brief sofort nach dem Hospital besorgt werden solle; dort liege das Mädchen krank. Der Junge fügte hinzu, daß man ihm gesagt habe, das Mädchen liege auf den Tod, und der Arzt habe erklärt, daß sie bald sterben würde. Und damit trollte er sich von dannen.

Im Hospital! Im Hospital für die Aussätzigen ... Und seine Ragnhild sollte sterben? ... Es brauste ihm vor den Ohren wie an jenem Tage, als er von dem Fels hinabgesprungen war in die schäumende See. Was war doch jenes Sausen und Brausen gewesen gegen Dasjenige, welches das Entsetzen in fiebernden Blutströmen zum Herzen trieb und dann wieder das Herz tödtlich erstarren ließ vor Weh und Schreck. Der Verstand drohte ihn zu verlassen und er vermeinte niedersinken zu müssen vor Gram und Schmerz.

Ragnhild sterben! klang es in seiner Seele so tief und schütternd wie der Ton einer Kirchenglocke ... Aber wo war nur die Kraft geblieben, welche noch vor einer Stunde ihn beseelte? War diese Kraft nur ein Gedanke gewesen, der ihn bisher aufrechterhalten und jetzt, da er ihm entschwunden war, ihn gänzlich gelähmt und ohnmächtig zurückließ? Es war wol nur ein Gedanke gewesen.

Eine Weile stand er da in schmerzliches Sinnen verloren, dann raffte er sich auf und ging zum Siegesberg, zu seinem Lieblingsplätzchen, wo er so oft sich in schöne glückliche Zukunftsträume versenkt hatte.

Dort lag vor ihm das Haus, das schreckliche Haus mit den vielen Todesseufzern und hoffnungslosen Gedanken. Es kam ihm vor, als schaue das Gebäude so ernst drein, als poche es auf sein Anrecht an das Mädchen und wiese ihn mit einem kalten, überlegenen Lächeln zurück in den öden, ärmlichen Raum, der zur Heimstätte ihm diente; als wolle das Gebäude durchaus ihn unbarmherzig seinen kummervollen Gedanken und seinem grenzenlosen Schmerz überliefern. Er mußte das Mädchen sehen. Sie war ja seine Braut und noch war sie am Leben ... Wo sollte er aber nach ihr fragen?

Er konnte zu keinem Entschluß gelangen, und erst spät in der Nacht kehrte er zur Stadt zurück.

Zu der nämlichen Stunde erwachte gerade Ragnhild zum Bewußtsein, nachdem sie tagelang völlig theilnahmlos dagelegen hatte. Der Arzt, welcher im selben Augenblick an ihrem Bett vorüberging, blieb vor ihr stehen und warf ihr einen prüfenden Blick zu. Dann wandte er sich an die Wärterin und flüsterte ihr zu: es sei ein Glück, daß es so schnell zu Ende gehe mit dem Mädchen. Dann strich er Ragnhild mit der Hand liebkosend über das Gesicht — und ging.

Ragnhild lag ruhig in ihrem Bett und sah sich mit halberloschenem Blick rings um. Wie leise die Worte des Arztes auch gewesen waren, sie hatte sie doch verstanden.

Da trat die Wärterin an ihr Bett und überreichte ihr einen Brief, den ein Bote für sie abgegeben hatte. Ragnhild starrte den Brief an und sah, daß er von Brune war. Die Wärterin öffnete auf ihren Wunsch das Schreiben, aber die Thränen traten ihr in die Augen, so daß sie nicht im Stande war, zu lesen. Da mußte sich wol die freundliche Wärterin dazu bequemen, Ragnhild den Brief vorzulesen. Es ging mühsam und schwerfällig. Ragnhild lag mit gefalteten Händen still und ergeben gleich einem sterbenden Kinde da und horchte Brune's Worten:

Seitdem ich Dich nicht schaute,
Du holdes Angesicht,
Seit mich der Gram bethaute,
Verblich des Lebens Licht.—
Es webt ein tiefes Dunkel
Um mich des Kummers Nacht,
Die keines Stern's Gefunkel
Erhellt mit milder Pracht. —
Ich trag' Dich stets im Herzen,
Du holdes Blumenkind, —
Ach, meines Lebens Kerzen,
Erloschen gar geschwind!
Stets hab' ich Dich vor Augen,
Hör' Deiner Stimme Sang!
Lass' Deinen Odem saugen,
Vergeh'n mich wie ein Klang!
Ich schaue nicht, ich sehe
Nicht Sonn', nicht Blüthenschein; —
Mein Herz voll Qual und Wehe,
Ersehnt nur Dich allein! — —
Find' ich Dich nicht hinieden,
So schenke Gott mir Ruh
Und führ' dereinst in Frieden
Mich Dir voll Gnaden zu! — —

Es ging langsam mit dem Lesen, und oft mußte die Wärterin abbrechen, und dann mußte jede Strophe wiederholt werden, besonders die letzte. Denn in der hatte ja Brune Ragnhild eigentlich Lebewohl gesagt ...

„Ob ich wol bis morgen noch lebe?" flüsterte Ragnhild. Die Worte klangen mehr wie ein Gedanke denn ein Laut.

„Es kommt darauf an," meinte die Frau.

„Ich möchte gern Jemanden noch einmal sehen," flüsterte Ragnhild wieder.

Die Frau antwortete: sie möchte doch warten bis zum Tage.

„Die Krankheit hat mich wol sehr mitgenommen," wandte kurz darauf sich Ragnhild wieder an die Wärterin.

„Ah ja," seufzte diese, „die Krankheit entstellt sehr."

„Ich möchte mich doch überzeugen," sprach Ragnhild leise.

„Das läßt sich machen," sagte die Wärterin und hielt ihr einen kleinen Spiegel vor das Gesicht.

„Ach nein, ach nein," tönte es in des Mädchens Gedanken. Das entstellte Antlitz, welches sie erblickte, war doch nicht das ihre? Und Ragnhild schloß lange Zeit die Augen.

„Ja, so ist es," tröstete leise die Frau. „Aber, wenn Du nun eingehst zu Gott, Kind, erhältst Du Dein hübsches Angesicht wieder. Denn bei unserem Herrgott giebt's keine Krankheit mehr."

Ach, so erkannte Brune sie auch wol wieder, wenn er ihr im Himmel begegnete, dachte sie. Aber dann fühlte sie sich so todtmüde; das Denken ward ihr schwer.

„Wen wolltest Du gern sehen, Kind, wem soll ich einen Boten senden?" fragte kurz darauf die Frau.

„Nein, nein, ich will Niemand außer unserem Herrgott mehr sehen," seufzte Ragnhild. „Aber das kleine Packet, welches dort liegt, das gebt einem Bekannten von mir; er heißt Brune Helje-sohn. Und ihn grüßet vielmal von mir ... und jetzt will ich schlafen ... ich bin so müde, so todtmüde!" ...

Den nächsten Tag wurde Ragnhild's Nummer entfernt. —

Vier Tage hatte Brune in Ungewißheit und Herzensangst zugebracht, da faßte er endlich den Entschluß, wenn er am Vormittag von seinem Lehrer käme, wollte er zum Hospital gehen und nach Ragnhild fragen, denn er wollte und mußte sie noch einmal sehen.

Als er dann aber endlich schon früh am Morgen vor der breiten Pforte stand, bemächtigte sich seiner auf einmal eine trostlose Muthlosigkeit, die ihn plötzlich lähmte, so daß er den Griff der Thüre, welchen er bereits in der Hand gehalten hatte, wieder fahren ließ. Schwach und hinfällig wie ein krankes Kind lehnte er sich an die Wand und schaute wie im Traum verloren zum Giebel empor. Und da sah er vor sich in Gedanken plötzlich ein kleines Kammerfenster und hinter diesem erblickte er Ragnhild's holdes Antlitz, ein wenig bleich, aber glücklich lächelnd. Da ward die schwere Pforte des Hospitals mit Rasseln und Geräusch weit geöffnet, und Brune fuhr erschreckt auf aus seinem Träumen und Sinnen. Er erblickte sechs Männer, die einen Sarg trugen. Ein paar grüne Kränze lagen darauf, und einige bleiche Frauen folgten. Schnell bewegte der traurige Zug sich auf der Landstraße dahin.

„Wollt Ihr Jemand sprechen?" fragte der Schließer Brune, der noch immer auf der gleichen Stelle stand. Als der Schließer

keine Antwort bekam, wiederholte er seine Frage, ging näher und fügte dann hinzu: „Wer seid Ihr?“

„Ich bin Brune Heljesohn.“

„O, Ihr seid Brune Heljesohn,“ sprach da eine Frau in Trauerkleidung und trat aus dem Thor. „So seid Ihr wol der Bekannte des Mädchens, das sie eben hinaustrugen? Sie hieß Ragnhild. Ich habe hier Etwas, das ich Euch zu geben versprach. Und dann soll ich Euch von dem Mädchen vielmals grüßen!“ Die Frau ging, und Brune hielt ein kleines Päckchen in der Hand, das in ein hochrothes seidenes Tuch geschlagen war.

Brune müsse wol machen, daß er fortkomme, meinte der Schließer. Und Brune nahm seine letzte Kraft zusammen und ging zum Kirchhof, von dem die Träger und das Gefolge soeben zurückkehrten.

Auf dem Kirchhof suchte Brune das offene Grab auf, setzte sich an den Rand nieder und versank vollständig in den dumpfen, thränenlosen Jammer seiner unendlichen Qual.

Hier saß er noch, als nach Sonnenuntergang die Todtengräber kamen, um erst jetzt nach alter Sitte das Grab zuzuschaufeln. Da ging er ein wenig abseits und folgte mit erloschenem, hoffnungslosem Blick der Arbeit. Denn nun war in diesem Leben das letzte Band zwischen ihm und Ragnhild zerschnitten.

Endlich war der Grabhügel gewölbt und mit einigen Kränzen geschmückt, und eine Weile darauf befand Brune sich abermals allein auf dem Friedhof, und der Tag ging dahin, und die Nacht senkte sich kalt und feucht herab auf des Grabes einsamen Wächter.

Es war eine schreckliche Nacht für Brune. Sein Geist konnte sich nicht emporschwingen zu der Anschauung, daß dem Leben auf Erden eine Grenze gesetzt ist, daß aber im Himmel ein neues, schöneres Leben beginnt. Er sah Ragnhild nicht mehr vor Augen ... er sah sie niemals wieder. Das war der einzige Gedanke, der wieder und immer wieder zurückkehrte und ihn mit grausamen Schmerzen peinigte, und wie Fieberfrost die Seele durchschauerte.

Am nächsten Tage saß Brune einsam in seinem Zimmer, und vor ihm ausgebreitet lag das kleine hochrothe seidene Tuch. Es war das Tuch, welches Ragnhild am Tage jener Hochzeitsfeier so gut gekleidet hatte. Auch ihr Gesangbuch, in dem seine beiden Briefe lagen, hatte sie ihm hinterlassen. Dann entfaltete er ein leinenes Tuch mit einer Kante. In der Mitte war ein grüner Kranz mit rothen und gelben Knospen gestickt, und darin standen die Namen B. H. und R. L. Das waren ja Beider Namens-

buchstaben. Ragnhild selbst hatte die Stickerei angefertigt — es war zweifellos so — und die Arbeit war auch sicher die, von der Ragnhild gesagt hatte, daß sie in dem kleinen Haus daheim unter Glas und Rahmen kommen solle. Sieh, da hatte sie auch noch zwei Vögel mit ausgebreiteten Flügeln, die den Kranz im Schnabel hielten, in das Tuch gestickt. Der eine Vogel war bereits davongeflogen. Könnte doch der andere dem Gespielen bald folgen!

Aber Björn hatte ja auch seine stille Ingeleiv verloren und doch gesagt: „Wenn Einer fällt, sollen da alle Anderen sich ergeben? Mit nichten. Man muß unseren Herrgott nur richtig verstehen. Er legt den Schmerz uns nicht auf, um uns zu vernichten, nein, um uns zu mahnen, daß wir lässig gewesen sind" ...

Ja, die Worte hatte Björn freilich gesprochen; aber Björn war auch ein Mann, der feststand auf dem Platz, welchen Gott ihm angewiesen hatte, ein Mann, der einen selbstständigen Character besaß ... Was war er gegen Björn, wenn er es sich richtig überlegte? Ein schwankes Rohr, ein halber Mensch nur, hatte die alte Randi gesagt ... Ja, so war es. Er war ohne Zweifel eine halbreife Frucht nur an des Lebens Baum, weder zur Freude noch zum Nutzen für irgend Jemand. Aber er strebte ja danach, seinen Mitmenschen nützlich zu werden. Je mehr er über sich selbst nachdachte, desto klarer ward es ihm, daß gar viele Würdigere da seien als er, die der Welt und den Menschen Nutzen und Segen zu bringen berufen waren. Ja, hätte er das kleine grüne Fleckchen, welches einst Björn ihm gezeigt, zum Ziel genommen und nicht den stolzen Bergesgipfel, so hätte wol auch er in seinem engbegrenzten Kreise sich dennoch nützlich machen können. Und jetzt? Viele Worte — kein Erfolg. Wäre er doch in dem kleinen Haus geblieben, wo er so glücklich gewesen war, und hätte dort sich mit seinen Kräutern beschäftigt und die Kranken geheilt, so hätte er doch auch Anderen gedient, ihnen geholfen und ihnen sich nützlich gemacht. Da kam ein neuer Zweifel, den er lange vergessen geglaubt, auf einmal ihm wieder: er hätte in dem Fall Sünde und Unrecht begangen. Denn Der, welcher gegen das Gesetz verstößt, verliert sein Recht und erzürnt Gott. Das waren die Worte, welche damals beim Abschied von der Heimath der Pfarrer zu ihm gesprochen hatte.

Was sollte er thun?

Er vertiefte sich von Neuem in seine Bücher; er wollte geduldig und treu ausharren, so lange es ihm möglich war. Denn hinter ihm war jede Brücke abgebrochen, vor ihm aber lag ein

unbekanntes Land, nach dem er doch sich sehnte. Die Tage gingen einförmig, langsam dahin; aus den Tagen wurden Wochen und aus den Wochen Monate. Jeder Monat, der hinabsank in das Meer der Ewigkeit, gab Brune's Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung neuen Nahrungsstoff.

Endlich kam jene Weihnacht, in der durch die Straßen der schlafenden Stadt der Feuerlärm ertönte. Das neue Hospital brennt! erklang überall der Schreckensruf, und Schaaren von Menschen strömten nach dem Siegesberg.

Da züngelte die Flamme blutigroth auf zum dunklen, nächtlichen Himmel, und Meer und Gebirg' standen taghell erleuchtet im glühen Wiederschein. Niemand wußte, auf welche Weise das Feuer entstanden war; die Flammen waren plötzlich an allen Ecken und Kanten hervorgebrochen.

Die Kranken lagen jammernd und frierend rings auf dem Schnee, und die, welche nicht mehr rechtzeitig hatten hinausgetragen werden können, erblickte man an den offenen Fenstern, von den gierigen, fressenden, verzehrenden Flammen umzüngelt und umlodert. Sie konnten nicht den Muth finden, auf die Laken und Teppiche hinabzuspringen, die unten ausgebreitet gehalten wurden. Einzelne, die bereits gerettet worden waren, wagten sich noch einmal tollkühn in das brennende Gebäude zurück, um ihre geringen Habseligkeiten zu bergen, und fanden den Tod in den Flammen.

In weniger als zwei Stunden hatte die gefräßige Flamme ihren Raub verzehrt, den lebenden wie den leblosen, und

„Brände qualmen warnend auf dem Felde."

Jetzt ist aus den Ruinen ein neues Hospital erstanden: ein dunkler ernster Steinbau. Jenes Gebäude war von Holz und machte auf den Beschauer einen freundlichen, einladenden Eindruck; dieses sieht ernst und schwermüthig und kalt drein.

„Was habe ich gesagt?" sprach eine Frau eifrig und geschäftig zu einer Schaar anderer Frauen und Männer, welche nach dem Brande zur Stadt zurückkehrten. „Erinnert Ihr Euch noch, Schulmeister, an jenen Abend unseres Ausfluges. Ja, man darf die Unterirdischen nicht verspotten!"

„Wer kommt doch dort vom Kirchhof?" fragte eine andere Frau und wies mit dem Finger auf eine gebeugte Gestalt, die langsam aus der Pforte getreten war und scheu an der Einfriedigung entlang der Stadt zuging.

„Stille!" ermahnte der Lehrer. „Das ist der Student. Man muß ihn in Ruhe lassen. Ihr erinnert Euch wol noch des hüb-

schen Mädchens, das auch an unserem Ausflug theilgenommen hatte? Sie wurde später seine Braut, aber dann ward sie aussätzig, glaube ich, und starb im vergangenen Herbst. Seit dieser Zeit aber bringt der Student halbe Nächte auf dem Kirchhofe zu. Ich weiß das von Leuten, die ihn jeden Abend dorthingehen sehen."

„Lieber Gott, stehe ihm bei," seufzte die Frau, welche vorhin gesprochen hatte.

Dann gingen sie auseinander.

Als der Frühling wiedergekommen war in die Lande, verbreitete sich eines Tages in der Nachbarschaft das Gerücht, daß der Student todtkrank danieder liege. Die Nachbarn meinten, das sei freilich kein Wunder, wenn man auf so elende Weise lebe; und sie konnten nicht begreifen, daß ein Mensch, der zu Großem bestimmt sei, so gleichgültig gegen das Leben sich verhalten könne.

Einige mitleidige Frauen thaten sich zusammen, um für eine bessere Pflege Brune's zu sorgen; weil aber jede mit ihrem eigenen Haushalt vollauf zu thun hatte, so schrumpfte die Pflege allmälig zu flüchtigen Besuchen zusammen. Schließlich, als die Frauen sahen, daß es zu Ende ging mit Brune, wurde eine alte Wärterin angenommen, die in der Nacht wachen mußte bei ihm.

Als am siebzehnten Maitag*) die Sonne freundlich schön aufstieg über das Gebirge, da flimmerten und zitterten ihre goldenen Strahlen auf den kleinen Fenstern von Brune's Dachkammer; er schlug die müden Augen auf; ein unbeschreibliches Wohlsein durchdrang ihn. Er richtete den Blick auf den Tisch, auf welchem die vielen Bücher lagen. Die Sonnenstrahlen blitzten und leuchteten darüber wie ein einziges Lächeln. Es war nur gaukelnder Schein. Denn niemals hatten sonst die Sonnenstrahlen ihm in das Herz gelacht, immer nur waren sie der heißen, unbegrenzten Sehnsucht, die unverstanden in ihm lebte, mit den gleichen starren Augen begegnet, wie in den ersten Jahren seiner Kindheit. Nein, er wußte es zu gut: die Sonnenstrahlen machten es wie das Gebäude auf dem Siegesberg, das Alle anzulächeln und freundlich einzuladen schien. Wollte man eintreten, dann ward die dunkle Pforte geöffnet, und der schwarze Sarg hinausgetragen. Aber nun hatte das Hospital für seinen Verrath die Strafe ereilt.

Es dunkelte so um ihn. Aber nun zündete wol dort droben der Erlöser sein Licht an? Wie sehnte er sich, in seine wahre Heimath zu kommen, nach der Ragnhild ihm vorausgegangen

*) Der Tag der Feier der norwegischen Verfassung vom 17. Mai 1814.

war. Dort lag ja noch ihr Tuch mit den Vögeln und dem Kranz mit den bunten Blumenknospen. Ja, bei Gott dem Herrn gab es sicher Kräuter und wilde Rosen genug. Dort durfte er sich auch ruhig mit seinen geliebten Pflanzen beschäftigen, ohne das Gesetz oder Andere zu verletzen. Es wurde dunkler und dunkler. Ach, Ragnhild! Nun flog auch der andere Vogel auf und badete die verjüngten Schwingen im Licht der Ewigkeit.

In dem Augenblick donnerten die Kanonen, Hurrahruf und Jubelklang ertönten rings, und mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel zog das Volk durch die Stadt und feierte den heiligen Tag der Freiheit.

Des Studenten Geist folgte anderen Bahnen; er schwang sich auf über Sternenlicht und Sonnenschein und feierte an Gottes Thron das große Fest der Freiheit. — —

Inga, die Sonne des Siljethals.

1.

Es war ein sonniger Herbsttag. Der Alteweibersommer hatte seine feinen Fäden von Baum zu Baum gezogen und über den Boden gesponnen. Einzelne späte Blumen lächelten an geschützten sonnigen Stellen dem verklärten Blau entgegen. Der frische Wind raubte den buntfarbigen Ahornbäumen und den bleichgrünen Pappeln Blatt um Blatt und wirbelte das Laub an den Bergeshängen dahin. Die Fichten neigten rauschend das krause dunkle Haupt, wenn der übermüthige Wind auf leichten Schwingen daherbrauste.

Auf der Bergeshöhe war ein Mädchen beschäftigt, Preißelbeeren zu pflücken; sie ging gebückt zwischen dem Kraut dahin und spähte nach den verborgenen Beeren. Es schien, als sei sie der Mühe, die nur eine geringe Ausbeute brachte, überdrüssig. Denn sie richtete sich aus der gebückten Stellung auf, legte die Hand über die Augen und sah in das zu ihren Füßen sich ausdehnende Thal hinab.

So stand sie eine Weile da. Das Mädchen war hoch und schlank aufgeschossen, sie schien in Folge schnellen Wachsthums ein wenig schwächlich zu sein. Das schmale, regelmäßige Antlitz war bleich und ernst, und die großen hellblauen Augen schauten scheu in die Welt.

Plötzlich fuhr ein stärkerer Windstoß über die Berge und trieb dem Mädchen das wirbelnde Laub entgegen; eine Schaar Krammetsvögel strich laut zwitschernd über ihrem Haupt dahin, und aus dem nahegelegenen Fichtenwald erklang das ärgerliche Geschrei einer Krähe. Da kam Leben in das Mädchen: sie schlug mit beiden Händen nach dem falben Laub, das in wirbelndem Tanz sich um sie drehte, lachte laut auf, daß es hell über die Berge dahinklang, und als das Echo ihr den Laut eines fernen Jodlers zutrug, begann auch sie mit dünner Stimme zu jodeln.

Ein leichter Hohn war in dem Ton, der von Berg zu Berg sich dahinschwang, fein und feiner, bis er in weiter Ferne wie der Klang eines Glases verzitterte.

Zugleich sprang das Mädchen von Stein zu Stein in's Thal hinab. Der lose, kosende Wind zerzauste ihr das kurze, blonde Haar, das stark und lockig, ein wenig eigensinnig über ihren Nacken herabfiel, und jedesmal, wenn es bei einem Sprung des Mädchens oder durch einen kühnen Griff des Windes zur Seite geschleudert ward, den festen, wohlgeformten Nacken enthüllte, der bei aller Feinheit doch aus den festen Linien errathen ließ, daß seine Eigenthümerin einen eigenen unbeugsamen Willen besäße und auch gewohnt sei, den Kopf ein wenig hochzutragen. Vor einem gemähten Roggenfeld machte das Mädchen Halt. Jenseits des Feldes zog sich eine Umzäunung dahin, und ein schmaler Bygdweg führte auf ein geräumiges, weißgestrichenes Wohnhaus zu, das nach alter Sitte von den kleinen Nebengebäuden und Ställen umgeben war. Das Gehöft lag auf einer Bergeshalde, unmittelbar unter dem waldbedeckten Gebirg, die sanft zu den wohlangebauten Aeckern sich abdachte. Es gab weit und breit keine öden, steinigen Hänge, keine unfruchtbaren Strecken, die dem Bebauer den ganzen zähen Widerstand der Natur entgegensetzen und unermüdliche, grenzenlose, lebenverzehrende Ausdauer erfordern, sondern das Gehöft bot das Bild eines ruhigen, gesicherten Wohlstandes. Arbeit und Lohn standen im richtigen Verhältniß zu einander.

An einem der Pfähle der Einfriedigung lehnte ein junger Bursch und hatte das Gesicht dem Hof zugewendet; er stand bereits eine gute Weile in Gedanken versunken da. Er sah nicht aus, als ob er auf dem Gehöft daheim sei, sondern es schien, als sei er in der Nähe zu Hause. Sein Gesicht trug die festen, entschlossenen Züge, die Dem eigen zu sein pflegen, der alleinsteht in der Welt und sich selbst genug ist; sein Gesicht wies fast Spuren einer kränklichen Geistesüberreife auf, wie man sie bei Krüppeln und Verwachsenen findet.

Doch der Bursch war keineswegs verwachsen, sondern im Gegentheil hoch und schlank aufgeschossen. Obgleich er in seiner Stellung eigentlich ausruhte, war doch jede Muskel straff und ausdrucksvoll angespannt. Er war noch sehr jung und kaum über das Knabenalter hinaus, aber auf seiner Stirn, in seinen dunklen, flammenden Augen und um die festgeschlossenen Lippen stand bereits die Unbeugsamkeit so deutlich ausgeprägt, als hätten fünfzig Jahre ihren Stempel daraufgedrückt. Das schwarze schlichte Haar fiel ihm glatt zu den Schultern nieder, aber es

war nicht belebt von dem warmen, feuchten Glanz, welchen sonst der Seele milder Thau darüber auszustreuen pflegt.

Der Bursch hatte das Mädchen nicht bemerkt, obgleich sie mit lautem Geräusch von Fels zu Fels gesprungen war und plötzlich Halt gemacht hatte. Seine Augen und Gedanken waren ausschließlich auf den Hof gerichtet. Jetzt stand das Mädchen jenseits des Roggenfeldes, ihm gerade gegenüber.

„Bist Du es, Knud?" entquoll es dem Munde des Mädchens melodisch wie Gesang, und zugleich sprang sie über das Feld gerade auf die Einzäunung zu.

Der Bursch versuchte zu lächeln, aber er brachte es nur bis zu einer Verzerrung des Gesichts. „Kennst Du mich noch?" fragte er zurück. In seiner Stimme klang es wie eine leise Warnung für das Mädchen, des Wiedersehens sich nicht zu sehr zu freuen.

„Ich denke doch," lachte sie, „Du bist meinem Gedächtniß noch nicht entschwunden . . . es sind zwei volle Jahre, seitdem ich Dich zuletzt gesehen habe . . . Nein, nein, wie Du aussiehst! Du mußt krank und angegriffen sein."

„Ja," seufzte er, „ich habe auch allen Grund dazu. Der Pfarrer ist todt und liegt unter der Erde . . . Der Tod hat gesiegt."

„O Gott! Er war so gut gegen Dich wie ein Vater," rief das Mädchen aus und ward plötzlich ernst.

„Ich bin sechs Jahre bei ihm gewesen," fuhr der Bursch fort. „Er lehrte mich Gottes Wort und vermahnte mich zum Herrn."

„Gott sei Dank, daß Dein rechter Vater noch am Leben ist," seufzte das Mädchen.

„Wehe Denen, so nicht beharren," antwortete er.

„Armer Pfarrer," sagte wieder das Mädchen. „Ist er sehr krank gewesen?"

„Die Gnade des Herrn entzündete eine Feuerflamme auf seinem Lager."

„Ich kann solches Geschwätz nicht leiden . . ." unterbrach sie ihn ungeduldig. „Ist er denn im Bett verbrannt?"

Der Bursch richtete die dunklen Augen auf das Mädchen, und sah sie so ruhig und kalt an, daß sie vor ihm zurückwich und zur Seite schaute.

„Das Feuer des Herrn verzehret nicht den Körper, sondern die Seele," erwiderte er streng.

„Ich kann es nicht leiden, wenn Du auf diese Weise sprichst,

ich sagte Dir es schon," entgegnete sie und blickte ihn freundlich-mild an.

„Du bist der Sünde Kind, Inga," drohte er.

„Der Sünde Kind. Das ist doch zu stark!" rief sie ärgerlich aus und schüttelte das trotzige Haar aus dem Gesicht. „Das sollte der Vater hören!"

„Wie steht es mit Deinem Pflegevater?" fragte der Bursch und lächelte leicht zu des Mädchens Zorn. „Ist er immer noch gut gegen Dich?"

„Ja," fuhr es ihr in hellem Jubel heraus, und der Zorn verrauchte, „ja, er ist immer gut, zu gut gegen mich."

„Das ist hübsch" antwortete der Bursch sichtlich erleichtert. „Vielleicht ist er so gut, mir zu erlauben, daß ich den Winter über auf Sönstelien bleiben darf? . . . Ich habe so halb und halb gedacht zu versuchen, ob ich im Siljethal nicht eine kleine Schule in Gang bringen könnte . . . Der Schullehrer, der hier ist, wird mit der Zeit alt . . . und er lehrt auch Gottes Wort nicht in der rechten Weise."

„Ja, Du kannst den Winter über hierbleiben," lachte das Mädchen, „Du kannst auch den Sommer über bleiben." Und sie richtete sich keck auf und warf das wilde Haar trotzig hin und her. „Aber es genügt nicht, daß Du nur mit Even sprichst, Du mußt auch seine Frau um Erlaubniß fragen."

„Ah, er hat sich verheirathet!" rief der Bursch. „Ja, ich will ebenfalls mit Deiner Pflegemutter sprechen."

„Ja!" triumphirte das Mädchen, „und hübsch artig mußt Du sein und fein bitten mußt Du . . . denn meine Pflegemutter bin ich selbst." Und bei diesen Worten sah sie den Burschen so herablassend und gnädig an, als hätte sie ihm ein Königreich geschenkt.

„Bist Du toll, Mädchen?" rief der Bursch. „Du sprichst wahrhaftig, als wärest Du Even's Weib."

„Ja, wenn ich es noch nicht bin, dann ist es doch so gut, als wäre ich es bereits . . . Es wird nicht lange mehr dauern . . . Wenn der Sonntag kommt, sollst Du sehen, wer Hausfrau auf Sönstelien ist," lachte sie und blickte ihm neckisch in die Augen.

„Willst Du Even Justesen auf Sönstelien . . . Deinen Pflegevater heirathen?" fragte der Bursch, und jedes Wort klang wie ein verhaltener Schmerzensschrei.

„Gott und Vater," sagte das Mädchen dem Weinen nahe, „wie Du mich erschreckt hast, Knud. Glaubst Du, daß ich Dich belüge?"

Der Bursch schwieg und rang nach Athem. Dann ließ er das Haupt mit geschlossenen Augen auf die Umzäunung sinken

und wurde bleich wie der Tod. Das Leben schien ihm plötzlich ausgegangen zu sein.

„Knud!“ schrie das Mädchen auf und ergriff ihn beim Arm. „Ich glaube Du stirbst!“

„Stirbst!“ fuhr der Bursch auf und sah sie wilden Blickes an.

„Nein, Du mußt mich nicht so erschrecken,“ bat sie und wich bebend zurück vor ihm. „Du brauchst nicht bange zu sein, Even sagt nicht nein. Ich kann Alles erlangen von ihm.“

„Ah ja, es wird wol so sein,“ stöhnte der Bursch.

„Denk' Dir Knud, er nimmt mich, die nicht das Geringste ihr eigen nennt, die weder Vater noch Mutter hat, zur Frau!“ fuhr sie fort, und ihre milden Augen füllten sich mit Thränen, während des Burschen Antlitz Hohn und Spott ausdrückte.

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte er.

„Ich sage es, weil ich es einsehe,“ antwortete sie betroffen.

„Leb' wohl!“ sagte plötzlich der Bursch und ging.

„Willst Du denn nicht mit mir gehen und mit Even reden?“ rief sie ihm nach. „Ich weiß gewiß, daß er nicht nein sagt.“

„Bereitet den Weg des Herrn,“ rief der Bursch und drohte mit der geballten Faust nach dem Gehöft. Auf Inga sah er nicht mehr zurück und war im nächsten Augenblick hinter den Felsen, wo der Weg von Sönstelien nach dem Siljethal führte, ihren Blicken entschwunden.

„Ich verstehe den Burschen gar nicht,“ sagte das Mädchen, wie um sich selbst zu beruhigen. „Als er zuletzt in Sönstelien war, war er so sanft und gut wie ein Bruder und that mir zu Liebe Alles, was ich wünschte. Aber bei dem Pfarrer ist ihm Scherz und Jugendlust vergangen; er ist voller Bibelworte und salbungsvoller Reden . . . Ich begreife das Ganze nicht.“

Und damit warf sie die Haare in den Nacken, trotzig und übermüthig; sie wollte das Benehmen des Burschen nicht verstehen, wenn sie vielleicht auch den Schlüssel dazu besaß. Leise vor sich hinsummend ging sie langsam auf das Gehöft zu, schlenkerte mit den Armen hin und her und sah die ganze Umgebung mit so gedankenlosen Blicken an, als weile ihr Geist in einer anderen Welt. Kurz darauf ließ sie sich auf einen alten Hauklotz nieder, der auf dem Hofe lag und dermaßen von Gras und Unkraut umwuchert war, daß er dem Stumpf eines gefällten Baumes glich. Hier saß sie lange Zeit und hing ihren Gedanken nach, plötzlich aber brach sie in der Nähe einen kleinen grünen Zweig ab und kitzelte damit einen alten Hund im Ohr, der hinter dem Hauklotz den Schlaf des Gerechten schlief. Mit dieser Neckerei hörte sie nicht eher auf, als bis der Hund ihr die Zähne zeigte;

da schlug sie ihn mit dem Zweig über die Schnauze, stand lachend auf und ging in's Haus.

Die Thüre zur Küche stand halb offen. Inga steckte den Kopf hinein und nickte einem dunkelhaarigen Mädchen zu, das glühendroth am Feuerheerd stand und damit beschäftigt war, aus sauren Molken Käse zu bereiten.

„Du hast mir doch versprochen, daß ich Ruhe vor Dir haben soll," lachte das Mädchen ihr entgegen.

„Sven hat gesagt, ich soll mich auch um Etwas kümmern," antwortete Inga und lachte dazu.

„Wurst wider Wurst, sagte der Bär und riß dem Jäger das Ohr ab," kicherte das Mädchen und drehte den Quirl im Kessel.

„Ha, ha, ha," lachte Inga laut auf, schlug die Thüre zu und ging singend in die Staatsstube, die neben der Küche lag.

In der Stube war auf einem großen Tisch die ganze Brauttracht ausgebreitet. Soeben sank hinter den waldigen Bergen die Sonne hinab, und die vollen Strahlen des goldig hellen Glanzes brachen in den Fensterscheiben und funkelten in der Brautkrone und dem reichen vergoldeten Silberschmuck, der auf einem weißen Tuche ausgebreitet lag. Inga war singend eingetreten, aber der helle Glanz und die feierliche Stille, welche im Zimmer herrschten, machten sie unwillkürlich verstummen, so daß sie ängstlich und verwirrt in der Thüre stehen blieb und sich nicht entschließen konnte, näherzutreten. Denn nach ihrer Meinung war in dem Zimmer der Reichthum einer ganzen Welt vereinigt, und vor der Macht dieses Reichthums und Glanzes überkam sie eine nie gefühlte innere Angst. Inga glich in ihrer Freude einem kleinen Singvogel, der erschreckt worden und plötzlich verstummt, dessen fröhlicher Gesang aber gleich darauf wieder erklingt.

Sie ging leise und immer noch scheu näher, und als sie endlich aufzusehen wagte, stand sie vor einem Spiegel. Sie war vor wenigen Augenblicken noch fast vor sich selbst bange gewesen, jetzt aber sah sie fröhlich in das Glas, lächelte sich zu und richtete sich kerzengerade.

Wie war sie so hoch und schlank gewachsen, wie mußte sie erst stattlich sich ausnehmen, wenn sie die große schimmernde Brautkrone auf dem Haupt trug! Und diesem stolzen Gedanken folgte das stolze, kurze, eigenwillige Zurückwerfen des Kopfes, daß das Haar in der flammend rothen Gluth der sinkenden Sonne wie gleißend Gold erglänzte. Sie wußte eigentlich selbst nicht, weshalb es auf einmal ihr so froh zu Sinn ward, weshalb ihr die jubelnde Lust der Freude das Herz durchklang. Denn sie erblickte in diesem Augenblick nur sich selbst. Aber sie ward froher und

freudiger; sie lachte den Spiegel an, und der Spiegel strahlte das lächelnde Bild lächelnd wieder. Die Sonne funkelte auf dem Glas, und auf dem dunklen Grund entzündete jeder Strahl hundertfachen Wiederschein, und Inga stand mitten in all' der brennenden, strahlenden, schimmernden Herrlichkeit. Wie schön mußte sie sein, wenn sie erst in dem ganzen, vollen Staat prangte!

Sie wandte sich weg vom Spiegel und ging zum Tisch. Die Hand zitterte ihr doch ein wenig, als sie jetzt nach der Brautkrone sie ausstreckte. Denn die Krone war ein Heiligthum. Aber kurz darauf stand Inga doch wieder vor dem Spiegel und erhob die Krone über das Haupt. Es war nicht leicht, ohne Hülfe die schwere Krone festzusetzen. Als sie aber endlich ihre Stirn fest und sicher umspannte, fielen ihr die Arme zitternd herab, und ihr Angesicht erglühte purpurn wie die duftroth angehauchten Abendwolken.

Da bemächtigte sich ihrer wieder die alte Bangigkeit. War Jemand zugegen? Sie blickte sich scheu um. Nein, nur aus der Küche erklang Gespräch und Geräusch von Tellern und Geschirr, eine große Fliege stieß summend gegen die Fensterscheiben.

Inga wandte das Gesicht wiederum nach dem Spiegel und lächelte und nickte der hübschen Braut zu.

„So, hier ist wohl Brautschau?" rief eine heisere Stimme von außen ihr zu.

Das Mädchen fuhr mit einem Aufschrei zusammen und wandte sich nach dem Fenster um. Draußen stand, das Gesicht dicht an die Scheiben gedrückt, ein altes Weib, und richtete die stechenden Augen so drohend und unglückverheißend auf Inga, daß diese wie angewurzelt stehen blieb und vor Schreck kein Glied rühren konnte.

„Du kannst die Zeit nicht erwarten!" rief die alte Frau aus, trat vom Fenster zurück und tastete sich in größter Eile mit einem Stock am Haus entlang. Einige Minuten darauf öffnete sie die Thüre, steckte den Kopf hinein und nickte dem Mädchen zu.

„Guten Muth überall"

näselte sie halb singend, halb sprechend.

„Hochmuth kommt vor dem Fall.
Noch hast Du Galgenfrist,
Eh' man Dich fängt mit List.
Wohl ein Schloß vor dem Mund
Trägt der sumpfige Grund.
Nichts ist denn Lügen
Gütliches Fügen.

Selbſt in dem blüh'nden Strauch
Lauert die Schlange auch.
Aber ein Freundesrath
Kommet nie nicht zu ſpat:
Hör', ſolchen Kirchenbund
Füget Satan zur Stund'..."

„Kennſt Du das Lied?" fragte ſie Inga, nickte ihr zu und ging zur Thüre hinaus. Nach wenigen Schritten ſtand ſie ſtill, von einem anderen, neuen Gedanken anſcheinend gänzlich ergriffen. Denn über ihr Geſicht verbreitete ſich ein ſo freundlicher, milder Schein, daß ſelbſt die wettergebräunte Haut einen Glanz lebensvoller Friſche erhielt. Raſch wandte ſie ſich um, öffnete nochmals die Thüre, warf dem Mädchen, das noch bleich und ſchreckengelähmt mit der Krone im Haar daſtand, und mehr einem Sühnopfer als einer Braut glich, einen tiefen, mitleidigen Blick zu und flüſterte halblaut:

„Benutze die Friſt, die unſer Herrgott Dir gewährt, Kind!... Kleide Dich in die ſchlechteſte Tracht, die Du haſt und denke an Deine Mutter."

Dann ſchloß die alte Frau wieder ſacht die Thüre und ging über den Hofplatz ohne auf irgend Jemand zu achten, ohne auf Gruß oder Anruf zu antworten.

Kurz darauf ſchlug ſie einen ſchmalen Bergpfad ein und verſchwand in der Ferne, welche die Nebel des Abends bereits einhüllten.

Noch ſtand Inga in der Stube, rath- und hülflos. Die Worte der alten Frau hatten eine abergläubiſche Furcht und ein Bangen in ihr erzeugt, das ſie ſich nicht zu erklären wußte. Der ganze Wortſchwall war an ihrem Ohr vorübergeglitten wie Nachtgeſpenſter, die der Wahn und Schrecken des Aberglaubens erſtehen läßt. Nur das eine Wort hatte ſie verſtanden, nur der eine Gedanke war ihr völlig klar: ſie ſollte ſich in die Tracht der Armuth kleiden und ihrer Mutter gedenken. Aber der Gedanke brachte eine ganz andere Wirkung hervor, als die alte Frau beabſichtigt hatte.

Der Gedanke machte in des Mädchens Seele das Gedenken an alle Wohlthaten rege, welche ihr, dem armen Kinde, von dem Pflegevater zu Theil geworden waren. Und jetzt fügte der Pflegevater allen Wohlthaten die größte hinzu: er machte ſie zu ſeiner Frau ... Ja, ſie ſchuldete ihm unendlichen Dank und mußte ihn ſegnen bis zum letzten Augenblick. Sie nahm die Brautkrone vom Haupt und ſtellte mit zitternden Händen ſie wieder zu den übrigen Schmuckſachen auf den Tiſch, ſtrich das

Haar aus dem Gesicht und blickte auf ihren Brautstaat mit thränenschwerem, gedankenvollem Blick.

Die Sonne war gesunken, und der täuschende Schimmer des Abendroths war bereits verduftet. Die ernsten Fichten neigten das dunkle Haupt wankend und schwankend in des Windes Wehen, wie von schweren Gedanken bewegt, die kommen und gehen, die sich begegnen, sich nahen und entfernen ohne jemals verstanden zu werden, die sich heben und senken im gleichen einförmigen Takt. Auf dem Tische stand die hohe Krone zwischen den silbernen Ketten, den vergoldeten Schaumünzen und sah so schwer und drückend drein; vom Tische hingen Schürzen, Mieder und der rothe Unterrock so wunderlich leblos herab . . . Inga war mit dem Vorsatz in die Stube getreten, sich an all' den Dingen zu freuen, aber ein Schreckbild war ihr anstatt der Freude geworden; der erste Seufzer einer bangen Ahnung war ihr entquollen, ein neuer Gedanke war ihr plötzlich durch den Sinn gezogen, sie war seit einer Stunde verändert. Sie ging auf den Zehen zur Thüre ohne sich umzusehen; das Herz schlug ihr fast hörbar, es war ihr, als folge ihr Jemand.

Gerade als das Mädchen bleich und bebend aus dem Zimmer trat, kam Even Justesen durch einen Nebeneingang, der auf dieser Seite in's Haus führte, ihr breit und sicher entgegen. Es war eine untersetzte kräftige Gestalt, mit einem feuerrothen Gesicht. Das Haar hing ihm voll und kraus um die breite Stirn, die Wangen waren dick und fest, aber der Mund war schlaff und eingefallen, und die dicken Lippen bewegten sich fortwährend in wechselndem Ausdruck und verriethen alle unreinen Beweggründe, die seine Seele erfüllten. Was die Züge des Mundes ausplauderten, bestätigte das Auge. Even Justesen war sechzig Jahre alt, aber in seinem Gesicht war noch ein Schein von Jugend, und wenn die dicken Lippen einen wechselnden Ausdruck von thierischer Gewaltthätigkeit bis zu allen Graden einer rohen Lebensauffassung gezeigt hatten, umspielte sein Gesicht zuletzt ein Lächeln von wunderlicher Macht. Obgleich auch dieses Lächeln thierisch war, hatte doch Even Justesen, so lange er jung war, genug Herzen damit erobert, gleich wie die Schlange durch ihren Blick den armen Vogel bannt, der zwar ängstlich schreit und mit den Flügeln schlägt, aber doch dem Blick sich nicht entziehen kann und eine Beute der Schlange wird.

Even nickte dem Mädchen zu, und geängstigt wie sie war, schien ihr sein freundlicher, winkender Blick ein strahlendes Licht zu sein, das in ihrem bangen Herzen aufging und alle Schatten verscheuchte. „O!" rief sie freudig aus, lief auf ihn zu und

schmiegte sich so scheu und doch zutraulich an ihn an, daß Even Justesen, wenn nur ein Funke von Reinheit in seiner Seele gewesen wäre, Inga zu sich hätte emporziehen, sie sein Kind vor Gott und der Welt hätte nennen und bei sich selber hätte sprechen müssen: „Du sollst Frieden haben vor mir."

Aber Even führte sie in die Stube, setzte sich an ihrer Seite auf eine Bank, strich ihr mit den feisten Händen das wirre Haar aus der Stirn, gut und freundlich, und schlang zuletzt den Arm um sie, während das Mädchen erst verstohlen lächelte und dann ihn anlachte und sich so sicher fühlte wie in Gottes Arm.

So verging der Abend. Der nächste Tag war ein Sonnabend, und am Sonntag sollte die Hochzeit gehalten werden. Das Mädchen ging mit einer gewissen Unruhe umher und sah zerstreut auf die großen Zurüstungen; sie kam ab und zu bis zur Thüre der Staatsstube, wagte sich aber nicht hinein. Der Tag ward ihr unendlich lang. Endlich aber stiegen die Schatten der Nacht auf, und auch der lange, unendlich lange Tag war nun vergangen, so unmöglich das Inga auch schien. Dann überkam sie die Ruhe der stillen Nacht; es war die letzte Nacht der Ruhe und Unschuld. Denn der nächste Tag sollte und mußte auf einmal alle Kindlichkeit und alle Kinderspiele in Stücke zerschlagen, und die Zeit nur konnte die Scherben vielleicht wieder zusammenfügen, damit sie einen neuen, reinen Klang zu tönen vermochten.

Endlich stieg der Sonntag herauf, kalt und klar im bleichgelben Glanz der Herbstsonne. Mit dem ersten Tagesgrauen hatten auf Sönstelien Alle sich erhoben. Es war noch Vieles in Ordnung zu bringen. Denn es wurden zahlreiche Gäste erwartet; die, welche aus weiter Entfernung kamen, sollten die Nacht auf dem Gehöft verweilen. Es währte auch nicht lange, so rollte ein Fuhrwerk nach dem anderen auf das Gehöft, und bald war der ganze Hofraum mit Wagen angefüllt. Gespräch und Lachen erklangen überall.

Even Justesen stand bereits seit dem frühesten Morgen im Bräutigamsanzug auf der Schwelle des Haupteinganges des Wohnhauses und empfing die Hochzeitsgäste. Trotz seinem hochrothen Gesichte und den tiefliegenden, blinzelnden Augen, aus denen man die Gedanken, die ihn beseelten, herauszulesen im Stande war, sah er doch so würdig und sicher aus, daß Alle ihn ehrerbietig begrüßten und ihm Glück wünschten. Denn wenn es augenscheinlich des Mädchens Wille war, Even Justesen zu heirathen, so ließ sich darüber nichts sagen; war Inga zufrieden mit Even, so konnten die Unbetheiligten erst recht zufrieden sein mit der Heirath ....

Von dem jungen Volk wurde die Anschauung nicht allgemein getheilt, und ein junges Mädchen äußerte: „Ich möchte ihn nicht haben und wenn er zwei Höfe besäße."

Endlich fuhr das Brautpaar zum Gehöft hinaus. Inga saß glücklich da in ihrem schimmernden Schmuck und sah sich mit kindlichem, frohem Lächeln ringsum. Denn überall erschaute sie reine, aufrichtige Freude, begegnete sie freundlichem Lächeln; von allen Seiten sagte man ihr gute, theilnehmende Worte. Auch in der Kirche war Alles so schön, so still und hochzeitlich feierlich. Sie lauschte aufmerksam den Worten des Pfarrers; es war ja Gottes Wort, das er verkündete. Nach und nach aber stiegen andere Gedanken in ihrer Seele auf: sie sah sich vor dem Spiegel stehen, licht und schön; die glänzende, gleißende Krone blitzte im Sonnengold über dem blonden Haar. Aber die schimmernde, flimmernde, bräutliche Herrlichkeit verschwand plötzlich vor ihren Augen, als ob ein ungestümer Windstoß sie hinweggeblasen hätte, und eine stille verblichene Erinnerung aus der Kinderzeit trat allmälig aus dem dunklen Spiegelgrund hervor. Sie erblickte eine kleine ärmliche Stube, in der ein Sarg stand. Sie selbst stand in der offenen Zimmerthüre. Plötzlich fühlte sie sich emporgehoben, der Sargdeckel wurde geöffnet, und mit furchtsamen Augen schaute sie der todten Mutter in das bleiche, stille Antlitz.

Es durchschauerte sie kalt, sie drückte sich scheu an Even, und als sie ihm kurz darauf die Hand reichte, wie es Sitte war, während der Pfarrer das Gelübde sprach und sie dieses Gelübde durch ihr Wort bekräftigte, da belebte sie nur der eine Gedanke, der alle anderen verdrängte: Even Jusesen hatte sie der Noth und der Armuth entrissen; das wollte sie niemals vergessen. Und deshalb bekräftigte sie das Gelübde, das sie vor Gott ablegte, mit einem dreimaligen vernehmlichen Ja, das von allen Hochzeitsgästen deutlich gehört werden konnte.

Nachdem die kirchliche Feierlichkeit beendet war, fuhren das Ehepaar und alle Gäste zurück zum Gehöft, um dort den Hochzeitsschmaus zu halten.

Es war gegen Abend, und die Lustigkeit nahm mehr und mehr überhand. Die junge Frau ging froh zwischen den Gästen umher und war rein betäubt von all' den schönen Worten, die sie hörte, von allem freundlichen Lächeln, das ihr überall begegnete. Sie lachte dem Einen zu, nickte dem Anderen, bald rief sie Diesem, bald Jenem Etwas zu mit solch' klingendem, singendem Laut in der Stimme, daß es wie liebliche Musik von ihren Lippen tönte.

Even Jusesen liebte mehr die Ruhe. Er nahm den Ehren-

platz an der langen Tafel ein und hatte eine große Anzahl schwatzender Männer und Frauen um sich versammelt. Sein Aeußeres zeugte davon, daß er den Tafelfreuden reichlich gehuldigt hatte. Das aufgedunsene Gesicht strahlte dunkelroth, alle Züge waren schlaff und unbeweglich. An seiner Seite saß sein Halbbruder Jakob Tvärbo. Beide hatten eine Mutter, aber verschiedene Väter gehabt, und so kam es denn, daß Jakob gänzlich unvermögend, während Even sehr wohlhabend war. Obgleich Jakob Even Justesen's einziger lebender Verwandter war, unterstützte dieser ihn nicht im Geringsten, sondern ließ ihn für sich selbst sorgen. Even und Jakob sahen sich ähnlich: Beiden war die gleiche heuchlerische Geschmeidigkeit zu Theil geworden, aber die Lebensverhältnisse hatten es so gefügt, daß Beide von dieser Eigenschaft verschiedenen Gebrauch zu machen genöthigt waren; aus diesem Grunde waren die Halbbrüder doch sehr ungleich, so ähnlich sie sich sonst sein mochten.

So lange Even Etwas erreichen wollte, lebte in seinen tiefliegenden Augen ein Ausdruck von blinkender, winkender Weichheit, aber es leuchtete auch plötzlich ein harter, kalter Glanz, der mit dem Erreichten gleichsam Spott trieb, aus diesen Augen: ein häßliches, unheimliches, schadenfrohes Blinzeln. Jakob dagegen trug allzeit, im Glück oder Unglück, eine so christlich-demüthige Miene zur Schau, daß Alle ihm unbedingtes Vertrauen schenkten, während sie sich vor Even in Acht nahmen. Jakob war klug und geschmeidig, und seine grauen Augen glitten anscheinend theilnahmslos über Alles dahin. Wurde Jemand in seinem Beisein gelobt, so stimmte er stets mit den gleichen Worten wie die Anderen in das Lob ein. Dann aber begann er die Worte zu drehen und zu deuteln und das Verdienst allmälig zu verkleinern. Das Verfahren schlug fast niemals fehl, und ein solches Lob erhielt dann unter seiner anscheinend so wohlmeinenden Behandlung das Aussehen des Tadels, den er dann seufzend aussprach und mit salbungsvollen Reden ihn umkleidete. Er begann regelmäßig mit der Sünde des Einzelnen, ging dann auf die Erbsünde über und fügte sanft und ergeben hinzu: „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir an Gott haben sollten . . . Ah ja!"

Anders Even: er wußte bei Jedem die Schwächen herauszufinden, es gab Niemand, dessen Schwächen er nicht gekannt hätte. Das machte ihn hochmüthig. Während Jakob sich glatt wie eine Schlange zu drehen und zu winden wußte, die Worte der Schrift zwar im Munde führte, aber diesen Worten nicht nachlebte, verachtete Even Welt und Menschen gründlich und

trug die Verachtung offen zur Schau. Er war sich vollkommen bewußt, daß für Geld Alles käuflich sei, und wenn ja einmal sein Geld die Wirkung versagte, lächelte er nur höhnisch vor sich hin und das Lächeln sagte: ich habe diesmal nicht tief genug in die Tasche gegriffen.

Trotz der großen Verschiedenheit in den Charakteren hielten die Brüder zusammen, weil sie sich gegenseitig vollständig durchschauten. Wenn sie zusammentrafen, kam der eine dem anderen freundlich entgegen, aber sie sprachen sich niemals unter vier Augen aus, und wenn sie in Gegenwart Anderer sich unterhielten, sagte keiner gerade heraus, was er dachte.

Unten am Tische saß eine alte Frau, welche die Ellbogen aufgestützt hatte und das Gesicht in den Händen ruhen ließ. Es war Guri Fladhaugen, die Wittwe Niels Fladhaugen's, der vor langen Jahren gestorben war. Guri war nicht im Siljethal daheim, aber sie wohnte in dessen Nähe und besaß jenseits der Gebirgskette ein kleines Haus, von dem aus sie einen Nichtweg nach dem Siljetahl entdeckt hatte, der nur ihr allein bekannt war. Guri war es, welche Inga bei ihrer selbstzufriedenen Brautschau erschreckt hatte, und jetzt nahm die alte Frau als ungebetener Gast an dem Hochzeitsmahle Theil. Es kam ihr nicht in den Sinn, ein Hehl daraus zu machen, daß sie selbst sich eingeladen hatte, und deshalb saß sie auch in ihrer Alltagskleidung da, die sie mindestens zehn Jahre lang getragen hatte; deshalb hatte sie auch ihren eigenen Proviantkorb mitgebracht, dem sie ab und zu ein Stück Weißbrot entnahm und dabei ein solches Geräusch verursachte, daß alle Anwesenden bemerken mußten, daß sie ihr eigenes Essen speiste. Denn sie aß Niemandes Brot, den sie nicht leiden konnte — und Even Justesen konnte sie nicht leiden. Even bezahlte Guri mit ihrer eigenen Münze, womöglich noch mit Zinsen. Guri Fladhaugen war die einzige Person, welche Even haßte; mit ihr kam er nicht aus: sie durchschaute ihn. Even hätte vielleicht auch den Bruder gehaßt, hätte sich dieser nicht vor ihm demüthig in den Staub gebeugt. Wie aber jetzt das Verhältniß zu Jakob sich gestaltet hatte, haßte Even ihn nicht, sondern war stets bereit, Jakob zu unterdrücken, sobald er nur den geringsten Versuch machte, gegen diese Herrschaft sich aufzulehnen. Mit Guri war das Verhältniß ein anderes: sie war weder durch Güte noch durch Drohung zu gewinnen; von welcher Seite er sie auch angriff, sie kehrte immer die Dornen nach außen.

Wie sie nun am Tische dasaß und sich so trotzig breitmachte, — nicht weil sie etwa von Natur rauh und bösartig war, nein, weil sie einmal jetzt trotzig sein wollte, — wußte ein Jeder,

daß zwei unversöhnliche Feinde sich einander gegenübersaßen. Guri funkelte mit ihren kleinen Augen Even zornig an, und wenn Even sie wieder wüthend anschaute, schoß ihr das Blut plötzlich roth in's Gesicht, als sollten die Adern auf der Stirn zerspringen. Niemand wußte eigentlich, weshalb gerade an diesem Festtag Guri so mißmuthig und böse dreinschaute. Das freilich war Allen bekannt, daß Guri stets zu Kampf und Streit bereit war; sie stand immer ihren Mann und wußte sofort die Blößen des Gegners zu entdecken. Sie wußte auch die schwachen Seiten Even Justesen's zu finden, den sie vollständig erkannt hatte, und deshalb rührte sie auch sein Essen nicht an; sie wollte durchaus keine Gemeinschaft mit ihm haben.

Ueber Even Justesen's feistes Gesicht glitt ein höhnisches Lächeln; er hatte erreicht, was er wollte: das Mädchen war sein Weib. Das war eine Thatsache, die sich nicht rückgängig machen ließ. Er erhob den gefüllten Bierkrug, leerte ihn auf einen Zug, wischte sich den Schaum von Mund und Nase und reichte darauf den frischgefüllten Krug seinem Nebenmanne zur Rechten, Mons Haldorsen, seinem nächsten Bekannten und Nachbar.

„Einen Gruß von der Frau!" lachte Even ihm entgegen.

„Mein Bruder meint," fügte Jakob hinzu, indem er sich vor Mons Haldorsen demüthig verneigte, „daß es sich besser in vollen Zügen trinkt. Er ist der Mann, mit gutem Beispiel vorangehen zu können."

„Ich will versuchen, ob ich's ihm nachmachen kann," antwortete Mons und kniff das eine Auge zu. Er setzte den Krug an den Mund und leerte ihn in langen Zügen. Dann schaute er sich ringsum gleich einem Ertrinkenden, der nach irgend einem Gegenstand sucht, an dem er sich halten kann.

„Ein guter, mäßiger Trunk ist jedes Mannes Recht," rief Guri herauf. „Der Frosch säuft sich voll zum Platzen . . . pfui!" Und sie spie auf den Boden.

„Wir mangeln Alle des Ruhms, den wir an Gott haben sollten," seufzte Jakob. „Aber Even ist doch ein braver Kerl."

„Das meine ich auch," fügte Mons gerührt hinzu, denn sobald er sich berauscht hatte, war er immer eine Zeitlang gerührt und dem Weinen nahe. „Der heutige Tag kann vollgültiges Zeugniß ablegen für ihn."

„Ja, der Tag zeugt für ihn," wiederholte Jakob und beugte sich nieder wie zum Gebet. „Wer kann sagen: Ich bin rein in meinem Herzen und lauter von meiner Sünde? wie Salomo sagt

. . . Ah ja!" Und damit sah er mit halbem Auge auf seines Bruders höhnisches Lächeln.

„Mein Bruder versteht sich auf die Heilige Schrift," rief Even aus, blinzelte Mons an, ergriff von Neuem den wieder gefüllten Krug, leerte ihn langsam und setzte ihn dann nieder. „Das thut gut, das hilft auf die Beine."

„Even hat Recht," sagte Jakob und wandte sich an eine alternde Frau, die an seiner Seite saß und Alle anlächelte: „Even ist ein Mann, der nicht allein im Kleinen, sondern auch im Großen wirkt . . . Aber es heißt: es sind viele Anschläge in eines Menschen Herzen."

„Ha, ha!" lachte Guri auf, „nun habe ich es mit angesehen, daß zwei Raben sich gegenseitig die Augen aushacken!"

Even wurmte das Wort, er seufzte und wandte sich dann mit dem sanftesten Gesicht an Mons. „Gott sei gedankt für diesen Tag! . . . Es ist ja über mich gekommen, ich weiß selbst nicht wie . . . das arme Kind! sie hat von klein auf in Sönstelien gelebt; es wäre doch eine Sünde und Schande gewesen, wenn sie heimathlos geworden wäre nach meinem Tode. Denn meine Zeit ist gemessen." Even trocknete sich die Augen, seine Lider zuckten. Es war fast, als suche er den Raubvogelblick zu verbergen, damit er seine geheimsten Gedanken nicht verrathen solle. Denn Even dachte, noch recht lange zu leben, er glaubte mindestens hundert Jahre alt zu werden.

„Ha, ha!" lachte Guri und kaute an ihrem Brot.

„Ja, aber nun kann der Bruder in Frieden sterben," wandte Jakob sich wichtig an sie, „er hat das Mädchen genommen, die keinen Flicken, nicht einen Strohhalm ihr eigen nennen konnte. Ihre Mutter hat sich eigentlich nicht so gegen Even betragen, daß er Etwas für ihr Kind zu thun brauchte . . . Jetzt ist Inga die reichste Frau im Siljethal; ich denke, es ist gut für sie gesorgt . . . Ja Böses wird oft mit Gutem vergolten. Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge."

„Hätte er Dich doch nur verschlungen, Vater!" lachte Guri und leckte die Finger ab. „Aber es ist schwierig, solchen Schurken zu verschlingen. Der Teufel giebt das Unkraut wieder von sich, und dann wuchert es üppig wie Brennesseln empor."

Da übermannte Even der Zorn: er schlug mit der geballten Hand auf den Tisch, daß Krüge und Teller klirrten und tanzten. „Man hört an Deinen Redensarten, daß Du ein ungebetener Gast bist, Weib; es ist gut, wenn Du Dich nach der Thüre umsiehst."

„Nimm Dich in Acht, Even, junger Ehemann, Du bist schrecklich zornig und Dein Blut ist in Wallung!" lachte Guri. Ihre Augen schossen Blitze, sie war derart aufgebracht, daß sie vor Nichts zurückbebte. „Ich kannte einst einen Burschen," zischte sie Even an, „einen widerlichen Burschen; er wußte allen Weibern den Kopf zu verdrehen . . . und es war ein Mädchen auf Krogslien, die er sitzen ließ und für's Leben unglücklich gemacht hat . . . Die Jahre vergingen, die Hoffnung entschwand und der Lebensmuth auch, und dann nahm sie schließlich den Alten im Lilthal zum Mann . . . Ein trauriges Leben."

„Ich glaube, es ist Zeit, nach der jungen Frau zu sehen," unterbrach Even sie mit gezwungenem Lachen und erhob sich. Aber es überkam ihn plötzlich eine solche Schwere und Mattigkeit, daß er widerstandslos auf seinen Sitz zurücksank und Guri mit furchtsamem Blick anschaute.

„Das ist gut, Even, junger Ehemann, daß Du Dich wieder niedergesetzt hast," fuhr Guri fort. „Nun will ich mich beeilen zu sagen, was ich wollte; ich will noch von einigen Mädchen erzählen."

Jakob lächelte ein wenig spöttisch und wollte aufstehen; aber er besann sich, nahm alle Demuth zusammen und blieb sitzen.

„Da war Sigrid, die Mutter der jungen Frau, die Aermste! sie mißtraute ihm anfangs nicht, aber später ward sie anderen Sinnes. Er hätte sie wol genommen, aber da ereignete es sich gerade, daß Ingeborg aus dem Fluß gezogen wurde, und es wurde geredet, daß sie den Tod der Schande vorgezogen habe, daß der Taugenichts von Bursch, den ich kannte, die Schuld trüge . . . Da kam Sigrid zu mir und sagte, sie wolle ihr Brautbett nicht auf einer Anderen Grab errichten. „Es ist auch vernünftiger, Du läßt es sein," rieth ich, „denn man kann nicht wissen, ob Du nicht ein Kukuksei im Stroh findest" . . . Dann sagte sie dem Burschen, daß sie ihn nicht wolle. Er ward ergrimmt . . . jetzt aber hat er das Brautbett auf ihrem Grab errichtet, er . . . denn sie heirathete später einen braven Tagelöhnerburschen und starb in Armuth. Da nahm der Taugenichts von Bursch ihr einziges Kind, ein Mädchen, zu sich. Er that viel Gutes an ihr, und als sie erwachsen und so schön und fein war wie eine Blume der Au im Sonnenschein, da heirathete er sie . . . Und heute hält er Hochzeit."

Nach und nach hatte sich Aller ein unheimliches Schweigen bemächtigt; sie wußten nicht, ob sie bleiben oder gehen sollten. Denn sie hatten sofort gemerkt, daß Guri's Erzählung auf Even zielte. Sie sahen Alle auf ihn; er saß wie geistesabwesend und

schlaftrunken da, er sah vor sich nieder und es schien, als bemerke er überhaupt gar nicht, was um ihn her vorgehe. Da nahm eine alte Frau ein Glas Wein und reichte es lachend Guri dar, um dem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen. Aber Guri stieß, ohne ein Wort zu sagen, das Glas zurück, stand auf und ging auf die junge Frau zu, die, lachend und strahlend im höchsten Glück, zwischen Burschen und Mädchen dastand.

„Guten Tag, Sonnenblume!" sagte Guri und sah Inga mit ihrem wehmüthigen Blick an . . . „Bist Du denn so froh, mein Goldchen?"

Inga fuhr zusammen und blickte Guri bange an. Seit der letzten Begegnung war diese stets ein Schreckbild für sie gewesen; der stechende Blick, den Guri damals auf sie gerichtet hatte, war ihr noch immer in der Erinnerung. Aber nun stand Guri vor ihr und sah ihr so mild und seelengut in's Angesicht, und auf den alten Zügen lag ein stiller, aber so beredter Kummer, daß Inga jetzt auf eine ganz andere Art sich erschreckt und geängstigt fühlte. Es überkam sie auf einmal eine Angst und Verwirrung, die sie früher nicht gekannt hatte; sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Da sagte ein hübscher junger Bursch plötzlich, indem er Guri's Worte wiederholte:

„Mein Goldchen! Sonne sollst Du heißen. Du bist die Sonne mein mit goldnem Strahlenschein!" Und damit drehte er sich um sie im Hallingtanz.*) „Sonne des Siljethals, Du!"

„Komm, ich will Dir den Sonnenschein aus der Höhe zeigen," lachte ein langer dürrer Bursch, ergriff den jugendlichen Tänzer mit seinen großen Händen, hielt ihn hoch über sich empor, drehte ihn im Kreis, legte ihn dann der jungen Frau zu Füßen, lächelte diese an und ging darauf langsam davon, während der junge Bursch wie eine Stahlfeder emporschnellte und mit der Faust hinter ihm herdrohte.

„Ein Jeder macht es auf seine Art," lachte Guri und sah aus, als hätte sie niemals Anderes als Lachen und freundliche Worte gehabt.

„Ja, Even ist heute auch so lustig und guter Dinge wie ein junger Bräutigam," rief die alte Frau aus, welche vorhin mit Guri gesprochen hatte.

„Ah ja," brummte diese ärgerlich, „er macht es auch auf seine Art . . . Aber er hat, was die Anderen nicht haben, er hat das Recht. Pfui!" Und sie spie verächtlich aus.

---

*) Eine Art Solotanz, der bei den Einwohnern des Hallingthals zuerst üblich gewesen sein soll.

Eine dunkle Röthe flog bei der Rede über Inga's Antlitz, und sie wandte den scheuen Blick nach der Seite, wo Even saß. Da gingen gerade die Brautführer zu diesem, ergriffen ihn unter ausgelassenem Lachen bei den Armen und schleppten ihn förmlich auf Inga zu.

„Hier ist Dein Mann!" sagten sie und ließen Even los.

In dem Augenblick war dieser ganz er selbst, weil er, berauscht wie er war, die Fähigkeit eingebüßt hatte, die Wildheit seiner Natur zu bändigen und zu verbergen. Er war nahe daran, vornüber zu stürzen, aber er nahm sich doch zusammen, schlug eine rohe Lache auf, breitete die Arme aus und sah mit seinen blinzelnden Augen Inga in das scheue Kindergesicht. Da fuhr es ihr plötzlich wie ein Blitz durch die Seele und auf einmal ward ihr Alles klar. Todtenbleich und am ganzen Leibe zitternd wich sie instinktmäßig vor Even zurück.

Den beseelte augenblicklich nur der thierische Trieb, und dieser thierische Trieb gab ihm die Erklärung, weshalb Inga so scheu vor ihm zurückbebte. Mit einem kurzen Lachen, das einem Geheul glich, stürzte er vorwärts, brach aber im gleichen Augenblick vom Schlage getroffen lautlos zusammen.

Lärm und Lachen verstummten plötzlich, und selbst Die, welche am Meisten berauscht waren, wurden nüchtern und suchten nach einer Erklärung für die schreckliche Begebenheit, um sich und Andere zu beruhigen. Denn für Tod und Unglück haben die Menschen immer eine Reihe von dunklen Ahnungen und Dergleichen zur Erklärung bereit. Keine Macht im Leben findet immer und so sicher eine Entschuldigung für jeden Eingriff wie der Tod.

Aber Even Justesen war nicht todt, das Leben in ihm war nicht gänzlich erloschen.

Endlich lag er auf seinem Bett, und zehn Hände bemühten sich um ihn, wo es deren nur zwei bedurft hätte. Inga stand noch wie gelähmt auf der gleichen Stelle, wo Even wie vom Blitz getroffen vor ihren Füßen zu Boden gestürzt war. Die schimmernden Schmucksachen hingen an den silbernen Ketten ihr schwer über der Brust herab, und es sah fast aus, als wollten sie die zierliche gebeugte Gestalt zu Boden ziehen. Das Haupt senkte sie unter der hohen Krone wie unter einer Schmerzenslast. Bis zu diesem Augenblick war sie nur den Regungen ihres Herzens gefolgt, sie war Natureingebungen zugänglich gewesen, nie hatte sie Ueberlegung geübt oder eigenen festen Willen gezeigt. Aber in diesem schrecklichen Augenblick war ihr sonst rein äußerliches,

frohes, leichtes Leben plötzlich zerstoben und ein inneres, tiefernstes Leben war feierlich ihr aufgegangen.

„Komm her, armes Kind!" bat Guri, die, als sie Even vorläufig wohlgeborgen sah, zu Inga zurückgekehrt war, nahm deren eine herabhängende Hand in ihre beiden Hände und führte Inga in eine nebenanliegende Kammer. Hier setzte sich Guri auf einen Stuhl und versuchte die Krone aus Inga's Haar zu lösen, das sich beim Tanz und bei aller ausgelassener Lust wirr und kraus um die funkelnde Krone geflochten hatte.

„Nun mußt Du die Wittwentracht anlegen," sagte Guri und stellte die Krone neben sich auf einen Stuhl.

„O Gott!" fuhr Inga mit einem schmerzlichen Schrei auf. Denn bei diesen Worten ward ihr auf einmal klar, was geschehen war; bis dahin hatte sie das Schreckliche noch nicht zu fassen vermocht.

„Danke Gott dem Herrn!" verbesserte Guri, zog Inga auf den Stuhl nieder und nahm ihr die Halsketten ab. „Deine Mutter wachte über Dir, Mädchen. Ich sah, wie Du todtenbleich wurdest, als der schlechte Kerl auf Dich losstürzte. Pfui . . . Na, laß den Sünder liegen . . ."

„Ist er todt?" fragte Inga und weinte still vor sich hin.

„Nein," antwortete die Alte mit leichtem Spott, „es ist noch ein klein wenig Leben in ihm, und mit dem mußt Du Dich abfinden, so gut Du kannst."

„O Jesus, was soll ich thun?" stöhnte Inga.

„Den besten Rath kannst Du Dir selbst geben," antwortete Guri. „Vertraue nur auf Gott den Herrn; er wird Dir schon beistehen . . . Auf das Urtheil eines Anderen ist in diesem Fall Nichts zu geben . . . Even liegt dort vollständig gelähmt, Du bist jung und flink . . . und er ist Dein Mann . . ."

Inga saß eine Weile still da und sah auf den Boden; sie sammelte und ordnete ihre Gedanken. Dann erhob sie sich und blickte Guri fest an. Sie stand zwar noch eben so geknickt und bleich da wie vorher, aber sie hatte plötzlich doch Halt, eine gewisse Sicherheit gewonnen. Sie ging aus der Thüre und schritt hin zu der Kammer, in welcher Even lag. Sie wußte jetzt, was sie thun mußte und thun wollte. Als sie zum Bett herantrat, auf dem der Kranke lag, wandte sie das Auge nicht ab, sondern schaute gefaßt auf das Schreckliche, das sich ihr darbot und setzte sich dann auf einen Stuhl nieder am Krankenlager, wie es ihre Pflicht und ihr Recht als Even's Frau war.

Nach und nach verließen die Hochzeitsgäste das Gehöft, nur der Eine oder Andere weilte noch halbberauscht oder neugierig in

den Zimmern, und erst mit Tagesgrauen rollten die letzten Wagen von dannen.

Even lag gleich einer bewußtlosen Masse da; nur ein schwacher Lebensschimmer war noch in ihm; es war ein furchtbarer Anblick, und es war für Inga schrecklich, in Even's Nähe zu sein und ihn zu pflegen. Der Arzt, den sie zu Rathe gezogen hatte, versicherte, daß Even nur sehr kurze Zeit noch zu leben habe, daß aber die Stunde des Todes nicht mit Sicherheit vorauszusagen sei. So war Inga die Zukunft klar vorgezeichnet. Sie lebte als Krankenpflegerin an Even's Schmerzenslager ein stilles, ernstes Leben dahin und kehrte sich nicht an alle Fragen und Redereien der Nachbarn und Bekannten, sondern wartete ruhig, bis der Tod sie von Even Jusesen erlösen und zur Wittwe machen würde. Der eine oder andere junge Bursch fühlte Mitleid mit ihr und warf wol hin: „Da sitzt nun die schöne Sonne und scheint über einem halbtodten Mann"; eine oder die andere alte Klatschbase meinte: „Inga wird eine reiche Partie", aber nach und nach gewöhnten sich die Leute an das Verhältniß und sprachen kaum mehr von Inga.

So ging denn das Leben den gewöhnlichen Gang weiter im Siljethal: Tag und Nacht zerrann am Licht, und endlich waren zwei lange Jahre zwischen Even's Hochzeitstag und seinem Todestage verflossen, und während dieser ganzen Zeit hatte Inga so gut wie gar keinen Verkehr mit den Leuten im Thal gehabt. Guri allein hatte Inga oft besucht, und sie war stets willkommen, so oft sie erschien. Aber ihren Proviantkorb führte sie stets bei sich, und war durch keine Bitten Inga's zu bewegen, auch nur einen Bissen Nahrung auf Sönstelien zu sich zu nehmen. Denn den halbtodten Mann, der auf seinem Schmerzenslager lag und mühsam nach Athem rang, konnte sie nicht leiden, und sein Essen berührte sie nicht, so lange noch ein Athemzug in ihm war. Hätte sie Hungers sterben müssen, sie hätte kein Krümchen angenommen.

Auf Inga sah Guri mit Freude und Stolz. Denn Inga entwickelte sich an Seele und Leib immer schöner zur Frau. In ihrem Auge, das sonst so kinderscheu in die Welt geblickt hatte, zitterte jetzt ein ruhiges, freundliches Licht, das vom tiefsten Grund der Seele aufflammte; ein träumerischer Schein war ihrem Blick eigen. Der Mund mit den schmalen Lippen, der sonst oft so zornig sich verzogen und lose Reden geführt hatte, war nun fest geschlossen und trug einen ruhigen, kummerschweren Zug zur Schau. Als endlich nach zwei Jahren die Erlösungsstunde geschlagen hatte für Even, und der helle Schein

der Herbstsonne auf den Fenstern der Staatsstube zitterte, und das röthlich gelbe Laub im Windestanz sich drehte, gerade wie an jenem Hochzeitstag vor zwei Jahren, da trat Inga mit ruhiger Würde in die Todtenkammer, und Alt und Jung neigte sich ernst und ehrerbietig vor der Wittwe.

Dann kam der Winter heran mit seiner Einsamkeit und den langen, langen Abendstunden. Aber obgleich Inga das ermüdende Einerlei, die Todesruhe der Natur in innerster Seele verspürte; obgleich manch' eiliger, lockender Bote auf Sönstelien anklopfte und Inga zu einer Zusammenkunft mit Bekannten und Freunden einlud; obgleich Herkommen und Sitte gegen derartige Zusammenkünfte nichts einwenden konnten, besaß Inga doch so viel Selbstverleugnung und Kraft, alle solche Einladungen auszuschlagen und durch ihre Trauer das Gedächtniß des Todten zu ehren. Die Sünde, die Even an ihr begangen hatte, oder vielmehr begehen wollte, begriff sie nicht, aber welch' große Wohlthaten er ihr erwiesen, das stand jeden Tag klar und deutlich und groß vor ihrer Seele. Dies Bewußtsein gab ihr das Recht und legte ihr die unabweisliche Pflicht auf, ihn zu betrauern.

Aus dem Grunde kam wenig Besuch auf Sönstelien und die Wenigen, welche kamen, ließen sich auch nur selten sehen. Ab und zu besuchte der junge Bursch Inga, den sie vor zwei Jahren, einige Tage vor ihrer Hochzeit, unten an der Einzäunung angetroffen und mit dem sie damals eine Zeitlang gesprochen hatte. Alle kannten ihn und Alle wußten, daß, wo er erschien, auch nicht gerade die Freude blühte. Deshalb erregten seine Besuche bei Inga weder Anstoß noch Tadel. Denn die Welt ist eigentlich nur auf Frohsinn und Freude eifersüchtig.

Obgleich Knud Nordigaarden in Wirklichkeit Inga weder Trost noch Freude brachte, hatte sich doch nach und nach zwischen Beiden ein Verhältniß herausgebildet, das sie an einander fesselte: sie sehnten sich nach einander. Und was bindet stärker als die Sehnsucht?

Knud war fünf Jahre älter als Inga; er war klug und hatte Etwas gelernt, ja, er hatte viel mehr gelernt, als für seine Stellung nöthig war. Seine Eltern hatten einst ein großes Gehöft zu eigen gehabt, aber der Vater hatte nach und nach Alles, was er besaß, vergeudet und war nun ein armer Schlucker, der in einem elenden Tagelöhnerhäuschen wohnte, das in einem der Nebenthäler lag. Knud selbst war seinen Eltern dorthin nicht gefolgt, sondern der Pfarrer seiner Heimathsbygd hatte ihn zu sich genommen. Und weil der Junge seines Vaters wegen, der gleich einem Bettler davongehen mußte, von allen Seiten Hohn

und Spott zu ertragen hatte und gänzlich auf sich allein angewiesen war, unterrichtete ihn der Pfarrer. Aber der Pfarrer war ein alter Sonderling und erzog Knud keineswegs nach einem bestimmten Plan, sondern ließ ihn studiren und lesen, wie es dem Knaben behagte, oder wie es ihm selbst gerade einfiel. Die Folge dieser Erziehungsweise war denn die, daß Knud's Wissen Stückwerk blieb: er wußte von Manchem zu viel, von Anderem wieder sehr wenig.

So lange Knud's Eltern in der Nähe wohnten, war er nur einige Male im Siljethal gewesen, hatte aber jedesmal Inga getroffen. Das erste Mal war er ihr zufällig begegnet und hatte ihr beigestanden, ein Kind zu retten, das in den Fluß gestürzt war. Seit jener Zeit aber suchte er das Mädchen auf und verspürte ein Verlangen und eine Sehnsucht nach ihr wie nach Sonnenschein und Himmelsluft. Obgleich er zu alt und viel zu ernst gestimmt war, um mit ihr zu sprechen, so spielte sie dennoch mit ihm. Und jedesmal, so oft er Inga traf, fiel ein lichter Strahl in sein verdüstertes Gemüth. Aber der Unterricht des Pfarrers nahm fast seine ganze Zeit in Anspruch, und die tiefen Schatten in Knud's Gemüth wuchsen und wuchsen; das Gedenken an das Mädchen durchdrang immer seltener die dunkle Nacht, und schließlich ward sein Gemüth derart umdüstert, daß er Inga fast nie mehr aufsuchte.

Der Pfarrer war unverheirathet und menschenscheu von Natur, er war ein Wortklauber so groß wie es nur einen gab. Er fand, daß viele Stellen in der Bibel sich widersprächen, und hatte deshalb einen Auszug aller der Stellen angefertigt, die zu einander paßten und seiner düsteren Lebensanschauung entsprachen.

In diesem kleinen Rahmen, in dieser engbegrenzten Sphäre saß er fest mit Knud, oder dieser mit ihm.

Als endlich nach zweijähriger Trennung Knud Inga in jener Stunde begegnete, da hatte die gleiche seltsame Sehnsucht nach Freiheit, die früher in ihm lebte, ihn nicht zu den Eltern, sondern nach dem Siljethal gezogen. Inga stand ihm vor den Gedanken wie das leuchtende, lichte Leben, während er ganz kürzlich erst dem Tod in's Auge geschaut und noch den Schrecken, den dieser ihm eingeflößt, nicht überwunden hatte.

Aber als ihm aus des Mädchens eigenem lachenden Munde die traurige Botschaft ward, daß sie Even Justesen's Frau werden sollte und zwar bereits in zwei Tagen, da ward es ihm auf einmal klar, daß nur Inga, die für ihn unglücklicherweise verloren war, nur sie allein im Stande sei, die dunklen Schatten, die seinen Geist umdüsterten und umnachteten, zu bannen und zu

verscheuchen, seine Seele mit Freiheit, Freude und Lust lichtgoldig zu erfüllen. Als er sah, daß ihm keine Hoffnung mehr blieb, da kehrte er aller Freude den Rücken und gab mit all' seiner Kraft und eisernem Willen sich seiner düsteren Anschauung zu eigen und bereitete dieser trüben, dunklen Auffassung mit allen ihren lebensverzehrenden Schlußfolgerungen auf immer eine Heimstätte in seiner Seele.

Es folgte die Hochzeit, Even Justesen's lange Krankheit und Tod. Aber auch Even's Tod vermochte nicht die trüben Schatten aus Knud's Seele zu verbannen. Denn für ihn war die ganze Begebenheit nicht etwa die natürliche Folge von Even's Unmäßigkeit und Völlerei, sondern ihm schien sie der Ausbruch des göttlichen Zornes über einen sündhaften Ehebund zu sein. Deshalb suchte er denn auch Inga auf, um ihr den rechten Weg und Gottes drohende Hand über ihr zu weisen; um ihr den Weg zu einem Leben zu zeigen, das nicht von dieser Welt war. Sein Eifer war groß und aufrichtig, sein Gebet zu Gott heiß und innig; aber er flehte zu Gott, von Gewissensangst gepeinigt, und sprach in der gleichen Weise wie er zu beten pflegte. Er konnte Inga nicht lassen; er sah die Verlockungen der Sünde in ihrem reizenden Aeußeren, er fühlte den Trieb zu Freiheit und Frohheit, der in ihr sich regte, in seiner eigenen Natur nach, und so oft er mit Gebet und harten Worten diesen Trieb seines Inneren zu zerstören und auszurotten versuchte, drohte er unwillkürlich auch Inga's frischem, blühendem Leben.

Zuletzt ward Inga so verzagt, daß sie den inneren Frieden verlor. Wenn Knud sie verlassen hatte und sie allein zurückgeblieben war mit ihrer Reue, deren Grund sie weder kannte noch verstand, die auf dieser Erde kein Ende nehmen sollte, ward sie derart von Schrecken und Bangigkeit erfüllt, daß sie sich fürchtete, allein zu sein . . . Deshalb sehnte sie sich nach Knud, gleich wie ein Kind, wenn Schrecken ihm droht, danach verlangt, Jemandes Hand zu halten. So war denn Knud eine Stütze für sie geworden und sie hätte ihm an den Hals fliegen können, so oft er sich zeigte. Aber wenn Knud die Thüre öffnete und in's Zimmer trat, während er das lange schlichte Haar aus der Stirn strich, es langsam hinter dem Ohr verbarg, und die dunklen, blitzenden Augen mit dem übernatürlichen Feuer prüfend auf sie richtete, blieb sie bebend stehen und empfand Furcht vor ihm.

Der Winter ging dahin, und der Frühling kam heran. Knud sollte während des Sommers und bis in den nächsten Winter hinein das Amt eines Schullehrers in einer anderen Bygd über-

nehmen, weil der dortige Lehrer durch Krankheit verhindert war, seinen Dienst zu thun. Darüber empfand Inga unsäglichen Schrecken. Denn sie fürchtete sich vor den dunklen Stunden, in denen sie der Verzweiflung unterlag und Knud nicht bei ihr war, um sie zu trösten und ihr Gewissen zu beruhigen.

Knud zog von dannen. Die Frühlingssonne blinkte auf den Fenstern von Sönstelien und lockte Inga in's Freie, obgleich sie sonst nicht gern ausging, weil sie sich fürchtete, der Sünde zu begegnen. Denn die ganze Erde war ja durch der Menschen Schuld verflucht, jede kleine Blume auf ihrem Wege und jedes Steinchen, das unter ihrem Tritt fortrollte, war eine Lockung des Bösen . . . Aber die Sonne, die große, freundliche Verführerin, lockte Inga doch in's Freie. Der blaue Fluß wellte seine Wasser schäumend, brausend dahin, und die Vögel sangen. An allen Abhängen sproßte das helle Grün, und die ersten Lenzesblumen schauten furchtsam aus dem Grase hervor. Inga konnte an diesem erwachenden, knospenden Leben nicht theilnahmslos vorübergehen: sie blieb stehen und lauschte und sah auf das Alles, während ihr eigenes Leben im Herzen wieder zu knospen und sich zu entfalten begann . . . Das Gemüth ward ihr freier und leichter, es kam ihr vor, als schlösse sie in dieser Stunde einen neuen, friedereichen, freudigen Bund mit Gott.

Allein die Furcht und Angst in ihr war dennoch nicht gestorben, sie war nur gebannt für den Augenblick. Wenn Inga einsam in ihrem stillen Kämmerlein saß, und die Schatten des Abends herniederbebten auf's Gefild, da schrak sie zurück vor ihrem eigenen Lebensmuth, und die Sehnsucht nach Knud preßte ihr heiße Thränen aus. Aber wenn die Morgensonne kam, war wiederum alle Sehnsucht nach Knud verschwunden und am holden Tagesglanz verglommen. Ueber die Bewirthschaftung des Gehöftes machte Inga sich weiter keine Sorge. Sie hielt die gleiche Anzahl von Mägden und Knechten wie zu Even's Lebzeiten, sie dachte nicht, daß eine Oberaufsicht dringend nöthig wäre.

Ab und zu hatte auch Jakob Tvärbo, Even's Halbbruder, sich blicken lassen auf Sönstelien, hatte sich gewunden und gedreht, und christlich demüthig auf den einen oder anderen auffälligen Mangel in der Bewirthschaftung des Hofes hingewiesen. Aber weil Inga auf seine Worte nicht achtete, wie große Mühe er sich auch gab, sie zu seinen Ansichten zu bekehren, so war sein wohlmeinender Rath nutzlos verschwendet.

Jakob Tvärbo war zwanzig Jahre jünger als sein verstorbener Bruder; er war seit vielen Jahren Wittwer und hatte keine Kinder. Es war deshalb natürlich, daß ihm der Gedanke

aufstieg, bei Inga die Stelle Even's einzunehmen. Jakob war viel zu schlau, um geradeswegs auf sein Ziel loszugehen; er wand und drehte sich in Schlangenwindungen, verlor es aber nicht aus den Augen. Es schien ihm, daß er zuvor irgend einen schwachen Punkt entdecken müsse, auf welchen er den Hauptangriff zu richten habe. Denn er konnte sich keinen Sieg vorstellen, ohne eines Anderen Niederlage.

In dieser Weise verfloß das Leben auf Sönstelien unverändert bis zum nächsten Sommer.

2.

Es war ein brennend heißer Tag zur Zeit der Heuernte. Ueber des Siljethales grünen Halden lag der warme, glühende Sonnenschein, daß selbst der Duft an den Tausenden und aber Tausenden Sternkelchen des sonnverbrannten Mariengrases schläfrig und matt zu hängen schien, während der Klee, überfüllt von Süßigkeit, die Blüthenköpfchen senkte. In der Mitte des Thales glitt ein breiter Fluß still dahin und trennte es in zwei anmuthige Zwillingsgeschwister.

Ein kühlender Windhauch strich an den Ufern fort und sauste im Laub der uralten Weiden, deren knorrige Stämme sich unmittelbar am Wasser erhoben. Die Weiden neigten die feinen biegsamen Zweige leicht und anmuthig vor dem Winde, mit dem sie nun eine lange Reihe von Jahren hindurch Gespräch und Gruß getauscht hatten, mit dem sie so vertraut geworden waren.

Die Sonne hatte die Mittagshöhe erreicht. Die zahlreichen Leute, welche bei der Arbeit beschäftigt waren, machten, ehe sie sich der Mittags-Ruhezeit überließen, noch eine letzte eifrige Anstrengung und diese brachte Leben und Bewegung in's Thal. Die Mädchen schrieen, die Burschen lachten; eine Sense ward gestrichen, und oben unter dem Bergesgipfel erklangen die Glocken einer Ziegenheerde; ein Hund umtanzte bellend eine Schaar spielender Kinder, ein Pferd wieherte zur Sonne auf und sprang ungeduldig und unbeholfen mit den zusammengekoppelten Vorderbeinen dahin. Alles Leben und alle Laute zusammen bildeten einen reichen, vollen Wohlklang, eine Sommerhymne.

Ungefähr in der Mitte des Thales, auf dem linken Ufer des Flusses lag zwischen wohlangebauten Aeckern und waldbestandenen Anhöhen ein großes Gehöft. Der Hof hieß Stormoen,*) ein Name, welchen der jetzige Besitzer selbst dem Gehöft beigelegt

*) Etwa: Großhaide.

hatte und zwar nach reiflicher Ueberlegung, aber mit vollem Recht. Denn Mons Haldorsen hatte vor dreißig Jahren das Gehöft in gänzlich verfallenem Zustand übernommen und hatte durch unermüdlichen Fleiß, durch Klugheit und Aufmerksamkeit den Werth verdreifacht.

Mons Haldorsen war ein in der Bygd sehr angesehener Mann, und obgleich er bereits bei Jahren war, fiel es doch selbst der sonst immer so gern zweifelsüchtigen Jugend niemals ein, an seinem Wort zu mäkeln oder zu deuteln. Was er sagte und dachte, galt bei Allen. Das Verhältniß beruhte auf Wechselwirkung. Denn Mons Haldorsen hatte es immer verstanden, die alten ererbten Anschauungen den frischeren, dreisteren Vorstellungen der Jugend anzupassen. Deshalb waren auch so viele Menschen versammelt auf seinem Feld; die meisten arbeiteten für Tagelohn. Viel Gesinde kostete viel Geld und wollte jeden Tag essen und trinken, aber die Thätigkeit vieler Menschen auf kurze Zeit bei gutem Wetter brachte Nutzen und Vortheil für das ganze Jahr. So faßte Mons Haldorsen das Ding auf und zum Beweise der Richtigkeit seiner Handlungsweise sprach er immer: „Man sieht wohl, was hinter dem Heuzaun*) — aber nicht, was hinter den Wolken liegt."

Trotzdem Mons Haldorsen sich seiner Macht und seiner Fähigkeiten sehr wohl bewußt war, war es doch allgemein bekannt, daß eigentlich nicht er es war, der Alles leitete und Allen befahl, sondern daß vielmehr ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, Mons Haldorsen's einziges Kind, der letzte Trost, der ihm seit dem Tode seiner Frau und zweier jungen Söhne geblieben war, das oberste Regiment sich angemaßt hatte und Alles nach ihrem Willen lenkte. Sie hatte die Macht, ihrem Vater gebührte die Ehre.

Aber Eli, so hieß das Mädchen, benutzte ihre unumschränkte Gewalt keineswegs dazu, um das Gesinde zu tyrannisiren; im Gegentheil, sie war von Allen wohlgelitten, weil sie Jedem frei, offen und freundlich entgegentrat. Sie war nicht umsonst die Goldblume des fruchtbaren Thals. Und wenn ihr auch das eine oder andere junge Mädchen an Schönheit und Anmuth den Rang ablief, in Keckheit, Munterkeit und Klugheit konnte sich doch keines mit Eli messen.

Eli stand in der Nähe des Hauses, auf eine Harke gestützt und ruhte das erhitzte Gesicht auf den gefalteten Händen, während der

*) Der norwegische Ausdruck: Hesje bedeutet ein Gestell in Art eines Zaunes, auf dem das Gras getrocknet wird, weil der norwegische Brauch unsere Heuhaufen nicht kennt.

Burſch, deſſen gemähtes Gras ſie zuvor mittelſt der Harke zum Trocknen ausgebreitet hatte, die Senſe ſtrich und in falſchen Tönen dazu pfiff.

„Da kommt Dein Bräutigam," unterbrach der Burſch lachend ſein Lied, indem er aufſah und einem langen, ſtarkgebauten Burſchen zunickte, der langſam und ſchwerfällig auf ſie zuſchritt.

„Meinſt Du Jenen?" fragte Eli und ſah zu einem wandernden Burſchen nieder, der im ſelben Moment hinter einer Nußhecke auf den Bygdweg herausgetreten war.

„Du machſt es gerade wie der Schielpeter, Du," ſagte der Burſch, „Du ſiehſt nach der einen, und denkſt an die andere Seite."

„Man kann nicht wiſſen, von welcher Seite das Beſte kommt," lachte ſie ausgelaſſen.

„Ja, wenn Du immer Alle verſchmähſt, Mädchen, wird man zuletzt Dich ſelbſt verſchmähen," ſagte der Burſch und that einen gewaltigen Senſenhieb in das dichte Gras, ſo daß die Senſe in dem üppigen Grün feſtſaß.

„Nimm Dich mit der Senſe in Acht, Burſch!" unterbrach Eli ihn höhniſch.

„Du brauchſt nicht bange für den Schaden zu ſein — die Senſe gehört mir," antwortete ärgerlich der Burſch und prüfte die Schneide mit dem Finger.

Eli hörte nicht auf ſeine Worte, ſie folgte mit einem ſchlauen Seitenblick dem jungen Mann, welchen der Burſch „ihren Bräutigam" genannt hatte, und gerade als dieſer gemächlich ſchlendernd den letzten Schritt auf ſie zuthat, warf ſie hochmüthig die Harke auf den Boden und ging an ihm vorüber, ohne ihn anzuſchauen. Wie ſie ſo über das Feld dahinſchritt und das Gefühl ſtolzer Sicherheit in jedem Schritt zur Schau trug, war es augenſcheinlich, daß ſie ihren Fuß auf eigenen Grund und Boden ſetzte.

„Das iſt ein ſtolzes Mädchen," warf der Burſch mit der Senſe ihr nach.

„Ein prächtiges Mädchen iſt es," fügte der „Bräutigam" mit einer etwas heiſeren Stimme und ſelbſtzufriedenem Lächeln um die dünnen Lippen hinzu.

„Wie Rolf auf Skagge von dem Ding denkt, iſt durchaus nichts Neues," ſagte der Burſch ohne ſich umzuſehen.

„Ich?" fragte Jener.

„Aber es reißen ſich viele Hunde um den Knochen," fuhr der Burſch ein wenig ſpöttiſch fort.

„Ich weiß es wohl: es giebt genug Burſchen, die alle Tage

das Haus umschnüffeln," sagte Rolf und ließ sich gemächlich auf einen Haufen frischgemähten Grases nieder.

„Du denkst wol, daß man Nichts darauf zu geben braucht, wenn nur die Thüre gut verschlossen ist? . . . Kann sein. Aber wäre ich Du, so würde ich sicherlich schnell zugreifen."

„Ich? . . . Ah, ich kann warten," brummte Rolf, gähnte und legte sich bequem auf die Seite.

„Kannst Du warten?" lachte der Bursch. „Aber danach geht es nicht! Bekommst Du das Mädchen nicht in dieser Welt, so kriegst Du sie vielleicht in einer anderen, — dort wird sie Dir wol Niemand streitig machen."

„Ah, ah," brummte Rolf, stützte sich auf die Ellbogen, nahm die Mütze ab und trocknete den Schweiß von der Stirn — Alles in größter Ruhe und Gemächlichkeit. Aber unter seinen halbgeschlossenen Augenlidern blitzte ein Blick hervor, der sich auf einen einzigen Punkt, wie der Sonnenstrahl in einem Brennglas, concentrirte, und dieser Blick schien zu sagen: jenes Mädchen, das dort in einiger Entfernung auf der Wiese stand, gleich einer erröthenden Preißelbeere mitten im Grün, wollte er doch gern auf dieser Welt sein eigen nennen.

Wie nun Rolf so dasaß in Gedanken verloren, kam ein großes, starkgebautes Mädchen herzugelaufen und warf sich an seiner Seite in's Gras. Sie machte in ihrem ganzen Wesen und Benehmen einen festen, männlichen Eindruck; nur der Blick ihrer Augen war der eines Weibes. Sie trug strotzende Lebenskraft zur Schau, eine Fülle, die von guten Tagen erzählte, deren sie sich auch wirklich zu erfreuen hatte.

Denn obgleich Hogni nur eine dienende Stellung einnahm auf Stormoen, ward sie dort doch wie ein Kind vom Hause gehalten. Sie war bereits in frühester Jugend als arme Waise auf's Gehöft gekommen und dort erzogen worden.

„Sitzest Du schon wieder da und starrest vor Dich hin?" rief sie laut und blickte Rolf mit ihren großen einfältigen Augen in's Gesicht.

Rolf antwortete nicht; er spie nur aus.

„Es geht Dir wie dem Fisch, Du kannst die Augen nicht wenden," nahm sie wieder lachend das Wort. —

Hogni hatte eine ungewöhnlich tiefe Stimme; die Stimme war so stark, daß das Mädchen versuchen mußte sie zu dämpfen, und bei diesem Bestreben klang dann ab und zu ein einzelner Ton hervor wie aus der Seele Glockenspiel.

„Ja, wär' ich Du," fuhr sie fort, „ich wüßte schon, was ich thäte."

„Das wüßte ich auch," mischte der Bursch mit der Sense sich in's Gespräch und brach in Lachen aus.

„So?"

„Ja, ganz sicher weiß ich's. Denn dann nähme Rolf Dich und überließe mir Eli . . . sie sollt's gut bei mir haben."

„Ha, ha, ha!" lachte Rolf und wandte sich dem Mädchen zu.

„Du willst ihm wohl, aber Dir doch am Meisten," sagte das Mädchen.

„Ah, das weiß ich nicht," antwortete Rolf. „Du würdest nur Thüren und Wände mitnehmen auf Skagge, denn dort ist Alles auf Eli's Maaß eingerichtet. Nein, nimm Du ihn," schloß er dann mit einem listigen Blick auf den erwartungsvoll dastehenden Burschen, „er hat ein großes, geräumiges Haus, in dem Du nicht Gefahr läufst, die Wände einzustoßen; das Haus reicht bis in die Wolken und umfaßt Wald und Gebirg."

„Das kümmert mich nicht, was er hat," warf Hogni ärgerlich hin, stand auf und ging ihrer Wege.

„Ich glaube, es wird doch vielleicht noch Schuhmacher Markus," rief der Bursch ihr nach.

„Eher gehe ich in's Wasser!" schnaubte sie zurück.

„Ja, es wird ihr schwer werden, einen Mann zu bekommen," lachte er und wandte sich an Rolf. „Das Mädchen ist so lang gerathen, daß man bange vor ihr werden kann, namentlich, wenn man neben ihr steht. Und das ist dumm, weil das Mädchen sonst gutmüthig und brav ist . . . Ich denke, sie nimmt Schuhmacher Markus. Der läßt sich nicht irre machen im Glauben an seine Länge. Denn wenn er ihr auch nur bis zu den Schultern reicht, so ist er doch fest überzeugt, daß sie ihm nur bis zum Knie geht."

Rolf antwortete nicht. Seinetwegen konnte Schuhmacher Markus so klein oder so groß sein wie er wollte. Denn in diesem Augenblick schlug ihm das helle Lachen einer Schaar Mädchen an's Ohr, die, Eli an der Spitze, einen Burschen über die Wiesen verfolgten, bis dieser stolperte und zu Boden fiel. Alle drängten sich um ihn und stachen neckend mit den Harkenstielen nach ihm, während der Bursch wie ein Besessener mit Armen und Beinen um sich schlug. Eli's hellklingende Stimme übertönte alle anderen, und als Rolf diese klingende Stimme vernahm, lachte er, ohne zu wissen weshalb.

Da stürzte Hogni wie ein Blasebalg schnaubend und pustend auf die Mädchen zu.

„Wollt Ihr wol des Burschen Beine in Frieden lassen," rief

sie, ergriff mit beiden Händen das frischgeschnittene Gras und warf es den neckenden Quälgeistern auf die Köpfe.

„Hast Du vielleicht ein Recht auf seine Beine?“ fragte eine muntere Dirne.

„Frag' noch!“ rief Eli spöttisch lachend aus. „Es giebt in der ganzen Bygd keinen Burschen, dem Hogni nicht das Maaß zu den Bräutigamsstrümpfen genommen hätte.“

„Ich glaube, es giebt gar viele Burschen in der Bygd, die sich auf dem Freiersgang zu Eli auf Stormoen nicht allein die Schuhsohlen, sondern auch die Strümpfe durchgelaufen haben,“ sprach Hogni mit verächtlichem Schnaufen.

„Du hättest gewiß einen strumpflosen Freier gefunden. Du sehnst Dich doch so sehr danach,“ rief Eli laut lachend aus und sprang vor Hogni zur Seite.

Einen Moment lang stand Hogni wie niedergedonnert von diesem grausamen Spott; ihr Gesicht ward roth wie Blut. Dann aber überkam sie wie ein Windstoß die Lustigkeit und riß sie wieder in den tollen Wirbel hinein. Sie rannte zu dem Heuzaun, ergriff so viel Heu, wie sie mit beiden Armen fassen konnte und stürzte dann wieder auf die Mädchen los.

Eli sah sich um und erblickte Hogni, die gerade auf sie zukam. Das Ganze war ja nur ein Spiel, aber dessenungeachtet überkam sie doch der Schrecken und es war ihr, als müsse sie das Leben verlieren, wenn sie keinen Vorsprung gewann. Mit einem kreischenden Schrei lief sie erst auf die eine Seite, wich dann nach der entgegengesetzten Richtung aus und stolperte endlich an der Grabenborte des Weges. Aber in dem Augenblick des Falls ergriff ein fremder Bursch sie mit kräftiger Hand und verhinderte, daß sie niederstürzte. Aber zugleich sprang auch Hogni mit gewaltigem Satz auf den Weg, und mit einem Lachen, das gleich dem Wiehern eines jungen Rosses weit dahinklang durch das Thal, streute sie beide Arme voll Heu über den Burschen und über das Mädchen aus, lief dann den Weg zurück, den sie gekommen war und schrie zu Rolf hinüber: „Sperr' Deine Guckl öcher auf, Rolf, denn dort am Weg steht Eli und läßt sich von einem fremden Burschen in den Arm nehmen.“

Rolf war in seiner bequemen Stellung inzwischen ein wenig eingenickt, aber der Zuruf Hogni's schreckte ihn auf aus seiner Lethargie und er sah sich nach der bezeichneten Richtung um. Ja, Eli stand Seite an Seite mit einem Burschen dort am Wege, und über Beide hing das Heu wie von einem Zaun herab. Da erhob sich Rolf.

Eine wunderliche Verwirrung hatte bei dieser unvorher-

gesehenen Begegnung sich Eli's und des fremden Burschen bemächtigt. Jeder war dem Anderen eine Erklärung schuldig; sie fanden aber keine Worte dafür. Der Bursch hatte das Mädchen, sobald dieses das Gleichgewicht wiedergewonnen, losgelassen, aber das Heu hing noch über Beiden in großen Büscheln herab, so daß das Mädchen zugriff und den Burschen davon zu befreien und zu reinigen versuchte. Bei diesem Bemühen kam sie ihm so nahe, daß er verwirrt und wie betäubt ruhig dastand und mit sich machen ließ, was das Mädchen wollte.

„Abscheuliches Frauenzimmer! Ich kann das Zeug gar nicht fortkriegen," sagte endlich Eli und ward feuerroth.

„Du kannst und darfst so gar nicht weitergehen; wie Du aussiehst!" fuhr sie darauf kecker fort, trat dicht vor den Burschen hin und las ihm die einzelnen Halme vom Anzug.

„Ah," machte nur der Bursch und stand mit niedergeschlagenen Augen da.

„Du kommst wol weit her?" fragte Eli und strich ihm mit den Händen am Arm herab.

„Ja," antwortete der Bursch.

„Willst Du Bekannte im Siljethal besuchen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete er wieder und sah sich rathlosen Blickes um.

„Vielleicht hast Du hier keine Bekannte?" fuhr sie mit einschmeichelnder Stimme fort.

„Ich . . . habe schon . . . doch," stotterte er und hustete leicht.

„Also Du hast Bekannte im Thal?"

Der Bursch blickte Eli mit seinem ernsten Gesicht an und sein zaghafter Kinderblick begegnete ihren strahlenden Augen. Er wurde fast bange vor ihr. Aber es schien, als ob nach und nach des Mädchens offenes, gewinnendes Lächeln auch in seine ernste Natur übergegangen sei und in ihm einen freudigen Gedanken erweckt habe. Denn er lächelte, während sie lachte.

„Glaubst Du, daß Du mich wiedererkennen wirst?" fragte sie und nahm zugleich ihm einen Heuhalm von der Weste.

„O ja," antwortete er lebhaft. Aber als erschrecke er vor dem Funken, der sich im Grund seiner Seele entzündet hatte und jetzt im Feuer seines Auges brannte, wich er scheu zurück und senkte den Blick zu Boden.

„Wenn Du wieder in's Siljethal kommst, willst Du dann nach Eli auf Stormoen fragen?" nahm sie wieder mit einer so bewegten und warmen Stimme das Wort, daß es ungewiß war, ob sie zwischen Lachen und Weinen kämpfe.

Der Bursch holte tief und schwer Athem, brachte aber kein

Wort hervor. Eine glühende Röthe stieg ihm in die Schläfen empor, und als er dann das leuchtende Auge zu Eli aufschlug, senkte sie den Blick.

Da wurden hinter ihnen feste Tritte laut. Das Mädchen fuhr auf und erblickte Rolf. Er wollte eigentlich nichts. Er begegnete, wie er zu thun pflegte, Eli's Verwirrung mit dem gleichen selbstzufriedenen, gutmüthigen Lächeln, das ein wenig mit Hohn gemischt war. Das Mädchen fühlte in diesem Augenblick von dem Lächeln sich wie von einem Wespenstich verwundet; aller Widerstand, dessen sie fähig war, bäumte sich auf zum Trotz.

„Thust Du Botendienste für Jemand?" fuhr sie Rolf an. Weiter kam sie nicht, denn der fremde Bursch sagte plötzlich Lebewohl, gerade als ob er die Gelegenheit ergriffe, je eher, je lieber fortzukommen. Eli sandte ihm einen langen Blick nach, als er ging.

Rolf wußte auf des Mädchens höhnende Frage nichts zu erwidern, sondern trat nur einige Schritte näher. Das Mädchen aber drehte ihm den Rücken und setzte mit einem Sprung über den Graben zurück, so daß sie abermals stolperte und der Länge nach auf der Wiese lag.

„Wart' ein wenig, Mädchen!" rief Rolf gutmüthig und sprang eilig hinterher.

Aber Eli stand bereits wieder auf den Beinen, und ein Blick aus ihren dunklen, zornsprühenden Augen wies seine Hülfe zurück. Dann ging sie mit stolz zurückgeworfenem Kopf und hoch aufgerichtet schnurgerade auf das Wohnhaus zu.

Indessen ließ Rolf so leicht sich nicht abweisen. Wollte das Mädchen ihn nicht ansehen, auch gut! so blickte er das Mädchen an; ging sie geradeaus auf ein bestimmtes Ziel, ohne weder rechts noch links zu schauen, so that er das Gleiche; beschleunigte sie ihre Schritte so viel als möglich, er wollte schon mitkommen: jeder seiner Schritte maß eine Elle; und daß Eli schwieg, war sehr gut, dann konnte er sich die Mühe des Antwortens ersparen. So nahten Beide dem Hause, und Mons Haldorsen, der mit der Pfeife im Munde in der offenen Thüre stand, wurden auf einmal die Augen feucht, denn der freudige Gedanke, daß die beiden jungen Leute, die so lange um einander herumgegangen waren, ohne einig für's Leben werden zu können, nun doch sich gefunden hätten, dieser freudige Gedanke entfaltete auf einmal seine herrliche Blüthe. — Aber Eli sprang plötzlich auf die Thürschwelle, und Rolf blieb rathlos und zweifelnd draußen stehen.

„Willkommen, Rolf, tritt näher!" sagte gerührt der Alte.

Da wandte Eli das Gesicht Rolf zu, und Beide schauten ein-

ander einen Moment fest in die Augen; Beide blickten sich selbstvertrauend und spöttisch an und Keiner wich dem Anderen. Denn Selbstvertrauen und Hohn gehören zu den kalten Mächten der Seele und übereilen sich nicht.

„Ich glaube, auf Skagge ist ebensoviel zu thun wie auf Stormoen," schleuderte sie ihm entgegen. „Es ist hohe Zeit, Rolf, daß Du nach Deinen Leuten siehst, denn es ist Mittag." Mit diesen Worten wandte sie sich um und ging in's Haus.

Mons Haldorsen stand wie versteinert da; er begriff das Mädchen nicht. In seinen alten Tagen sah er sich in einer unangenehmen Lage, sich einer Verwickelung gegenüber, die er zwar nicht klar begriff, aber instinktmäßig fühlte. Er hätte diesem Verhältniß gern ein Ende gemacht, hätte er nur gewußt, auf welche Weise. Mit Rolf dagegen lag die Sache ganz anders. Er war eine einfache, gerade Natur, die stets auf's Ziel losging; Träumerei und Sehnsucht waren ihm fremd. Deshalb legte er das Ding sich so zurecht: wenn die rechte Zeit gekommen war, dann nahm das Mädchen ihn zum Mann. Das war so gewiß und so klar wie der Tag über ihm.

Darum nickte er denn auch dem Alten freundlich zu und ging zu seinem Gehöft hinüber, langsam und bedächtig, während das eigenthümliche Lächeln seine Lippen umspielte. Die Augenlider halb geschlossen, den Blick in's Blaue gerichtet, die Hände in den Taschen, die Schultern hoch hinaufgezogen, schob er dahin und glich einer sprungfertigen Katze. Ihm war Alles gleich: ob ihm gestern beim Abschied von Eli ein helles, herzgewinnendes Lächeln zu Theil ward, das ihm frohe Aussichten für den nächsten Besuch eröffnete, ob sie sich heute mit einem bösen, höhnischen Wort abwandte, er war gleich sorglos, gleich gedankenlos.

Kurz darauf saß Rolf mit den Dienstleuten beim Mittagsmahl. Es wurde nicht viel gesprochen, aber es wurde gut gegessen. So war es Rolf's Sitte, und danach richteten sich alle seine Untergebenen.

Acht Jahre lang hatte Rolf den Hof allein bewirthschaftet, den seine Mutter ihm zum Erbe hinterlassen hatte, die starb, als er zwanzig Jahre alt war. Er war darauf angewiesen, sich schon früh eine eigene Meinung zu bilden. Weil er indessen, seiner Naturanlage gemäß, Niemand um Rath fragte und sich auch von Niemand leiten ließ, weil er ja sein eigener Herr war, den kein Mensch trieb und der sich niemals übereilte, gewann er doch sehr spät eine gewisse Reife des Charakters.

Im ersten Jahre nach dem Tode der Mutter hatte er sich alles Umgangs mit den Bewohnern der Bygd enthalten: der

Kummer bedrückte ihn, seine Unwissenheit machte ihn scheu, und zur Arbeit hatte er keine Lust. Aber trotz alledem verlor er eigentlich doch seine Zeit nicht. Denn was er von anderen Leuten sah, dessen erinnerte er sich, das behielt er und zog bei Gelegenheit Nutzen daraus.

Stundenlang konnte er, als er heranwuchs, an die Wand des Hauses gelehnt, in müssigem Hinstarren verbringen. Manche höhnische, kränkende Aeußerung mußte er deshalb vernehmen. Aber er ließ die kränkenden Redensarten zu einem Ohr hinein- und zum anderen Ohr hinausgehen, oder stellte sich, als habe er überhaupt nichts gehört. Er war sein eigener Herr und that, was ihm gefiel; es beliebte ihm nun einmal, ruhig dazustehen und seinen Gedanken nachzuhängen. Wie ermüdet schloß er die Augen halb und folgte mit dem Blick gar oft der Schaar der Sperlinge. Es dünkte ihn dann, als vollführten die Vögel ein unleidliches Geschrei. Kein einziger hüpfte auch nur einen Schritt weit, ohne zu piepen. Nein, Geschwätz bei der Arbeit konnte Rolf nicht leiden. Eine Hummel flog summend und brummend vorüber an ihm und hing sich mit ihrem schweren Körper an die zitternden Blumen, die sich zum Tode neigten, weil das gefräßige Thier das süße Herzblut ihnen aussog. Da stieg der Aerger auf in Rolf. Solch' ungehobeltes, gefräßiges Wesen konnte er nicht leiden. Hübsch behutsam und fein mußte das Zarte und Gute behandelt werden; man sollte auch nicht Alles auf einmal begehren und nehmen wie die Hummel. Denn der Ungenügsamkeit folgt das Mißvergnügen. — Der Kukuk rief vom Walde herüber — man hörte den Ruf fernher. Es schien fast, als schwiege Alles, um dem Kukuk zu lauschen. Da dachte Rolf: Hm! Der Vogel klagt genug. Wohl war der Kukuk der Vorbote und Künder des Sommers und des guten Wetters, und deshalb lauschte Rolf gern seinem Ruf; aber der Kukuk prophezeite auch Unglück, prophezeite, daß Mancher Haus und Hof verlieren würde. Dergleichen Unglücksbotschaften liebte Rolf nicht. Solche Prophezeiungen schienen ihm einfältige, unüberlegte Redensarten, denn er huldigte dem Grundsatz, daß man ohne Beweise nie ein Wort leichtsinnig aussprechen dürfe; daß Worte nicht weiter reichen dürfen als die That. — Gegen Feierabend schlug an der Bergeshalde die Drossel, erst wenige leise Töne, als wollte sie die Stimme prüfen, dann aber schwollen die Töne an und wurden lauter und voller: ein sehnsuchtsvolles Liebeslied erklang durch die stille Abendluft. Bei den süßen Lauten erwachte in Rolf's Seele eine Ahnung von Glück; er fühlte, daß ihm Etwas fehle, es überkam ihn ein Durst, ein heißes, inniges Verlangen nach

dem geträumten, nur geahnten Glück. — Da ging Rolf über Feld und Au die Bergeshalde hinauf. Dort fand er ein halberwachsenes Mädchen, das unter einem Haselnußstrauch Erdbeeren pflückte. Rolf stand eine Weile da und sah ihr zu. Wie versessen das Mädchen auf die Erdbeeren war! Reife und unreife Beeren pflückte sie und ließ sie im Munde verschwinden. Wie hübsch das Mädchen war!

Da erblickte Rolf eine große überreife Beere, ganz in der Nähe des Mädchens. Die Beere mußte er haben! Und mit diesem Gedanken bückte er sich, um die duftige Frucht zu pflücken.

„He," rief das Mädchen, „das ist meine Erdbeere, ich habe sie zuerst gesehen."

„Thut nichts, ich pflücke sie doch," sagte Rolf und führte damit auch schon die rothe Beere zum Munde.

„I Du abscheulicher Wicht! Das war gerade die beste von allen."

„Ja, wäre sie das nicht gewesen, so hätte ich Dir auch erlaubt, sie selbst zu essen," sagte er und lächelte ihr zu.

„Willst Du mich foppen?" rief sie gluthübergossen aus und funkelte ihn mit den lebhaften Augen zornig an.

„Ich?"

„Ja, Du, Vater," fuhr sie fort, „ich weiß ganz gut, Du bist der Bursch, der den ganzen lieben langen Tag dort hinten am Haus steht, in's Blaue gafft und keine Hand rührt.

„Rühre ich keine Hand?" fragte er mehr sich selbst als das Mädchen.

„Das sagen ja alle Menschen," fügte sie hinzu und schickte sich an, fortzugehen.

„Wart' ein wenig!" rief Rolf und griff nach dem Mädchen. „Hier ist die Erdbeere. Nimm sie zur Belohnung: denn Du machst Dich doch wol nützlich, während ich keine Hand rühre."

„Nein, behalt' sie nur selbst."

„Dummes Zeug, nimm die Beere, Mädchen," bat er gutmüthig.

„Bist Du mir böse über Das, was ich sagte?" fragte sie einschmeichelnd und kehrte wieder um.

„Daß ich keine Hand rühre?" lachte er. „Es kann schon sein, daß es wahr ist."

„Ißt Du gern Erdbeeren?" fragte sie wieder und nahm ihn beim Arm.

„Ah ja, wenn sie recht reif sind."

„Das kann ich nicht abwarten," lachte sie.

„Das ist nicht recht von Dir," sagte Rolf und wandte sich, um zu gehen.

„Kommst Du morgen Abend wieder hierher?" fragte sie.

„Von jetzt ab will ich arbeiten," antwortete er und lächelte sie an.

„Oben im Gebirg' weiß ich eine Stelle, wo die Beeren so roth wie Blut werden. Willst Du einmal mitgehen?"

„Das will ich," antwortete er und darauf schlenderte er seinem Gehöft zu.

Am nächsten Abend kam Rolf wieder; das Mädchen stand bereits freudig da und erwartete ihn. Am dritten Abend blieb sie daheim und empfand eine heimliche Schadenfreude, daß der Bursch sie vergeblich erwarten und überall sie suchen würde. Am vierten Abend kam sie zum Stelldichein, aber der Bursch war nicht zur Stelle, und das war auch am fünften Abend der Fall. Da schlich das Mädchen sich hin zu dem Gehöft des Burschen und winkte ihm zu von Weitem. Doch der Bursch lehnte schläfrig und regungslos am Haus und hörte und sah nichts. Das Mädchen ging ganz nahe heran und rief ihn beim Namen. Da erwachte der Bursch aus seinem tiefen Sinnen, und mit einem eigenen Lächeln folgte er Eli von Stormoen zur Bergeshalde. Seit diesem Abend trafen sich Beide sehr oft dort. Während Rolf vier und zwanzig Jahre alt wurde, vollendete Eli das siebzehnte Lebensjahr, und nach weiteren drei Jahren schaute das Mädchen keck und zuversichtlich in die Welt und auch wol nach einem Freier aus. Der hatte sich auch in der Person Rolf's gefunden, er sprach von seinen Absichten ohne Umschweif. So schien es denn, daß Eli bald unter die Haube kommen würde. Allein dazu war immer nöthig, daß Rolf zuvor um das Mädchen anhielt. Aber das that er nicht.

Niemand zweifelte daran, daß Rolf das Mädchen liebe, und das Mädchen wußte ja auch sicher, daß er sie im Herzen trug, aber warum in aller Welt begehrte er denn nicht ihre Hand? Verursachte es ihm denn nicht die geringste Unruhe und Qual, daß mancher hübsche, frische Bursch sich heimlich um Eli bewarb; daß sie jeden Augenblick einen anderen Freier haben konnte, wenn sie nur ja sagte? Weshalb ging er nur so theilnahmslos einher, selbst dann, wenn das Mädchen, um ihn zu reizen, alle jungen Burschen an sich zu fesseln wußte und mit ihnen liebäugelte und dann doch wieder sie von sich stieß; weshalb ging er nur so gleichgültig umher und lachte zu dem Allen nur und ließ sich Alles gefallen? . . . Glaubte er vielleicht, sie solle um

ihn anhalten? Ha, ha! Und dann lachte sie laut auf und höhnte und verspottete ihn bei der nächsten Begegnung.

Aber wie weit auch das Mädchen diesen Gedanken von sich warf und darüber lachte, etwas Wahres war doch daran: Rolf hatte mit scharfem Blick des Mädchens unbesonnenen, wankelmüthigen Charakter erkannt. Ihm erschien sie wie eine gaukelnde Waldnymphe, die lachte und lockte, bunte Kränze wand und sie wieder von sich warf; die ausschaute wie ein lächelndes, rothwangiges Kind und Alle zu einem unschuldigen Spiel verführte. Rolf wußte, daß alle Blumen in der Waldnymphe Kranz nichts seien als klopfende Herzen, bleiche Wangen, kummervoll zusammengepreßte Lippen, ungestillte Sehnsucht. Und deshalb hielt er sich in gemessener Entfernung.

Ab und zu hatte Rolf den Entschluß gefaßt, der Sache ein Ende zu machen und das erlösende Wort zu sprechen, und dieser Entschluß kam ihm meist dann, wenn er das Mädchen längs des Flusses auf und ab wandern sah auf einem schmalen Fußsteig, der nur einen einzigen Schritt breit war. Wenn Rolf das Mädchen auf diesem engen Pfade dahinschlendern sah, dann machte er sich mit ellenlangen Schritten auf den Weg, und wenn er dann das Mädchen erreicht hatte, drängte er sich an ihre Seite und wußte es stets so einzurichten, daß sie das Wasser auf ihrer Seite hatte. Wenn dann Eli keinen Ausweg fand, weder rechts noch links, und somit an Rolf gefesselt schien, dann kam diesem wieder und wieder der Gedanke, das entscheidende Wort endlich auszusprechen. In solchen Augenblicken sah das Mädchen Rolf nicht spöttisch und höhnisch an, sondern sie schlug die Augen offen und ehrlich zu ihm auf; in solchen Augenblicken war Rolf Herr, und ein unbeschreiblich zufriedenes Lächeln lag auf seinem Gesicht, aber das Wort, das solch' einem Augenblick die rechte Weihe verleihen, das binden sollte vor Gott und der Welt — ja, dieses Wort schien am Athemzug zu hängen, wie der Thautropfen an der Spitze des Blattes zittert . . . Plötzlich ward der Pfad breiter, das Mädchen konnte zur Seite weichen; sie schlug ein spöttisches Gelächter auf, Rolf ging auf sein Gehöft, und die Entscheidung war und blieb so fern, wie sie es gewesen war.

Aber das höhnische Lachen verbarg nur den Zorn des Mädchens, der in solchen Momenten in ihr aufstieg, und den sie auf Stormoen ausließ: was nicht biegen wollte, das mußte brechen.

Rolf getraute sich, das unruhige, launische Wesen des Mädchens zu klären und zu sammeln, machte sie aber nur noch unbeständiger und launenhafter. Das Mädchen wieder wollte die Entscheidung erzwingen und stellte dadurch alles in Frage.

Mons Haldorsen war der Einzige, welcher das Ziel nicht aus dem Auge verlor: der Bursch kam schon einmal und hielt um Eli's Hand an — wenn er wollte — wenn es Zeit war — das Mädchen war für ihn zu haben — und der Tag, an dem die beiden Höfe Stormoen und Skagge vereinigt wurden, sah ein Gehöft entstehen, wie es weder in dieser Bygd und wol kaum auch in der nächsten sich fand. Dieser Gedanke war sein Wegweiser, der Gedanke bewegte ihn Tag und Nacht. Und wenn auch, wie es oft geschah, die beiden jungen Leute böse auf einander waren, und das Mädchen zornig wie ein schnurrender Kreisel in's Haus stürzte, so legte Mons dem Allen keine tiefere Bedeutung bei. Solche Begebenheiten waren in seinen Augen leichte Gewitterschauer, die schnell vorüberzogen. Dann setzte er sich ruhig hin an den Tisch, zog dicke Wolken aus seiner Pfeife, that, als ob nichts geschehen sei und brummte nur leise vor sich hin: „Auf Regen folgt Sonnenschein."

Heute war die Sache aber schlimmer als jemals; es war, nachdem die Mahlzeit vorüber und Eli vom Tisch aufgestanden war, weder mit List noch Vorsicht ein Wort aus dem Mädchen herauszubringen. Wenn sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, in Schweigen zu verharren, so vermochte ihr keine Macht der Erde eine Antwort zu entlocken. Es war eben so leicht, den stürzenden Wasserfall aufzuhalten, als den unlenkbaren, störrischen Sinn des Mädchens zu mildern und weich zu machen. Und doch war jeder Ausbruch dieses störrischen Eigensinns wie ein Ruf nach Jemandem, der Kraft und Ueberwindung und Liebe fühlte und besaß, um solch' eigensinnigen, spröden Charakter zu meistern. Der Eigenwille, auf den Eli sonst so stolz war, sie hätte ihn gern preisgegeben, wenn sie nur hätte glücklich sein können. Aber wie die Dinge lagen, wuchs und wuchs der Eigensinn empor wie ein Dornbusch, so daß Eli sich nicht rühren konnte, ohne sich an den Stacheln zu verwunden. Hätte sie nur Jemanden gehabt, Jemanden, der groß und fest und treu zu ihr stand, auf den sie sich stützen, zu dem sie aufschauen konnte glaubend und liebend und vertrauend, so hätte sie ein neues Leben beginnen können und sich befreien von allen Banden, von allem Ungemach und dem tiefen Seelenschmerz, der ihr Herz verwundete und ihr so unendliche, namenlose Qual bereitete.

3.

Tiefer im Thal hörte die fast regelmäßige, wellenförmige Felsformation auf, jedoch nicht, weil sie an diesem Punkt ge-

brochen worden wäre, nein, weil sie von hier ausging. Dieser Punkt war nicht nur die Mitte, sondern auch die schönste Gegend des Thales; hier stiegen die Felsenschroffen auf der einen Seite wild und trotzig auf, während auf der anderen Seite ein lächelnd grünes Leben sich freudig entfaltete.

Der Fluß, welcher über Felsen, Geröll und Getrümmer schnell dahinschäumte, traf auf seinem Lauf mit einem Wasserfall zusammen, der spiegelklar und silberglänzend sich halbbogenförmig über die Felsen herniederstürzte, kampfmuthig bereit zu Strauß und Streit mit dem Rivalen.

Und es gab ein wildes Ringen zwischen den zwei Recken: ein Donnern und Toben und Zischen und Kochen, ein Wirbeln und Brausen und Schäumen und Rauschen, daß es weit und breit im Thal wiederhallte. Aber ein Stück weiter unten begegneten die grimmen Kämpen sich still und ruhig und lächelnd, wie in einem gemeinsamen Gedanken, und trennten sich erst später wieder, um jeder mit Liebesarm eine kleine waldbewachsene Insel zu umfangen, die mitten im Flußbett lag, mit Haidekraut bewachsenen Anhöhen und wehendem Farnkraut im tiefen Grund.

Auf der anderen Seite des Flusses, in entgegengesetzter Richtung wie Skagge und Stormoen, beschrieb das waldbedeckte Gebirg eine weite, halbbogenförmige Linie und bildete eine abgeschlossene Oase, in der Sönstelien lag, dessen weißgestrichenes Wohnhaus hoch und stattlich wie ein Herrensitz sich erhob.

Es war in der Mittagsstunde, und die Sonne stand noch hoch am Himmel, als jener fremde Bursch, mit dem Eli kurz zuvor auf so unerwartete, eigenthümliche Weise zusammengetroffen war, des Weges daherkam und stehenblieb, um den kühlenden Luftzug einzuathmen, der vom Fluß emporstieg. Es verging eine ziemlich lange Zeit; der Bursch rührte sich nicht. Der große Hof, welcher mit seinem stattlichen weißen Wohnhaus so hell und friedlich und schön sich an die grünenden Gelände lehnte, schien alle seine Gedanken in Anspruch zu nehmen. Sein Blick wurde immer nachdenklicher, so oft er ihn auf dem Gehöft ruhen ließ, und ein wehmüthiges Lächeln glitt endlich über seine ernsten Züge dahin; aber das Lächeln verschwand fast augenblicklich wieder in dem düsteren Ernst; der Bursch ließ das Haupt muthlos auf die Brust sinken.

In dem Gesicht des Burschen, so jugendfrisch er sonst auch dreinschaute, war Etwas, das an ein kränkliches Kind erinnerte. Das Gesicht zeigte alte Züge, die der weiche Jugendschimmer zwar einhüllte, aber nicht verbarg. War der Bursch heimathlos, und ergriff die Sehnsucht nach dem Verlust der Heimath ihn ge-

rade jetzt, gerade hier, wo Sorglosigkeit und Sicherheit ihren Abglanz über Alles rings warfen? Ging es ihm wie den schlanken Stämmen des Waldes, die wol die Höhe, aber nicht die prangende Fülle und Kraft erreichen, weil ihnen in der Jugend die rechte Pflege und die rechte Lebensbedingung, das abwehrende, schützende Unterholz gefehlt hat? Keine Erinnerung ergreift so eiskalt das Gemüth, selbst in reiferem Lebensalter noch, als das Vermissen der Heimath in den Kinderjahren. Es ist eine traurige und peinliche Erinnerung, mit verdörrten Lippen dagesessen und nach dem Thau der Liebe vergeblich gelechzt zu haben in einem Alter, in dem die Seele noch nicht im Stande ist, sich anderen Trost zu suchen.

Aber wie Dem auch immer sein mochte, das ganze Wesen des Burschen legte Zeugniß ab dafür, daß schon vor langer Zeit über sein Leben das Urtheil gefällt worden war: hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott. Wol zeugte der Ausdruck seines Gesichtes nicht davon, daß ihm der Ernst und die schwere Arbeit des Lebens allgewaltig und erdrückend nahegetreten waren, aber man konnte aus seinem Antlitz doch herauslesen, daß er nicht leicht aufgab, was er einmal angefangen oder ergriffen hatte. Denn es ist eben so schwer, das sogenannte tägliche Brot festzuhalten, als es zu erringen.

Noch kämpfte in dem Burschen eine Zeitlang das Weiche mit dem Harten, endlich aber siegte doch die Milde kraft ihres Rechts. Der Bursch nahm den Ranzen von der Schulter, warf ihn neben sich in's Gras, legte den Haselstock, auf den er sich gestützt hatte, daneben und setzte sich dann selbst nieder, indem er den Rücken an einen zweigetheilten Birkenstamm lehnte, dessen herabhängende laubige Zweige ihn gleich einem Schleier verhüllten.

Die Sonnengluth belästigte ihn nicht länger, das Rauschen des Flusses klang gedämpft und beruhigend an sein Ohr, und des Wassers frischer, duftiger Hauch kühlte ihm die wanderheiße Stirn, das brennende Angesicht und zog wie der Freiheit frischer Odem ihm in die Brust. Er legte den Arm unter den Kopf und streckte sich bequem in's Gras. Seine festen, ernsten Züge wurden milder und freundlicher, und kurz darauf schlief er ein.

Der Bursch schlief lange. Kein Traum beunruhigte ihn, nur in der Seele spiegelte sich der helle Glanz der lichten Bilder wieder, die er geschaut, bevor er das Auge geschlossen hatte. So weilte er doch in Licht und Sonnenschein, wenn auch die Sonne fast schon heimgegangen und des Tages heller Glanz zerronnen war.

Als aber die Sonne den Berggipfeln sich näherte und bevor

sie schied, noch einmal alle Gluth auf einen Punkt sammelte, von dem aus die zitternden, goldenen Strahlen wie in einem Abschiedskuß das Thal nochmals purpurblendend übergossen, da erwachte der Bursch allmälig aus seinem Schlummer, und wenn er sich auch nicht gleich besinnen konnte, wo er sich befand, wenn er auch längere Zeit vergeblich sich bemühte, die Banden des Schlafes abzuschütteln, so war ihm doch klar, daß er lange geschlafen habe und daß der Tag zur Neige gehe. Aber die lange Ruhe hatte ihm wohlgethan und ihn erquickt. Wie Segen Gottes war der Schlaf über ihn gekommen und hatte alle Unruhe und allen Zwiespalt hinweggenommen, daß der Bursch sich so gestärkt und erhoben fühlte, als befinde er sich in der Kirche.

Aus dem Thal erklangen Stimmen und Gesang, sanft und leise, wie ermüdet fast: der Nachklang der lauten Freude; in seiner Nähe trällerte eine schwache Frauenstimme, — ab und zu erhob sich der Gesang ein wenig lauter und erstarb dann fast gänzlich — wie der Muth kommt und schwindet. Da begann jenseits des Flusses ein Bursch zu singen, und im selben Augenblick schwieg die Frauenstimme. Als aber der Bursch zu Ende war, erklang auch wieder der Sang der Frau und erhob sich immer lauter und voller, und schließlich klang es so langgezogen und bebend hin über das Thal, als quölle der Ton aus thränenreicher Seele Grund. Dann verklang der Sang so voll und rein und klar, als sende er eine Frage empor zu den in blauem Duft schwimmenden Bergen.

Der Bursch erhob sich und lauschte in die Runde. Er sah und hörte nichts mehr und doch war er sicher, daß der Sang unmittelbar in seiner Nähe ertönt war. Auf einmal bewegte sich Etwas an dem Wasserfall, und der Bursch glaubte hinter den stürzenden Wassern, durch die sein Blick nur undeutlich wie durch ein zerbrochenes Glas zu dringen vermochte, die Gestalt einer Frau zu erblicken. Ob die Frau alt oder jung war, konnte er nicht unterscheiden. Da stimmte diese aber ein munteres Lied an, dessen Worte und Töne aus freudigem Herzen und fröhlichem Sinn zu kommen schienen. „Es muß ein Mädchen sein," sagte der Bursch halblaut vor sich hin und hielt den Athem an, um keinen Ton zu verlieren.

Das Mädchen wußte nicht, daß sie einen Zuhörer habe, und jubelte deshalb unbefangen zum Himmel auf:

„Und ich und Du, Du leuchtende Sonne,
Durchwandeln die Auen in seliger Wonne,
In seliger Wonne . . .

Sieh, in der Blüthe, die's Köpfchen läßt hangen,
Hat sich ein trunkenes Bienlein gefangen . . .
Und ich und Du, Du leuchtende Sonne,
Durchwandeln die Auen in seliger Wonne,
In seliger Wonne . . .
Und ich und Du, mein holdliebes Leben,
Wir wollen im Tanz uns umschlingen, umschweben,
Umschlingen, umschweben . . .
Sieh, wie die Maid dort erbebet und banget,
Sieh, wie der Bursch ihrer sehnend verlanget . . .
Und ich und Du, mein holdliebes Leben,
Wir wollen im Tanz uns umschlingen, umschweben,
Umschlingen, umschweben . . .
Und ich und Du sind auf ewig verbunden,
Bevor noch, mein Röslein, das Jahr ist entschwunden,
Das Jahr ist entschwunden . . .
Sieh, wie die Vögel im Laube sich wiegen,
Sieh, wie die Pärchen sich schnäbeln und schmiegen . . .
Und ich und Du sind auf ewig verbunden,
Bevor noch, mein Röslein, das Jahr ist entschwunden,
Das Jahr ist entschwunden . . ."

Dann brach das Lied plötzlich ab, und es wurde rings umher still. Der Bursch stand noch auf dem gleichen Fleck und horchte den verklungenen Tönen nach. Da bebte ein schwerer Seufzer zu ihm herüber. Konnte das Mädchen, das soeben noch munter und fröhlich aufgejubelt hatte, den Seufzer ausgestoßen haben? Der Gedanke beschäftigte den Burschen, doch bevor er damit zu Ende war, erklang wieder der Gesang, aber diesmal waren Wort und Melodie schwermüthig ernst, als ob langjährige Reue, Sünde und Kummer daraus sprächen:

„Komm, Mensch, und nimm das Buch zur Hand,
Das ernste Buch des Lebens,
Drin lies mit Weisheit und Verstand,
Und lebtest Du vergebens,
Zu neuem Leben Zeit genug
Ist immer Dir geblieben. —
Bedenk' in Gottes großem Buch
Steht jeder Tag geschrieben."

„Es muß eine alte Frau sein," murmelte der Bursch und richtete sich gerade. Die wenigen, ernsten Verse, die er soeben vernommen, hatten die sonnige, klare Stimmung seiner Seele verscheucht; er fand überhaupt keinen Geschmack an dergleichen schwermüthigen Kirchengesängen, die das ernste, schwere Leben noch schwerer und ernster machen als es ohnehin schon ist. Vor

wenig Minuten noch hatte die Jugend sich selbst freudig und froh gesungen, und hatte ihn fröhlich gestimmt, ja, es war fast, als habe die Jugend die Freude in's Leben gesungen. Aber sogleich kamen das Alter und Mißmuth und Kummer und sangen einen Leichensang über die helle, jubelnde Freude, daß sie erbangend verstummte. . . . Ach! schon in seine Kinderspiele hatte sich der Kummer geschlungen; in seiner Seele war der Gram bereits wach gewesen, bevor er noch eigentlich ihn recht verstanden und begriffen hatte. . . . Und es schien ihm jetzt, wo kaum die schwermüthige Weise verhallt war, als ließen sich Gram und Kummer übertragen wie eine ansteckende Krankheit.

So stand der Bursch eine Zeitlang in tiefem Sinnen verloren da. Da blickte hinter dem Wasserfall ein Antlitz zu ihm herüber; es schien so licht und hell wie eine Wasserrose; die Züge waren fein und fest geschnitten, und kurzes blondlockiges Haar rahmte das Gesicht dicht und voll ein. — Der Bursch konnte die Blicke nicht abwenden; Beide schauten sich neugierig und verwundert an. Endlich raffte der Bursch sich auf und ging zum Fluß hinab, bis er eine Stelle erreichte, an welcher große Felsblöcke, die im Bett zerstreut waren, einen bequemen Uebergang gestatteten. Es war dem Burschen zwar nicht klar, was er eigentlich wolle, aber nichts desto weniger zog es ihn wie mit magischer Gewalt hinüber.

Das Mädchen war mittlerweile vollständig hinter dem Wasserfall hervorgetreten und ging den nächsten Abhang hinauf, ohne den Burschen zu bemerken.

„Du hast Dein Halstuch verloren," rief dieser ihr nach und ging auf den Wasserfall zu, in dessen Nähe ein weißes Tuch an einem Zweige hing.

Sie stand still und sah zurück.

„Es ist naß geworden," sagte der Bursch und warf das Tuch vor sich in's Gras, indem er auf sie zuging. Sie wich zurück vor ihm.

„Gehörst Du dort auf's Gehöft?" fragte er.

Sie seufzte unwillkürlich und sah hinüber. „Ja, ich bin dort zu Hause," antwortete sie leise.

„Das ist doch kein Grund, um traurig zu sein," rief er aus. „Es braucht selbst Der nicht zu seufzen, der keine Heimath hat."

„Nein," erwiderte sie leise und scheu.

„Welch' schönes Haar Du hast," fügte er lebhaft hinzu und trat keck vor sie hin. „Warum schmückst Du Dich nicht gleichfalls mit einem Kranz wie die anderen Mädchen?"

Sie wollte Etwas erwidern, aber sie brachte keinen Laut her-

vor, und eine glühende Röthe übergoß ihr Antlitz. Der Bursch konnte sich nicht sattsehen an ihr.

„Du bist naß geworden am Wasserfall; sieh, wie Dein Haar tropft," sagte wieder der Bursch und strich ihr die Locken aus dem Gesicht.

Sie lächelte leicht und fuhr sich glättend über den Scheitel.

„Siehst Du die Wolke dort oben?" fragte da der Bursch mit schlauem Lächeln. „Siehst Du sie? sie gleicht der Nase eines alten Weibes."

Sie schaute zum Himmel auf und erblickte kein Wölkchen, aber ein leuchtender Strahl aus des Burschen klaren Augen traf sie.

„Nun weiß ich doch, wie Du eigentlich aussiehst," lachte er und ergriff sie bei den Händen. „Nun mußt Du mich auch wieder ansehen. Denn wenn Du so dastehst und die Augen niederschlägst, weiß kein Mensch was Du denkst und meinst."

Sie blickte den Burschen ruhig und forschend an.

„Ich werde ganz bange vor Dir, Mädchen," rief er aus. „Du scheinst klüger zu sein als ich. Du hast wol vorhin das Lied gesungen?"

„Ja," antwortete sie sanft.

„Wo ist die alte Frau geblieben, die den Gesangbuchvers gesungen hat?"

„Das bin ich auch gewesen," seufzte sie mit einem wehmüthigen Lächeln, kehrte sich zur Seite und schickte sich an, zu gehen.

„Nein, Du darfst noch nicht gehen," bat er und trat wieder vor sie hin.

„Ja so, das bist Du auch gewesen! Drückt Dich denn ein Kummer? Fürchtest Du das Leben?"

„Es kann sein," seufzte sie ausweichend.

„Du?" rief er und wollte sie an sich ziehen. Aber sie wich ihm aus.

„Du brauchst keine Furcht zu haben; ich wollte Dir nichts zu Leide thun," sprach er leise und beklommen.

Da wandte sie sich schnell zu ihm, und ihr Antlitz schien hell wie die Sonne: „Ich bin nicht bange vor Dir und ich bin auch überzeugt, daß Du mir nichts Böses zufügen willst."

„Uff! Ich könnte mich fast über Dich ärgern," rief er heftig.

„Ach nein!" lachte sie.

„Ja, das könnte ich wirklich. Ich komme mir so klein und unbedeutend vor, wenn Du mich so anschaust. . . . Du bist wol reich und vornehm . . . ich bin ein armer Schlucker."

„So geh' mit mir auf's Gehöft," bat sie inständig.

„Ach ja, ich ginge schon gern mit Dir, wohin es auch wäre . . . aber heute Abend muß ich schon sehen, weiterzukommen."

„Wohin willst Du denn?" fragte sie.

„Nach Skorpen."

„Nach Skorpen!" rief sie aus. „Dort wohnt Guri Fladhaugen. Zu ihr kannst Du doch unmöglich wollen?"

„Ja."

„Aber dorthin gelangst Du nicht vor Mitternacht."

„Das kann sein," sagte er düster. „Die Nacht ist ja aber so gut wie der helle Tag, und hin muß ich . . . Aber es kann möglich sein, daß ich auf dem gleichen Wege zurückkehre . . . Willst Du dann mich freundlich aufnehmen?"

Wieder wollte sie Etwas sagen, unterdrückte aber die Worte und schwieg.

„Willst Du, daß ich komme?" fragte er. „Oder es ist wol am Besten, ich bleibe fort?"

„Ah nein!" rief sie plötzlich aus und sah ihn mit ihrem schimmernden Blick an . . . „Komm, wann Du willst!"

„Es soll nicht lange dauern, bis Du mich wiedersiehst; ich verspreche es Dir," sagte er lebhaft und rang nach Athem.

„Der Hof heißt Sönstelien," sprach sie verwirrt und nickte nach der Richtung.

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Inga," antwortete sie und stand purpurübergossen da.

„Ich heiße Gunnar," sagte er, „einen weiteren Namen habe ich nicht."

„Woher bist Du?" fragte sie.

„Von dorther, wo ich zuletzt diente." Und er seufzte tief auf. Aber in dem Augenblick brach auch das Lächeln wieder durch, und wie leuchtender Sonnenschein zog es über sein hübsches, offenes Antlitz, dann schlang er den Arm um sie und zog sie an sich. „Ich kann mich nicht von Dir trennen," sagte er. „Aber nun will ich mir Deine Züge fest einprägen, daß sie immer mich begleiten auf allen Wegen . . . Ja, ja, leb' wohl, Inga, und habe Dank für diesen Augenblick!"

Bei den Worten wandte er sich schnell ab und schritt zum Fluß hinab. Hier ergriff er das nasse Tuch, welches er vorhin von sich geworfen hatte, und drückte es aus. Es war das Kopftuch einer verheiratheten Frau. Er stutzte, betrachtete es einen Moment lang und ging dann mit dem Tuch in der Hand wieder auf Inga zu.

„Ist es Dein Tuch?" fragte er und reichte es ihr zu.

„Ja," antwortete sie und sah zu Boden.

„Bist Du vielleicht die Frau auf dem Gehöft dort?" fragte er hart.

„Ja," antwortete Inga und bemühte sich vergeblich mehr zu sagen.

„Ja so," fügte der Bursch schnell hinzu und ließ den Worten einen zornigen Blick folgen, während er sich umwandte und wieder zum Fluß hinabging. Hier sprang er von Stein zu Stein, bis er das jenseitige Ufer erreicht hatte, wo er hinter einem Felsvorsprung verschwand, an dem der Pfad links dem unfruchtbaren Theil des Thals sich zuwandte.

Er blickte nicht ein einziges Mal zurück, er achtete kaum auf den Weg, sondern ging dahin über Stock und Stein, während der Zorn in ihm kochte. Er konnte nicht begreifen, weshalb Inga so ruhig dagestanden und all' sein thörichtes Geschwätz angehört hatte . . . War es erlaubt, Dergleichen überhaupt zu hören, wenn man eines Anderen Frau war? . . . Wieder zurückkehren! Ha ha!

So ging der Bursch auf dem mit unzähligen Felsstücken und Trümmern besäeten Weg dahin, während in ihm der Zorn glühte und in Gedanken und Worten überschäumte. Nach und nach beruhigte er sich; er überlegte die Länge des Weges und dachte an das Ziel, das er vor Augen hatte. Wie weit war er bereits gegangen und befand er sich auf dem rechten Pfad? Er konnte in seiner blinden Wuth schon an gar manchem Fußsteig rechts oder links vorübergegangen sein, ohne ihn bemerkt zu haben. Rund um ihn erhoben sich dunkle Bergketten, der Abend dämmerte bereits herein, und der tiefblaue Himmel schien die Welt enger zu umspannen. Ging er zurück, so entfernte er sich vom Ziel, und ging er vorwärts, so drang er in eine bergige, steinige Wüste ein. Dieses Bewußtsein raubte ihm zwar weder den Muth noch die Willenskraft, aber es machte ihn doch auf einen Augenblick unschlüssig, so daß er nicht einig war mit sich, was er beginnen solle. Er setzte sich in der Nähe des Weges rathlos nieder, um auszuruhen.

Als er eine Zeitlang dort gesessen hatte, wurde er durch eine alte Frau aus seinem Nachdenken aufgeschreckt, die in der einen Hand einen Proviantkorb, in der anderen einen Stock, auf ihn zuhinkte. Es war Guri Fladhaugen. Sie blieb vor dem Burschen stehen, heftete die kleinen stechenden Augen auf ihn, sprach aber kein Wort. Der Bursch sah sie wieder an und schwieg ebenfalls. Aus Guri's Augen schienen den Burschen zwei verschiedene Seelen

anzublicken, so daß er Interesse faßte und die alte Frau prüfend anschaute. Man konnte fast sagen, daß Böses mit Gutem gemischt aus Guri's Augen hervorleuchtete, oder daß Böses und Gutes abwechselnd zum Vorschein käme. Denn sobald ein leidenschaftlicher Blitz aufleuchtete, schien vom Grund der Seele eine tiefe, fast rührende Gutmüthigkeit aufzuquellen. Noch niemals hatte der Bursch einen Menschen gesehen, der so sehr einem abgestorbenen und verwitterten Baumstumpf geglichen hätte wie Guri.

„Woher kommst Du?" fragte sie endlich und ließ sich in kurzer Entfernung von ihm nieder.

„Wie heißt der Eigenthümer des Gehöftes, das auf jener Seite des Flusses in der Nähe des Wasserfalles liegt?" fragte der Bursch als Antwort.

„Der Eigenthümer von Sönstelien? Meinst Du ihn?"

„Ja," antwortete der Bursch mit einem eigenen Klang in der Stimme.

„Du kannst selbst Besitzer werden!" rief Guri lachend, öffnete den Korb, nahm ein altes Weißbrot heraus und begann zu essen.

„Kennst Du die Frau näher?" setzte der Bursch etwas später hinzu.

„Was scheert sie Dich, Vater?" gab sie kurz zurück.

„Ja, ja, Mutter!" sagte er und erhob sich, um zu gehen.

„Nein, wart' ein wenig!" rief sie und ergriff ihn beim Kniebund. „Wolltest Du Etwas wissen von der Frau auf Sönstelien? Wart' nur, Vater!" Und sie stopfte den Rest des Brotes in den Mund und hustete einige Male. „Nun sollst Du hören:

Kennst Du die Sonne im Siljethal,
Kenneſt Du sie?
Schimmernd wie Gold in des Königs Saal,
Kenneſt Du sie?

Verstehst Du Dich auf ein Lied, Bursch?" unterbrach sie ihren näselnden Gesang und nahm ein zweites Brot aus dem Korb.

„Na, es kommt darauf an, wer es singt," entgegnete der Bursch.

„Ja, das ist wahr!" rief sie eifrig und würgte an dem Brot. „Es kommt auf die Behandlung an. Aber nun sollst Du weiter hören:

Kennst Du die Blume auf Sönsteli,
Kenneſt Du sie?
Fühlst Du im Herzen die Sehnsucht nie?
Liebeſt Du sie? . . ."

Da krächzte auf der Felsenhöhe über ihnen ein Rabe. „Stille!"

rief Guri zu dem Vogel hinauf. Doch der Rabe ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort zu krächzen, während Guri sang:

„Kennst Du im Flusse die Nixe wol,
Nixe so licht?
Lockt, wenn die Wasser erbrausen hohl,
Lockt sie Dich nicht? . . .

Raab, Raab!" machte Guri dem Raben nach. „Das Lied singst Du jahrein, jahraus, im Morgengrauen und Abenddämmer. Dort hinter den Bergen liegt eine todte Katze. Flieg' hin und friß Dich satt."

Der Rabe aber ließ sich nicht stören und krächzte lustig weiter, während der Bursch abermals zum Gehen sich anschickte.

„Nein, hab' nur noch einen Augenblick Geduld, Bursch," bat Guri freundlich und ergriff ihn wieder beim Kniebund. „Nun kommt ja erst die Nixe an die Reihe, verstehst Du . . . Dann kommt ein Bursch und dann noch einer, und sie Alle zieht es nach Söndstelien. Denn die Sonne hat, wie Du weißt, eine große Anziehungskraft . . . Und dann singt die Nixe unter dem Wasserfall:

Höre Du holder, Du feiner Knab'
Eile zu mir!
Tauch' in die thauige Tiefe hinab,
Weile bei mir! . . .
Wenn Dir die Sonne verzehret das Blut,
Steig', o herab!
Kühl ist mein Trunk, erquickend und gut
Neig' Dich herab! . . ."

„Nun habe ich nicht länger Zeit," sagte der Bursch und versuchte sich freizumachen.

„Es ist nur noch ein einziger Vers," bat Guri und hielt ihn am Kniebund fest.

„Das ist einerlei; ich habe keine Zeit mehr," erwiderte der Bursch und riß sich mit einem Ruck los.

„Geh' zum Blocksberg, Vater!" schalt Guri und biß zornig in's Weißbrot.

„Das kann sich möglicherweise ereignen," sprach da der Bursch, „ich will nach Skorpen. Weißt Du vielleicht den Weg?"

„Nach Skorpen?" fragte sie verwundert und stand auf. „Hast Du dort Jemandem Etwas zu bestellen?"

„Ja, das habe ich."

„An Guri Fladhaugen?"

„Ja, so heißt sie," sagte ruhig der Bursch, während Guri laut auflachte. Der Bursch wandte sich von ihr ab, um zu gehen.

„Hör', Bursch," rief sie ihm nach, „den einen Weg sage ich Dir nicht, denn diesen benutze ich; aber der andere führt um den Berg herum durch das Storthal, *) und dann geht's wieder aufwärts und dann gerade hinab . . . dann liegt Skorpen unmittelbar vor Dir."

„Gut," erwiderte der Bursch und ging.

Die alte Frau blieb stehen und sah ihm nach, bis er verschwunden war, dann nahm sie ihren Korb in die Hand und hinkte in entgegengesetzter Richtung davon; sie sprach leise mit sich selbst und sah von Zeit zu Zeit zurück. Plötzlich stand sie wie angewurzelt still. „Woher kommt der Bursch?" rief sie aus. „Ruhig, ich erkenne ihn wieder ... pfui!" Und indem sie ausspie, als hätte sie auf ein ekles Gewürm getreten, setzte sie ihre Wanderung mit solcher Eile fort, daß ihr Athem schwer und pfeifend ging.

Zu gleicher Zeit schritt auch der Bursch dahin auf dem beschwerlichen Thalweg. Ein schmaler Pfad nur schlang sich wie ein verwirrtes, zerrissenes Band dahin zwischen den dunklen, starren Felsmassen, Steinbrocken und Getrümmer, und als die Schatten der Nacht aufbebten und Himmel und Erde einhüllten in Dämmerschein, da gehörte die ganze ungebeugte Willenskraft der Jugend dazu, um den Muth nicht zu verlieren — oder auch der Kummer der Jugend war erforderlich. Denn solcher Kummer faßt immer nur Eins in's Auge, hat immer nur ein Ziel im Gedanken, dem er nachstrebt und dem er nachgeht wie im Traum. Nur ein einziges Mal ruhte der Bursch eine kleine Weile aus. Die einsame, schweigende, steinige Wüste, die rings ihn umgab, und der dunkle, nebelqualmende Himmel, der sich schwer und unheimlich drohend, gespenstisch über ihm wölbte, das Alles verursachte ihm unendliche Qual und bedrückte sein Herz. Ein einziger, freundlicher, funkelnder Stern würde auch in seiner Seele einen leuchtenden, tröstenden Gedanken entzündet haben; aber jetzt, wo kein Stern herniederflimmerte, war's dem Burschen zu Muth, als vermöge selbst Gottes Auge nicht durch Nebel und Dunkel zu dringen, als habe Gott ihn sich selber überlassen. Da ward's dem Burschen so weh und weich zu Sinn, daß er in Thränen ausbrach. Und diese Thränen flossen aus der Seele tiefstem Grund; sie hatten allmälig dort sich gesammelt und waren gut verwahrt worden.

Da schlug der Tag die Augen auf, und der erste bleiche Lichtschein zitterte durch Nebel und Gewölk hervor. Der Bursch er-

*) Storthal: großes Thal.

hob sich. Der Nebel und die dunklen Wolken, die seine Seele einhüllten, zerrissen und zerflatterten ebenfalls, als die Natur siegend so sich befreite. Der Pfad ward breiter und deutlicher sichtbar im Tageslicht und stieg zu dem Bergrücken empor. Nun schritt der Bursch freudigen Muthes wieder vorwärts, und gerade als die ersten glänzenden Sonnenstrahlen die Kuppen der Berge purpurgolden säumten, hatte der Bursch die Höhe erreicht und schickte sich an, in's Thal hinabzusteigen.

Im Thal waren mächtige Felsblöcke wie von Riesenkräften wild und wirr durch- und übereinandergeworfen, während kleineres Gesteingetrümmer dazwischen verstreut lag. Gestrüpp wucherte und kletterte an den Felsen empor, vermoderte Fichtenstämme lagen auf dem Boden, kleine Zwergbirken mit verkrüppelten Zweigen lugten scheu dazwischen hervor. Die feinen Stämme machten den Eindruck, als seien Knoten hineingeschlagen, damit sie nicht höher wachsen und nicht weiter sich ausbreiten sollten, als der beschränkte Raum es gestattete. Auf dem Thalgrund arbeitete ein Bach sich mühsam und stöhnend durch die wilden Steintrümmer dahin, und sein Rauschen und Brausen erklang in der rings herrschenden Einsamkeit wie ein endloser Seufzer nach Erlösung. Es schien, als habe die Natur auf dieser Stelle im Vergleich zum Siljethal, das sie mit allen Reizen geschmückt, in übler Laune alles Häßliche und Unförmliche übereinandergeworfen.

Der Bursch blieb eine kurze Weile stehen und sah sich nach einer menschlichen Wohnung um. Endlich erblickte er ein kleines Haus, das ohne das geringste Lebenszeichen gleich einem Felsblock zwischen den anderen Blöcken dalag. Das war also sein Ziel, welches er nach langer beschwerlicher Wanderung erreicht hatte. Hurtig schritt er auf das Haus zu, so hurtig, als triebe die Sehnsucht ihn einem weit freundlicheren Ziel entgegen.

Das Herz schlug ihm lauter als er endlich an dem Häuschen stand und seine Hand zitterte, als er den Griff der Thüre berührte. Da erblickte Gunnar eine alte graue Katze mit weißen Pfoten, die sich schnurrend an ihm in die Höhe richtete. Die Katze war das erste lebende Wesen, das auf seiner Wanderung ihm begegnete, und dieses einzige lebende Wesen war zutraulich gegen ihn. Das gab dem Burschen den Muth zurück und er trat zuversichtlich in's Haus.

Der Raum, der sich vor ihm öffnete, war weder groß noch hell. Die eine Seite nahm ein kleiner Feuerheerd ein, auf dem ein paar alte irdene Gefäße standen, die andere Seite bedeckte ein an der Wand hängender Schrank. Unter den kleinen Fenstern lief eine

schmale Bank dahin, vor welcher ein Tisch stand, dessen ungewöhnlich dicke Platte drei bis vier Vertiefungen aufwies, die zum Aufnehmen von Speisen bestimmt waren und andeuteten, daß früher mehrere Menschen zu gemeinschaftlicher Mahlzeit um den Tisch sich versammelt hatten. In einer Ecke stand ein Bett, in welchem auf Stroh eine alte Frau lag, die sich mit einem Fell zugedeckt hatte. Sie war vollständig angekleidet und hatte das Gesicht der Wand zugekehrt. Am Bett stand ein Stuhl, auf diesem ein blaugestrichener Korb, und ein Stock war an den Stuhl gelehnt.

Der Bursch blieb in der Thüre stehen und war unschlüssig, ob er nähertreten solle. Da bewegte sich die alte Frau im Bett, und der Bursch sagte:

„Guten Tag."

„Na," erklang es vom Bett her, und die alte Frau wendete ihm das Gesicht zu.

„Bist Du Guri Fladhaugen?" rief erstaunt der Bursch aus, als er seine alte Bekannte vom Siljethal vor sich erblickte.

„Kennst Du mich wieder?" fragte sie und ließ der Frage einen Blick folgen, welcher weitere Reden des Burschen abschneiden zu wollen schien.

„Ja, ich erkenne Dich," antwortete freundlich der Bursch.

„Kommst Du Deinetwegen oder kommst Du für jemand Anderes?" fuhr sie fort.

„Ich komme im Auftrag Jemandes, der nicht selbst gehen kann."

„Wer ist es, der nicht selbst kommen kann?" fuhr sie auf und richtete sich im Bett empor.

„Ich komme von Jemand, der unter der Erde liegt," antwortete seufzend der Bursch.

„Unter der Erde," wiederholte sie leise . . . „Was willst Du denn?" unterbrach sie hastig sich selbst.

Der Bursch bedachte sich ein wenig, athmete mehrmals tief und schwer auf, trat einige Schritte weiter in's Zimmer und stützte sich mit der einen Hand auf den Feuerheerd.

„Ich wollte Dir nur sagen . . . . daß ich der Sohn Deiner Tochter Ingeborg bin . . . . und daß diese in der vergangenen Woche gestorben ist . . . ." Und dann sah er vor sich nieder und hustete leicht.

Guri hatte einen Moment lang wie versteinert dagesessen, dann aber war sie auf das Bett zurückgesunken, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. So verging eine Weile, während welcher der Bursch sich lauschend und abwartend verhielt. Als aber Guri noch immer völlig regungslos dalag, überkam ihn eine seltsame

Angst, er ging zum Bett und beugte sich über sie. Das Leben schien zurückgekehrt, denn Guri's Lippen zitterten krampfhaft, während die Augen weit geöffnet waren wie die einer Todten und, trocken und glanzlos, gleichgültig in's Leere starrten. Der Bursch blickte rathlos in der Stube umher, ob er nicht irgend Etwas entdecken möchte, das Guri Hülfe oder Linderung bringen könnte; aber er sah Nichts. Es war nichts Anderes vorhanden als ein erloschener Heerd, ein leerer Tisch und ein verschlossener Schrank .... Vielleicht fand er in dem Schrank ein Linderungsmittel. Mit diesem Gedanken ging er leise und vorsichtig auf den Schrank zu.

„Was willst Du dort?" entfuhr es plötzlich gleich einem Stöhnen der alten Frau.

„Ah," wandte sich der Bursch um und ging zurück zu ihr, „komm, lass' mich Dich stützen."

„Lass' mich in Ruh'," rief sie heftig und griff nach dem Stock.

„Du dachtest wol, mein Geld läge im Schrank?"

„Was weiß ich von Deinem Geld?" sprach erzürnt der Bursch.

„Glaubst Du vielleicht, daß ich bereits am Sterben bin?" fragte sie wieder, und jetzt war in ihrem Aug' das Leben im alten Glanz aufgeflackert, denn sie sah den Burschen mit einem Blick an, als wolle sie auf dem tiefsten Grunde seiner Seele die heimlichsten Gedanken erforschen.

„Du kannst meinetwegen im Sterben liegen oder es bleiben lassen," antwortete der Bursch, wandte ihr den Rücken und ging zur Thüre.

„Pfui über solch' einen Enkel," rief sie ihm nach und spie verächtlich aus dazu.

Der Bursch wandte sich mit drohender Miene zu ihr um und zitterte vor Wuth; da ging ihm aber ein flüchtiger Gedanke wie Sonnenschein durch die Seele und stimmte ihn milder und weicher. Er seufzte tief auf und wandte sich dann wieder der Thüre zu.

„Weißt Du etwas von Deinem Vater?" rief Guri hinter ihm her.

„Ich weiß, was ich weiß," antwortete Gunnar, mit der Thüre in der Hand.

„Das war ein feiner Kerl, Du," fuhr sie fort, ohne eine Antwort abzuwarten. „Er kam hierher durch das Storthal gerade wie Du; er war auch ein junger Bursch wie Du; aber ein böser Geist blickte ihm aus den Augen .... Dazumal war nicht nur eine alte Frau und eine Katze auf Skorpen; nein, Ingeborg, Deine Mutter, war auch hier, und es war ein schönes und geselliges Leben .... Aber er warf seine bösen Augen auf sie,

und als er dann von hinnen zog, verließ Ingeborg ihre Mutter und folgte ihm."

Der Bursch seufzte und wandte Guri das betrübte Angesicht zu. Er wußte bereits Alles, was sie da ihm erzählte und er kannte und wußte noch gar manches Andere, das weit schlimmer war.

„Ja, ich seh's Dir an, Du hast die gleichen Gelüste und das gleiche Geschick," schnob Guri und stieß mit aller Gewalt den Stock auf den Boden .... „nun willst Du wol auch hingehen und irgend ein Mädchen verführen? Denn Euere Brut verleugnet sich nicht .... Aber auf eine Erbschaft brauchst Du nicht zu rechnen; Dein Vater hat mir mein ganzes Geld gestohlen."

„Leb' wohl!" sagte streng der Bursch und ging ohne zurückzusehen. Guri aber saß auf dem Bette, die mageren Hände auf den Stock und das Kinn auf die Hände gestützt und hatte kein Wort und kein Zeichen des Abschieds für ihren Enkel.

„Das ist ein braver Bursch," flüsterte sie eine Weile darauf leise vor sich hin und blickte lange kummervoll durch die morgenglühenden Fenster in's Freie. Die Lippen zitterten auf's Neue krampfhaft, ein ununterbrochenes schmerzliches Stöhnen entrang sich der gequälten Brust, und eine unsägliche Wehmuth kam über Guri. Sie saß noch immer wie vom Schmerz festgebannt auf ihrem Bett, und da sie endlich unruhig hin- und herzurücken begann, schien es, als wolle sie irgendwo eine Linderung der Qual suchen, die in ihr lebte.

Da kam unterhalb der Thürschwelle eine feine Pfote, mit scharfen Krallen bewehrt, zum Vorschein; die Thür bewegte sich ein- oder zweimal kaum merklich unter einem leisen Ruck, und dann drängte sich nach und nach der Kopf der grauen Katze durch die Oeffnung; endlich zwängte das Thier den ganzen Körper durch die Spalte und schlich leise und in schräger Linie zu der bekümmerten alten Frau hinüber, während die flimmernden, schimmernden Sonnenstrahlen hinterher in's Zimmer schlüpften. Bei der alten Frau angelangt, machte die Katze einen Buckel, spann und schnurrte und strich in den verschiedensten Bewegungen liebkosend an ihren Beinen herum. Als aber Guri das Thier nicht im Mindesten beachtete, sprang die Katze auf den Stuhl und von dort auf Guri's gebeugten Rücken und begann das zärtliche, zutrauliche Spiel von Neuem. Da war es, als verschwinde Guri's Schmerz und Weh allgemach: das schmerzliche Stöhnen ging in eine klagende Melodie über, und die Worte folgten und erklangen in einem Sang zum Trost:

„Es schleichet ein Wolf um den Hof und um's Haus.
Bleib', sorgloses Mädchen, und geh' nicht hinaus!

Gott nehme Dich, Mädchen, in ſichere Hut:
Es trinkt ſonſt der Räuber Dein jugendlich Blut!

Streift Knospen und Blüthen und fraget nicht viel,
Schlingt Blumen und Blätter mit Stumpf und mit Stiel.

Nun helfe Dir Gott, ach! aus Noth und aus Pein;
Der Kummer wird Hausfreund und Tröſter Dir ſein!

Nun weinſt Du die glänzenden Augen Dir roth,
Da tröſtet, erlöſt Dich von Kummer der Tod! . . .

Ach, meine Tochter!" ſeufzte ſie einen Augenblick ſpäter. „Liegſt Du in der kühlen Erde, meine Tochter? .... Ach ja!" Und bei dieſem Seufzer klärte ſich Guri's Geſicht auf, als fühle ſie ſich erleichtert vom Kummer.

Nicht zu jeder Zeit hatte Guri ſo leicht ſich dem Schickſal gebeugt, und der Beweis, daß ſie in früheren Jahren Hartes gegen Hartes geſetzt hatte, ſtand in ſcharfen Zügen ihr deutlich auf dem gefurchten Antlitz geſchrieben. Nur ihr Gemüth war unberührt vom Streit geblieben. Ihr Gemüth war ein ſtiller, heiliger Ort, ſtill und verborgen wie der Frühmorgen im Waldesdunkel. In ihrem Gemüth lebte noch immer die Jugend, eine ewige Sehnſucht, gleich einem ſcheuen Vogel, der erſt ſpät ſingen gelernt hat, und deshalb eigentlich niemals recht herausſingt, was ihn bewegt. Aber Eins verſtand der kleine Vogel meiſterlich: Friede und Troſt konnte er ſingen und klingen in der alten Guri heftigen Sinn; Schnee und Eis und Kälte konnte er fortſingen, und Guri's Herz mit blendendem, ſonnigem Sommerglanz durchdringen: die einſame, weite Felſenwüſte verſtand er mit lachend grünen Auen und bunten Blumenſternen zu ſchmücken. Und dazu konnte Guri wol „ach ja!" ſagen, um ſo mehr, als dieſes „ach ja" eigentlich doch wol bedeuten ſollte: Gott ſei Dank! — Ja, ein Jeder weiß ſich auf ſeine Weiſe zu tröſten.

Unterdeſſen wanderte der Burſch den beſchwerlichen Weg zurück, den er gekommen war, und obgleich er nicht wie geſtern ein beſtimmtes Ziel zu erreichen trachtete, gönnte er ſich doch keinen Augenblick Ruhe. Ab und zu erhob er das ernſte Angeſicht und ſchaute forſchenden Auges in die Ferne, nicht etwa, um den Weg zu ſuchen und in die Weite zu verfolgen, nein, der Pfad lag ja klar und deutlich zu Tage, ſondern er blickte auf, um in die Ferne zu ſchauen, weil es ihn dünkte, daß er ſo ſeine Zukunft und das vergangene Leben beſſer zu überſehen im Stande ſei. Der Gedanke, daß er heimathlos und elternlos ſei, drängte faſt alle anderen Vorſtellungen in den Hintergrund. Seine Mutter war todt, den Vater kannte er nicht und die Groß-

mutter, seine einzige lebende Anverwandte, hatte ihn wie einen Hund von der Thüre gejagt. So stand er zwar ganz allein auf der Welt, aber er war doch weder rath- noch muthlos. Der Weg, den er verfolgte, war Jedermanns Eigenthum, und fuhr ein bellender Hund ihm nach, so schlug er mit dem Stock nach ihm. Das war sein Recht .... Er konnte arbeiten .... blieb er am Leben, war es gut; starb er, so war es auch gut; es hätte ja Niemand seinen Tod sich zu Herzen genommen.

Aber dieser kalte Trost fiel ihm wie ein erkältender Reif auf das jugendwarme Herz, so daß er stillstand und tief und schwer aufathmete. Er fühlte sich krank und matt.

Er sah sich um. Gerade vor ihm lag das Siljethal ausgebreitet mit seinen smaragdgrünen Auen und waldbedeckten Halden. Der Fluß zog murmelnd und klingend und wasserfallbrausend die ewige Bahn vorbei an ihm; der klare Sommerhimmel spiegelte sich in dem duftigsten Blau, und vom Thal sang und klang es herauf zu ihm, die Lebensfülle drang von allen Seiten auf ihn ein, — Arbeit und Geselligkeit allüberall. Da stand ihm plötzlich deutlich und klar das lebhafte Mädchen vor den Gedanken, sie, die er in seinen Armen aufgefangen hatte, als sie in wilder Flucht auf ihn zugestürzt war. Das volle blühende Antlitz und die dunklen, blitzenden Augen blickten ihn so vertrauenerweckend an und schienen ihm ein freundliches Willkommen zu bieten. .... Ja, zu dem Mädchen wollte er. Eli auf Stormoen hieß sie. Schön! Auf solch' einem Gehöft gab's ja immer Arbeit in Hülle und Fülle, wenn Einer nur Lust hatte und recht arbeiten wollte. Es galt den Versuch zu machen.

Sichtlich erhoben und gestärkt von dem Entschluß, raffte der Bursch sich auf und schritt rüstig dahin durch das Thal. Nur ein einziges Mal überkam ihn eine Abspannung und Schwäche, so daß er schwer athmete: als er um einen Felsvorsprung bog, und Sönstelien mit seinen Feldern und blühenden Gehegen, ganz vom Sonnenlicht übergossen, vor ihm lag. Dort war es, wo er vor dem Mädchen dagestanden hatte; dort war es, wo er muthwillig ihr in's Gesicht zu schauen gewußt und ihr gesagt hatte, daß er ihre Züge sich einprägen wolle für's Leben.... Es durchschauerte ihn. Er hatte nicht begreifen können, weshalb sie so wunderlich scheu gethan, jetzt verstand er die Zurückhaltung und Zaghaftigkeit sehr gut: es war das Gefühl ihres Unrechts. Gott mochte sie segnen und behüten, er wollte sie niemals wiedersehen.

Nochmals seufzte der Bursch tief auf. Mit dem Seufzer verflog auch die Erinnerung an Inga. Es war nicht seine Sache,

sich lange mit nutzlosem Kummer abzumühen; er ersehnte auch nicht, was er nach seiner Meinung niemals erreichen konnte.

Es war bereits Mittag, als der Bursch die steinerne Schwelle von Mons Haldorsen's Haus überschritt und diesen, der gerade im Hausflur stand, begrüßte. Mons bot dem Wandermüden freundlich guten Tag und hieß ihn willkommen. Eine Weile darauf saß der Bursch bereits in eifrigem und freundschaftlichem Gespräch bei dem Alten in der Stube. Da trat Eli glühend roth und völlig außer Athem in die Thüre.

„Du siehst, ich habe mir's gut gemerkt und Wort gehalten," sagte schüchtern der Bursch und streckte ihr die Hand entgegen.

„Du sollst bedankt sein, daß Du so bald hierher zurückgekehrt bist," antwortete Eli und gab ihm die Hand. Und dann ging sie zu einem geschnitzten Schrank, nahm einen silbernen Krug heraus und verschwand damit im Hausflur.

„Du kommst weit her?" fragte Mons und schob, nachdem er die eigene Pfeife gestopft hatte, dem Burschen den Tabaksbeutel über den Tisch zu.

„Ja, ich habe mir seit zwei Tagen keine Ruhe gegönnt," antwortete der Bursch und klopfte seine Pfeife aus.

„Du hast Stärkung nöthig, weil Du gerade in der Mittagshitze einen weiten Weg zurückgelegt hast," sagte Eli, welche inzwischen zurückgekehrt war, und bot dem Burschen den bis zum Rande gefüllten Krug dar.

Mons nahm vor Verwunderung die Pfeife aus dem Munde und sah bald den Burschen, bald seine Tochter an. Er begriff nicht, weshalb Eli einem wildfremden Burschen, der in geringen Verhältnissen lebte und nichts Besonderes war, eine so festliche Auszeichnung zu Theil werden ließ. Er behielt aber seine Gedanken für sich und schwieg. Denn so viel war ihm doch klar, daß es sich um irgend Etwas handle, das Eli auf sich genommen hatte. Deshalb steckte er die Pfeife wieder in den Mund und hüllte sich in dicke Rauchwolken, so daß er weder hörte noch sah.

„Als wir gestern von einander schieden, glaubte ich nicht, daß wir uns so schnell wieder treffen würden," sagte Eli ein wenig verschämt.

„Das dachte ich gleichfalls nicht," sprach der Bursch. Er wollte noch mehr hinzufügen, aber er bedachte sich und schwieg.

„Und nun willst Du wol in die Heimath zurück?" fragte Eli kurz darauf.

Der Bursch sah sie an und wollte antworten, brachte aber kein Wort hervor.

„Hast Du vielleicht keine Heimath?" fragte sie mild und freundlich, da er schwieg.

„Nein," sprach leise der Bursch, und seine Stimme zitterte ein wenig. Aber zugleich kam ihm auch der alte selbstbewußte Muth zurück. „Ich habe auch kein anderes Heim nöthig als das, wo ich Kost und Lohn erhalte," fügte er rasch hinzu.

„So willst Du um Dein Brod dienen?" fragte Mons, ergriff den Krug und that einen Zug. Eli fuhr mit der Hand auf dem Tische hin und her und schwieg.

„Ich dachte so," antwortete der Bursch, „und wenn hier auf dem Gehöft vielleicht eine Stelle frei wäre . . . so wollte ich darum mich bewerben . . ."

„Ich denke ebenso," sagte Mons ein wenig herablassend. „Du bist ja jung, und der Verstand kommt mit den Jahren ... Aber ich glaube nicht, daß ich Deiner Dienste bedarf . . ."

„Ich bin der Meinung, daß wir nicht allein ihn, sondern noch gar viele Kräfte außerdem nöthig haben," rief Eli aus und warf dem Alten einen Blick zu.

„Ja, meinst Du?" fragte er sanft.

„Ich glaube es nicht allein, ich weiß es," erwiderte sie keck, ergriff den Krug und bot ihn abermals dem Burschen dar.

„Ja, ja," sagte Mons gelassen, schloß die Augen und umgab sich wiederum mit einer undurchdringlichen Wolke.

„Es ist wol das erste Mal, daß Du einem Tagelöhner so Etwas anbietest?" fragte der Bursch, indem er den silbernen Krug absetzte und Eli lächelnd ansah.

„Laß' Dir es eine gute Vorbedeutung sein," antwortete sie keck, aber das Blut schoß ihr glühend in's Gesicht, als sie seinem Blick begegnete.

Aber sie konnte dennoch kein Auge von ihm fortwenden. Denn es war Etwas in seinem Antlitz, das sie unwillkürlich anzog und über sich selbst emporhob. Bei Rolf hatte sie ab und zu auch wol Etwas gefunden, das sie interessirte, aber dieser anheimelnde Zug war sofort wieder in dem ewigen Phlegma verschwunden. Dagegen sahen dem Burschen, der hier vor ihr saß, die Gedanken so licht und klar und offen aus den Augen, daß es sie bedünken wollte, als habe er ihr unbeständiges Wesen mit einem einzigen Blick gefesselt.

„Ja, so wollte ich fragen, was ich zu thun habe?" brach der Bursch das Schweigen, erhob sich und stand zur Arbeit bereit da. Noch bis zu diesem Augenblick war er Gast gewesen — nun war er Diener.

Eli fühlte sich unangenehm berührt. Des Burschen Stimme

klang auf einmal so hart und bestimmt und scheuchte des Mädchens Gedanken zurück vom Sonnenflug, den ihr Herz sich vorgegaukelt hatte. Und als sie jetzt nochmals die Blicke auf des Burschen jugendschönem Gesicht ruhen ließ, war jeder Zug so ernst und fest wie Stein.

„Du hast wol keinen besonderen Befehl nöthig. Wo Du Arbeit findest, da greifst Du sie an," antwortete das Mädchen schnell und stolz.

„Ja wohl!" sagte höflich der Bursch und ging zur Thüre hinaus.

Eli rührte sich nicht vom Fleck, sondern stand wie angewurzelt da. Was war ihr geschehen? Zum ersten Male im Leben war ihr ein Ueberlegener gegenübergetreten. Der Bursch, welcher weder Eltern noch Heimath hatte, stand so stolz und ruhig da und nahm Dienste so selbstbewußt und überlegen, als hätte sie sich bei ihm bedanken müssen. Alles freundliche Lächeln war verschwendet gewesen an ihn: es hatte auf seinem ernsten Antlitz keinen Wiederschein wachgerufen. Das war ihr noch nicht begegnet. Noch niemals war Eli einem Burschen gegenübergetreten, ohne ihn nicht in dem Augenblick, in welchem sie alle ihre lächelnde Freundlichkeit, ihren ganzen Zauber über ihn ausströmen ließ, völlig in Bande zu schlagen und zu verwirren. Sie kannte keinen Burschen, der nicht unwillkürlich wie vor einem plötzlichen glänzenden Schein die Augen geschlossen hätte, wenn sie erglühend, fliegenden Athems auf ihn zuging und ihm ein spaßhaftes oder neckendes Wort zuwarf, und dann ihm den Rücken drehte, ohne im Geringsten sich weiter um ihn zu bekümmern.

Aber gut. Sie hatte ja die Macht: sie war die Hausfrau und er der Diener. Er mochte so stolz sein wie er wollte, er konnte sich ihr nicht nahen, ohne sich zu beugen. Und gestärkt durch dieses Bewußtsein ging Eli hinaus und sah sich trotzigen Blickes ringsum . . . Plötzlich lachte sie laut auf. — Ueber den Berg kam Rolf schläfrig, schwerfällig und aufgeblasen dahergewandert. Auf einmal stand er still und sah zu dem fremden Burschen hinüber. Ein Zug von Leben, der dem Mädchen nicht entging, zeigte sich in seinem Gesicht. Da schaute dem Mädchen der Kobold aus den Augen, und sie ging auf Rolf zu.

„Hast Du unseren neuen Knecht gesehen?" fragte sie mit einem schimmernden Lächeln.

„Versprecht Ihr Euch großen Vortheil von ihm?" fragte Rolf zurück als Antwort und sah den Burschen mit halbem Auge an.

„Er soll thun, was er kann; das ist reichlich genug," antwortete sie.

„Ja, ja," sagte Rolf, strich ein Zündhölzchen an und setzte seine Pfeife in Brand.

„Er ist flink und geschickt. Man sieht es ihm an bei jeder Bewegung . . . und hübsch ist er auch . . ."

„So, ist er das?"

„Ja! . . . Soviel ich weiß, hat er weder Vater noch Mutter und hat bis jetzt nicht viel Freude und viel Gutes genossen."

„Armer Bursch!" sprach Rolf und ließ den vollen Blick auf ihm ruhen.

„Es hat sich so sonderbar gefügt; es ist gerade, als wäre es vorher bestimmt gewesen, daß der Bursch zu uns kommen sollte," fuhr sie verschlagen fort. „Es ist der Bursch, welcher gestern hier vorüberkam. Erinnerst Du Dich?"

„Ja, ich erinnere mich," sagte Rolf, ganz sicher gemacht, und lächelte dazu.

„Ich bin nur froh, daß er da ist," setzte sie schnell hinzu. „Denn der Alte wird hinfällig, und hier ist Jemand nöthig, der das Steuer führt . . . Eine Frau kann nicht viel ausrichten; sie ist nur die Hand, während der Mann der Arm ist."

Rolf antwortete Nichts, sah aber einen Augenblick lang das Mädchen fest an. Daß sie die Worte hinwarf gleich dem Saatkorn mit leichter Hand, das hatte Nichts zu bedeuten. Denn es war sicher, daß sie deshalb keineswegs daran dachte, auch nur ein einziges Korn zu verlieren. Das Mädchen blickte Rolf wieder an und lächelte. Aber je länger sie einander anschauten, desto größer ward der Abstand zwischen ihnen. In Rolf's Blick drückte sich Sicherheit und Selbstzufriedenheit aus, und in des Mädchens Auge leuchtete ein unruhiger Blitz nach dem anderen auf, so daß man nicht darüber klar werden konnte, was sie dachte und empfand.

„Der Arme!" seufzte Rolf.

„Seufzest Du des Burschen wegen?" fragte Eli lachend. „Er soll es schon gut haben."

„Es ist nicht Alles gut, was gut heißt," brummte Rolf.

„Aber das Beste . . . das ist doch wol gut genug?" fragte sie listig.

„Ah ja, greif' nach dem Sonnenschein, so fängst Du eine Mücke," sagte Rolf, wandte ihr den Rücken und ging langsam auf Gunnar los, der neben einem jungen Knecht stand und sich mit Hogni unterhielt, die bei jedem Worte lachte.

„Läufst Du Deiner Liebsten wieder fort?" rief Hogni Rolf zu. „Du kommst zu ihr und gehst von ihr . . . Du bist wie ein Perpendikel; Du bewegst Dich gleichmäßig hin und her!" Und

sie lachte, daß es in den Bergen wiederhallte, während sie die Hand voll weißer Kleebüschel hielt und sie Gunnar einzeln in's Gesicht warf.

Gunnar lachte und griff nach den Kleebüscheln, konnte aber keinen erhaschen. Schließlich wehrte er sich auf eine Weise, die dem Spiel ein Ende machte. Da wandte sich Hogni schmollend von ihm ab.

„Du mußt Dich vorsehen," sprach der Knecht mit einem leichten Hohnlächeln. „Wenn Du auf's Freien gehst, darfst Du nicht über den Bach setzen nach Wasser . . . denn Hogni wohnt auf der gleichen Seite wie Du."

Zornig fuhr Hogni ihn an und schritt dann über's Feld dahin.

„Woher kommst Du?" wandte Rolf sich an Gunnar.

Gunnar gefiel die Art zu fragen durchaus nicht; der ganze Bursch machte überhaupt keinen günstigen Eindruck auf ihn. „Ah . . . ich habe keine große Lust, auf die Frage zu antworten," sagte er.

„Man kann nicht immer nur seiner Lust folgen," entgegnete Rolf mit einem festen Blick auf den Burschen, dessen Antwort ihm gefallen hatte.

„Jeder Mann muß sich selbst zu rathen wissen," meinte der Bursch.

„Ja wohl," lächelte Rolf und schloß die Augen, „aber ein guter Rath ist nicht zu verachten."

„Wenn man ihn nöthig hat," warf Gunnar hin.

„Du hast wol niemals Rath nöthig gehabt?" fragte Rolf und ließ den Burschen nicht aus den Augen.

„Nicht groß."

„Er war erwachsen, bevor er geboren wurde," lachte der Knecht.

„Wenn Du einmal einen Rath nöthig hast," sprach Rolf, „so komm zu mir nach Skagge; ich werde Dir dann rathen." Und mit diesen Worten wandte er sich um und ging.

„Dann komme ich niemals nach Skagge," rief Gunnar ihm nach.

„Das wird auch gerade so gut sein," sagte der Knecht. „Denn so lange Gott Jahr um Jahr werden läßt, siehst Du Rolf nach Stormoen steuern. Wenn er aber einmal Eli als Frau nach Skagge führt, kann es möglich sein, daß er dann dort eine Zeitlang aushält."

„Das ist ein braves Mädchen, das er bekommt," rief Gunnar aus und sah hinüber nach Eli, die noch in der Hausthüre im vollen Sonnenglanze dastand.

„Ja, das ist sicher," antwortete der Knecht, „und was sie mitbringt, ist noch besser ... Aber wie viele Freier hat sie gehabt! Es giebt keinen Burschen in der Bygd, der sich nicht um sie beworben hätte."

„Wird sie bald heirathen?" fragte Gunnar.

„Wend' Dich einmal an Rolf, ob er nicht bald um sie anhalten will."

„So, es ist also noch ungewiß mit den Beiden?" fragte Gunnar und sah wieder hinüber zu dem Mädchen.

Aber gerade als wäre der Blick eine an sie gerichtete Aufforderung gewesen, kam jetzt das Mädchen schnellen Schrittes dahergegangen und blieb vor den beiden Burschen stehen. Vergnügt und freundlich lachend ließ sie sich mit ihnen in ein Gespräch ein. In ihrem Wesen kam nicht ein einziges Mal auch nur ein Blitz jenes Uebermuthes zu Tage, mit dem sie sonst so gern und so oft Die zu treffen und zu verwunden wußte, mit denen sie sprach. Auf dem Gesichte des jungen Knechtes spielte ein leichtes, verlockendes Lächeln, das kam und ging und Licht und Farbe wechselte wie der Sonnenstrahl im Thautropfen. Diesem Lächeln lachte und winkte sie zu und gab es spielend zurück — da begegnete sie Gunnar's hellgrauem Auge. In Gunnar's Auge lebte ein Blick, der ihr tief in die Seele drang und Auskunft zu begehren schien über Alles, was er sah; ein Blick, der nichts Neues erfahren, aber Bescheid wissen wollte. Sie aber sah ihn mit den dunklen, blitzenden Augen an, daß er das Forschen vergaß, daß er verwirrt und verlegen ward. Da wandte er den Blick ab. Eli wußte genau, daß Rolf dastand und zu ihnen hinübersehe — und wenn er jetzt sich nicht ärgerte, konnte sie es nicht begreifen.

Es war wirklich so, wie das Mädchen gedacht hatte. Rolf war diesmal, während er schläfrig zusammengesunken an seinem Hause lehnte, lange nicht so selbstbewußt und zufrieden, sondern weit unruhiger als bei früheren ähnlichen Proben, denen Eli ihn unterworfen hatte. Er hatte kurz zuvor Gunnar in's Auge gesehen so lange und so tief, daß ihm auch nicht eine Falte im Inneren des Burschen verborgen geblieben war. Einer solchen ernsten, selbstbewußten Sicherheit, wie Gunnar sie zur Schau trug, war Rolf noch nicht begegnet und es war ihm vollständig klar, daß der Bursch mit sicherer Hand ergriff, was er begehrte, ohne viel zu fragen — und daß er zugleich auch ganz gewiß nie und nimmer begehren würde, auf das ein Anderer zuvor die Hand gelegt hatte, und wenn es auch noch so gering war.

Als Rolf so den Fähigkeiten und Tugenden eines Anderen

volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wuchsen die eigenen Fähigkeiten in seinen Augen gewaltig schnell in die Höhe, ja, sie überragten bald diejenigen Gunnar's. Rolf fühlte, daß er ein Mann sei, ja nicht nur ein Mann, sondern auch Herr. — In dem Bewußtsein richtete er sich hoch und stolz auf, schüttelte das schläfrige Hinbrüten ab und stand leuchtenden Blickes da und seiner vollen Manneskraft sich bewußt.

Es war Rolf klar, daß er siegen mußte, wenn er es ernstlich wollte ... Denn in der Seele des Mädchens lebte trotz allem Spott und leichtem übermüthigen Spiel doch ein furchtsamer, scheuer Gedanke. Rolf hatte diesen scheuen, furchtsamen Gedanken eingefangen, als er in einem unbewachten Augenblicke, gleich dem ersten Schmetterling, der noch den Lenzreif auf dem einen und den Sonnenschimmer auf dem anderen Flügel trägt, hinausgeflattert war ... Rolf beschloß, das Mädchen in die Enge zu treiben und ihm einen solchen Zweifel an sich selbst einzuflößen, daß Eli sich so unsicher fühlen mußte, als ob sie auf schwanker Eisscholle im Strome dahintrieb. Eher gewann er nicht die nöthige Ueberlegenheit, die Herrschaft, das volle Selbstbewußtsein, — und sicher und selbstbewußt wollte er sein.

Mit diesem Gedanken schlug Rolf den Richtweg ein, den er selbst in schräger Linie über das Feld von einem Gehöft zum anderen getreten hatte. Er ging stets, als ob er die Schritte zähle; er hatte auch ganz gewiß die Schritte gar oftmals gezählt. Doch das war nicht der Grund, weshalb er den Weg mit so gemessener Genauigkeit zurücklegte und jedesmal wieder in die alte Spur trat, nein, der Grund war: er wollte einen Weg für Eli bahnen. — Denn es stand Rolf doch schließlich immer vor den Gedanken, daß eines schönen Tages Eli zu ihm nach Skagge kommen würde. Sie sollte dann einen ebenen, festen Richtweg finden.

Nach Feierabend und nach vollendeter Arbeit saß Eli auf der Schwelle des Hauses mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, während ihr Vater mit seiner Pfeife in der Thüre lehnte.

„Ich kann nicht begreifen, wo Rolf heute Abend bleibt," sprach er leise vor sich hin und sah nach Skagge hinüber.

Eli sah gleichfalls hinüber und dachte das Gleiche, obgleich sie doch mehr oder weniger den Grund von Rolf's Fernbleiben wissen mußte. Indessen nahm sie sich nicht die Mühe zu antworten, weil sie bitterböse auf Gunnar war. Den Grund, weshalb sie zornig war, wußte sie sich zwar nicht zu erklären und wollte sich auch nicht weiter den Kopf deshalb zerbrechen, aber Gunnar saß dort auf einem Stein am Wege, tief in Gedanken versunken. Weshalb kam er nicht zu ihr und knüpfte ein Ge-

ſpräch mit ihr an? Woran dachte er? ... Dachte er an ſie? ... Er hatte ſie mit einem ſo eigenthümlichen Blick angeſchaut, daß ſie ſich nicht klar war, ob eine Abweiſung oder eine Bitte in dem Blick gelegen hatte; jedenfalls war der Blick anziehend und verlockend geweſen, das wußte ſie gewiß .... Solcher Hochmuth! Und ein einfacher Tagelöhner!

Aber hätte Eli des Burſchen wehmüthiges Antlitz geſehen, wie er ſo daſaß und ſchwermüthigen Blickes über den Fluß ſah, ſie würde anders geurtheilt haben, obgleich ſie keineswegs ein klares Urtheil beſaß und Manches für baare Münze nahm, was durchaus keinen Anſpruch darauf machen konnte. Sie hatte längere Zeit nöthig, um das Rechte und Gute vom Schlechten und Falſchen zu unterſcheiden, wenngleich auch eine innere Stimme ſie meiſtens vor dem Falſchen warnte. Schon als Kind fühlte ſie einen unbezwinglichen Hang, halbreife und unreife Erdbeeren abzupflücken, obſchon ſie die reifen Beeren vorzog; ſie fühlte eine unüberwindliche Luſt, die Blume zu brechen und dann ſie fortzuwerfen.

„Da kommt Rolf!“ rief der Alte vergnügt aus und trat vor die Thüre. Eli ſah auf. Ja, ganz richtig: Rolf kam auf dem Richtweg daher; ſeine Hüften bewegten ſich regelmäßig bei jedem Schritt. Eli lachte leiſe vor ſich hin, und in ihrem hübſchen Geſicht zuckte es wie leichter Spott. Dann ſah ſie wieder zu Gunnar hinüber. Hogni ging auf ihn zu, warf ſich an ſeiner Seite in's Gras und wandte ſich erglühend und lachend ihm zu. Das beunruhigte Eli keineswegs. Denn Hogni war noch niemals einem Anderen als ſich ſelbſt hinderlich geweſen.

So war es auch. Hogni beſaß ein ausgeprägtes Gefühl ihres natürlichen Rechtes: ihr kam ebenſo gut ein Liebhaber zu wie allen Anderen auch. Aber ſie trug eine ſolche Ueberfülle von Lebensluſt und Lebenskraft in ſich, daß es ihr unmöglich war, ruhig zuzuſehen, wie Sitte und Herkommen es geboten.

„Du!“ unterbrach ſie des Burſchen Grübeleien.

„Was?“ fragte er und ſah ſie gleichgültig an.

„Du ſollſt Garn zu Strümpfen haben.“

„Ja ſo.“

„Ich werde Dir die Strümpfe ſtricken.“

„Das wäre hübſch.“

„Höre!“

„Na?“

„Du ſollſt Dich nicht weiter um das Mädchen dort bekümmern.“

„Um welches Mädchen?“ fragte er trocken.

„Eli. Verstehst Du denn nicht?"

„Ich habe nichts zu schaffen mit ihr."

„Oho!" lachte das Mädchen. „Du hast nichts mit ihr zu schaffen? Sie ist doch Deine Herrin."

„Ah, das weiß ich nicht," antwortete kalt der Bursch. „Die Arbeit ist ihr Recht; meins ist Kost und Lohn. Im Uebrigen bin ich ein freier Mann." Damit erhob er sich und ging in die Gesindestube, ohne auf irgend Jemand auch nur einen einzigen Blick zu werfen.

So ging das Leben dahin auf Stormoen. Der eine Tag nahm den anderen ruhig bei der Hand und führte ihn in die Ewigkeit, ohne irgend eine Spur als das Gepräge der Alltäglichkeit zu hinterlassen. Rolf's Leben und Benehmen stand klar vor ihm aufgezeichnet wie auf einer Tafel; er hatte nur nöthig, für jeden Tag, der dahinging, einen Strich auszuwischen, dann war er fertig. Eli webte mit unsicherer Hand und veränderlichem Willen an dem bunten Netz ihres Lebens. Und Gunnar, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, ging schweigend und einsam umher. Es war auch kein Grund vorhanden, Dem nachzuforschen, was er in seinem Inneren verbarg. Denn er war weder nachdenklich noch träumerisch, sondern er that immer und zu jeder Stunde vollauf seine Pflicht, und das Bewußtsein erfüllter Pflicht stärkte ihn und machte ihn freudig und selbstbewußt. Aber Eli konnte die langweilige, träge Ruhe länger nicht ertragen. Weil mit guten Worten und freundlichem Lächeln der Bursch sich nicht aus seiner Ruhe bringen ließ, trat sie ihm näher; Gunnar wich unwillkürlich furchtsam zur Seite vor all' der verlockenden Milde, mit welcher das Mädchen sich bestrebte, ihn in einen Kreis von Licht und Freude zu ziehen. Denn diese Freude und lichtvolle Güte, das fühlte er tief im Herzen, waren nur ein Darlehen, das er nicht anzunehmen wagte, weil schon der nächste Tag ihn zurückschleudern konnte in der Armuth Bann und Dunkel. So ließ er sich vom hellen Sonnenschein umspielen und umleuchten, und seine ebenmäßige Ruhe verließ ihn nicht, obgleich die Sehnsucht ihn gar oftmals verlockend antrieb, Milde mit Milde und Freude mit Freude zu erwidern.

In solchen Augenblicken, in denen sein Herz einem Lebensglück entgegenschlug, nach dem er nicht wagen durfte die Hand auszustrecken, flog ihm eine Erinnerung durch die Seele, hurtig und schimmernd, wie eine Schwalbe dahinschießt und einen langen Lichtstreifen nach sich zieht. Er erblickte vor sich ein jugendliches feines Angesicht, von trotzigem blonden Haar eingerahmt, das sich im Nacken ringelte, und er wußte, daß er dort ein Lebensglück

hätte erreichen können, hundertmal größer und schöner als dasjenige, das hier ihm winkte. Und deshalb neigte er weder dem einen noch dem anderen sich zu, sondern bewahrte seine kalte, stolze Ruhe. Den schimmernden, sonnenflimmernden Gesichtskreis, der in freie, weite Lebensbahnen ihn verlockte, preßte er zu einem engen, eisenfesten Ring zusammen. Er war heimathlos; Unglück und Scham hatten seine Kindheit mit ihren bitteren Thränen großgesäugt; er war nicht aufgewachsen in wohnlichem Heim, beim knisternden, sprühenden Kaminfeuer; kein Segen ruhte auf ihm . . . er konnte nicht glücklich werden; — so wollte er wenigstens nützlich sein.

Mit dieser stolzen, kalten Macht in sich errang er den Sieg über Eli's freundlich verlockende Güte. Wenn sie ihm gütig und liebevoll begegnete, gab er ihr Dank und Güte zurück, aber in seinem Auge war ein Schimmer wie kaltes, blauklares Gletschereis. So oft Eli diesem kalten Strahl begegnete, glaubte sie, das Eis solle zerschmelzend zerthauen; aber es schmolz und zerging niemals.

Da ereignete es sich eines Tages, während Alle beim Vesperbrot saßen, daß Guri gebückt und stöhnend über den Hof daherkam.

„Da kommt Guri Fladhaugen!" rief Mons aus und sah zum Fenster hinaus.

Gunnar blickte auf; er fühlte einen Stich, aber er faßte sich schnell und war entschlossen, sich mit keiner Miene zu verrathen.

„Gott und Vater!" fuhr Eli lachend auf. „Nun kommt die schlechte Zeit zu Ehren! Ihr müßt Löffel und Messer fortlegen, Burschen, und mit den Fingern essen. Denn das ist Gott wohlgefällig."

„Guten Tag allesammt," fauchte Guri zur Thüre hinein und sah sich wie ein hungriger Raubvogel in der Stube um.

„Guten Tag, guten Tag!" boten Mons und Eli in einem Athem, und Eli stand auf von ihrem Sitz, um Guri den Platz an der Seite des Vaters einzuräumen.

„Bemühe Dich meinethalben nicht," sagte Guri, „ich befinde mich hier am Besten." Dabei ließ sie sich auf der Thürschwelle nieder.

„Sieh, hier ist ein frisches Weißbrot, Guri," sagte Eli weich und einschmeichelnd. „Du kannst es gut beißen."

„Ich kann auch altes Brot beißen," brummte die alte Frau, nahm aber doch das Weißbrot mit Vergnügen an, brach dann von dem auf dem Tische stehenden Käse mit der Hand ein Stück ab, das sie zwischen den Fingern zerbröckelte und auf das Brot streute. Dann leckte sie jeden Finger einzeln ab und sah mit

einem Auge Eli listig von der Seite an. Diese that ganz unbekümmert und ließ den Blick über Alle ruhig dahinschweifen.

„Das Geringste ist das Beste," begann kurz darauf die alte Frau wie als Antwort auf eine Anrede. „Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Man kann sich nicht der Zeit entgegenstemmen, sagt man . . . Man muß sich nicht von allem Neuen anziehen lassen, behaupte ich . . . Ein Mensch soll Etwas für sich allein sein, aber heutzutage ist Alles verwischt und jede Eigenartigkeit verschwunden; es ist vorgeschrieben, wie man denken und handeln soll" . . . Und so brummte sie noch vieles Unverständliche vor sich hin.

Es war ein alter Sermon, den Alle kannten. Deshalb antwortete auch Niemand darauf. Darüber ärgerte sich Guri. Kurz darauf richtete sie die stechenden Augen auf Gunnar. „Wie ich sehe, ist ein Neuer auf's Gehöft gekommen."

„Ja," antwortete Mons Haldorsen. „Auf solch' einem Hof hat man Arbeitskräfte nöthig."

„Solch' ein Hof!" wiederholte Guri ein wenig höhnisch. „Es giebt viele solche Gehöfte, aber nicht so viele unnütze Arbeitskräfte wie hier . . . Sieh nach Sönstelien! Dort sind zwei Burschen weniger, und doch geht's eben so gut."

Zum ersten Mal sah Gunnar auf. Sein schneller Blick begegnete einem schlauen Lächeln der alten Frau. Da wandte er die Augen wieder ab.

„Ah," wendete Mons ein, „wenn ein Mann wirthschaftete auf Sönstelien, da würde es doch noch weit besser gehen . . . aber wo eine Frau die Wirthschaft führt . . ."

„Inga auf Sönstelien versteht eben so gut zu wirthschaften wie jeder Mann," fiel Guri ihm hitzig in's Wort.

„Ich denke doch, es wird sich noch so machen, daß ihr Schwager für Inga wirthschaftet," sagte Mons vorsichtig.

„Der arme Schlucker," lachte Guri höhnisch und sah wiederum mit einem verstohlenen Blick zu Gunnar hinüber. „Ja, wenn er einmal die Wirthschaft führt, wird Manches geschehen, was nicht gut ist. Er ist übrigens auf dem Wege hierher . . . Ich war dort unten beim Pächter und sah Jakob Tvärbo auf das Haus zukommen . . . Da nahm ich meinen Stock zur Hand und machte, daß ich fortkam. Denn mit dem Kerl habe ich nicht gern Etwas zu thun; ich gehe lieber allein."

„Stille!" sagte Eli, „da tritt Einer in den Hausflur; ich denke, das ist er." Sie eilte zur Thüre und öffnete sie. Sie wich aber unwillkürlich zurück, als sie sah, daß es wirklich Jakob war.

Er trat in die Stube, blieb aber an der Thüre stehen, in

Demuth förmlich versunken und ließ seinem „guten Tag" ein fast kindisches Lächeln folgen. Darauf hielt er die Hand vor den Mund und spie fein säuberlich seitwärts aus. Dann erst trat er näher. Als er endlich entschuldigend und mit tausend Danksagungen sich niedergelassen hatte, um sich an Speise und Trank zu erlaben, die ihm angeboten worden waren, kam ein so weicher, demüthiger Ausdruck, ein so ergebenes, niedergeschlagenes Wesen über ihn, daß es schien, als müsse er jeden Augenblick völlig zusammenbrechen.

„Wol auf dem Weg nach Sönstelien, nicht?" fragte Mons und schob Jakob den gefüllten Bierkrug hin.

„Ah ja," antwortete Jakob und nahm den Krug so demüthig und behutsam in die Hand, daß es aussah, als wolle er den leblosen Gegenstand um Verzeihung bitten, daß er ihn berühre. Und dann bat er fast den Tisch um Vergebung, weil er mit dem niedergesetzten Krug ihn belästigen mußte. Schließlich wischte er den letzten Tropfen mit einer Kußhand sich vom Mund.

Guri saß am Tischende; in ihr kochte der Zorn; man sah es ihr deutlich an. Was sie eigentlich derart in Harnisch gebracht hatte, war nicht so leicht zu ergründen. Ein Blitz nach dem anderen zuckte aus ihren kleinen Augen. Der eine Blitz schlug in den silbernen Krug, der vor Mons stand, der andere traf eine bunte irdene Schale mit Fleisch, die in Eli's Nähe sich befand. Dann streifte der Blitz Gunnar und fuhr im Zickzack nieder auf Jakob Tvärbo's dünnes, rothbraunes Haar, in welchem endlich das funkelnde Feuer des elektrischen Stroms erlosch.

„Du hast nun auch Niemand mehr, der sich um Dich bekümmert," sagte Mons langsam. „Deine Frau ist todt und Kinder hast Du nicht . . . ."

„Gott hat es so gefügt," seufzte Jakob, und um seine Mundwinkel zuckte es schmerzlich.

„Du solltest Deines Bruders Frau nehmen," warf Eli hin.

„Meines Bruders?" wandte Jakob sich sanft an Eli. „Meines Bruders, der todt ist?"

Gunnar schaute mit großen Augen auf, als sähe er plötzlich eine Gestalt vor sich emporsteigen. Aber als fühle er dadurch sich beunruhigt, senkte er wieder wehmüthig den Blick.

„Ja, ich meine, Du kannst den Todten bei den Todten ruhen lassen, und Du, der Du lebst, kannst die Lebende nehmen . . . . Inga ist nun anderthalb Jahre Wittwe gewesen. Das Gesetz hindert sie nicht, sich wieder zu verehelichen."

Gunnar bebten die Hände, und das Blut schoß ihm purpurroth in's Gesicht. Er fühlte sich von einer wundersamen Scheu

ergriffen und wagte kaum aufzusehen, damit Niemand seine Gedanken errathe. Aber wenn er auch die Augen niederschlug, Guri's kluger Blick drang ihm doch bis auf der Seele Grund, und sie nickte ihm verständnißinnig zu. Aber zugleich kam der frühere Ernst wieder über ihn; er nahm seine gewöhnliche kalte Miene an.

„Da muß unser Herrgott entscheiden," seufzte Jakob und neigte sich demüthig auf die Seite.

„Ich bin überzeugt, Du baust mehr auf Das, was Du entscheidest, als auf Dasjenige, was unser Herrgott entscheidet," fügte Eli hinzu.

„Nein," antwortete Jakob und richtete sich ein wenig gerade. Jeder hat mit sich selbst zu thun .... Ich glaube auch, daß Inga Hülfe nöthig hat; sie ist nicht im Stande, allein den großen Hof zu bewirthschaften. Und außerdem setzt Knud Nordigaarden ihr allerlei dummes Zeug und Schreckbilder in den Kopf, und man weiß nicht, wie so Etwas endet .... Ich will mich ihr anbieten. Was dann geschieht, steht in Gottes Hand. Denn der Herr kann zerstören und aufbauen."

„Jakob Tvärbo meint, daß Gott seinen Bruder traf, um ihn selber aufzurichten," schleuderte Guri mit einem stechenden Blick ihm zu.

„Mein Bruder ist ein guter Mensch gewesen," sagte Jakob mit Würde. „Inga muß ihm ihr Lebelang dankbar sein."

„Inga hat Gott und Niemandem sonst zu danken," fuhr Guri ihn an. „Ich habe Even am Hochzeitstage auf seine junge Frau lostaumeln sehen und geschaut, wie er die Arme ausbreitete nach ihr, gerade als wenn ein Bär die Tatzen nach einem Lamm ausstreckt. Aber im selben Augenblick lag Even schon am Boden und stand nie mehr auf ...." Nach dieser Rede sah Guri sich stolz ringsum. Hatte irgend Jemand eine Antwort auf ihre Worte? Nein, Alle schwiegen. Da spielte ein munterer, lebhafter Ausdruck auf ihrem Gesicht.

„Ich meine, es ist am Besten, Du hältst Dich fern von Sönstelien," fügte sie dann hinzu und nickte zu Jakob hinüber.

„Ich kann dennoch hingehen," erwiderte Jakob sanft. „Ich trage keinen sündhaften Gedanken in mir ... ich gönne Inga das Beste."

„Das Beste bist Du selbst, weißt Du," lachte Guri, faßte sich aber schnell und spie zur Seite aus.

„Das ist ja gerade, als wäre man eine Natter," wandte Jakob sich an Mons.

„Ja, wenn Du nicht eine Natter bist, dann bist Du eine

häßliche Schnecke; beides sind Kriechthiere," antwortete Guri. „Halte Dich am Boden, Vater, verkriech' Dich dort und friß Pilze . . . Du kannst die Sonne nicht ertragen und scheuest das Licht."

„Man kann Alles ertragen, was gut ist," erwiderte Jakob; in seinen Augen funkelte ein gelber Schein; er war in diesem Augenblick weder demüthig noch fest, er sah nur nicht mehr so zusammengeknickt aus.

„Kennst Du die Sonne im Siljethal,
„Kenneſt Du sie?"

sang Guri gegen Gunnar gewandt und nickte ihm mit schlauem Lächeln zu. Der Bursch aber wandte sich ab von ihr. Denn er wußte nicht, ob er in Guri's Benehmen Rache oder Spaß sehen sollte, und er wollte seine Gedanken mit Niemandem theilen.

Zugleich aber sah auch Eli sich nach ihm um und wunderte sich über sein Aussehen. Es war auf einmal ein ganz anderer Geist über ihn gekommen, seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten, und es schien, als habe er in dieser Stunde Alles, was bisher ihn bedrückt hatte, von sich geworfen. Er war plötzlich wie verwandelt. Eli bemerkte es wohl, aber welchen Grund das gänzlich veränderte Wesen hatte, begriff sie nicht.

Gunnar war in dieser kurzen Zeit in einen ganz neuen Zustand, in ein neues Leben versetzt. Inga war wol eine Frau, aber sie war trotzdem nicht verheirathet! — In Gunnar tauchte wieder die Erinnerung auf, wie er Inga, als er sie am Ufer des Flusses getroffen hatte, das Kopftuch zornig zugereicht hatte, als ob sie seinen Hohn und seinen Zorn verdient hätte, weil sie sich vermählt und nicht bedacht hatte, daß eines Tages ein junger Bursch vor sie hintreten könnte, in dessen Herzen verlangende Sehnsucht brannte. Er schämte sich jetzt vor ihr und vor sich selber, er wollte das Geschehene wieder gutmachen. Aber wie? Denn dort saß ja der Mann, welcher auf dem Weg zu ihr war, um sie auf den rechten Pfad zu leiten und ihr nützlich sich zu machen. Und wenn Gunnar die Blicke auf Guri lenkte, und bedachte, wie sie soeben noch so gut von Inga gesprochen hatte, so ward es ihm mehr und mehr klar, daß alle die bösen Worte, welche sie damals ihm entgegengeschleudert hatte, ihren Ursprung in dem unbegreiflichen und heftigen Zorn gehabt haben mußten, den sie über Jakob ausgeschüttet hatte . . . Und dann betrachtete der Bursch diesen näher. Nein, das Gesicht konnte er nicht leiden. Und doch war Jakob Tvärbo's Angesicht jetzt glatt und ruhig; er verzog keine Miene, man konnte aus seinem Gesicht weder Gutes noch Böses herauslesen; nur das Auge

funkelte unruhig. — Der Bursch fuhr fort ihn anzustarren, während das Gespräch sich anderer Gegenstände bemächtigte. Da stieg in Gunnar eine Kindheitserinnerung auf: als er ein zehnjähriger Knabe war, sah er einmal eine ziemlich große Natter unbeweglich quer über den Weg liegen. Er hatte die Schlange von allen Seiten betrachtet und war um sie herumgegangen, ohne daß das Thier auch nur das geringste Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Und doch war Leben in ihm: denn die Zunge spielte ab und zu hervor. Da entfernte sich Gunnar endlich von der Schlange; aber es ließ ihm keine Ruhe; er mußte das Aeußerste wagen: er versetzte dem Reptil einen Fußtritt, daß es über den Weg dahinflog. Aber im gleichen Augenblick zischte es auch wüthend gegen ihn auf und schien plötzlich gewachsen zu sein . . . Und auch in Jakob's Natur lag nach Gunnar's Meinung Etwas von der Schlange. Er war vollkommen überzeugt, daß auch Jakob in einem einzigen Augenblick sich zu einem wilden und verzweifelten Widerstand aufzuraffen vermöge. Die Erinnerung, welche fast gänzlich ihm entschwunden und gerade jetzt wieder aufgelebt war, bestärkte ihn in seiner Meinung. Und dieser unheimliche, treulose Mensch war nun auf dem besten Wege, sich in ein unschuldiges Herz einzuschmeicheln und hineinzulügen. Auf einen Menschen, der selbst nicht den geringsten inneren Halt besaß, sollte Inga sich stützen; an solch' einem Menschen sollte jugendliche Verzagtheit, weibliche Scheu und Schwäche sich aufrichten. — Der Bursch hatte gar keine Zeit, nachzudenken über das Alles. Es überkam ihn auf einmal schwer und wuchtig wie eine Centnerlast und schoß ihm wie eine bange Ahnung durch die Seele. Er stand vom Tisch auf, nahm seine Mütze und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf trat auch Eli zum Haus hinaus und sah sich nach dem Burschen um. Es war ebenfalls wie eine Ahnung über sie gekommen, wie eine Art Verständniß war es auf einmal ihr aufgedämmert. Als sie Gunnar nirgends erblickte, ging sie mißgestimmt in's Zimmer zurück.

„Ich denke, der Bursch ging seiner Wege," sagte Guri mit einem eigenthümlichen Lächeln zu dem Mädchen.

„Er ist schon werth, daß man sich um ihn bekümmert," antwortete Mons. „Er ist ein braver Bursch: thatkräftig und flink."

Gunnar war mittlerweile schräg über das Feld gegangen, hatte die aufgethürmte Steineinhegung, welche den bebauten Acker von den übrigen Ländereien schied, übersprungen und schritt rasch und entschlossen auf dem Wege nach Sönstelien dahin. Ein einziger Gedanke nahm seine ganze Seele ein und stand klar und

deutlich vor ihm. Und dieser eine Gedanke zog ihn mit magischer Gewalt, zog ihn unwiderstehlich nach Sönstelien. Dorthin wollte und mußte er. Was er dort zu thun gedachte, war ihm allerdings nicht klar. Nur das Eine wußte er wiederum sicher, daß kein sündhafter Gedanke ihn rief. Das Bewußtsein tröstete ihn, machte ihn stark und war ihm vorläufig genügend. Vor ihm sollte Inga Frieden haben. Aber er wollte ihr auch Frieden und Ruhe verschaffen vor allen Anderen, die ihr lichtes Dasein trübten; er wollte sie schützen und vertheidigen. Auf welche Weise — das mochte Gott ihm eingeben, wenn die Zeit kam. In diesem großen, guten Gedanken wehte es ihn so erquickend, so friedevoll an, daß er sich so gehoben fühlte, so freudig stolz wie nie zuvor. Ja, das war ein Streben, dem er sich ganz zu eigen geben konnte, ein Streben, das die Seele erhob über das Alltagsempfinden. Wenn er mit Gottes Beistand in Ehren den Streit zu Ende kämpfte — da ward ihm wol schließlich auch eine kleine heimliche Freude zu Theil — vielleicht auch einmal ein schöner, reicher Herzenstrost. Er konnte und wollte den Gedanken nicht ausdenken. Denn er besaß ja nichts an Geld und Gut, er war blutarm und hatte nur darauf zu achten, daß Mißtrauen nicht den Boden unterhöhlte, darauf er stand. Denn wo das Mißtrauen einmal erwacht ist, reicht gar oftmals die treueste, aufopferndste Arbeit eines langen Lebens nicht hin, das wuchernde Unkraut mit der Wurzel auszurotten.

Ja, er wollte Inga nur schützen und allzeit sie vertheidigen. Dieser Gedanke ward in ihm immer heller und klarer, so hell und klar wie der blitzende Stern, der zu Häupten ihm funkelte. Der Gedanke weckte sonnig die Jugendfrische auf in ihm zu neuem pulsirenden, quellenden, schwellenden Leben, daß es in dieser Stunde dem Burschen erschien, daß er Alles erreichen und ausführen könne, was er wolle. Wie machte es ihm die Seele, das Herz so frei und leicht, als er den Jugendmuth in einem großen Entschluß so mächtig und siegreich wachsen und aufflammen fühlte! Wie warf er alle kleinlichen Bedenklichkeiten unbekümmert von sich, wie schwellte das Vertrauen so voll und schön die Segel!

4.

Der Tag ging bereits zur Ruhe, als der Bursch den Fluß überschritt und den Grund und Boden von Sönstelien betrat. Die Arbeit war beendet, und die Abendstille sank friedemild nieder auf die müde Welt. Der dunkle Fichtenwald auf den Bergen stand ernst und feierlich da, während die sinkende Sonne einen

freundlichen, goldschönen Abschiedsblick zwischen die dunklen Stämme warf. In dem lichtblauen Aether des Himmels zog ein großer Adler seine weiten Kreise, ruhig und gemessen wie zu einem Probeflug, und bewegte nur hin und wieder langsam die mächtigen Schwingen, wenn er die Richtung änderte.

Der Bursch machte Halt und trocknete den Schweiß von der Stirn. Er fühlte die Anstrengung des schnellen Marsches, fühlte wieder alle die kleinen Bedenklichkeiten aufsteigen, die ihm schon einmal genaht waren, als er das Wagniß zu unternehmen beschlossen hatte. — Es kam ihm vor, als lugten überall aus Fels und Busch und Baum alte Weiber hervor, die den Kopf schüttelten; als winkten ihm frische junge Mädchen zu und wendeten sich kalt wieder von ihm ab; als träten stolze, schöne Jünglinge auf, die allen Spuk verscheuchten; . . . als sähe schließlich ein schäbiger, schmutziger Kerl mit einem häßlichen, frechen Blinzeln des Auges nach Sönstelien hinüber und maßte sich das Recht an, sich zu ihm zu gesellen für's Leben. . . .

Der Bursch athmete schwer und suchte sich gewaltsam aufzuraffen. Da sah er zufällig zur Seite . . . Auf dem Hofplatz, in der Nähe des Hauptgebäudes, lag ein alter Hauklotz, der von Gras und Kraut umwuchert war, und auf diesem saß Inga, in der gleichen Tracht, in welcher der Bursch das erste Mal sie erblickt hatte, während die rothen Sonnenstrahlen sie umspielten. Das Haar fiel kurz und kraus über den Nacken herab, eine große weiße Schürze bedeckte ihren Schooß. Sie saß ein wenig gebückt da und hielt die Hände um's Knie geschlungen, während sie das Antlitz mit einem schwermüthigen Ausdruck der untergehenden Sonne zukehrte.

Ja, er wollte es wagen! Mit diesem Entschluß ging er auf Inga zu. Das Herz klopfte ihm, als müsse es ihm die Brust zersprengen, aber die Hoffnung schlug seinen Verstand siegreich aus dem Felde. Er fühlte jetzt, was Glück war, aber er besaß Stärke und Selbstbeherrschung genug, diesem aufquellenden, jubelnden Empfinden einen anderen Namen zu geben.

Inga vernahm Schritte und wandte das Angesicht. Sie erkannte den Burschen auf den ersten Blick; aber sie fuhr nicht erschreckt empor, noch legte sie irgend eine Ueberraschung an den Tag. Nur ihr bleiches Angesicht ward von einer tiefen Röthe übergossen, und einen Moment darauf war es bleich wie zuvor, vielleicht noch einen Schein bleicher.

Der Bursch bot guten Tag, konnte aber kein Wort weiter herausbringen, denn die Zuversicht und der kecke Muth, die während des ganzen Weges ihn beseelt, hatten ihn gänzlich verlassen.

als Inga die strahlenden Augen, in denen die ewige Frage zitterte, auf ihn richtete. Es stand klar vor seinem Geist, daß er in jener Stunde zu ihr gesprochen hatte, er wolle ihr Sein in sich aufnehmen, damit es ihm zu eigen sei für's Leben — und jetzt ward er sich bewußt, daß nicht allein er ihr Sein in sich aufgenommen und mit all' seines Herzens Trieben umrankt hatte, sondern daß auch sein Bild ihrem Herzen eingeprägt war, so lange das Leben leuchtete.

„Du hast Dich nicht beeilt mit dem Wiederkommen," brachte sie endlich hervor und lächelte ihn an.

„Ich dachte . . ." sagte der Bursch, brach aber plötzlich ab.

„Du dachtest ganz gewiß falsch," sprach sie mild.

„Ah ja," antwortete der Bursch, „man denkt allerlei Unrichtiges, aber es schadet ja Nichts."

„Sag' das nicht," sprach sie warnend. „Gott sieht jedes Menschen Gedanken, und Niemand entgeht der Strafe." Dann beugte sie demüthig das Haupt, und die Qual einer Sünderin sprach aus allen ihren Mienen.

Der Bursch schwieg und stand lauschend vor ihr . . . Das war ja auf's Neue der alte Grabeston, wie er an jenem Tage in der schwermüthigen Weise erklungen war. Es lebten zwei Töne in ihr: der eine klagte und strebte dem Tod entgegen, der andere klang sonnenfreudig auf zum Leben. Gunnar rang nach Worten, aber jedesmal verdrängte den ersten Gedanken ein anderer. Endlich hielt er einen bestimmten, männlichen Entschluß fest.

„Hör', Inga. Ich habe Dich Etwas zu fragen."

Sie fuhr auf wie in einem plötzlichen Schreck.

„Wovor fürchtest Du Dich?" fragte er sanft. „Ich komme nicht mit sündhaften Gedanken zu Dir."

„Das sage ich nicht," entgegnete sie hastig . . . „Aber das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf."

„Der Mensch hat doch nicht allein schlechte, sondern auch gute Gedanken, Inga," wandte der Bursch ein.

Inga sah flüchtig zu ihm auf, ließ dann aber die Augen wieder auf der sinkenden Sonne ruhen.

„Du mußt froh und freudigen Muthes sein, Inga," fügte der Bursch nach einer Weile hinzu. „Du hast so viel Gutes von Gott empfangen, daß Du ihm dafür Dank schuldig bist . . . Man kann dem Herrgott nicht besser danken, als wenn man sich über alle Dinge freut."

„Sich über alle Dinge freut!" rief sie vorwurfsvoll aus und

schlug die Hände zusammen. „Auch über die Sünde und das Böse?"

„Du mußt Dich bemühen, das Gute zu thun, so folgt Dir das Gute. Thue Niemand Unrecht, Inga, so ficht Dich auch das Böse nicht an ... Man muß nicht immer an die Sünde denken, sonst flieht das Gute."

Inga nahm sich zu einer Antwort zusammen; aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie dem Burschen in das klare Antlitz schaute, aus dem ihr ein so fester und doch so milder Wille entgegenleuchtete, daß sie unwillkürlich dieser Macht sich beugen mußte. Sie sah dem Burschen lange und tief in die Augen, bis auf der Seele tiefsten Grund schaute sie, und wie der Kranke sich Stärke und Kraft trinkt an einem Becher köstlichen Weins, so stärkte Inga ihr verzagtes Gemüth an des Burschen treuer, fester Seele. In solcher Weise hatte noch kein Mensch zu ihr gesprochen; noch nie hatte ein menschliches Auge so sie angeblickt.

Gunnar war wol fest in diesem Augenblick, aber er fühlte doch, daß es mit seiner Kraft zu Ende ginge, wenn Inga auf solche Weise tief und tiefer eindrang in seines Herzens Geheimniß. Sie mußte dann erkennen, was die Seele, das Herz ihm bewegte, — und dann? .... Nein, er mochte und konnte den Gedanken nicht zu Ende denken. „Ich wollte Dich Etwas fragen, Inga," brach er endlich das Schweigen.

„Mich?" fragte sie und schlug zugleich in sichtlicher Betroffenheit den Blick zu Boden.

„Ja. — Hast Du nicht Jemand nöthig ... einen erwachsenen Mann, der Dir die Bewirthschaftung des Gehöftes abnehmen könnte?"

Inga sah verwundert auf zu dem Burschen.

„Wenn das der Fall wäre, so wollte ich mich anbieten," fügte er rasch hinzu.

„Du?" rief sie lächelnd aus.

„Ja, ich," erwiderte er leise. „Du willst vielleicht nicht die Verantwortung in meine Hand legen?"

„Ah nein, das meinte ich nicht," setzte sie schnell hinzu. „Aber ich glaube, Du nanntest ... ich meine, Du sagtest ..." Dann schwieg sie.

„Einen erwachsenen Mann?" fragte er und lachte leise vor sich hin.

„Ja, Du bist doch kein erwachsener Mann!" rief sie lachend aus und richtete den strahlenden Blick auf ihn.

Es währte eine Zeitlang, bevor der Burſch eine Antwort fand. Denn ſein rechter Arm erinnerte ſich, daß er einmal ihren ſchlanken Leib umfangen und ſie an des Burſchen Bruſt gedrückt hatte. . . . Aber dieſer Gedanke ſchwand ſchnell dahin. . . . „Du mußt es mit den Jahren nicht ſo genau nehmen," ſtotterte er.

„Das thue ich auch nicht," ſagte ſie weich. „Aber ich wüßte nicht, daß ich Jemand nöthig hätte. Die Bewirthſchaftung des Hofes legt mir keine Laſt auf."

„Was heute nicht drückt, kann morgen läſtig werden. Man trägt nicht jeden Tag gleich viel."

„Kann ſein," ſeufzte Inga. „Gott der Herr kann uns in einem einzigen Augenblick treffen. Des Herrn Tag kommt als ein Dieb in der Nacht."

„Sprich nicht mehr ſolche Sachen," bat der Burſch herzlich. „Ich möchte ſo gern bei Dir ſein, und wenn Du mich nehmen willſt, ſo können wir beide Freude und Troſt haben. — Ich habe weder Vater, noch Mutter, noch ſonſt Jemand, der mich zwingen könnte, Dich zu verlaſſen. . . . Ich glaube, Du thuſt gut, mich zu nehmen und ich bin überzeugt, Du thuſt auch klug daran."

Inga ſaß eine Weile unſchlüſſig da, dann aber ſchlug ſie langſam die Augen zu dem Burſchen auf und es ſchien, als blicke ſie in die Zukunft. Gunnar hatte endlich die volle Feſtigkeit wiedergewonnen, und Inga fühlte ſich allmälig von der hohen ſittlichen Kraft ergriffen, die eine reine, edle männliche Natur einer bebenden Frauenſeele immer mitzutheilen weiß.

„Ich will Dich nehmen," ſagte ſie und ſtand vor ihm auf.

„Gut," antwortete der Burſch. Und es leuchtete in ſeinem Antlitz freudig auf. Denn ſie war ſo licht und ſtrahlend und auch ſo zart wie eine Lilie.

Da zuckte Inga plötzlich zuſammen, neigte ſich ſtark vornüber und ſah den Weg hernieder, der zum Gehöft führte. Der Burſch folgte ihrem Blick und fühlte ſich eben ſo unbehaglich berührt wie Inga. Aber Beide ſchwiegen. Ein Menſch kam langſam den Weg zum Gehöft herauf, mit abgemeſſenem, ſittſamem Gang, als ob er jeden Schritt in Selbſtverleugnung und Demuth thäte, — langſam und ſchleichend wie ein ungeſunder Nebel.

Der Burſch trat zur Seite; er wollte ſich nicht entfernen. Er ſah auf Inga. Obgleich ſie keine Spur von Furcht verrieth, war ſie doch ſo bleich geworden wie das Leintuch, das ihr Hals und Bruſt bedeckte.

„Der Menſch, welcher dort kommt, iſt der Bruder Deines

Mannes?" fragte der Bursch, mehr, um in diesem peinlichen Augenblick Etwas zu sagen, als nach einer Sache zu fragen, die er wußte.

„Ja," antwortete Inga und wurde zugleich glühend roth.

„Ich glaube nicht, daß er Dir Gutes bringt," wandte sich der Bursch entschlossen ihr zu. „Aber Du kannst ohne Furcht sein. — Ich denke Dir nicht allein mit Arbeit, sondern auch mit Rath und That zur Hand zu gehen."

Inga sah ihn mit einem dankbaren Blick an, aber da trat schon Jakob auf sie zu und reichte mit einem wohlgemeinten Gruße ihr die Hand. Er hatte auf den ersten Blick den Burschen wiedererkannt, that aber dessenungeachtet, als hätte er ihn niemals gesehen und ließ sich auf ein paar alten behauenen Stämmen nieder, die an der Seite des Wohnhauses lagen. Inga setzte sich in einiger Entfernung von ihm gleichfalls nieder, und der Bursch ging langsam auf die Seite.

„Ich habe so viel an Dich gedacht, Inga," begann Jakob.

„Das ist hübsch, daß Du an mich denkst," antwortete sie.

„Ach ja, Du Aermste, Dir ist eine schwere Last auferlegt worden in dieser Welt," seufzte Jakob und rückte Inga ein wenig näher. „Aber es steht geschrieben: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. — Even ward Dir genommen, Gott schenke ihm Frieden! Er hatte wol auch seine Fehler . . . Wer will verdammen? steht geschrieben, ah ja!" Dann trocknete er die Augen.

Inga neigte sich und weinte, und Gunnar pfiff einem Staar, der auf dem Dach des Hauses saß.

„Kommet zu mir, sagt der Herr," rief Jakob aus und sah zum Himmel auf. „Ich hätte Vielerlei mit Dir zu sprechen, Inga, und es wäre am Besten, wenn wir in's Haus gingen, denn ich sehe hier einen Fremden." Bei diesen Worten nickte er leicht zu Gunnar hinüber.

„Er ist mir nicht fremd," erwiderte Inga schnell und furchtsam. „Aber Du mußt Dich ein wenig beeilen mit Dem, was Du mir mitzutheilen hast, denn ich habe ein krankes Mädchen, nach dem ich sehen muß."

„Na, es ist auch nicht deswegen," antwortete Jakob ruhig. „Was ich Dir zu sagen habe, kann Jedermann hören. . . . Ich habe augenblicklich nichts Besonderes zu thun, und wollte deshalb Dich fragen, ob ich das Gehöft für Dich bewirthschaften soll — eine Zeitlang. Es ist Manches in Verfall gerathen."

„Das war brav gedacht von Dir," sagte Inga leise.

„Eine gute That, in Schwachheit empfangen und in Schwachheit geboren," seufzte Jakob. „Man weiß wol, wo man beginnt,

nicht, wo man aufhört. . . . Was mein Bruder an Deiner Mutter und an Dir zu thun gedachte, das will nun ich ausführen, und Gott der Herr möge seinen Segen dazu geben. Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen." Und dann neigte er sich ergebungsvoll tief zu Boden.

Inga hatte sich erhoben und stand regungslos vor ihm. Sie bedachte sich nicht, das sah man ihr an, aber sie bereitete sich auf eine Antwort vor, die nicht leicht zu geben war. Ein einziges Mal streifte ihr Blick flüchtig den Burschen, welcher mit den Händen in der Tasche in größter Ruhe in einiger Entfernung dastand. Als ihr Blick ihn traf, schien der seine sie an sich selbst und ihren eigenen Entschluß zu verweisen.

„Es weiß Niemand besser als ich selbst, daß ich gar oftmals um Rath benöthigt bin, und ich bin überzeugt, Du meinst es gut mit mir," nahm sie das Wort mit einem leisen Beben in der Stimme. . . . „Du kommst aber leider ein wenig zu spät . . . ich habe gerade den Burschen dort gemiethet."

„Den Knecht Mons Haldorsen's?" wandte Jakob sich an Gunnar.

„Ja," antwortete der Bursch und trat auf ihn zu.

Da gewann Jakob plötzlich ein anderes Aussehen und er schaute ernst und bestimmt drein. „Du bleibst nicht lange in der Stelle!" sagte er. „Du bist viel zu jung dazu . . . Du solltest lieber bleiben wo Du bist und Dir Wohlwollen zu erringen suchen . . . Das ist nöthig, wenn man fremder Leute Brod ißt."

„Wohlwollen habe ich nöthig und hast Du nöthig," antwortete der Bursch.

„Es thut nicht gut, vorlaut und naseweis zu sein," schleuderte Jakob ihm entgegen und drehte ihm geringschätzig den Rücken zu.

„Und es thut noch weniger gut, ein Schleicher zu sein," antwortete lachend der Bursch.

„Es scheint mir, Du hast Dich überrumpeln lassen," wandte Jakob sich an Inga, ohne den Burschen auch nur noch eines Blickes weiter zu würdigen. „Aber noch ist es Zeit, Du kannst Dein Wort zurücknehmen; man hat nicht nöthig, einem Landstreicher sein Wort zu halten."

In des Burschen Antlitz flammte es zornig auf, aber er nahm sich zusammen und schwieg. Denn Inga neigte das Haupt auf eigenthümlich willenskräftige Weise, — vor einigen Jahren noch hatte sie den Kopf übermüthig in den Nacken zurückgeworfen, jetzt beugte sie ihn, aber sie wollte damit das Gleiche ausdrücken. Dann erhob sie das Antlitz wieder und sah Jakob milde und

freundlich in die Augen. Jakob kannte diese Milde von früher; er ließ sich dadurch nicht täuschen; sein Angesicht wurde erdfahl.

„Ich bin gerade der entgegengesetzten Meinung," sagte sie und betonte jedes Wort.

„Mancher spricht viel ohne zu überlegen, und das nimmt unser Herrgott nicht so genau. — Aber ein Anderer überlegt wohl, was er spricht, und da ist er für jedes Wort verantwortlich und muß sein Versprechen halten."

„Es ist wenig daran gelegen, was eine Frau verspricht und hält," unterbrach Jakob sie und schob die Mütze aus der Stirn.

„Vor Gott ist es das Gleiche, als was ein Mann verspricht," sprach sie so weich, als wolle sie um Entschuldigung bitten, daß sie ihre Meinung unerschütterlich festhielt.

„Ha, ha, ha!" lachte Jakob, und aus jeder Demuthsfalte seines Gesichts lugte ein Teufel hervor. Aber zugleich erhob er sich auch; alle Demuth und Niedergeschlagenheit waren von ihm gewichen; er stand da so aufrecht, als sei ihm eine Eisenstange von Kopf bis zu Fuß durch den ganzen Körper getrieben. „Ein solcher Schlucker!" warf er dem Burschen in's Gesicht und stieß mit dem Fuß nach einem Holzstück, daß dieses dem Worte nachflog.

„Halt' Deine Zunge im Zaum," sagte Gunnar und that ein paar lange, bedächtige Schritte auf Jakob zu.

„Ich bin nun des kindischen Geschwätzes überdrüssig, verstehst Du?" fügte Jakob hinzu und nahm eine gesetzte, würdige Miene an.

„Du kannst dessen meinethalben so überdrüssig sein wie Du willst," entgegnete der Bursch. „Aber wenn Du mit bösen Worten um Dich wirfst, mußt Du es Dir schon gefallen lassen, daß man Dich mit gleicher Münze bezahlt."

„Ah ja," seufzte Jakob und sah zum Himmel auf. „Even würde sich im Grabe umdrehen . . ."

Inga hatte inzwischen bleich wie der Tod und regungslos dagestanden. Als aber Jakob über den Verstorbenen klagte und seufzte, durchzuckte sie wieder der alte Schreck und unbewußt folgte sie seinem Blick und richtete gleichfalls das Auge empor zu dem dunkelnden Himmelsgewölbe, als suche sie dort die Bestätigung von Jakob's unheimlicher Weissagung. — Jakob's Auge hing an den Wolken, während Inga's reiner Blick durch Wolken und Nebel hindurchdrang und mit den Geistern sich begegnete in ewiger Klarheit. Aber hinter den sanften Augen verbarg sich eine furchtsame Kinderseele, und diese erschaute in der Angst nur Das, was sie noch mehr erschreckte: sie sah Even's zornigen, dräuenden Geist aufsteigen, und über ihm Gottes strenges Auge. — Da senkte sie den Blick in unendlicher, verzweifelter Angst, und

der feine, kindliche Schein, der sonst so freundlich mild über ihren Zügen lag wie der leichte Duftflaum über der unentweihten, unberührten Frucht, verschwand, und die Spuren vieler schlafloser und angstvoller Nächte, Tage und Stunden, die sie an Even's Krankenlager zugebracht hatte, traten deutlich hervor. Inga schien, wie sie so von Angst und Qual gefoltert ward, nicht zwanzig, sondern dreißig Jahre alt zu sein; sie schien nicht zwanzig schöne Blüthenjahre, sondern dreißig freudlose Winterjahre durchlebt zu haben. — Wenn das die Sonne des Siljethales war, dann war noch nie eine Sonne mehr verdunkelt gewesen.

Gunnar las in ihrer Seele, er ahnte, was kommen würde; aber er fühlte sich dennoch sicher. Wenn er auch so zu sagen auf des Lebens Schattenseite geboren war, ein Hang und Trieb zum Licht lebte doch in ihm und er trug das Bewußtsein in sich, wenn es auch nur wie von fern ihm aufdämmerte, daß der Mensch immer nach des Lebens Sonnenklarheit streben und trachten muß. Wenn Jemand zugriff und nahm, was er mit Gott und Ehren verdient hatte und es auf die rechte Weise benutzte, wenn er sich nicht aufhielt mit unnützen Gedanken und nutzlosen Grübeleien über Das, was er doch nicht erreichen konnte, dann konnte er trotzdem Freude am Leben haben.

„Ah ja," unterbrach endlich Jakob das unheimliche Schweigen, „man spürt, daß Sönstelien in Knabenhände gekommen ist, obgleich ein Mann da war, der sich angeboten hat."

„Ich bin ebenso gut wie Du im Stande, einen Hof zu bewirthschaften," sagte der Bursch. „Und ich habe wol nicht nöthig, mich selbst herabzusetzen, weil Du Dich was Rechtes dünkst."

„Ich habe mit Dir Nichts zu schaffen," wies Jakob ihn höhnisch zurück. „Nun will ich Dir für diesmal Lebewohl sagen, Inga. Ich hatte gedacht, bei Dir zu bleiben, wenn es Gottes Wille gewesen wäre; aber nun hast Du die Sache nach Deiner Meinung eingerichtet . . . Es ist noch nicht aller Tage Abend . . . Gut, daß Even in der kühlen Erde ruht." Dann reichte er Inga die Hand, sie gab ihm ihre, ohne zu wissen, was sie that.

Mittlerweile hatte Jakob das Gehöft verlassen und ging anscheinend ohne Absicht und ohne Willen demüthig gebückt den Weg hinab, gerade wie er vorhin demüthig gebückt heraufgekommen war.

Der Bursch schritt schweigend hin zu Inga und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie erhob das gesenkte Haupt und sah ihn verschleierten Blickes an wie einen völlig Fremden.

„Nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen," bat er. „Vor dem Todten hast Du Ruhe. Gott der Herr giebt den Todten

seinen ewigen Frieden. Derartige Sachen sind nur erfunden und gemacht worden, um ängstliche Gemüther zu beunruhigen. — Ich will Dich nicht verlassen, will für Dich arbeiten und Dich schützen. Vertraue mir! Alles, was der Kerl gesagt hat, ist nichts als Lug und Trug. Und wenn Du Dich nicht dagegen wehrst, verbittert und raubt es Dir das Leben."

„Wie Gott will," seufzte Inga und nickte ihm sanft zu. Aber es war kein freundliches, freudiges Nicken. Sie stand immer noch unter dem Einfluß des Schreckens und der Furcht, die selbst ein gutes Wort nicht so leicht verschwinden ließ.

„Nun muß ich machen, daß ich nach Stormoen komme," sagte lebhaft der Bursch. „Wenn der Monat vergangen ist, ziehe ich zu Dir. — Leb' wohl — und denke immer das Beste." Dann gab der Bursch ihr die Hand. Sie schieden, und Gunnar schritt schnell aus dem Gehöft und den Weg hinab. Aber es war mit seinen Gedanken wie mit des Schiffes Wimpel: er ging vorwärts, die Gedanken flogen zurück. Er konnte nicht begreifen, daß solch' ein schleichender, falscher Kerl, wie Jakob Tvärbo, über einen Menschen solche Macht erringen konnte, selbst wenn dieser auch eine zarte, furchtsame Frau war; er faßte es nicht, daß Inga wie eine Verbrecherin, eine reuige Sünderin einem Heuchler gegenüberstehen konnte. Der Bursch verzweifelte fast bei dem Gedanken. Denn wenn All' und Jeder in solcher Weise seinen Einfluß auf sie geltend machen konnte, da glich ihr Gemüth einem Boden, in den Jeder sein Samenkorn streute. Die Samenkörner keimten dann sämmtlich auf und wuchsen und schossen wild und wirr durcheinander, so daß der eine Trieb nicht von dem anderen sich unterscheiden ließ. — Wie er Ordnung, Ruhe und Sammlung in solche Wildniß bringen sollte, wußte er nicht. Aber unter all' diesen Gedanken tauchte immer der eine wieder auf, mit dem er begonnen hatte: der schleichende, verlogene Kerl!

Aber hätte der Bursch in diesem Augenblick in Inga's Seele schauen können, da würde es ihm klar geworden sein, daß es keineswegs Jakob Tvärbo war, welcher ihr das Leben schwer und drückend machte, sondern daß eine ganz andere Autorität, die ebenso unbeugsam als ehrlich war, ihr Sein und Denken beherrschte. Wenn Jakob wirklich sie in Furcht und Schrecken setzen konnte, war nicht er es oder die Macht seiner Persönlichkeit, welche einen so unheilvollen Einfluß ausübte, sondern es war das Bibelwort, welches er stets in Bereitschaft hatte, und daß Inga sich erinnerte, welche Macht und Wucht dieses Wort im Munde eines Anderen gewann.

Als Gunnar endlich dem Flußufer nahte, wo der schmale Weg auf das jenseitige Ufer hinüberführte, blieb er unwillkürlich auf dem ersten Stein stehen. Ein junger Mensch kam ihm entgegen, den er früher im Thal niemals gesehen hatte. Darüber konnte er sich nun eigentlich nicht wundern, denn es kamen und gingen Manche, die er nicht kannte. Aber der Fremde hatte etwas so Besonderes an sich, daß man auf ihn aufmerksam werden mußte. Sein Gesicht trug junge Züge, die an und für sich hübsch zu nennen gewesen wären, aber in dem mageren Antlitz schien kein Zug zu dem anderen zu passen. Sein langes, schwarzes Haar hing ihm bis auf die Schulter herab, der Rücken war etwas gekrümmt, die Brust hohl, und in den dunklen Augen brannte ein unruhiger Blick, der überall zweifelnd umherspähte.

Beide Wanderer hätten recht gut an einander vorübergehen können, ohne sich weiter zu beachten, aber Beide standen eine Zeitlang still und betrachteten sich, als wolle Jeder des Anderen Bild sich einprägen; als warte der Eine, was der Andere thun würde. Endlich that Gunnar einen Schritt zur Seite und ging vorüber; Jeder sagte kaum hörbar: „Guten Abend!"

Gunnar ging über den Fluß, der Fremde aufwärts gen Sönstelien.

Während Gunnar heimeilte, dachte er immer dieser Begegnung und zerbrach sich den Kopf, wer der Mensch gewesen sein könne.

Wol trug er die Kleidung der Bauern, aber in seinem Wesen lag Etwas, das nicht zu dem Anzug paßte, und seinem Blick schien die Fähigkeit innezuwohnen, ab und zu geringschätzig auf einen armen Teufel herabzusehen. — Aber so sehr Gunnar sich auch den Kopf zerbrach und sein Gehirn zermarterte, wer es gewesen sein könne, er kam doch nicht über Vermuthungen und Ungewißheit hinaus. Weil er aber kein Freund von Ungewißheit war, gab er seinen Gedanken eine andere Richtung. Es war bereits Nacht geworden, so sehr er sich auch beeilt hatte, als er Stormoen erreichte. Er war so seelenfroh und freudig gestimmt, daß er seine Müdigkeit vergaß; er war froh und zuversichtlich, obgleich er erst jetzt bedachte, daß er in seiner Aufregung davongegangen war, ohne um Erlaubniß zu fragen. Es war so still rund um ihn auf Feld und Au, in Berg und Wald, als schwiege die ganze Natur mit einer frohen, freudigen Heimlichkeit. Er betete still, daß es ihm gelingen möge, die Freude, welche die Brust ihm schwellte und zu zersprengen drohte, die das Herz ihm höher und lauter schlagen machte und es aufjauchzen und aufjubeln ließ in seliger Wonne, in klingender, singender Lust, in sich still und heimlich zu bewahren. Ja,

er wollte alle stolze Manneskraft zusammennehmen und schweigen wie das Grab. Aber was er sagen, was einmal gesprochen und erörtert werden mußte, das wollte er gleich morgen sagen, damit nicht die Schuld der Versäumniß auf ihn fiele . . . Schwer war es ja ohnehin nicht vorzubringen. Er hatte Dienste auf Sönstelien genommen, so gut wie er auf Stormoen gedient hatte und eigentlich zur Unzeit gekommen war. Er konnte also auch gehen, wann er wollte . . . Unter solchen Gedanken war er endlich dem Wohnhaus genaht, ohne die Umgebung weiter zu beachten. Da bewegte sich Etwas am Eingang, und der Bursch trat leise auf die Schwelle, um zu sehen, was es wäre. Es war Eli, die sich eilig in den Hausflur zurückzog.

Es durchzuckte den Burschen und er stand einen Moment lang vor der halbgeöffneten Hausthür. „Bist Du noch auf?" fragte er endlich — denn es drängte ihn, Etwas zu sagen, und dann öffnete er vollends die Thüre.

„Gehst Du noch so spät aus?" fragte sie als Antwort — und ihre Stimme klang höhnisch, obgleich sie bebte.

Der Bursch trat ein wenig näher zu auf das Mädchen. Es war Etwas in ihrer Stimme, das zugleich ihn anzog und abstieß, aber er war so froh, so bewegt und freudig gestimmt, daß es ihn drängte, irgend einem Wesen ein Liebeszeichen zu geben, und wäre es selbst ein bellender Hund gewesen, der auf ihn losgefahren wäre.

„Ich werde nichts desto weniger zur rechten Zeit auf sein," erwiderte er. „Du hast so kalte Hände," flüsterte er dann, indem er das Mädchen beim Handgelenk ergriff und näherzog.

„Ah — meine Hände sind warm genug," entgegnete sie und entzog ihm die Hand.

„Bist Du mir böse, Eli?" fragte er.

„Mir scheint, Du legst kein großes Gewicht darauf, wenn ich Dir böse bin," warf sie ihm keck entgegen, aber die Stimme versagte ihr; sie wandte sich ab. — Sie sah klar ein, daß der Bursch in dieser Stunde innewerden mußte, welche Macht er über sie besaß, eine Macht, die sie nimmer ihm entwinden konnte, wie stolz sie sich auch benehmen mochte. Sie hatte es selbst zum Aeußersten kommen lassen, nicht etwa aus Schwäche, sondern aus Trotz gegen ihre bessere Ueberzeugung . . . Deshalb vergoß sie jetzt heiße Thränen und hatte dem Burschen gegenüber jeden Halt verloren.

„Du zitterst, Eli," sagte der Bursch und schlang zärtlich den Arm um sie. Aber Eli weinte nur heftiger und sank ihm an die Brust.

Da ertönte in der Nähe von Hogni's Kammer plötzlich ein leises Geräusch: es klang, als würde eine Thüre behutsam in's Schloß gedrückt. „Gott segne Dich!" flüsterte da der Bursch dem Mädchen zu und strich ihr das Haar aus der Stirn. „Du bist brav und gut gegen mich gewesen; ich schulde Dir Dank, so lange ich lebe . . . Nun mußt Du machen, daß Du hineinkommst und Dich zur Ruhe begeben. Denn es ist bereits spät in der Nacht; es thut nicht gut, um diese Zeit noch auf zu sein . . . Morgen habe ich Dir Etwas zu sagen, und dann darfst Du nicht böse sein auf mich."

Eli richtete sich auf und sah ihm fragenden Blickes in das Gesicht, aber dann schlug sie die Augen zu Boden, stand noch einen Moment still und sah sich im Halbdunkel unschlüssig um. Darauf trat sie lautlos in das Zimmer, in dem ihr Vater schlief und von welchem aus eine Thüre in ihre Kammer führte. Kurz darauf ging auch der Bursch vorsichtig zum Haus hinaus und schlich sich an der Wand entlang, bis er das Gesindehaus erreicht hatte. Dort verschwand er.

Als am nächsten Morgen Gunnar leicht, lebensfroh und abwechselnd singend und pfeifend über's Feld dahinschritt, sah er Hogni mit Rolf im Gespräch begriffen. Der Bursch hatte, trotz seines gestrigen Versprechens, dennoch die Zeit verschlafen, und er beeilte sich deshalb, jetzt an die Arbeit zu kommen, weil er keinen Augenblick Zeit zu verlieren hatte. Als dann die Leute zur Mittagsmahlzeit sich versammelten, kam Gunnar in Folge der Arbeitslust und des Eifers, der ihn beseelte, eine gute Weile zu spät. Gerade, als er in's Haus gehen wollte, vertrat Rolf in einer Weise ihm den Weg, daß der Bursch unwillkürlich zur Seite wich.

„Na," lachte er, „Du könntest einem hungrigen Menschen wol aus dem Wege gehen." Er hätte die Worte am Liebsten hinausgesungen, so froh war er.

„Es scheint, es macht Dir Vergnügen, zu lachen," sagte Rolf und kniff das eine Auge zu.

„Ja, es gefällt mir," lachte wieder der Bursch.

„Es ist nicht gut, vor der Zeit zu lachen — ich will Dir deshalb einen Rath geben" . . . Bei diesen Worten drängte er so dicht an den Burschen sich heran, daß dieser sich unwillkürlich anschickte, ihn abzuwehren.

„Ich habe Niemandes Rath nöthig," sprach der Bursch.

„Du hast keinen Rath nöthig?" fragte Rolf. „Ich werde Dir nichtsdestoweniger einen Rath ertheilen . . . Das Mäd-

chen da oben im Hause — Du weißt schon, wen ich meine — läßt Du in Ruhe!" . . .

„Ich habe nicht daran gedacht, das Mädchen zu beunruhigen."

„Du sollst Dich überhaupt nicht um sie bekümmern," sagte Rolf und maß den Burschen mit einem Blicke vom Kopf bis zum Fuß, als wolle er Maß nehmen zu dessen Sarge.

Gunnar stutzte ein wenig, faßte sich aber bald. „Ich glaube Du bist toll," lachte er.

„Nein, aber ich halte Etwas von dem Mädchen. Verstehst Du?"

„Das verstehe ich," lächelte der Bursch.

„Und deshalb sollst Du Dich davonhalten. Verstehst Du das auch?" fuhr Rolf unbeirrt fort.

„Ja, das verstehe ich auch."

„Leb' wohl," bot Rolf und wandte sich ab von ihm.

„Höre!" rief der Bursch hinter ihm her. Rolf wandte mit einem schnellen Blick das Gesicht halb nach ihm um. „Ich habe mich auf Sönstelien verdungen, wenn der Monat um ist . . . Ich war gestern nach Feierabend dort."

Rolf kniff mit einem leichten Lächeln die Augen zusammen. „Hast Du Etwas von Inga gesehen?" fragte er.

„Ich habe sie gesehen und gesprochen, ich kannte sie schon von früher her."

„Ein hübsches Frauenzimmer," sagte Rolf und blinzelte mit den halbgeschlossenen Augen den Burschen listig an.

„Es giebt keine Frau, die ihr gleicht!" fuhr es dem Burschen heraus, — aber dunkelroth im Antlitz und vor Schreck gelähmt über seine Worte stand er da.

„Ha, ha, ha!" lachte Rolf, aber in seiner heiseren Stimme klang ein gutmüthiger, wohlwollender Ton. Dann zog er die Schultern in die Höhe und blickte in die Wolken. „Du mußt einmal auf Skagge vorsprechen . . . Mein diesjähriges Bier ist das beste Gebräu, das ich seit langer Zeit gehabt habe." Und dann ging er seinem Gehöft zu.

„Ich könnte Dir auch einen Rath geben," rief der Bursch ihm nach.

Rolf wandte sich abermals halb um.

„Halte noch heute um das Mädchen an, dann brauchst Du ihretwegen morgen nicht bange zu sein."

„Ah, ich habe Zeit zu warten," antwortete Rolf.

„Warten," wiederholte der Bursch und sah hinab in's Thal, in welchem der Fluß blaute . . . „Hätte Einer nur Etwas, um darauf zu warten."

Kurz darauf trat Gunnar zu den Anderen in's Zimmer. Eli stand am Tisch und machte sich so viel zu schaffen, daß sie dem Burschen auch nicht einen Blick zuwarf, und dieser wieder fühlte sich so sonderbar beklommen, als er über die beste Art und Weise nachdachte, wie er Das, was er zu sagen hatte, anbringen sollte, daß er nach beendeter Mahlzeit, nachdem alle übrigen Leute sich bereits entfernt hatten, unschlüssig sitzen blieb. Er hatte es nicht gewagt, Eli auch nur ein einziges Mal klar und voll anzusehen. Eine kurze Weile saß er noch mit sich uneinig da, dann aber erhob er sich. Eli stand scheu ein Stückchen von ihm entfernt, wartete aber augenscheinlich darauf, daß er zuerst das Schweigen brechen würde.

„Wie schön Du aussiehst, wie Du so dastehst!" rief der Bursch lebhaft und machte der Ungewißheit und Unentschlossenheit ein Ende. Er hatte an Inga's Schönheit sich so froh gesehen, daß er Freude an jedem hübschen Anblick hatte.

„So!" antwortete Eli und lachte mit dem ganzen Gesicht, während der Schalk aus ihren dunklen Augen schaute.

„Ich könnte Dir Etwas sagen, wenn ich wollte," flüsterte der Bursch.

„Sag' es!" gebot sie schnell.

„Ich kenne einen Burschen . . ."

„Schweig', sprich es nicht aus!" unterbrach sie ihn und wich zurück vor ihm, denn Mons Haldorsen kam soeben aus seinem Zimmer und setzte sich an den Tisch. Eli nahm ein Gefäß mit Milch von einem Brett an der Wand und stellte es vor ihn hin.

„Ich meine, Du warst den ganzen gestrigen Abend aus?" wandte der Alte sich an den Burschen.

„Ja, das war ich," antwortete der Bursch langsam und zögernd . . . „Ich war auf Sönstelien." Damit brach er plötzlich ab, denn er fühlte, wie ihm das Blut glühend in die Schläfen schoß.

„Auf Sönstelien?" fragte Eli und wandte sich langsam nach ihm um.

„So, — warst Du dort?" fragte der Alte. „Wie geht es Inga? Ich habe seit einiger Zeit sie nicht mehr gesehen."

„Soviel ich weiß, gut," antwortete der Bursch.

„Eine hübsche Frau," lächelte Mons. „Die Sonne des Siljethals."

„Die Sonne ist bereits ein wenig verdunkelt," warf Eli höhnisch hin.

„Ja so," nahm der Alte wieder das Wort. „Dann hast Du wol auch ihren Schwager Jakob getroffen?"

„Ja," entgegnete Gunnar.

„Inga hat wol sein Anerbieten angenommen?"

„Nein, sie . . ." Weiter konnte der Bursch nicht sprechen, denn Eli schaute ihn plötzlich mit erschrecktem Blick an. — Aber heraus mußte es ja doch einmal. „Sie hatte mich gerade gemiethet, als Jakob hinzukam."

„Sollst Du auf Sönstelien in Dienst treten?" fuhr es Eli wie ein leichter Schrei heraus.

„Sobald der Monat vergangen ist," antwortete der Bursch mit einem leichten Beben der Stimme. „Ich war ja hier nur auf's Ungewisse, und auf den Winter sieht man sich doch gern nach einem festen Dienst um."

„Ich hätte Dich auch den Winter über gern behalten," sagte Mons.

„Meine Meinung ist das nicht," warf Eli gegen den Vater gewendet hitzig hin. „Auf dem Hof sind dieses Jahr durchaus nicht mehr Leute nöthig, als im vorigen Jahre . . . Etwas Anderes ist es vielleicht auf Sönstelien; Inga thut den ganzen Tag Buße." Und sie wandte sich höhnisch ab von dem Burschen.

„Der Bursch ist auf Sönstelien ganz sicher sehr am Platz," sagte Mons etwas lauter als zuvor und wischte den Tisch mit der flachen Hand ab.

„Ich will lieber sofort gehen," sagte der Bursch.

„Unseretwegen kannst Du es thun," antwortete Eli und zog aus einer alten Kommode eine Schublade nach der anderen auf und schob sie dann wieder so heftig zu, daß das alte Gerümpel in allen Fugen krachte.

„Hm," brummte Mons Halborsen ein wenig verdrießlich. „Das ist doch dumm."

„So? Ich denke, es ist ganz gut," unterbrach ihn Eli. — „Mich soll's nur wundern, was Knud Nordigaarden zu dem Ding sagen wird." Dann fuhr sie zur Thüre hinaus, ohne den Burschen eines Blickes weiter zu würdigen, obgleich er einige Schritte auf sie zugegangen war, als ob er mit ihr sprechen wolle.

„Wer ist Knud Nordigaarden?" wandte Gunnar sich an den Alten, der sich wieder in dicke Rauchwolken gehüllt hatte.

„Das ist der Sohn von Niels Nordigaarden, der hier in der Nähe wohnt," antwortete Mons und blies den Rauch weit von sich. „Er kam vor einer Reihe von Jahren aus Thelemarken hierher. Der Sohn blieb bei dem Pfarrer zurück, der ihn erzogen hat. Aber vor etwa drei Jahren ist der Pfarrer gestorben, und nun wirkt Knud an einer Schule. Wie lange es dauert, weiß Niemand . . . Ich kann den Burschen nicht leiden,

und es wäre traurig, wenn Inga auf Sönstelien ihm doch noch die Hand reichte. Die Aermste! Sie hat so schon genug zu tragen. Knud verliert sie nicht aus den Augen, und die Bibelworte entströmen nur so seinem Munde. Hätte er irgend etwas Gutes und Vernünftiges zu sagen, so könnte ja kein Mensch Etwas dawider haben; aber wo Gram und Kummer ist, häuft er noch Schmerz und Kummer darauf. Ich bin fest überzeugt, es bereitet ihm wirklich Freude, wenn er Menschen findet, die er mit Gottes Wort zu schrecken und zu quälen im Stande ist."

Dem Burschen ging durch Mons' Bericht ein Licht auf. Jener Mensch, den er gestern Abend am Flusse getroffen hatte, mußte Knud gewesen sein. War Dem so, dann war er auch fest überzeugt, daß es zwischen Knud Nordigaarden und ihm zum Streit und Kampf kommen würde.

„Sein Vater," nahm Mons wieder das Wort, als der Bursch schwieg, „hat einstmals ein schönes Gehöft besessen. Aber er wollte immer nach oben hinaus und den großen Herrn spielen, so lange noch Etwas da war. Nun lebt er im Elend. Seine alte Frau ist brav und tüchtig und hält das Wenige zusammen — denn Niels will noch immer den Großen machen, und Knud bekümmert sich um gar nichts."

Gunnar stand noch da, die eine Hand auf den Tisch gestützt und dachte darüber nach, was er thun solle. Auf Stormoen wollte und konnte er nach dem vorausgegangenen Auftritt nicht länger bleiben. Aber Inga? Würde sie ihn auch gut aufnehmen, wenn er schon jetzt und unter solchen Umständen, fast aus dem Haus gejagt, zu ihr kam? Er hatte keine Wahl. Hier, wo man einen Augenblick ihm den Ehrenplatz einräumte und im nächsten Moment schon die Thüre wies, war seines Bleibens nicht länger. Mochte kommen, was da wollte.

Der Bursch machte sich rasch zur Wanderung fertig, und nach einem herzlichen Abschied vom Alten und einigen höflichen Worten, die er Eli sagte, verließ er Stormoen. Am Wege stand Hogni. Sie erwartete den Burschen absichtlich dort, um ihm in aller Ruhe Lebewohl sagen zu können. Eli's Benehmen dem Burschen gegenüber und die erwachende Neigung für ihn waren Hogni nicht verborgen geblieben. Sie hatte sich darüber geärgert, weil sie, wunderlich genug, sich einbildete, daß Eli ihr dadurch Etwas entzöge. — Aus diesem Grunde sah Hogni es keineswegs ungern, daß Gunnar fortzog, um so mehr, als Sönstelien nicht weit entfernt war. Sie hatte außerdem eine gute Bekannte auf Inga's Gehöft: Marit, das Küchenmädchen, das gut und brav war. Sie hatte auch ein Paar Strümpfe für den Burschen in

Arbeit; diese wollte sie ihm doch wenigstens zeigen ... Als nach langem vergeblichen Harren Gunnar endlich herankam, war sie bereits über die Trennung getröstet, und obgleich die Thränen ihre Stimme ein wenig dämpften, sagte sie ihm doch ein herzliches Lebewohl und trug ihm Grüße auf für Marit.

Der Bursch wanderte schnell dahin auf dem wohlbekannten Pfade und hatte bald genug das Ziel seiner Wanderung erreicht. Aber gerade als er an einem der ersten Nebengebäude Halt machte und den Schweiß von der glühend heißen Stirn trocknete, trat jener Mensch, dem er gestern Abend begegnet war, aus dem Wohnhaus, und Inga folgte ihm scheu und niedergeschlagen.

Der Bursch begriff, daß er Knud Nordigaarden vor sich habe und er trat hinter das Gebäude, um Knud nicht zu begegnen. Knud und Inga gingen zusammen über den Hofplatz bis zu der Stelle, wo der Weg begann. Hier blieb Knud stehen und wandte sich zu ihr um.

„Nun sollst Du für diesmal bedankt sein," sagte er und reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Du sollst selbst bedankt sein, Knud," flüsterte sie und zerdrückte eine Thräne im Auge.

Knud blieb unschlüssig stehen: er sah den Weg entlang und blickte dann wieder auf Inga. „Der Herr sagt: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht," tröstete er und trat wieder auf sie zu.

„Mir scheint, es ist schrecklich und unerträglich auf diese Weise zu leben," seufzte sie, „ohne die geringste Freude und immer voller Furcht."

„Der Teufel geht umher mit tausend Verlockungen," ermahnte Knud. „Nimm Dich in Acht! Die Freude ist eine irdische Schaumünze, ein Lockvogel zur ewigen Verdammniß ... Wo willst Du hinfliehen in dieser Welt, wo Dir nicht die Sünde folgt?"

„Aber Knud," bat sie bange, „ich bin doch wol nicht mehr sündebeladen als Dieser und Jener?"

„Berufe Dich darauf nicht!" drohte er. „Von der Wiege bis zum Grabe wandern wir Alle den Weg der Sünde und des Verderbens."

„Was soll ich thun, Knud?" fragte sie.

„Der Thorheit dieser Welt entsagen und den Weg des Gerechten wandeln ... Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

„Aber Du hast doch oft genug selbst gesagt, Knud, daß die Gedanken des Menschen böse sind von Jugend auf und daß keine Wahrheit in ihm ist."

„So sagt Gottes Wort, und dem sollst Du glauben . . . Wehe über Den, der die Welt mehr liebt als Gott! — Verflucht sei der Weg und der Steg, welcher zu den Kindern dieser Welt führt . . . Denn Heulen und Zähnklappen wird an die Stelle des Lachens treten, und ihre Freude wird zu einem verzehrenden Feuer werden, das niemals erlischt."

„Nein, nein, Knud," rief sie aus und wich zurück vor ihm, „ich kann nicht Deiner Meinung sein, denn Du gebrauchst Gottes Wort, um damit um Dich zu werfen wie mit Messern."

„Du läßt Dich von der Welt verlocken."

„O nein, Knud. Aber ich soll doch leben?"

„Das sollst Du, aber Du sollst Dich nicht von den Kindern dieser Welt bethören lassen . . . Es lebt in jedem Menschen eine Versuchung zur Sünde. Fliehe die Versuchung, denn sie ist der Wille des Teufels, der Welt und unseres Fleisches, und folge Jesu Christo nach!"

„Ach, ich bin ja nur ein Mensch, Knud! Du mußt nicht zu viel von mir verlangen."

„Du sollst Buße thun und Gnade erlangen," sagte er.

„Ja . . . meinst Du . . . weil ich Even geheirathet habe?"

„Das und Anderes."

„Aber er nahm mich, Knud — ich hatte ja damals durchaus kein Urtheil."

„Du hast es dennoch zu verantworten."

„Aber Gott der Herr schlug ihn mit Krankheit, nicht ich, Knud. — Ich pflegte ihn, so gut ich es vermochte."

„Thatest Du es wie ein Kind der Sünde in Demuth vor dem Herrn, in Furcht und Beben?" fragte er streng.

„Ich dachte so oft an Gott," seufzte sie.

„Aber Du folgtest ihm nicht und beugtest Dich nicht, als er Dich seine Hand fühlen ließ. Deine Widerspenstigkeit gegen seinen heiligen Willen war groß."

„O Jesus, ich habe so verzweifelt gekämpft!" brach es aus ihr hervor, und sie wandte sich, um zu gehen.

„Herr Jesus!" rief Knud aus und nahm ihre Hand in die seine, „nun verlieren wir durch Deine Schuld den ganzen Tag. — Wir sind Alle abgewichen von Deiner Gnade, gütiger Gott, und deshalb tragen wir großen Kummer und unablässige Pein in unserem Inneren."

„Ich halte dies Leben nicht aus, Knud," schluchzte sie und lehnte sich an ihn.

Aber Knud fuhr fort zu belehren und zu predigen und ließ

sich nicht irremachen noch erweichen durch ihre Thränen und ihre weibliche Bangigkeit.

„Es stehet geschrieben, ziehet an den Harnisch Gottes, das ist, daß ihr bestehen könnet gegen die listigen Anschläge des Teufels ... das ist: wir sollen den alten Adam ausziehen, aus dessen Mund faules Geschwätz gehet, ... das ist: es ist Trauer besser denn Lachen. Denn durch Trauer wird das Herz gebessert. Wehe Denjenigen, die Lächeln sammeln für den Teufel und Scherzworte für die Kinder der Hölle! — Freuet Euch in dem Herrn; ich sage Euch: freuet Euch! Aber Eure Freude soll sein wie ein Regentropfen im Thal der Schatten des Todes und wie eine Klage vor dem Herrn. Eure Beine sollen zittern und Eure Hände todt herniederhängen, damit Ihr nicht den Weg der Gottlosen wandelt und nicht nach der Frucht der Verbannung greift."

„Schweig', schweig'! ich kann mich nicht länger aufrechthalten," klagte Inga in muthloser Verzweiflung.

„Gott sei mit Dir, Inga! Er führe Dich auf den Weg der Umkehr," sprach Knud. „In kurzer Zeit sehe ich wieder einmal vor," setzte er langsam hinzu.

„O Gott!" rief sie aus, „wenn ich doch todt wäre und unter der kühlen Erde läge!"

„Das ist ein sündiger Wunsch, Inga," sprach er ernst.

„Es ist wol größere Sünde noch, zu leben, wenn alles Das, was man thut, böse ist, und wenn alles Schöne und Gute, das Gott uns schenkt, nur zur Sünde verlockt ..."

„Gott verlockt Niemanden."

„Das sage ich auch nicht," beeilte sie sich furchtsam zu erwidern. „Aber Gott hat doch alle Dinge geschaffen. Oder ist es vielleicht nicht so?"

Knud schleuderte ihr einen seiner blitzenden Blicke zu, aber da trat Gunnar auf den Weg hinaus und ging freundlich grüßend auf Beide zu. Knud stutzte ein wenig und wandte sich fragend an Inga.

„Das ist mein neuer Knecht," beeilte diese sich zu erklären.

Knud sah den Burschen mit einem zweifelnden und forschenden Blick an, aber Gunnar begegnete den unruhigen, flammenden Augen Knud's mit seinem freien offenen Blick.

„Es gab Nichts mehr für mich zu thun," wandte Gunnar sich an Inga, „deshalb komme ich. Anstatt nach einem Monat erst, kann ich ja gleich meine Arbeit beginnen und mich nützlich machen, wenn Du Nichts dagegen hast."

„Es ist nur gut, daß Du kommst," antwortete Inga weich und sah ihn mit einem Blick an, der nach und nach heller und

freudiger ward. Als endlich Knud ihr zum zweiten Male Lebewohl sagte, erwiderte sie seinen düsteren Blick, der in sonderbarer Mischung zugleich Drohung und Bitte einschloß, mit einem freundlichen Gruß.

Knud wanderte rasch hinab in's Thal, ohne zurückzusehen, und Inga ging, mit dem Burschen zur Seite, schweigend auf das Gehöft zu. Dort wandte sie sich dann noch einmal an ihn und hieß ihn willkommen; darauf ging sie in's Wohnhaus, und er schritt auf das Gesindehaus zu. Damit war das Verhältniß klar. Der Bursch hatte es sich auch gar nicht anders gedacht; in seinen Gedanken stand es so, wie es sich jetzt gestaltet hatte, längst fest. So sollte es auch bleiben. Daß es ihm unendliche Freude bereitete, Inga zu dienen, und daß er aus diesem Grunde doch in einem anderen Verhältniß zu ihr stand wie die übrigen Leute, das sollte seines Herzens süßes Geheimniß bleiben, das er bis zum letzten Athemzuge in sich verbergen wollte. Mit diesen Gedanken begann er seinen ersten Arbeitstag auf Sönstelien. Inga saß im Wohnzimmer und lauschte des Burschen Sang:

„Ich bin lustig und froh
Und weiß nicht wie so,
Sitz' hier auf dem Boot,
Auf dem Kiel in der Noth.
Der Sturmwind erfaust,
Die Sturzsee erbraust. —
Gott, nimm mich in Hut,
Verleihe mir Muth.
Ich bin lustig und froh
Und weiß nicht wie so,
Steh' auf schwindelnder Höh',
In Nachtgraus und Schnee.
Gott schützet wol mich,
Gott schützet auch Dich.
Es flammt Sonnenpracht
Bald durch Winter und Nacht.
Ich bin so froh, ach, so froh
Und weiß nicht wie so.
Denn eh' man's gedacht,
Kommt's Unglück bei Nacht,
Doch muß All's vergehn,
Es bleibt Nichts bestehn:
Den Schmerz und den Spott —
Es mildert sie Gott."

Während Gunnar froh und zuversichtlich an die Arbeit ging, hatte Knud seine Wanderung fortgesetzt bis zu dem Punkte,

an welchem die aufsteigenden Bergesriesen das Thal abschlossen. Dort wohnten seine Eltern in einem kleinen Haus, das von der einen Seite durch ein Haferfeld und auf der anderen Seite von brachliegendem Land begrenzt wurde. Knud war anfangs schnell darauf losgegangen, wie um einem unangenehmen Gedanken zu entfliehen, der beim Anblick Gunnar's, als dieser mit so eigenthümlichem Gesichtsausdruck vor Inga hintrat, in ihm aufgestiegen war. Allein der Gedanke, wenn er auf Augenblicke durch andere auch verdrängt ward, kehrte wieder und wieder zurück, wollte nicht weichen und bohrte sich ihm tief und schmerzvoll in die Seele. — Der Bursch, als er so vor Inga hingetreten war, hatte ihn so klaren, unerschrockenen Blickes angeschaut, er hatte auf seiner freien Stirn eine so freudig-frische Lebenshoffnung offen zur Schau getragen, daß Knud zum ersten Mal in seinem Leben das Bewußtsein kam, daß der Bursch ihm überlegen sei, obgleich er noch niemals Gelegenheit gefunden hatte, in irgend einer Weise mit ihm sich messen zu können. Aber dieses Empfinden, diese Anschauung war bei Weitem nicht das Schlimmste. Was am Tiefsten ihn ergriff und ihm fast den Todesstoß versetzte, war ein ganz anderer Gedanke, den er jetzt drei lange Jahre, tiefverschlossen und sorgsam bewacht und bewahrt, mit sich herumgetragen hatte, um sich von diesem Gedanken nicht reizen, nicht verlocken zu lassen. Als er aber Inga und den Burschen so nebeneinander hatte stehen sehen wie zwei lenzfrische Schößlinge, die von dem gleichen Trieb beseelt, sich einander zuneigen und einem gemeinschaftlichen Ziele zustreben, da hatte der lange bewahrte und zurückgesetzte Gedanke plötzlich zur vollen Höhe sich erhoben. Knud hielt viel von Inga, er hatte von Kindheit an sie gern gehabt. Sie zog ihn an, wie ihn das Licht anzog, wie zur Sonne sich Blatt und Blüthe neigen. Aber Knud's Gemüth war von starken Leidenschaften bewegt, die beruhigt werden mußten. Er fühlte die Leidenschaften gleich wie die Einwirkungen böser Mächte, und er flüchtete sich deshalb zu Gott. Indessen wollte er bei Gott in kindlichem Glauben weder Friede noch Hülfe suchen, sondern er vermeinte, mit dem Beistand der göttlichen Macht den Teufel zu besiegen.

Er hatte seine Liebe zu Inga verborgen gleich wie man einen kostbaren Schatz verbirgt, der die Begehrlichkeit lockt, sobald er die Blicke auf sich lenkt. Aber er konnte Inga nicht missen, und deshalb hatte er es verstanden, sie in die gleiche dunkle Lebensanschauung hineinzuschrecken, die sein Gemüth zur Nacht verdüsterte. Und obgleich die schwermüthige Inga seit dieser Zeit ihm nicht den geringsten Trost und keine Freude mehr ge-

währte, so hing doch sein ganzes Sein mit allen Fasern, sein Herz mit allen Sehnsuchtsranken an ihr; sie war ihm Licht, Glanz, Leben und Luft. Wenn sie ihn verließ, erlosch sein Leben.

Und daß sie doch ihn verlassen könne, der Gedanke an diese Möglichkeit verursachte ihm bittere Todesqualen, und als er zu seinen Eltern in's Haus trat, die in der Abenddämmerung dasaßen und mit einander plauderten wie zwei alte Kinder, da spiegelte auf seinem Gesicht die ungeheuere Seelenqual, die er erduldete, so schreckend sich wieder, daß sein Vater Niels Nordigaarden bange zurückwich vor ihm und sich in einem Fensterwinkel verbarg, während Johanna, seine Frau, still zu dem Sohn ging und die Hand diesem auf den Arm legte.

Nach einer Weile sah Knud die Mutter an, und eine kummervolle Scheu drückte sich in seinen Zügen aus. Dann schloß er ermattet die Augen und lehnte sich an die Wand.

„Bist Du auf Sönstelien gewesen, Knud?" fragte sie sanft und mild.

„Ja," flüsterte er abwehrend.

„Wie geht es Inga?" fuhr sie fort.

Knud machte wieder eine abwehrende Bewegung und gab keine Antwort.

„Die Gänge nach Sönstelien bereiten Dir Kummer," sagte sie leise.

Knud seufzte tief auf und zuckte schmerzlich zusammen. Er ward todtenbleich, die Hände zitterten ihm krampfhaft, er athmete schwer. Da ergriff seine alte Mutter ihn bei der Hand und führte ihn in das nebenangelegene Schlafgemach. Er ließ willig und wie ein Kind sich leiten. Als sie endlich ihn vermocht hatte, sich niederzulegen, saß sie mit gefalteten Händen an der Seite seines Lagers. Sie sprach kein Wort, und Knud lag mit geschlossenen Augen da. Spät in der Nacht aber erwachte er aus seinem lethargischen Zustande, schlug die Augen weit auf und blickte seine Mutter an wie ein Kind, das heftige Schmerzen leidet und dann die Frage an die Mutter richtet, weshalb es die Schmerzen erdulden muß.

„O Gott," seufzte seine alte Mutter und brach in heiße Thränen aus. „Ich sehe, daß Du Inga liebst."

Da veränderten sich Knud's Züge und wurden mild und kummervoll, und Mutter und Sohn schauten einander an wie zwei Menschen, die im gramvollen Verständniß sich finden und ihren Schmerz und ihren Kummer vor den Augen der Welt verbergen.

5.

Es war zum Schluſſe des Auguſt. Die Getreideernte war vorüber, und in der Arbeit war eine Pauſe eingetreten, bevor die Späternte begann. Der Sommer war ungewöhnlich ſchön und fruchtbar geweſen: deshalb ſtanden die Halden noch immer im Frühlingsfeſtgewande da, und am Ackerrain ſproßten die bei der Ernte verſtreuten Fruchtkörner luſtig auf zwiſchen den Stoppeln und Erdſchollen. Ein oder der andere Tag wölbte wol ſchon des kalten Septemberhimmels dunkelblauen Schein über der Erde und wies ſie ernſt und ſtreng zurück. Aber dieſe Tage ſchienen eine nur vorübergehende Warnung zu ſein, denn es folgten ihnen wieder die lachenden, frohen Sommertage.

Auf Stormoen ging es ungewöhnlich lebhaft her, obgleich es Sonntag und ſomit Ruhetag für Alle war. Aber eine beſondere Feſtlichkeit hielt Mädchen und Frauen und auch Eli, die friſch und geſchmückt einherging, in Athem und Bewegung. Es waren nämlich an dieſem Tage gerade fünfzig Jahre dahingegangen, ſeitdem Mons Haldorſen den Beſitz von Fjeldsmoen*), das er ſpäter Stormoen nannte, angetreten hatte. Mons Haldorſen, ſcharfblickend und klug wie er war, hatte zwar kein Jahr in der langen Reihe der verfloſſenen hingehen laſſen, ohne alles Mögliche zu thun zur Verbeſſerung ſeines Gehöftes und ohne ſich nicht genau von allen Fortſchritten zu überzeugen, aber hatte doch immer dem fünfzigſten Ehrentag mit einer gewiſſen Sehnſucht und Erwartung entgegengeſehen. Denn an dieſem Tage beſchloß er, ſein Werk, auf das er mit Stolz ſchaute, durch eine große Feſtlichkeit zu feiern. Er hatte alle Freunde und Bekannte mit Kind und Kegel zu einem Schmaus auf Stormoen eingeladen, damit Alle ſich überzeugen konnten, daß Niemand in der Bygd an Reichthum und Glanz mit ihm ſich meſſen könne. Mons hatte außerdem noch einen Hintergedanken, den er verbarg und nicht ausſprach, wenn die Rede auf das Feſt kam. Aber wenn es Feierabend ward, und Mons mit ſeiner Pfeife daſaß, dann dachte er nach über Allerlei und dann malte er ſich aus, daß Rolf und Eli bald ein Paar ſein würden, daß durch die Vereinigung der beiden Gehöfte der ganze öſtliche Theil des Siljethals zu Stormoen gehören würde . . . Denn Skagge war derart gelegen, daß es zum Hauptgehöft ſich nicht eignete, und außerdem war Rolf ein ſo braver Burſch, daß er gern dem Willen des Alten ſich fügen würde. — Doch dieſen Gedanken wußte

*) Fjeldsmoen: etwa Gebirgshaide, Berghaide.

Mons so sicher und wohl zu verwahren, daß nicht einmal seine Tochter auch nur die leiseste Ahnung davon hatte. Mons verbarg nicht etwa deshalb den Gedanken so sorgfältig und gut, weil er die Kunst des Verheimlichens verstand, sondern weil er bei aller Freude und Zufriedenheit, die der Plan ihm erweckte, seiner Sache doch nicht ganz sicher war.

Eli dagegen ging zuversichtlich und vergnügt umher und bereitete Alles zum Fest vor mit einer solchen Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit einem solchen Verständniß für die Eigenheiten und Schwächen ihres Vaters, daß es schien, als sei sie ein fünfzehnjähriges junges Mädchen, das zum ersten Mal im Leben auf einen Tag lang die Wirthschaft versieht und sich eben so sehr über das Unrichtige wie über das Richtige der Anordnungen und über die Arbeit freut. Aber wenn sie mitten in der Thätigkeit plötzlich hin und wieder aufsah und nach Skagge hinüberblickte, lachte wieder der Schalk aus ihren dunklen Augen, und ein volles, glückliches Lächeln verkündete, daß auch sie ihre heimliche Freude hatte, von der sie aber mit Niemandem sprach ... Denn heute kam auch Gunnar mit Inga nach Stormoen, und diese Gelegenheit wollte sie nach besten Kräften ausnutzen, um ihren Spott an Rolf zu üben und diesen auf alle Weise zu drillen und zu foppen.

Sie hatte Gunnar seit jenem Tage, als er Stormoen so zornig verlassen, nicht wiedergesehen. Um so mehr Grund war für sie vorhanden, den Burschen auf eine Weise zu empfangen, welche die ihm zugefügte Kränkung wieder gutmachen konnte. Hogni hatte wol das eine oder das andere Mal Botschaft von Sönstelien gebracht, wenn sie dort ein Gewerbe sich zu machen gewußt hatte. Und wenn auch, wie es schien, der Bursch Eli keineswegs mehr böse war, so dachte sich diese die Begegnung doch wie eine Versöhnung, weil es ihr feststand, daß sie einen Fehler gutzumachen habe. Und sie war sich wohl bewußt, daß sie in sich eine Macht berge — eine weiche, sanfte, einschmeichelnde Macht, die alle Herzen im Sturm nahm, der Niemand zu widerstehen vermochte. Glücklich, übermüthig und siegesgewiß in diesem Gedanken, machte sie sich bald hier, bald dort zu schaffen und hatte für jeden Einzelnen ein freundliches Lächeln, ein frohes Scherzwort bereit, so daß Alle ihren Wünschen und Anordnungen Folge leisteten und freudig froh ihren Willen und ihre Befehle auszuführen sich bestrebten.

Als nach und nach die Gäste eintrafen und sich entweder in den Zimmern des Wohnhauses versammelten oder auch auf dem Hofplatz in plaudernden Gruppen standen, kam auch Rolf herbeigewandert von seinem Gehöft und blieb an der Schwelle

des Hauses stehen, um sich unter den Gästen nach Bekannten umzusehen. Nie zuvor hatte Rolf sich so sicher und zuversichtlich gefühlt wie in diesem Augenblick. Er stand da und schien den Unterschied zwischen sich und den Uebrigen zu messen. Denn er maß Alle von Kopf bis zu Fuß. Nicht Uebermuth war es, was so sicher ihn machte, sondern er war so selbstzufrieden und von sich eingenommen, weil er ganz allein stand und Niemandes Hülfe noch Rath nöthig hatte. — Eli ging zwischen den Gästen strahlend vor Lächeln umher und hatte auch hier für Jeden ein gutes, freundliches Wort, nur für Rolf nicht. Wohl wandte Eli auch ihm das Angesicht zu, aber doch nicht mit dem gleichen Lächeln und der gleichen Freundlichkeit, welche sie für die anderen Gäste zur Schau trug. Indessen ließ Rolf sich das keineswegs anfechten: er war trotzdem seiner Sache gewiß; er hatte gleichfalls einen Hintergedanken. Wenn der Feierabend gekommen, und die Lustigkeit und Heiterkeit so allgemein geworden waren, daß Einer nicht mehr um den Anderen sich bekümmerte, da gelang es ihm wol, das Mädchen auf den Richtweg nach Skagge zu locken; er fand dann vielleicht Gelegenheit, ein vertrauliches Wort mit ihr zu sprechen . . . Er glaubte es, aber er sollte innewerden, wie sehr er sich verrechnet hatte. — Rolf ließ den Blick über die Menge schweifen. Ein Stückchen entfernt von ihm stand Inga von Sönstelien, an ihrer Seite bemerkte er Gunnar. Rolf schien der Anblick, der sich ihm bot, nicht recht zu behagen. Denn Inga sprach mit dem Burschen nicht wie mit ihrem Untergebenen, sondern ganz in der Weise wie mit den Uebrigen, genau so freundlich und genau so ernst, und der Bursch sah Inga ebenso freudig und froh in's Gesicht wie einem jeden Anderen auch, mit dem er einige Worte wechselte.

Rolf dachte eine Zeitlang nach über das Verhältniß. Hatte Inga den Burschen abgewiesen? Der Bursch hatte Inga von Herzen gern, das hatte er deutlich gezeigt an jenem Tage, da Rolf mit ihm gesprochen hatte auf Stormoen. Aber mit dem Burschen war das Glück; man sah es ihm an, und war Rolf nicht fest, so . . .

Aber je mehr und je länger er Gunnar anschaute, desto mehr fühlte er seine Festigkeit und sein Selbstbewußtsein dahinschwinden.

Da trat gerade Eli auf die Gruppe zu, begrüßte Inga mit dem freundlichsten Gesicht und wandte sich dann an Gunnar, der von den Anderen ein wenig sich zurückgezogen hatte.

„Sei herzlich willkommen auf Stormoen!" sagte sie. „Ich sollte Dich eigentlich tüchtig auszanken, weil Du niemals herüber-

gekommen bist, obschon Du so nahe wohnst . . . Du hast gewiß ganz vergessen, daß Du zuerst hierher kamst?"

Der Bursch stand glühend roth und vollständig verwirrt da. Er hatte durchaus nicht erwartet, auf diese Weise angeredet zu werden. „Ich dachte . . ." stotterte er endlich hervor, sprach aber nicht aus, was er im Sinn hatte.

„Das Denken taugt nicht viel," lachte Eli muthwillig.

„Es ist am Besten, wenn man im Stande ist, sich das Denken abzugewöhnen," gab der Bursch lachend zurück, denn die Lebhaftigkeit des Mädchens hatte ihn schnell von seiner Verwirrung befreit.

„Ich weiß einen Rath, der auf alle Fälle paßt," antwortete sie. „Denke nur Gutes, dann verursacht das Denken keine Mühe."

„Aber wenn man nun Böses hört?" fragte der Bursch und sah ihr fest in die Augen.

„Man thut am Besten, das Böse zu vergessen . . . Komm, so oft Du Lust hast, nach Stormoen; ich will freundliche Erinnerungen in Dir wecken," sagte sie und lächelte ihn an.

„Was Du bietest, ist verlockend," gab der Bursch lächelnd zurück.

„Ja . . . nun mußt Du aber auch brav sein und das Anerbieten benutzen" lachte sie, winkte ihm zu und ging dann fort, indem sie Rolf einen flüchtigen Blick zuwarf. Rolf stand fest und sicher da wie ein neu erbautes Haus auf gutem Fundament. Daß unter der Grundlage aber dennoch der Boden gewichen war, bemerkte Niemand.

Gunnar kam sich vor wie im Traum, als das Mädchen ihn verlassen hatte. Beim Abschied hatte sie ihm Hohn zugeschleudert und vor wenig Augenblicken war sie ihm mit Güte und Freundlichkeit begegnet; das Benehmen verstand er nicht, er mühte sich vergeblich ab, Licht in die Sache zu bringen. Er fand sich aber bald in die Thatsache, weil es in seinem Charakter lag, den Dingen immer die beste Seite abzugewinnen.

Deshalb fühlte er sich auch von des Mädchens freundlichen Worten und gewinnendem Wesen angenehm berührt, und ein freudiger Gedanke durchzuckte ihn. Da fielen seine Augen auf Inga, die mit Mons Haldorsen in ein langes Gespräch über den Ackerbau und über die Bedeutung dieses Tages sich eingelassen hatte. Unwillkürlich richtete Inga zugleich ebenfalls den Blick auf den Burschen. In ihren Augen schimmerte ein furchtsames, ängstliches Licht, und obgleich dieser Schein so schnell verschwand, wie er gekommen war, und ihr Auge in der gleichen stillen Klarheit wie vorhin leuchtete, so war der Bursch sich doch

sofort bewußt, daß irgend Etwas sie erschreckt haben mußte, wenn er auch nicht zu ergründen vermochte, welches die Ursache des Schreckens war.

Da kam Guri Fladhaugen in ihrer hastigen Weise heran, als wolle sie verlorene Zeit einholen. Zwischen Inga und Gunnar, die in ziemlicher Entfernung von einander dastanden, machte Guri plötzlich Halt und sah mit ihren listigen Augen bald auf den Einen, bald auf den Anderen, so daß der Bursch ihr ärgerlich den Rücken kehrte und dann eilig in's Haus trat.

„Ein netter Bursch," brummte sie und ließ sich auf der Thürschwelle nieder.

„Was hast Du heute Gutes zu berichten?" wandte Mons sich zuvorkommend an Guri.

„Ich sage," entgegnete sie, „daß Du zu der heutigen Festlichkeit Alles zusammengeschrapt hast, was Du finden konntest: Menschen, die gar nicht zu einander passen."

„Ah," zog Mons hochmüthig. „Wer einmal giebt, soll reichlich geben, damit er Ehre einlegen kann."

„Ich sehe Niels Nordigaarden mit seiner Frau. Der ist heute ein großer Kerl! — Hast Du seinen Sohn auch eingeladen?" fragte Guri.

„Ich kann doch Niemand zurücksetzen," antwortete Mons. „Aber ich war und bin der Meinung, daß wir heute ein recht frohes und vergnügtes Fest feiern wollen, und solche Lustbarkeiten kann der Bursch nicht leiden."

„Ich sehe ihn dort in der Entfernung herankommen," sagte Guri und hielt sich die Hand schützend über die Augen. „Dachte ich mir's doch, daß er sich einstellen würde, weil Inga hier ist . . . Nun lass' Dich nicht beirren und lass' Dir nicht bange machen, Mons Halborsen," sprach sie scherzend zu dem Alten. „Lass' den Krug nur fleißig herumgehen, damit der Muth nicht sinkt."

„Ha, ha!" lachte Mons und winkte Eli, welcher er auf halbem Wege entgegenging und dann mit ihr in's Haus trat.

Inzwischen kam Knud ganz richtig heran. Aber je mehr er sich dem Gehöft näherte, desto langsamer wurden seine Schritte. Endlich stand er still und lauschte nach dem Wohnhaus hin, von dem ihm lauter Jubel und helle Lust entgegenklang. Inga befand sich noch auf der Stelle, auf welcher Mons sie verlassen hatte; es schien fast, als sei sie unschlüssig, was sie thun solle. Da erblickte sie Knud; Beide begrüßten sich zu gleicher Zeit und gingen unwillkürlich auf einander zu. Inga erbebte leicht. Denn obgleich sie in der letzten Zeit gar häufig ihren eigenen Willen

dem seinen entgegengesetzt und diesen Willen auch siegreich zu behaupten gewußt hatte, so fürchtete sie doch jetzt seine ernsten, salbungsvollen Worte, weil er sie mitten im rauschenden Vergnügen angetroffen hatte. Wenn er auch kein Wort sprach, war sie doch bange vor seinen Gedanken. Als sie ihm genaht war und den furchtsamen Blick langsam zu ihm aufschlug mit einer herzinnigen Bitte ohne Worte, da bemerkte sie in seinem Antlitz einen ganz anderen Ausdruck, wie sie zu schauen erwartet hatte. Denn Knud stand selber demüthig gleich einem reuigen Sünder vor ihr da; sein Angesicht war so blaß und eingefallen, daß sie zurückbebte vor ihm. Eine Weile verging; Keines von Beiden sprach ein Wort.

„Ich habe mich so nach Dir gesehnt, Inga," sagte er endlich leise und trat dicht heran an sie. Sie sah sich um mit scheuem Blick.

„Du — Knud?"

„Glaubst Du meinem Worte nicht?" fragte er mit einem leisen Beben der Stimme.

„O nein, Knud," antwortete sie. „Ich glaube nicht, daß Du Dich sehnen kannst nach einem armen sündigen Weib, wie ich es bin."

„Ich kenne Dich von Kindheit an," wendete er sanft ein. „Es ist keine große Freude für Dich gewesen, Knud."

„O Gott und Herr, stehe mir bei!" stöhnte er und wandte die Augen ab.

„Gott hilft Dir gewiß, Knud."

„Die Welt verlockt, Inga," wandte er mit einem flammenden Blick sich ihr wieder zu.

„Ach, wie kannst Du nur so sprechen, Du, der Du so gut bist! Mit mir ist es etwas Anderes, Knud," sagte sie leise und wischte eine Thräne aus dem Auge.

„Läßt Du Dich von einem Menschen verlocken, Inga?" fragte er und sah ihr zugleich bange und kummervoll in's Gesicht.

„Ich?" entgegnete sie erschreckt . . . Aber eine flammende Röthe färbte ihr plötzlich das Gesicht.

„Hast Du Dich niemals nach mir gesehnt, Inga?" fragte er wieder.

„Ich weiß nicht, was ich Dir antworten soll, Knud," sprach sie . . . Als Du noch ein Knabe warst, hatte ich eine solche Sehnsucht nach Dir, daß ich oft Thränen vergossen habe."

„Das Gleiche war mit mir der Fall," rief er aus, und sein düsteres Gesicht hellte sich ein wenig auf.

„Aber dann begannst Du zu predigen, Knud . . . Ach, Du

mußt nicht böse werden!" bat sie innig. „Wenn ich zornig und verstimmt war, sehnte ich mich stets nach Dir; aber so bald ich meinen Frohsinn wieder erlangt hatte, dann wünschte ich, daß Du bleiben möchtest, wo Du wärest."

„Das war Sünde, Inga," drohte er.

„Du hast es zu arg gemacht, Knud," flüsterte sie.

„Könnte ich mit Dir leben, Inga, da würde es vielleicht noch gut für Dich und für mich."

„O Herrgott, dann würde ich nicht lange leben!" stieß sie erschreckt hervor.

„Man fragt nach Dir, Inga," ertönte eine Stimme hinter ihr.

Inga wandte sich um; Gunnar war's gewesen. Licht und klar, wie von einem freudigen Willen getragen, trat er vor sie hin, und Inga fühlte bei diesem Anblick neue erquickende Lebenshoffnung warm und froh ihr Herz durchwehen. „Bist Du es?" rief sie aus und es klang ein Ton in den Worten, als hätte sie sagen wollen: „Gott sei Dank, daß Du kommst!" Sie nickte mit freudigem, glücklichem Lächeln ihm zu, daß der Bursch zum ersten Male die kalte Selbstbeherrschung der Vernunft vergaß und sich ganz seiner Freude hingab. Aber das Bewußtsein seines Glücks gab ihm zugleich auch Muth zum Handeln: er ergriff Inga entschlossen und sicher bei der Hand und führte sie in's Haus. Obwohl Inga sich Selbstvorwürfe machte, daß sie auf diese Weise Knud verließ, folgte sie doch Gunnar willig und nur in der Hausthüre wandte sie sich noch einmal um und nickte Knud freundlich zu.

Knud hatte nicht geglaubt, daß Inga auf diese Weise ihn verlassen und Hand in Hand mit dem Burschen von ihm gehen würde. Aber er wußte ja, daß Inga Gesang und munteres Gespräch liebte, und deshalb war sie dem Burschen gefolgt. Es war ja nur eine Zeitlang, daß Anderes sie lockte und anzog; später wollte er seine Macht über sie schon wieder geltend machen. Trotz dieses Trostes, den er sich vorgaukelte, empfand er doch, als er Beide Hand in Hand dahingehen sah, eine solche Seelenqual, daß es ihm einen Stich in's Herz gab. Obgleich es nicht das erste Mal war, daß die Pein und Qual in ihm lebendig geworden, so war es ihm doch diesmal zu Muth, als nage die Qual verzehrend an seinem Herzen, als müsse sein Lebensfaden zerreißen.

Inga machte sich nicht solche Gedanken. Gunnar sah ihr tief in die Augen, und sie begegnete seinem Blick mit der gleichen Sicherheit. Er schaute so gut und froh drein, daß sie gleichfalls froh und erhoben sich fühlte. Aus diesem Grunde dachte sie auch

nicht weiter an Knud, oder fand eigentlich keine Zeit an ihn zu denken . . . geschweige denn, ihm die Hand für's Leben zu reichen. Sobald der Gedanke ihr kam, überlief sie ein kalter Schauder. Und um die unheimliche Vorstellung von sich abzuwehren und statt dessen stillen Trost einzusaugen, wandte sie sich an Gunnar und tauschte mit ihm freundliche Worte und Lächeln. Da ward's in ihrem Herzen Sonnenlicht und Blüthenschein. Sie konnte dem Burschen es niemals genugsam danken, daß er sie befreit hatte von aller Last und alle Dem, was sonst sie erschreckt und das Leben ihr verbittert hatte.

Knud stand noch auf der Stelle, auf der Inga ihn verlassen hatte; er blickte ihr nach, wie sie dem Burschen so mild und liebevoll begegnete, und eine Erinnerung aus der Kinderzeit stieg wieder auf in ihm: gerade so war sie ihm auch einmal begegnet... Warum war die Zeit vergangen? Warum hatte sie ihr Benehmen gegen ihn geändert? — Knud ging langsam zu dem von Steinen aufgethürmten Wall, der die Felder einrahmte, und hier lehnte er im hellen Sonnenschein in mißmuthige Betrachtungen versunken. Es schien ihm, als sei sein Leben ein verfehltes. Auf die Weise, wie er jetzt lebte, mußte er entweder seinen geistlichen Beruf oder die Lebensfreude preisgeben.

Er hatte geglaubt, daß er so viel Macht besitze über Inga, daß er sie in den dunklen Kreis völlig hineinzuschrecken vermöge, in dem er selbst lebte. Wäre ihm das gelungen, dann wäre allerdings Inga in gewisser Weise sein gewesen. Wohl lockte und verlockte ihn ihre Schönheit, die frische Lust am Leben und der Liebreiz, welcher sie auszeichnete, aber er hatte doch immer sein aufquellendes Gefühl willensstark zurückzudrängen verstanden und hatte stets den Weg innegehalten, der nach seiner Meinung zum Ziel führen mußte, obgleich er gar oftmals schwankend geworden war in seinem Entschluß und obschon ihm ihr helles, sonniges Dasein unentbehrlich war und die verzehrenden Gluthen seines Herzens mit mildem Thau netzte. Als seine Voraussetzungen nicht in Erfüllung gingen, als vielmehr Inga sich, wie es natürlich und recht war, dem lichten Leben zukehrte und er die ganze verzehrende Macht der Einsamkeit fühlte, die Alles nahm und Nichts zurückgab, da ward es auf einmal ihm offenbar und es durchzuckte ihn wie ein plötzlicher Schreck: daß das Leben nicht ein dürrer vertrockneter Baum sei, sondern daß es lustig zu grünen und zum Sonnenlicht zu blühen bestimmt wäre; daß auch Gottes Geist der ewige Quell der Blüthe und des Lichtes sei. Aber dann war ja Gott die Freude selber! — — Und Furcht und Schrecken und sein ganzer Sündergraus, war ja die Sünde

selber — die unfruchtbare Wüste! — Knud stöhnte in selbstbereiteter Qual ... Er wollte doch Christo nachfolgen! ... Aber das Verlangen des Lebens erhob sich plötzlich zur vollen Höhe in ihm und in seiner ganzen Kraft, und der Mensch verlangte einfach sein Recht. Gott selbst hatte ihn dieses Recht in der Schöpfung heiligen Stunde gelehrt, als er ihm seinen Odem einblies. — Inga stand nicht länger vor seinen Gedanken in trüber Selbstverleugnung, sie winkte ihm, ihr in das sonnige Leben zu folgen, zu der Liebe herrlichstem Bund. Und obgleich Knud noch niemals im Leben ein Weib an die Brust gedrückt hatte, so sagte ihm doch eine Stimme, die aus der Seele Grund zu ihm sprach, daß es eine Freude ohnegleichen sei, ein geliebtes Weib an's Herz zu schließen.

In diesem Bewußtsein und in dem heißen Verlangen, das es in ihm erzeugte, hatte er endlich nach vieler Ueberlegung, nach langem Schwanken und nach Besiegung seiner falschen Scham den Muth gefaßt, der Einladung zum Fest auf Stormoen Folge zu leisten, weil er wußte, daß er Inga dort treffen würde. Dieser Entschluß hatte ihn gar viele schmerzliche und verzweiflungsvolle Augenblicke gekostet; nachdem er aber einmal entschlossen war, schien ihm sein brennender Wunsch auch alles Glück, das er begehrte, als erreichbar hinzustellen; er glaubte, er habe nur nöthig, zu Inga zu sprechen: „Nun will ich leben, komm und gieb mir das Leben!" Und es schien ihm, als müsse Inga ihm in die Arme sinken; als habe sie nur auf ihn gewartet, ein neues Leben zu beginnen.

Aber in der Begegnung vorhin hatte sie sich abgewandt von ihm und gemeint: „Müßte ich mit Dir leben, so würde ich bald sterben." Er fühlte einen schmerzlichen Stich im Herzen, und Pein und Qual durchzuckten ihn. Nein, er konnte es nicht ertragen! Aber Frauen sprechen auch viel, was nicht so genau zu nehmen ist. Damit tröstete er sich. Und obgleich dann in seiner Seele eine warnende Stimme laut ward und ihm gebot, sich in das Unvermeidliche zu fügen, so klammerte doch Knud sich krampfhaft an seines Herzens Wunsch und suchte die mahnende Stimme zu betäuben, die so unendliche Qual ihm verursachte.

Es wurde allmälig Abend. Die Sonne näherte sich den Bergketten, und ein röthlicher, leuchtender Schimmer breitete sich aus über das Gebirg und zitterte durch die Wipfel der dunklen Fichten. Der große Schmaus war vorüber, Mons hatte schließlich eine lange Rede auf sich selbst gehalten, eine Art Rückblick auf sein Leben, und alle Gäste hatten ihm Beifall zugejubelt, nachdem er geendet. Guri war die Einzige, welche schwieg, nur

ab und zu stöhnte sie leise. Ihre Seufzer ließen sich gerade nicht als Beifallsbezeugungen deuten. Denn Mons hatte sein eigenes Lob ziemlich laut verkündet, und darüber ärgerte sich Guri und gab ihr Mißfallen kund.

Endlich war sowohl Mons Halborsen's Lobrede als auch das Mahl vorüber. Denn solange noch gespeist wurde, ward auch nur von Mons gesprochen, und es wurden ihm so viele schöne Dinge gesagt, daß Alles ganz nach seiner Berechnung ging; daß er heute alles Lob einerntete, auf das er fünfzig Jahre lang sich gefreut hatte. Es fehlte Nichts, um ihn vollkommen zufriedenzustellen. Doch hätte er wol gewünscht, daß Rolf ihm einen kleinen Wink gegeben hätte . . . aber der Tag war ja noch nicht zu Ende, und später am Abend würde der Bursch das Mädchen schon zu finden wissen. . . . Dann mochte Gott es rechtmachen.

Inzwischen hatten die Gäste den vollgedrängten und schwülen Raum verlassen und sich nach allen Seiten ausgebreitet, lachend, schreiend und rufend. Aber selbst hier folgte der Bierkrug; fleißig ging er von Hand zu Hand, und Niemand gab ihn zurück, ohne einen Zug daraus zu thun. Eli ging lachend, mit bezauberndem Lächeln von dem Einen zum Anderen und wußte Jedem Etwas zu sagen. Niemand behielt indessen, was sie sprach; es war, als verschwände das Gesprochene mit ihr zu gleicher Zeit. Rolf war der Einzige, der sich dessen erinnerte, aber ihm ward auch nur ein neckender Blick zu Theil. Der Blick schien ihm zu sagen, er möge seiner Sache nicht allzu gewiß sein.

„Na Du, Niels Nordigaarden," schrie Mons Halborsen diesem heiser zu, „lass' den Krug nicht vorübergehen . . . heute Abend sind wir alle gleich!"

Niels Nordigaarden saß an der Seite seiner Frau in einiger Entfernung da, und weil diese ihn soeben abmahnend am Aermel gezupft hatte, ließ er den Krug vorbei. Es war sonst nicht gerade seine Gewohnheit.

„Danke Dir!" antwortete er und ergriff den Bierkrug mit übermüthiger Miene. . . . „Es winket der schäumende Krug . . . schnell, schnell, sagte Lars, und leert' ihn im einzigen Zug," sang Niels, leerte den Krug bis auf den Boden und sah sich dann so stolz nach seiner Frau um, als hätte er einen Bären gefällt.

„Es ist doch wahr, was man sagt: Niels ist der tüchtigste Kerl beim Trinken," lachte Mons, daß ihm die Stimme versagte.

„Und Du bist der tüchtigste, beste Nachbar," schrie Niels und sprang auf.

„Schweig', schweig'!" sagte Johanna leise lachend, während sie ihn am Aermel zupfte. „Setze Dich ruhig hin."

„Du mußt Dich von Deiner Frau losmachen und einmal hierherkommen," rief Mons.

„Einen solchen alten Haubenstock wird man niemals los!" lachte Niels und sah Johanna verstohlen an. „Aber jetzt geht es zu Ende!"

„Ja, ich kenne einen Ort, wo leere Fässer und leere Krüge stehen!" rief Eli ihm lachend zu.

„Meinst Du das?" fragte Niels und richtete sich auf wie zu einem Ringkampf. Dann aber sang er mit lauter Stimme:

„Ja weißt Du, mein Haus ist gar niemals beschwert,
Denn Fässer und Krüge sind lange geleert."

„Gieb es ihm zurück, Johanna," rief Eli. Aber Johanna schwieg und lachte leise vor sich hin, während sie mit dem Kopf nickte. —

„Wer hat den wenigsten Muth? Ich weiß es genau:
Den hat eine alte, ängstliche Frau"

sang Niels wieder und blinzelte mit dem einen Auge Johanna an.

„Ha, ha!" lachte Eli. „Das wird lustig werden, wenn Deine Frau Gleiches mit Gleichem vergilt."

Johanna sah Eli an und nickte ihr zu.

„Oho!" lachte Niels und fuhr fort:

„Wer hat den geringsten und kleinsten Verstand?
Den haben die Frauen in jeglichem Land! . . .

Und kennst Du die schlimmste von Allen wol gar?
's ist meine Alte im silbernen Haar."

Und dann ließ er sich in einiger Entfernung von Johanna nieder und sah sie lachend an. Johanna hustete leicht und sang ihm zu:

„Wen machte zum Schlucker der Himmel im Zorn?
Sieh Niels an, betracht' ihn von hinten und vorn.

Und kennst Du die schlimmsten Prahler der Welt?
Gewiß sind's die Männer, wenn sie haben kein Geld."

„Ho ho!" lachte Niels auf und schlug sich mit der Hand auf's Knie. „Das war ganz meine Alte!" Und dann sang er:

„Weiß Gott, ob der Himmel den Wunsch hat bedacht
Und Niels schon im Frühling zum Wittwer wol macht!" —

„Ja, Gott mag es wissen, bricht Trauer herein
Ob Niels einen Anzug darf nennen dann sein!"

sang Johanna und nickte ihm zu.

„Und hat er kein' Anzug, so freut er sich doch
So lange das Bier ihm im Kruge schäumt noch!"

schrie Niels zu Mons Haldorsen hinüber, der ihm einen gefüllten Krug als Antwort reichte.

„Ja, wenig ist sein und gering sein Gewinn
So bald er was hat, so ist's auch dahin"

antwortete Johanna. Aber Niels leerte erst den Krug, bevor er sich zu einer Erwiderung herbeiließ. Als er den Krug bei Seite gestellt hatte, richtete er sich gerade. Denn er fühlte sich neu gestärkt und gekräftigt.

„Reich ist er, und weißt Du, was Reichthum ihm giebt?
Sein Weib ist's, das mehr als sein Leben er liebt."

sang er und nickte Johanna stolz zu.

„Sie sieht sich mit Gold und mit Glanze umhüllt,
Weiß Fässer und Keller und Scheuer gefüllt"

antwortete sie und blickte ihn an.

„Das ist noch eine Frau!" rief Niels aus.

„Ja, solch' eine Frau ist Freud' und Genuß
Stolz fühlt wie ein König sich Niels — und so Schluß!" —

„Und schmuck und geschmeidig und schnell wie ein Reh
Erklimmt er die Felsen, besiegt er die See"

sang Johanna und lachte mit dem ganzen Gesicht und sah Niels an, als wäre er zwanzig und sie achtzehn Jahre alt.

„Ha, ha, ha!" lachte Guri, daß es über Alle dahinklang. Dann hustete sie einige Male und schickte sich an zu singen, indem sie Niels einen höhnischen Blick zuwarf:

„Ja, das ist ein Kerl. Die Erd' ist sein Lager,
Der Himmel sein Dach, und da klag' er!
Mit Mausefell trägt das Gewand er verbrämt,
Die Arme wie Stöcke sind steif und gelähmt."

„Hör' Einer Guri an," lachte Mons. „Sie läuft Euch den Rang ab, so alt sie ist!"

„O," näselte Niels und warf sich übermüthig in die Brust:

„Beißt Guri, so macht es nicht weh und nicht wund,
Sie hat ja 'nen einzigen Zahn nur im Mund."

„Ha, ha!" lachte Guri:

„Und Der, welcher Zähn' hat, damit Du es weißt,
Hat oft nichts zu brechen, hat nichts, das er beißt."

„Ah," antwortete Mons gütig. „Niels kann noch immer sich und auch noch einen Anderen satt machen."

„Ha, ha!“ lachte Guri wieder.

„Und kennst Du den prahlenden, ärmlichen Tropf,
Der nimmer hat Braten und Fische im Topf?
Er braut sich aus Disteln ein wässriges Bier
Und naget an Knochen voll Hunger und Gier.“ —

„Der Bursch hat doch frisches und fröhliches Blut,
Ihm glüht wie am Festtag hoch allzeit der Muth!“

sang Niels und machte dazu einen Satz so keck wie ein blutjunger Bursch, und Johanna schaute bewundernd ihn an. Obgleich aber Niels dann an Johanna's Seite sich niederließ, und Beide sich treu und liebend an einander lehnten, als wollten sie gegenseitig sich stützen, war doch durch sein Beispiel und seine Anregung eine übermüthige Lustigkeit in die Anderen gefahren.

„Da sitzt die Sonne und scheint für sich allein,“ lachte ein junger Bursch mit einem Paar kleiner unruhiger Augen, dem das helle struppige Haar über die niedrige Stirn herabfiel.

„Fürchtest Du Dich vor ihr?“ fragte ein Anderer, der ein Stück entfernt von ihm saß.

„Ich bin doch gerade kein Hasenfuß . . . soviel ich weiß,“ gab der Angeredete zur Antwort und setzte mit einem kühnen Sprung über den Fragenden hinweg, so daß er in der Gewalt des Sprunges auf Inga zutaumelte. Aber der andere Bursch wollte nicht zurückbleiben und sprang mit einem kühnen Satz über den ersten fort. Einen Augenblick darauf saßen Beide an Inga's Seite.

„Nun mußt Du fein scheinen, schöne Sonne!“ sagte der Bursch mit dem struppigen Haar. „Denn Du hast auf jeder Seite jetzt eine Wolke . . . sonst giebt's Unwetter.“

Inga lächelte dem Burschen zu: sie wußte eine andere Antwort nicht zu geben. Dann wandte sie sich dem zweiten Burschen zu und lächelte auch ihn an, und darauf nickte sie Gunnar strahlend und lachend gleichfalls zu. Gunnar stand ein Stück von ihr entfernt, blickte sie an und freute sich im Grunde seiner Seele, daß sie heute so kindlich fröhlich in die Welt schaute.

„Den, welcher am Weitesten entfernt ist, treffen die goldenen Strahlen am Meisten,“ rief Guri, nickte Gunnar zu und winkte ihm, zu ihr zu kommen.

„Kennst Du den Burschen?“ fragte neugierig Mons Halvorsen.

„Ich habe nichts vor mit ihm,“ gab sie hastig zur Antwort. Da aber fielen ihre Augen auf Knud, der sich während der ganzen Zeit entfernt gehalten hatte. Es schien, als zöge eine unsichtbare Macht ihn wider seinen Willen näher, gerade als Inga

auf dem Gipfelpunkt der Freude und des Frohsinns sich befand. — „So hast Du Dich heute doch noch zum Feste eingefunden?“ rief Guri höhnisch ihm zu. „Du bist wirklich, wie es im Liede heißt:

Der Rabe flog auf,
Die Nacht hatt' vollbracht den Lauf.
Die Eul' aber schrie:
Die Sonn' geht nimmer auf! . . .“

„Nein, nun mußt Du Dein Lied singen von dem kleinen Hans und dem großen Hans,“ rief Eli Guri zu. „Wir bitten schön!“

„Sing' es doch selbst,“ antwortete Guri mit einem listigen Blinzeln. „Du kannst das Lied ja eben so gut wie ich.“

„Ja ja,“ lachte Eli, „ich kann das Lied gut leiden . . . Ich werde es so gut singen, wie ich es vermag. Aber Du hast es doch gemacht.

Der kleine Hans ging hinten 'rum,
Der große Hans graḃaus;
Er stellt der hübschen Ragna nach,
Die sich versteckt im Haus.
Nun hör' einmal, mein kleiner Hans,
Der große sprach's mit List,
Hast Du denn Ragna wol gefragt,
Ob sie auch gut mir ist?
Denn sieh, ich habe Hof und Feld
Und Garten, Wies' und Vieh
Und Knecht' und Mägde ohne Zahl; —
An Gelde fehlt's mir nie.
Ich bin mir selber zwar genug,
Ich bin bekannt im Land,
Und schöne Mädchen kann ich hab'n
Wol zehn an jeder Hand. —
Ja hör' nun, großer Hans, mein Freund,
Ich weiß nicht, wie Du pflügst.
Was soll denn Dir ein Mägdelein,
Wenn Du Dir selbst genügst?
Nein, mein muß werden Ragna,
Ich weiß, daß sie mich liebt.
Zu eigen geb' ich ihr mein Sein,
Wenn sie ihr Herz mir giebt!
Ich kann Dir sagen, großer Hans, —
Bei Gott, es ist kein Scherz,
Es giebt ein Mädchen niemals
Für einen Hof sein Herz.

Gefällt Dir das Lied?“ wandte sie sich hastig an Inga.

Diese saß beklommen und verwirrt da und wußte keine Silbe zu antworten.

„Und Du?" wandte sie sich an Gunnar, der sich Inga genähert hatte und dem sie in den Weg trat. „Glaubst Du nicht, daß ein Mädchen, und wenn es noch so stolz ist, doch Herz und Hand Dem zu eigen giebt, den sie liebt, und wenn er auch blutarm wäre?"

Gunnar wollte Etwas erwidern, aber er besann sich, unterdrückte die Antwort und heftete einen schnellen Blick auf Eli. Er wußte nicht genau, was sie meinte. Hatte sie Inga oder sich selbst im Sinne gehabt?

„Ich weiß wohl, wer der große Hans ist!" kam Hogni lachend auf Rolf zu.

„Geh' her und drehe ihn herum," antwortete Rolf und zeigte auf Gunnar, „es wird ihm nach der Mahlzeit gut bekommen."

„Ja ja!" lachte Hogni laut auf und zugleich stürzte sie auf den Burschen los und drehte ihn um und um.

Der Bursch machte sich los von ihr, Hogni packte einen Anderen und Gunnar ergriff Eli. Und alle Burschen und Mädchen ergriffen einander lachend und singend bei den Händen und wirbelten sich herum. Plötzlich taumelte Inga auf Gunnar zu. Dieser schlang seine Arme um sie, daß sie wie in einen Schraubstock gepreßt dastand und trotz aller Anstrengungen, die sie machte, nicht im Stande war, sich zu befreien. Da schrie sie in reinem Muthwillen laut auf.

In einiger Entfernung stand eine bleiche Gestalt, die Niemand bemerkt hatte. Es war Knud. Die Seelenqual, welche er erduldete, war endlich so unerträglich geworden, daß er auf irgend eine Weise Linderung sich verschaffen mußte. Als dann der laute übermüthige Jubel an sein Ohr klang, schlug die weiche, krankhafte Stimmung seines umdüsterten Gemüths plötzlich in hellen Zorn um, und er trat auf einmal gleich dem Racheengel in all' den Jubel und die ausgelassene, übermüthige Lust. Inga fuhr zusammen, als sie ihn gewahrte und wich bange vor ihm zurück; seine Mutter drängte sich dicht an ihn heran und ergriff ihn beim Arm. Knud stieß sie von sich.

„Bereitet den Weg des Herrn! das ist mein Wort," wandte er mit lauter Stimme den Anwesenden sich zu. Sein Antlitz war todtenbleich, in seinem ganzen Wesen lag eine solche selbstbewußte Gewalt, daß es schien, als habe ein Richter über Leben und Tod sie plötzlich vor seinen Stuhl gefordert. Vor seinem durchdringenden Blick schlugen Alle die Augen zu Boden.

„Bekümmere Dich doch nicht um unser Vergnügen," sagte Mons ärgerlich und schritt auf ihn zu.

Er hätte mit seinem Wort eben so gut den Sturmwind beschwören können wie Knud Nordigaarden. Wenn der Geist des Zornes und der Rache über ihn gekommen war, konnte Niemand seinem Redefluß Einhalt thun.

„Verflucht sei Derjenige, welcher die That des Herrn mit Betrug thut!" unterbrach er Mons und erschien wie gestählt von seinen Worten.

„Ach, mein Sohn!" bat seine Mutter, sah ihn mild und freundlich an und schüttelte ernst das Haupt.

Knud achtete ihrer nicht; er kannte weder Angehörige noch Freunde mehr; das menschliche Herz war zu Stein geworden in seiner Brust, und einer der Geister, von welchen es heißt, daß sie durch „die dürren Stätten" fahren, sprach aus ihm.

„Wer bin ich? sagt der Herr — wer ist Derjenige, der mir Zeit und Raum setzt ... Wir sollen Nichts aufschieben bis zum letzten Tag, selbst nicht bis zur nächsten Stunde. Denn die Augenblicke sind gezählt. Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. — Dein Herz soll das Entsetzen bedenken, sagt das Wort ... Ja, der Tag des Herrn wird mit Entsetzen kommen, mit Heulen und Zähnklappen über die Gottlosen, und ihr Wurm soll nicht sterben und ihr Feuer nicht verlöschen."

„Es wäre mir lieb, wenn Du jetzt endlich aufhören würdest," unterbrach Mons Halborsen ihn zornig. „Denn dieser Tag ist mein, und ich will Frieden vor Dir haben."

„Wer ist Derjenige, der Hochmuth vor dem Herrn zeigt!" wandte Knud sich ihm mit einer solchen Kälte zu, daß der Alte zur Seite wich vor ihm und sich nicht mehr an ihn heranwagte. Alle Anderen aber umstanden Knud wie die Kinder, welche mit Begehren lauschen, nicht des Verständnisses halber, sondern wie von einem Uebernatürlichen angezogen, dessen die Menschen bekanntlich niemals müde zu werden pflegen. Knud fuhr fort:

„Mir ist ein großer und weiter Zugang geöffnet, sagt Paulus — und es giebt viele Widersacher ... Siehe, ich habe meine Worte in Deinen Mund gelegt — sagt der Herr — so sollen sie gleich scharfen Schwertern treffen die Gottlosigkeit und die Kinder dieser Welt ... Fliehe alle Fleischeslust — denn Du sollst Deinen eigenen Körper hassen, wenn er Deine Seele befleckt! Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiß' es aus, sagt der Herr — Ja, Hölle und Verderben können nicht gesättigt werden, so kann auch eines Menschen Augenlust nicht gesättigt werden; die

Erde wird nicht Wasser satt und das Feuer spricht nicht: es ist genug ... Bewahr' Dein Herz — sagt Salomo — denn davon geht das Leben aus. Denn das Dichten und Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf, und schlimme Begierden gehen von seinem Herzen aus. Denn es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige. Der Tag verlockt mit List und das Dunkel der Nacht mit Schrecken. Aber nirgends kann ich mich vor Deinem Angesicht verbergen, Herr! Meine Sünde riecht übel, und wenn ich auch viel Lauge und Seife nähme, ich könnte sie doch nicht weißwaschen wie Schnee. Wir verhöhnen Dich an Deinem Sabbathstag und wir besudeln Dich mit unseren sündigen Lippen. — Wir rufen Dich an, aber Du hörst uns nicht: denn unsere Gedanken sind voll Trug und unsere Worte wie Silberschaum über stinkenden Wassern ... Herr, Du hast selbst gesagt: die Gottlosen haben keinen Frieden; aber, wenn sie nicht umwenden, soll Dein Zorn über sie kommen, und Feuerflammen rings um sie entzündet werden. — Ja wehe Dir, Du, der Du nicht den Herrn achtest! Du sollst nicht den Tag sehen vor den Schatten des Todes, und die Nacht soll auf Dich mit tausend Augen blicken. Dein Gaumen soll verdorren wie ein versengter Acker, und Deine Zunge soll nicht das Wort des Trostes kennen. Deine letzte Stunde wird kommen wie ein Dieb der Nacht und Schloß und Riegel brechen, welche die Kinder dieser Welt angelegt haben ... O laßt ab vom Leichtsinn! Denn ein Thor züchtigt sich selbst, und er soll sich nicht sicher fühlen in seiner Sünde — die Angst der Hölle wird ihn umspannen gleichsam wie das Thier sich windet und dreht im Netz und sich selber fängt. So wird er sich auch in die Versuchung einwickeln und nicht ablassen, ehe des Satans Macht ihn umgarnt hat ... O, macht Euch los vom Fürsten der Finsterniß! Denn er spricht: Kommet her, tanzet und seid fröhlich! Trinket Wein, und lasset den Geiz nicht Eure Thür verschließen! Lasset sie offen, auf daß Viele sich freuen können und dies Leben lustig finden!... Sehet die Blume des Feldes, höret die Vögel des Himmels, gebet Acht auf die Frucht des Baumes! Ladet nicht Alles zum Fest, spricht nicht Alles: seid fröhlich? Siehe, die Tage schwinden, und ich — ich bin nur hier im Augenblick, um Euch zu erfreuen — warum wolltet Ihr da nicht lachen und fröhlich sein? Aber ich sage Euch: der Fürst der Finsterniß hat viele Diener und viele Fürsprecher unter Euch. Sehet Euch vor vor den falschen Propheten! Denn sie lügen sich in Eure Seele und stehlen das Saatkorn vom Acker des Herrn; sie setzen den Stachel vor den Pflug, daß das Wort des Herrn in eine breite Furche fällt und aufgefressen wird von

den Vögeln des Himmels ... Wehe über Euch, wenn Ihr wegschaut von Eurer Sünde, um auf die Lachenden zu sehen! Wehe über Euch, wenn Ihr die Worte verdrehet: Freuet Euch in dem Herrn alle Wege und abermals sage ich: Freuet Euch! denn der Erlöser selber hat gesagt: „Meine Seele ist betrübt bis an den Tod . . ." Ja, wehe über uns, wenn wir davon ablassen, bis an den Tod betrübt zu sein!"

„O Gott, o Gott!" schrie Inga auf, brach in krampfhaftes Weinen aus und fiel Johanna, die neben ihr stand, in die Arme.

Inga's Klageruf durchzuckte schmerzlich Knud's erregtes Gemüth und berührte wieder in ihm die Saite der Menschlichkeit. Er schwieg plötzlich und sah sich ringsum, als erwache er aus einem wüsten Traum und sei noch nicht im Stande, sich von den wirren Bildern, die ihn schattenhaft umgaukelt hatten, vollständig zu befreien. Da seufzte er tief auf und sah Inga nach, die sich wieder aufgerichtet hatte und weinend von dannen ging. Aber als er sich aufraffte, um ihr nachzueilen, griff er mit den Händen in die Luft, als wolle er an irgend einem Gegenstand sich halten und brach dann bewußtlos zusammen.

„Dachte ich es doch!" klagte Niels Nordigaarden, beugte sich nieder zu Knud und richtete seines Sohnes Haupt auf.

„Aus Dergleichen kann doch wahrhaftig auch nichts Gutes entstehen," warf Mons ärgerlich hin.

„Schweig'!" gebot Johanna fest und würdig und blickte ihn ruhig und ernst an.

Da schwieg Mons ärgerlich und ging kurz darauf in Begleitung Rolf's und eines Theils der Gäste in's Wohnhaus. Schließlich blieben außer seinen Eltern nur Inga und Gunnar bei Knud zurück. In einiger Entfernung stand Eli und war uneinig mit sich, was sie thun sollte.

Gunnar befand sich an Niels' Seite, verwandte aber keinen Blick von Inga, die neben Johanna auf den Knien lag, in deren Schooß Knud's Haupt ruhte. Inga löste mit zitternder Hand ein Tuch, das Knud festgeknüpft um den Hals trug. Aus ihrem Antlitz und ihrem Blick, den sie auf Knud's bleichem Gesicht ruhen ließ, sprach eine solche Hingebung, eine solche reuevolle Bitte, sie schmiegte sich so demüthig und treu an Johanna — daß Gunnar gelähmt und erschreckt dastand von einem Gedanken, der ihm zwar oftmals schon aufgestiegen war, den er aber immer als unmöglich von sich gewiesen hatte. Der Gedanke tauchte jetzt wieder empor und drängte trotz allem Widerspruch und allem Zweifel unabweisbar sich herzu.

Da schlug Knud die Augen auf, und sein Blick begegnete

Inga's Auge. Eine Weile lang sah er ihr prüfend und kummervoll in's Angesicht, während sie weinte und seufzte und fast über ihn hingesunken wäre.

„Warum thatest Du das, Inga?" flüsterte er. „Warum ließest Du Dich verlocken von der Thorheit?"

„Ich dachte mir nichts Böses dabei, Knud!" seufzte sie. „Ich kann doch nicht während des ganzen Lebens mich einsperren ... Es kam auf einmal eine so frohe Laune über mich. — Aber wenn Du meinst, daß es Sünde ist, will ich die Fröhlichkeit zurückdrängen und mich zu beherrschen suchen."

„Du läßt Dich verführen, Inga! Du läßt Dich verlocken ... Die Sünde lockt!" flüsterte er und schloß wieder die Augen.

Inga beugte sich weinend zu ihm nieder und schwieg. Was sollte sie ihm antworten, um ihn zu trösten? Sie ließ sich ja verlocken in Wirklichkeit! Es lebte eine Lust am Leben in ihr, eine fröhliche, schwellende Kraft, die Freude an allen Dingen haben wollte und Alles froh zu sehen und fröhlich zu machen wünschte. Die düstere, menschenfeindliche „Freude in Gott", die Knud ihr predigte, begriff sie nicht; diese Freude konnte sie nicht verstehen ihr Lebelang. Aber jedesmal, wenn die Lust sie überkam wie Blüthenduft und Sonnenschein, da lächelte die Freude alle grauen Wolken und gespenstischen Nebel fort von ihrem Himmel, daß dieser in reinem verklärten Blau sich wölbte; da räumte die Freude jeden Stein und jedes Hinderniß ihr aus dem Weg, und dann fühlte Inga sich so froh und gut, daß sie glaubte, alles Böse, aller Zwiespalt, aller Gram und Kummer seien auf ewig verschwunden aus der Welt.

Gunnar stand noch da und hing seinen trüben Gedanken nach. Er fühlte mehr und mehr, daß Inga in diesem Augenblick zu einem Entschluß sich hinreißen lassen könnte, den sie ihr Lebelang bereuen würde. Es war ihm gerade, als sehe er sie sich niederbeugen zu einem giftigen Pfuhl, um daraus zu trinken; es war ihm, als müsse er überlaut aufschreien, um sie zurückzuschrecken vom Trunk. Denn in dem Trunk war der Tod, pulsirte nicht das Leben.

Aber was gewann er, wenn er aussprach, was er dachte? Er lenkte vielleicht Argwohn auf sich, und Inga wäre gleichwohl ihrer trostlosen Bestimmung, ihrem düsteren Ziel entgegengegangen. Der Gedanke lähmte des Burschen Zunge, ja, der Gedanke band und beherrschte vollständig sein Wesen. Er besaß einen Willen so stark und gut, wie solcher nur jemals die Handlungsweise eines Mannes einer Frau gegenüber gerechtfertigt hatte. Aber den Muth, den diese Handlung, diese That

zur Wahrheit und zur Wirklichkeit machen sollte, hatte er nicht. Er fühlte so bitter und so tief, daß er heimathlos sei, von Mißtrauen und Zweifel überall umgeben und selbst von Zweifel durchdrungen; er fühlte, daß nur das Gesetz sein Recht, das Leben sein einziges Eigenthum sei. — Er mußte und wollte schweigen.

„Die Armen — alle Beide!" sprach Eli leise und trat näher heran zu ihm. Der Bursch seufzte und wandte sich ihr zu. „Es scheint mir, es geht mit diesem Bräutigam wie mit dem ersten."

Dieser Bräutigam! schnitt es ihm durch die Seele, und der Gedanke von vorhin kam mit verstärkter Kraft zurück. Gunnar sah Inga kummervollen Blickes an.

„Er hat eine solche Macht über sie, und sie weiß seinen Worten keinen Widerstand entgegenzusetzen," fügte Eli hinzu.

Der Bursch dachte nach über jedes Wort, das Eli sprach, und er fürchtete, daß sie Recht haben könnte.

„Erinnere Dich immer, daß Du jederzeit willkommen bist auf Stormoen," flüsterte Eli einen Augenblick darauf.

Der Bursch wandte sich ab von dem traurigen Anblick und richtete den Blick auf Eli, die so tröstlich und freundlich zu ihm sprach, wie sie es früher schon einmal gethan hatte, als er verlassen und einsam, mit den trübsten Aussichten in die Zukunft ihr genaht war. — Und Trost und Hoffnung blühten in des Mädchens freundlich verlockendem Lächeln wiederum auf. „Ich werde niemals vergessen, wie gut Du bist!" sagte der Bursch und ergriff ihre Hand.

„Und ich erinnere mich zu jeder Stunde des Tages der Freude, die auf Stormoen herrschte, als Du hier warest," antwortete Eli und ging Hand in Hand fort mit ihm.

Endlich hatte Knud sich so weit erholt, daß er sich aufzurichten und auf den Arm seines Vaters gestützt, den Heimweg anzutreten vermochte. Inga ging an seiner Seite, und Gunnar sagte dann Eli Lebewohl und folgte den Anderen in der Richtung auf Sönstelien nach.

Spät am Abend erst verabschiedeten sich die laut lärmenden Gäste von Mons Halvorsen und seiner Tochter. Nun war das Fest vorüber, auf das Mons Halvorsen sich fünfzig Jahre lang gefreut hatte, und jetzt saß er noch da auf dem Ehrenplatz, lange nachdem die Fremden fort waren und dachte nach darüber, ob ihm auch alle Ehre, die nach seiner Meinung ihm zukam, gethan worden war; ob nicht doch der Eine oder Andere vergessen hatte, ihm zu huldigen. Ob alle Ehrenbezeigungen aber ehrlich und aufrichtig gemeint waren, nahm er nicht so genau und untersuchte er deshalb auch nicht. Inzwischen war Eli zum Haus hinaus-

gegangen und wanderte nachdenklich dahin. Sie war unruhig, und die Gedanken kamen und gingen ziellos, wie auch sie dahinging. Ein Gedanke flog hinüber nach Skagge, um neugierig in Rolf's halbgeschlossene Augen zu blicken und zu sehen, ob er nicht trotz all' seines Uebermuthes durch ihr Benehmen doch ein wenig unruhig geworden sei und sich geärgert habe? Denn sie hatte wohl bemerkt, daß Rolf, so oft sie sich freundlich an Gunnar wandte, mit halbem Auge von der Seite sie lebhafter als gewöhnlich angeschaut hatte. Das war ein Zeichen, daß er mit sich selbst kämpfte, wenn auch von diesem Kampf, der unter der Asche glühte, nur ein leichter Funke zu Tage kam. — Und Gunnar! Ja, der Bursch war so hübsch, daß jedes Mädchen es sich zur Ehre rechnen durfte, ihn an sich gefesselt zu haben. Bei dem Gedanken machte sie Kehrt, um nach Hause zurückzugehen.

„Hast Du denn solche Eile?" rief da plötzlich eine eigenthümlich heisere Stimme sie an.

„Du brauchst Dich deswegen durchaus nicht zu beunruhigen," antwortete sie keck und sah Rolf schalkhaft an.

„Das thue ich auch nicht," sagte Rolf und that ein paar große Schritte auf sie zu, und dann gingen Beide eine Zeitlang schweigend neben einander her.

„Was willst Du?" fragte Eli.

„Ich will, was ich will . . ." lachte er leise und faßte sie fest beim Arm.

„Ich kann Dergleichen nicht leiden," sagte sie und zog den Arm zurück.

„Ich kann es aber gut leiden," entgegnete er, und seine Stimme klang weich und bittend. Ihren Arm ließ er fahren, aber seinen Arm legte er ihr um den Leib.

„I, Du bist unleidlich!" rief sie aus und wandte sich zornig zur Seite.

„Hast Du etwas Besseres?" fragte er und sah in's Blaue.

Eli stutzte und zögerte mit der Antwort, dann aber fuhr wieder der alte Schalk in sie; sie blickte Rolf lächelnd an und sagte: „Du glaubst wol, daß Knud Nordigaarden und Inga auf Sönstelien ein Paar werden?"

„Ah," entgegnete Rolf vollkommen sicher, „nach meiner Meinung verräth Inga einen weit besseren Geschmack."

„Du glaubst, sie nimmt ihren Knecht?" fragte Eli heftig.

„Ich denke wol . . . es kann aber auch sein, daß der Bursch sie nimmt. Es kommt auf eins heraus," antwortete Rolf.

„Ha, ha, ha!" lachte Eli höhnisch und wandte sich abermals fort.

„Vielleicht sprichst Du in diesen Tagen einmal vor auf Skagge?" fragte Rolf mit einem Seitenblick und drängte sich näher an sie heran.

„Ich wüßte nicht, was ich dort zu thun hätte," erwiderte sie.

„Ich dachte, daß Du es wüßtest," lachte Rolf leise.

Jetzt hatten sie dem Wohnhaus sich genähert. Das Mädchen trat über die Schwelle, Rolf stand draußen. — Das war wieder das alte Verhältniß. Derart hatten sie einander hundertmal geneckt und gefoppt, genau an der gleichen Stelle waren sie hundertmal von einander geschieden; Jeder mit sich selbst zufrieden, daß er den Anderen verwundet und ärgerlich gemacht hatte, aber Jeder zugleich auch von einem tiefen Mißmuth über das Geschehene durchdrungen und sehnsüchtig den nächsten Tag erwartend, — der ganz in der Weise des vorhergehenden endete. Rolf hielt einmal an der sonderbaren Forderung fest, daß das Mädchen zu ihm nach Skagge kommen solle. Und bevor es ihm nicht gelungen war, derart seine Macht und Herrschaft geltend zu machen über sie, daß sie keinen Rath mehr wußte, eher kam sie nicht. Aber früher durfte auch er sich nicht sicher fühlen, eher hatte er auch sein Spiel nicht gewonnen. Er hatte gar manchmal schon durch einen recht deutlichen Wink seinen Wunsch ihr zu erkennen gegeben und namentlich dann war es geschehen, wenn es ihn dünkte, daß sie seit einiger Zeit mißgestimmt herumginge und an Nichts die rechte Freude finden könne. Aber Eli verstand Rolf's eigentliche Meinung nicht und nahm das Ganze für Spott, den sie mit Spott erwiderte.

So wanderte Rolf mit seinen Gedanken heim, und das Mädchen ging zur Ruhe und machte sich auch ihre Gedanken. Rolf aber hatte sich so in das Verhältniß zu Eli hineingelebt und war so vertraut geworden damit, daß der Gedanke daran ihn nicht länger wach erhielt, als er nöthig hatte, sich in's Bett zu legen. Eli dagegen ward von Unruhe und Zweifel gequält und konnte die halbe Nacht lang kein Auge zuthun. Gunnar war an diesem Abend ihr mit größerer Freundlichkeit begegnet als je zuvor ... ah, sie wollte sich hüten, nach Skagge zu gehen, um sich einen Mann zu erbetteln! Dann schweiften ihre Gedanken wieder zu Gunnar, der sicherlich eben so brav wie Rolf war, wenn es die Probe galt.

Während Rolf schwer und ruhig schlief und Eli lange vergeblich den Schlummer suchte und mit ihrem Wankelmuth kämpfte, hatten Niels Nordigaarden und seine Frau, die sich ganz ihrem trüben, ernsten Sinnen hingegeben hatten, nach langer beschwerlicher Wanderung ihr Häuschen erreicht. Knud hatte auf dem

ganzen Wege kein Wort gesprochen, und auch die Eltern hatten die düstre Stimmung nicht ein einziges Mal durch einen Gedankenaustausch unterbrochen. Sie hatten, wie sie immer zu thun pflegten, den Weg Hand in Hand zurückgelegt. Denn Johanna hinkte ein wenig und bedurfte bei weiten Entfernungen einer Stütze. Durch langjährige Gewohnheit hatte Niels in Folge dessen sich eine eigenthümliche Haltung beim Gehen angewöhnt, und wenn er einmal allein dahinschritt, schien es, als trüge er Etwas in der Hand, das ihn zu Boden zöge.

In dem kleinen Häuschen blickte ihnen nach der Ueberfülle des heutigen Tages aus jedem Winkel die Armuth ernst und kummervoll in die Augen. In ihren Herzen war der Kummer und die Sorge wach, und die Nacht senkte sich traurig und dunkel hernieder und hüllte in ihren Trauermantel Alles ein. Knud ging sofort in seine Schlafkammer ohne ein Wort zu verlieren, aber Niels und Johanna setzten sich still nieder, um, wie nach Verabredung, über das Geschehene nachzudenken und dann ihre Meinungen auszutauschen. Denn Beide sehnten sich danach, wieder Ruhe und Klarheit in der Seele zu haben, auszusprechen, was das Herz bedrückte, bevor sie in Frieden und mit Dank gegen Gott den Schlaf suchen konnten.

Niels Nordigaarden und seine Frau waren ein rechtes Ehepaar vor Gott und der Welt. Sie hatten, als sie jung waren, sich zu einander hingezogen gefühlt. Aber weil Niels ein wohlhabender Bursch und Johanna ein armes Mädchen war, fehlte es nicht an allerlei übler Nachrede und anderen Hindernissen, welche dem Burschen den Muth und die Entschlossenheit raubten, dem Mädchen aber die Stärke verliehen, für Beide zu handeln. Johanna sah ein, daß Niels' Eltern sich der Neigung ihres Sohnes widersetzten, und daß sie die unschuldige Ursache des Zwistes zwischen Sohn und Eltern wäre. Sie beschloß deshalb, Dienste in einer anderen Bygd zu nehmen, und diesen Entschluß wußte sie so geheim zu halten, daß Niemand das Geringste davon erfuhr, bevor der Ziehtag gekommen war und sie von allen Bekannten Abschied nahm, um ihren neuen Dienst anzutreten. Aber bevor ein halbes Jahr vergangen war, kam Niels eines Tages auf das Gehöft, auf dem Johanna diente, und nahm sie aus dem Dienst. Dann bahnte er ihr den Weg, erst zur Trauung, darauf zum väterlichen Heim und dann während des ganzen Lebens, wo dieses Entbehrung und Verdruß brachte.

Aber Niels hatte, zum Unglück für sich und Andere, einen großherzigen Sinn und achtete nicht des Kleinen. Er warf mit zwei Händen hinaus und sammelte ein mit einer Hand. Die

Gastfreiheit war sein Stolz, und er hatte ein Recht stolz darauf zu sein, so lange es seine Mittel ihm erlaubten. Als die Mittel aber nicht mehr ausreichten, ward seine Freigebigkeit ihm zum Verderben. Er besaß eine hochherzige Gesinnung: so lange er noch zwei Züge aus seinem Bierkrug thun konnte, theilte er ganz sicher und fühlte sich stolz dabei.

Obgleich Johanna in ihrer stillen Unermüdlichkeit eine ganz andere Natur als Niels besaß, so stieg ihr doch niemals der Gedanke auf, daß Niels seine Gewohnheit und Lebensweise ändern könne und müsse. Und als Niels Haus und Hof unverständig vergeudet hatte, und Beide sich plötzlich von allen Mitteln entblößt sahen, erblickte Johanna in diesem Wechsel des Schicksals nur den Willen Gottes, dem sie sich fügte und beugte. Als sie dann später die Häuslerwohnung bezogen, und Niels sich mit dem Gedanken zu trösten suchte, daß er vom Kleinen allmälig zu Größerem sich emporarbeiten müsse, eignete Johanna sich sofort diesen Gedanken an. Aber während Niels Tag für Tag weiterbaute, selbst bis zu einem neuen Gehöft, — in Gedanken, baute Johanna gleichfalls schnell und emsig weiter, aber mit Thaten.

Doch so viel und so fleißig auch Beide bauten, einen Hof erlangten sie nicht — aber das alte Haus, in dem sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, fiel nach und nach zusammen. Als Niels das uralte Häuschen miethete, stand es bereits baufällig da, und der Platz ringsherum war öde und verwildert. Aber hätte Niels nur ein wenig von dem Fleiß, mit dem er jeden Tag seine Luftschlösser aufthürmte, angewendet, um das alte kleine Haus auszubessern und zu erhalten, so hätte es nicht so traurig und verfallen dagestanden wie es jetzt der Fall war. Die Rückwand hatte sich nach außen gesenkt und der Schornstein nickte unsicher vornüber. Hätte Niels auf die Instandsetzung und Erhaltung des Häuschens nur etwas Fleiß und Sorgfalt verwendet, hätte er sich überhaupt nur etwas mehr um seine Angelegenheiten gekümmert, da hätte er nicht nöthig gehabt, am Tisch auf einem schlechten Schemel zu sitzen und „wässriges Bier aus Disteln zu brauen und voll Hunger und Gier an Knochen zu nagen", wie Guri Fladhaugen von ihm gesungen hatte.

Niels war dessenungeachtet glücklich. Er schätzte in seinen Luftschlössern sich reich und an einem ganz anderen Ort als in seinem Häuschen. Wenn er Hafermehlsuppe und eine warme Kartoffel hatte, speiste er in Gedanken Grütze mit saurem Rahm und Braten; und wenn er hin und wieder mit einem kecken Ruck sich kerzengerade aufrichtete, daß zwischen seinem Kopf und der niedrigen Decke sich kaum eine Handbreit Raum befand,

da wölbten sich in seinen Gedanken hoch über ihm die breiten Balken eines stattlichen Wohnhauses, und er stand auf seinem eigenen Gehöft, seinem eigenen Grund und Boden. In solchen Einbildungen und Luftschlössern blieb er sich stets gleich; er hatte allzeit das gleiche Ziel vor Augen.

Obgleich Johanna ihm in allen Dingen Recht gegeben hatte und auch stets daran festgehalten haben würde, wenn nicht der Sohn dazwischen getreten wäre, so kam doch hin und wieder eine Bangigkeit über sie: der Gedanke, daß sie nicht immer im Stande sein möchte, für die Bedürfnisse des Lebens sorgen zu können. Sie fühlte mehr und mehr die zunehmende Altersschwäche und sie sah deutlich die Grenze, welche ihren Kräften gesetzt war. Sie hatte, als sie ihrem einzigen Kinde das Leben und die Kraft des Lebens schenkte, lange Zeit mit Krankheit und Schwäche zu kämpfen gehabt, und hatte in voller Jugendblüthe sich wie ein Krüppel gefühlt. Seit jener Zeit hinkte sie, aber sie vollbrachte doch Alles, was sie wollte, und wenn einmal ihre Kraft nicht ausreichte, war sofort Niels zur Hand, sie zu stützen, und er hätte mit keinem stolzeren Gefühl Gold tragen können, als wenn er seine Frau stützte und führte. Als Beide so in der Abendstille dasaßen, kamen schwere, kummervolle Gedanken über Johanna, die sie Niels nicht verschwieg. Es war das erste Mal in ihrem Leben, seitdem sie verheirathet war, daß sie mit ihrem Manne dergleichen ernste Sachen besprach. Von diesem traurigen Blick in die Zukunft ward auch Niels betrübt. Knud war nun schon seit Wochen und Monaten ohne regelrechte Beschäftigung herumgegangen, und Johanna sah klar ein, daß die Beschäftigungslosigkeit keineswegs gut auf seinen Gemüthszustand einwirkte. Sie war früher nicht wenig stolz und erfreut gewesen über ihren gelehrten Sohn, aber wenn dieser nun doch, und das Verhältniß zu Inga mußte es ja mit sich bringen, schließlich ein Bauer ward, da war es durchaus nicht vortheilhaft, wenn er arbeitslos umherging und in alle Dinge hineinredete, um so weniger als sein Wort nur dazu angethan war, zu erschrecken und Furcht zu erregen.

Als Johanna so die Lebensweise ihres Sohnes überdachte, sah sie zugleich auch ein, daß Niels an dem gleichen Fehler litt wie Knud. Aus diesem Grunde saß sie nun noch auf im Dunkel der Nacht und sprach Niels in ihrer stillen, ruhigen Weise ihre Gedanken aus, sagte ihm Alles, was das Herz ihr beengte und beklemmte. Niels weinte bittere Thränen zu den eindringlichen, herzlichen Worten, die seine Frau zu ihm sprach, deren kummervolles Antlitz das nächtliche Dunkel mitleidig ihm verhüllte. So sprachen sich Beide aus, und dann ward beschlossen, daß Niels

am nächsten Tage zum Lehnsmann*) gehen, der eine Meile entfernt wohnte, und bei ihm sich nach Beschäftigung beim Wegebau umsehen solle. Johanna aber sollte mit Knud sprechen. Diese Aufgabe wollte Niels nicht übernehmen, weil er dazu nicht die nöthige Kraft und Festigkeit sich zutraute.

Johanna erhob sich und ging nach Knud's Schlafkammer. Ihr Herz schlug hörbar, als sie den Griff der Thüre in ihrer Hand fühlte — aber Knud mochte so gelehrt sein wie er wollte, er war ja doch immer ihr Kind und darum ihr Gehorsam schuldig. Sie hatte ihn doch in Angst und Schmerzen geboren und ihn auferzogen zu allem Guten, — sie besaß daher doch auch wol das Recht, ein ernstes Wort mit ihm zu sprechen.

„Schläfst Du, Knud?" fragte sie mit gedämpfter Stimme und fühlte sich an der Wand entlang. Knud seufzte tief auf, antwortete aber nicht. „Verstehst Du mich, mein Sohn?" fragte sie wieder, setzte sich zu ihm auf's Bett und ergriff seine Hand.

„Ach, ich schlafe noch nicht," antwortete er und seine Stimme klang ungewöhnlich weich und milde.

„Ich habe mit dem Vater gesprochen, Knud," sagte sie leise. „Wir sind der Meinung, daß Du nicht das rechte Leben führst ..." Dann schwieg sie eine Zeitlang und versuchte, sich zu sammeln und auf Das vorzubereiten, was sie eigentlich sagen wollte. Knud sprach ebenfalls kein Wort.

„Es ist ja sehr erfreulich," nahm sie endlich ihre Rede wieder auf, „daß Du ein gelehrter Mann bist und daß Du Gottes Wort zu verbreiten suchst ... aber Der, welcher nicht arbeitet, führt ein unnützes Leben."

Nach diesen Worten schwieg Johanna wieder eine Weile und schien eine Antwort zu erwarten, aber Knud seufzte nur tief auf und sprach Nichts.

„Es ist auch schlimm für mich, daß die Leute Dich nicht gut leiden können," begann sie von Neuem sanftmüthig. „Das Wort des Herrn sei heilig und gesegnet! ... Aber wenn Du es verkündest, ach, Knud! da trifft es schwer wie das Böse ... Ich verstehe mich nicht auf solche Sachen, aber mir scheint, Dein Wort schmettert so tief nieder."

„Was kümmert mich eine Zunge voll Trug am Tag der Rechenschaft!" unterbrach er sie streng.

„O ja, es ist wol wahr, was Du sagst," antwortete sie de-

*) Lensmand: Lehnsmann. Das Wort läßt sich genau nicht übersetzen. Der Lehnsmann hat etwa die Funktionen eines Dorfschulzen, eines Kirchspielvogtes.

müthig, „aber ich meine, jeder Mensch soll doch seinen Vortheil suchen und Freude am Leben finden, so weit es möglich ist. Es steht ja geschrieben: im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen . . . Und Der, welcher von früh bis spät sich abmüht und abarbeitet, daß er zuweilen Gott vergißt, er empfindet dennoch Freude am Leben. Denn wer auf die rechte Weise arbeitet, der hat Frieden mit Gott und Frieden mit sich selbst, wie geschrieben steht," fügte sie ängstlich hinzu.

Knud lag schweigend da, und als sie sich über ihn beugte und ihm in dem grauen Schimmer der Sommernacht in's Antlitz schaute, da bebte sie unwillkürlich zurück vor dem tiefen Kummer, der seine Züge wie zu Stein erstarrt zeigte. Sie fühlte mit dem Instinkt der Mutter, daß in ihm ein tiefer Kummer lebendig war, von dem er sich sein Lebelang nicht zu befreien vermöge. Es war ihr in diesem Augenblick nicht möglich, klar zu denken. Denn Knud's Angesicht zeigte einen unbeugsamen Willen; der Kummer schien darauf schon mit den Zügen des Todes geschrieben. Aber so langsam sich verzehren in Gram und Qual war in ihren Augen so gut Sünde wie Selbstmord in der Verzweiflung.

„Sprich doch . . ." bat sie und weinte vor Angst.

„Ich will Dir Etwas sagen," nahm Knud das Wort und richtete sich halb auf im Bett. „Ich trage Etwas herum mit mir, was Niemand weiß . . . Ich erinnere mich jenes Tages in der Heimathbygd, als das Gehöft mit Allem, was dazu gehörte, verkauft werden sollte. An jenem Tage habe ich Gift eingesogen, ein schleichendes, verzehrendes Gift . . . Da stand der Auctionator und bot Alles aus zum Kauf, und Alle feilschten und boten auf Das, was ich von Kindheit auf kannte, was mir lieb war und werth, mit dem ich fröhlich aufgewachsen war. — Das Pferd, auf dem ich so oft geritten hatte . . . die alte Schlaguhr aus dem Schrank, aus dem Du jeden Sonnabend Abend einen Kringel für mich nahmst . . . meinen Kinderstuhl mit den langen Beinen . . . das Alles, Alles trugen sie hinaus zum Hof. Und damit begnügten sie sich nicht, nein, sie hatten noch Spott und Hohn dazu und höhnten mich, und da, Mutter, da ward aus dem unschuldigen Kinde ein schlechter Mensch. Dann kam ich zum Pfarrer. Bei ihm lernte ich bereuen und that Buße, bei ihm lernte ich, daß der Samen der Frau der Schlange den Kopf zertreten soll. . . . Nun ziehe ich wieder von hinnen . . ."

„Inga ist es, die Dich anzieht, Knud," seufzte seine Mutter.

„Ja, so ist es," antwortete er, „ich habe widerstanden und

habe mich gewehrt, so lange ich konnte — nun ist meine Kraft gebrochen . . . jetzt habe ich ein Ziel vor Augen."

„O Gott, o Gott!" stöhnte sie.

„Ich kann es nicht ertragen, daß Du weinst, Mutter; es häuft so viel Sünde auf mich — ich halte es nicht aus! . . . Ich begreife mich nicht, ich habe keine rechte Macht über mich selbst. Ich bin ein geknicktes Rohr. Der Erlöser spricht: ich finde kein Wohlgefallen an Dir, ich kenne Dich nicht!"

„Alles hat Maaß und Ziel, Knud — aber Du konntest niemals Maaß halten."

„Ich bin krank," seufzte er.

„Jesus hilf!" betete sie.

„Nun mußt Du ruhen, Mutter . . . Morgen sehe ich mich um nach Arbeit."

„Ach, Knud, Du bist nicht im Stande zu arbeiten, das sehe ich wol ein. Du solltest Dich doch an die Bücher halten."

„Mir graut vor den Büchern, Mutter. Ich habe nun ein anderes Ziel vor Augen."

„Gut, mein Sohn," setzte Niels hinzu und trat in die Kammer. „Ich habe draußen gestanden. Morgen gehe ich zum Lehnsmann hinüber und bemühe mich um Arbeit. Beim Bau des neuen Weges, der vom Siljethal nach der Ostbygd führen soll, sind viele Hände nöthig. Es giebt guten Lohn; ich werde mich anbieten . . ."

„Ich gehe mit Dir, Vater!" unterbrach Knud ihn schnell.

„Dann wird man sehen, ob Du Deinem Vater nacharteſt," sagte Niels.

„Du mußt vernünftig sein, Niels, und Deinem Sohn keine Schande machen," drohte Johanna ihm scherzend.

„Ho ho!" lachte Niels. „Hast Du nöthig, für den Burschen ein gutes Wort einzulegen? . . . Ich bin so gutmüthig wie ein Schaf, wenn Du so schön bitten kannst!"

„Du hast gar nicht nöthig, ein so großes Geschrei zu machen, Vater," sagte nun auch Knud scherzend.

„Prahlhans!" fiel ihm Niels in die Rede. „Aber Du sollst sehen, was Dein Vater ausrichten kann!"

„Das wird ein Tag werden, wenn Niels mit seinem Sohn um die Wette arbeitet," lächelte Johanna.

„Schlaf' wohl, mein Sohn," sagte Niels freudig. Dann nahm er Johanna am Arm und zog sie mit sich aus der Kammer. In der Thüre aber that er einen fröhlichen Sprung und sang zu Knud gewendet:

„Niels hat einen Jungen im Haus,
Der Junge ist freudig und lustig und froh,
Und Vater und Mutter geht gleichfalls es so.
Und damit das Lied ist nun aus!"

Dann nickte Niels ihm noch einmal zu, schloß die Thüre und begab sich mit Johanna zur Ruhe.

Doch Knud's Gedanken folgten nicht dem Lächeln, das er seinem Vater als Antwort zurückgab, sondern seine Gedanken weilten dort, wohin es sein krankes Gemüth zog und wo er keinen Frieden fand, aber eine desto größere Qual ihm ward. Wol war Inga ihm mit all' der Güte begegnet, die sie nur immer einem Menschen zu erweisen vermochte, aber Liebe, die allein ihn beglückt und beruhigt hätte, brachte sie ihm nicht entgegen; die heiße, brennende Sehnsucht, das verzehrende Verlangen, das ihn beseelte und beherrschte, konnte und wollte Inga nicht stillen. Und bei diesem Gedanken stieg der Sehnsucht Qual auf in ihm, so daß er sich bewußt ward, es gäbe für diesen Schmerz, diese Pein keine Linderung — weder im Himmel noch auf Erden. Nachdem die Eltern ihn verlassen hatten und er allein in der stillen Nacht noch wachte mit dem nimmer schlummernden tiefen Weh, mit der Todeswunde im Herzen, da fiel ihm, um sich damit zu trösten, keins der vielen Bibelworte ein, die er sonst für Andere stets bereit hielt. Da machte die Natur sich selber Luft in gewaltsamem Ausbruch: Knud vergoß heiße Thränen, und aus der Seele Tiefen thaute die warme Quelle hervor, die alles Harte und Rauhe, das Knud in sich aufgespeichert hatte von Kindheit auf, weich machte und milderte. Aber die Thränen verschafften ihm nur Linderung, sie befreiten ihn nicht.

6.

Der Herbst war vorüber, und die letzte Schaar schreiender Drosseln zog unter strömendem Regen über die Gegend dahin. Der Sturm fuhr brausend durch die Wipfel der Fichten, daß sie zitternd sich verneigten, und die schlanken, schwanken Stämme sich knarrend und seufzend beugten unter des Windes wildkeckem Griff. Am Fluß sauste der Sturm durch die feinbelaubten Zweige der Weiden, daß das Wasser schäumend zu ihnen aufspritzte, und der Fluß zog brausend und wie bei einer schweren Arbeit stöhnend dahin durch das Thal.

Begegneten die Leute sich draußen, so hielten sie sich nicht lange auf mit Plaudern. Denn im warmen, geschützten Haus war es behaglicher als draußen in Regen und Wind; ein Jeder

schien sich selbst der Nächste zu sein. Ein Spätherbsttag ist wie ein Ziehtag in der Natur: alles Licht, der letzte bleiche Sonnenflimmer, die letzte schöne Blume, Blatt und Gras scheinen auf ewig Abschied zu nehmen; der Tod tritt unheimlich das Erbe des Lebens an. Dieser trübe Zustand, der schwer auf den Geist drückt und das Gemüth so trübe und ahnungsschwer stimmt, herrscht nicht allein draußen in der freien Natur, wo der fahle Tod daherfaust auf des Sturmes Spuren, nein, dieser trübe Zustand findet tausend Mittel und Wege, in das behaglichste Heim sich einzuschleichen und auch dort den Geist gefangenzunehmen, der Friede und Ruhe erhoffte. Der weite Sonnenkreis, in dem sonst das Leben sich bewegt, wenn draußen Alles grünt und blüht und blaut, schrumpft allgemach zusammen und verengt und zwängt sich in die vier Wände. Und wenn der Wechsel der Jahreszeiten die grauen Nebel gespenstisch aufqualmen läßt und den freien Ausblick in die lockende, weite Ferne uns verwehrt, so hindern uns auch daheim die Winkel und engen Fenster, einen Blick in die Ferne, in den blauen Himmel zu thun.

Das ist die hoffnungslose Zeit des Jahres — die Zeit, in der die Seele sich einspinnt in Schwermuth. Aber die trübe Zeit kann doch zugleich auch eine Zeit der höchsten, reinsten Freude sein. Dann aber muß der Mensch Kraft, Muth und Lust in sich fühlen, sich selbst anzugehören, und erkennen und einsehen lernen, was die Natur ihn lehrt, was er ihr verdankt für Zeit und Ewigkeit. Besitzt der Mensch die Kraft nicht, da kann er den Schlummer und das Ersterben des Lebens wie Verlassenheit tieftraurig empfinden; es kann ihn verzagt und kleinmüthig stimmen, wenn so die Natur sich von ihm abwendet, um auszuruhen, sich zu sammeln und vorzubereiten auf die sonnige Lust der Freude, die in jedem Lenz von Neuem aus ihren Herzenstiefen quillt.

In solcher Verlassenheit saß auf Sönstelien Inga in ihrem kleinen Zimmer. Sie hatte weder Freude am Leben noch an all' dem Reichthum, der auf ihrem eigenen großen Besitzthum rings sie umgab. Der Lebensmuth, welcher kürzlich über alle Furcht und jeden Schrecken ihr hinweggeholfen hatte, war verschwunden, und statt seiner hatte eine bittere Reue sich eingestellt, die ihr Alles im trübsten Licht erscheinen ließ. Es gab freilich hin und wieder Stunden, in denen die Jugend durchbrach, wie durch eilende Wolken des Himmels treues blaues Auge blickt. Wenn in solchen Augenblicken das Leben so lustverlangend anklopfte an die Herzensthüre, da verspürte Inga drinnen eine Leere, die in nichts Anderem ihren Grund hatte als in dem Vermissen der Liebe. Die Leere erschreckte Inga, aber sie verstand nicht, sie zu deuten.

Was wußte sie davon in ihrer Einfalt, daß der Kindergedanke allgemach vergeht und schwindet und daß aus ihm ein neuer Gedanke hervorblüht, der das Herz erfüllt und es schwellt: die Liebe. Sie fühlte sich so einsam und allein mit ihren Gedanken. Wenn sie auf Gunnar sich lenkten, erhob hinter diesem sofort sich ein drohendes Gespenst: Knud. Und wenn Knud des Burschen fröhliches Gesicht verscheucht hatte, suchte Inga sich wieder des Gedankens an Knud zu entschlagen. Denn diese Erinnerung war ihr geradezu unerträglich. Dann nahm sie ihre Zuflucht zu Seufzen und Beten; einen anderen Rath wußte sie nicht.

Gunnar that seine Arbeit zwar mit frischem frohen Muth, und schob nichts von einem zum anderen Tag auf, nichtsdestoweniger raubte ihm dies Leben aber doch in gewisser Weise seine Freudigkeit. Hart für sein Recht zu kämpfen, war sein Loos, aber ohne Erfolg sich abzumühen, das ertrug er auf die Dauer nicht. Er besaß Selbstbeherrschung genug, niemals nach Dem zu greifen, was außerhalb seines Bereiches lag; aber was nach seiner Meinung erreichbar war, das wollte er unter keiner Bedingung aufgeben. Außer seiner Pflicht, die er gewissenhaft erfüllte, kämpfte er mit einem Gedanken, und während seine Pflicht ihm klar und deutlich vorgeschrieben war, verursachte dieser Gedanke ihm oftmals Kummer und Mißmuth. Er wollte Inga froh und heiter sehen, das war das heimliche Ziel seines Lebens, dem er entgegenstrebte, das ihm stets vor Augen schwebte und im Herzen stand. Wollte und konnte Inga das Leben nicht mit Singen grüßen, so sollte sie wenigstens mit Lächeln ihm begegnen. — Aber jedesmal, wenn der Bursch einen muthlosen Augenblick gehabt hatte, kehrten Leben und Klarheit in verdoppelter Stärke zurück. Da griff er zu mit der Ausdauer und der Willenskraft zweier Männer, und wo er war, hörte man ein fröhliches Wort und ein lustiges Lied.

„Du arbeitest zu viel," sagte Inga eines Morgens zu dem Burschen, als er nach einem starken nächtlichen Schneefall das ganze Gehöft von Schnee reinigte.

„Ah," antwortete der Bursch, „es macht mir Vergnügen."

„Du bist immer fröhlich und guter Dinge," seufzte sie.

„Ich weiß nicht, weshalb ich nicht vergnügt sein soll," sagte der Bursch. „Ich habe einen guten Dienst; ich lege mich abends zur Ruhe und morgens erwache ich frisch und gestärkt an Leib und Seele; die Sonne scheint, und die Arbeit erwartet mich. Mir däucht, schöner kann es doch nicht sein. Und scheint die Sonne heute nicht, so scheint sie morgen, und ich warte bis morgen und sehne mich nach ihrem Strahl. Es ist gut, nach

irgend Etwas sich zu sehnen, wenn man weiß, daß man das Ersehnte erreichen wird. — Ich esse, wenn ich hungrig bin. Denn dann habe ich mir die Mahlzeit verdient und dann schmeckt sie mir gut. . . Höre ich freundliche Worte, so bin ich fröhlich und gebe freundliche Worte zurück; will aber Niemand um mich sich bekümmern, so behalte ich meine Gedanken für mich und lasse mich bei der Arbeit nicht stören."

„Fürchtest Du Dich nicht, Sünde zu begehen?" fragte Inga.

„Sünde?" rief der Bursch aus, „ja das ist eine andere Sache! Hat Jemand Sünde begangen, so muß er sehen, sich zu bessern."

„Du kannst nicht die Hand aufheben, ohne zu sündigen . . . denn die Erde ist verflucht um Deinetwillen," antwortete sie streng, schaute aber bei ihren eigenen Worten ganz bange drein.

„Sollst Du denn Deine Hand nicht aufheben?" fragte er. Inga antwortete nicht. — „Sollst Du nicht Gottes Willen thun?"

„Gottes heiligen Willen?" rief sie wieder. „Wie kann ein Mensch Gottes heiligen Willen thun?"

„Ja, ja!" beruhigte der Bursch, „kann der Mensch nicht Gottes Willen vollbringen, so wird dieser Wille in der Welt überhaupt nicht erfüllt. . . . Ich meine und denke, daß Du es wol begreifst, daß jedesmal, wenn ich den Willen habe, eine gute That zu vollbringen, Gott diesen Willen mir eingegeben hat. Und dann prüfe ich mich, ob ich auch die Kraft habe zu erfüllen, was ich mir vorgenommen, und wenn ich mir bewußt bin, daß ich genügende Ausdauer besitze, dann darf ich auch dreist sagen, daß es Gottes Wille ist. Wenn ich den vollbringe, habe ich Nichts zu bereuen."

„Wie darfst Du so Etwas sagen?" fuhr es ihr erschreckt heraus.

„Ja gewiß darf ich es sagen," entgegnete der Bursch zuversichtlich. „Wer in der rechten Weise lebt, darf wol froh und freudig sein."

„Wer darf sagen, daß er auf die rechte Weise lebt?" fragte sie.

„Ah, ich weiß das nicht," sprach der Bursch nachdenklich. „Man soll aufstehen, wenn es Tag wird und an die Arbeit gehen . . . man soll Gott danken für alles Gute und nachts ruhig schlafen — man soll gut und freundlich sein gegen Jedermann, und wer da irrt, den soll man auf den rechten Weg führen — man darf nicht mehr auf sich nehmen, als man leisten kann — man soll ein warmes Herz und eine offene Hand für die Nothleidenden haben — das Uebrige, mein' ich, kann man ruhig Gott überlassen."

„Aber Du bist dennoch sündig," sagte Inga.

„Ja, das ist richtig; Sünde begehen wir Alle. Der Sünde,

des Todes und unseres Fleisches Wille, wie es in der Schrift heißt, reichen so weit das Leben reicht. Aber wir sind ja auch mit der Sünde geboren, so gut wie mit dem Gesicht. So wenig ich das Gesicht abwerfen kann, vermag ich mich von der Sünde zu befreien. Man muß so viel als möglich das Rechte und Gute zu thun suchen, und dann mag Gott der Herr richten. — — — — Fühlt man sich frisch und froh an Leib und Seele, so geht man dem Tag und der Arbeit froh entgegen; man kann dann auch dem Kummer und den Sorgen gelassen entgegensehen, ja, man wird freudig und ruhig in den Tod selbst gehen, — und darf gewiß auch Gottes Richterspruch getrost entgegenharren."

Inga wußte nicht, was sie antworten sollte, sie erhob den scheuen Blick, der dem Auge des Burschen begegnete, aus welchem ihr der frische, lebensfreudige Gedanke entgegenstrahlte — sie fühlte sich mit aller Gewalt zu ihm hingezogen und sie erinnerte sich der ersten Begegnung am Ufer des Flusses, als er mit seinen leuchtenden Augen, in denen eine Macht lag, der sie nicht zu widerstehen vermochte, ihr bis auf den Grund des Herzens geblickt hatte. Damals hatte er gesprochen: „Ich will mir Deine Züge fest einprägen, daß sie immer mich begleiten auf allen Wegen, und Du sollst mich immer vor Augen haben, wohin Du auch schaust!" — Ja, sie fühlte, daß sie den Burschen immer vor Augen hatte und im Herzen trug, daß er eine unwiderstehliche Macht über sie gewonnen hatte. Aber die gleiche Macht über sie besaß auch Knud mit seinem flammenden, drohenden Blick — und vor diesem Blick wich sie ängstlich und scheu zurück.

Inga wandte das Auge fort von dem Burschen, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Da erblickte sie Jakob Tvärbo, der lautlos in ihre Nähe geschlichen war, weil der Schnee seine Schritte gedämpft hatte. Man sah es ihm an den Augen an, daß er einen Theil der Unterredung gehört und das Verhältniß zwischen Inga und Gunnar halb und halb zu ahnen schien. Aber Jakob verbarg seine Gedanken und grüßte Inga sanft und demüthig, und selbst Gunnar nickte er leicht von der Seite zu, herablassend, wie es nach seiner Ansicht passend war. Der Bursch nickte ihm wieder zu und ging an die Arbeit, während Jakob, ergeben und geschmeidig, Inga in's Haus folgte. Denn er hatte nach und nach einsehen gelernt, daß Inga ihn nicht leiden könne und daß er deshalb mit aller möglichen List und Gefügigkeit sein Ziel zu erreichen streben müsse, um für's Erste nur einen Zufluchtsort auf Sönstelien, wenn auch nur für ein oder zwei Tage, zu finden.

Es schneite während des ganzen Tages, und die Dunkelheit

senkte sich zeitig in's Thal hernieder. Inga saß trübe und mißmuthig gestimmt in einer Ecke des Zimmers, Jakob ging mit seiner Pfeife im Munde auf und ab und setzte die Füße so behutsam, als tanze er auf Eiern. Da stürzte plötzlich ein Bursch in die Thüre und meldete, daß ein kleiner Sennerjunge, der dem Hund des Nachbargehöftes nachgesetzt war, der unter eine Heerde Ziegen gefahren, in eine Felskluft gestürzt sei, die der Junge nicht bemerkte, weil der Schnee sie ausgefüllt hatte.

Schrecken ergriff Alle, denn der Knabe war erst zehn Jahre alt, und wenn er beim Sturz sich verletzt hatte, konnte er leicht um's Leben kommen. Aber in der Dunkelheit und bei dem tiefen Schnee, der keinen Pfad erkennen ließ, war es unmöglich, dem Jungen Hülfe zu leisten; der Versuch hätte nur noch mehr Leben in Gefahr gebracht. Vor Tagesanbruch ließ sich Nichts thun. Inga hatte alle Leute auf dem Hofplatz um sich versammelt und stand zwischen ihnen bleich wie der Tod und zitternd vor Angst. Denn wenn auch gerade keine große Kälte herrschte; so war doch die Gefahr vorhanden, daß der Knabe in Schlaf sinken und erfrieren konnte. Niemand wußte Rath, und als Inga die gleiche trostlose Antwort auf Aller Gesicht, selbst auf Gunnar's Antlitz, gelesen hatte, da zog sie muthlos wieder in die Stube sich zurück. Bald versammelten sich dort die Leute zur Abendmahlzeit, die unter unheimlichem Schweigen verzehrt ward, das Keiner den Muth hatte zu brechen.

Nachdem das Mahl beendet war, hatten sämmtliche Leute sich entfernt. Nach Verlauf einer Stunde, in welcher Jakob im Laufe des Gespräches von dem einen zu dem anderen Gegenstand übergesprungen war, um auf irgend eine Weise auszukundschaften, was er zu wissen wünschte, mußte er Inga endlich auch verlassen. Sie saß vollständig schreckengelähmt da und gab auf seine Fragen entweder keine oder eine Antwort, welche nicht auf die Frage paßte. Obgleich Jakob ging, verlor er seine Absicht, das Verhältniß zwischen Inga und Gunnar genau kennen zu lernen, keineswegs aus den Augen und ließ sich deshalb in ein Gespräch mit den Knechten und Mägden ein, von denen er allerlei über Gunnar erfuhr, das ihm zu denken gab. So saß er denn noch lange nachdenklich auf, während alle Uebrigen sich bereits zur Ruhe begeben hatten.

Inga saß gleichfalls noch schlaflos in ihrem stillen Kämmerlein, und im Geiste sah sie den Jungen blutend im Abgrund liegen und um Hülfe rufen, während ihm keine Antwort ward, und nur die Schneeflocken leise und unhörbar herabfielen — fort und fort und ihm das Leichentuch webten. Die Fenster ihrer

Kammer gingen auf das Gebirge hinaus, und durch die Scheiben blickte sie in's Freie und so weit in die Ferne, wie der leuchtende, helle Schnee den Ausblick ihr gestattete. Da schien es ihr, als klänge durch die Stille der Nacht ein Schrei aus weiter, weiter Ferne. Inga lauschte und hielt den Athem an; es war ihr, als müsse das Herz ihr zerspringen in fieberhafter Aufregung, und als zugleich in einem Winkel des Kämmerchens eine Maus zu nagen begann, überfiel Inga eine nie zuvor gekannte Furcht und Angst; sie hielt es nicht länger aus im Zimmer, sie mußte hinaus in's Freie.

Mit diesem Entschluß verließ sie leise Kammer und Haus und ging bis zu dessen Ecke, die dem Gebirge zugewendet lag. Hier blieb sie stehen und lauschte in die Nacht hinaus. Da sah sie plötzlich am nächsten Bergeshang sich Etwas bewegen; es war ein Mann. Die Gestalt kam ihr bekannt vor in der Dunkelheit ... War es Gunnar, der dort langsam zwischen den Fichtenstämmen dahinschritt und seinen Weg über's Gebirge sich suchte, obgleich der Schnee jede Spur eines Pfades verwischt hatte?

Es trieb sie an, ihm zu folgen, aber sie wagte nicht, ihm nachzugehen, sondern stand unschlüssig da. Jetzt erkannte sie Gunnar deutlich. Ja, er war es. Er ging allein auf die Berge zu. Wollte er versuchen, den verunglückten Jungen zu retten? Das war ja doch unmöglich. Bei der Berathung hatten Alle einstimmig erklärt, daß, wer bei Nacht das Wagestück unternehmen würde, zweifellos sein Leben leichtsinnig auf's Spiel setze. Bevor es nicht Tag ward, ließ sich Nichts thun. Gunnar schritt vorwärts; bald lag eine weite Entfernung zwischen ihnen.

Da stieg in Inga's Seele eine furchtbare, unendliche Angst auf. Wenn Gunnar wirklich versuchen wollte, den Knaben zu retten, und wenn bei diesem Versuch er selber verunglückte und vielleicht gleichfalls in einen Abgrund stürzte, wer sollte und konnte dann ihm Hülfe bringen, ja, wie sollte man nur die Stelle finden, an der er verunglückt war? Gott im Himmel! was sollte sie beginnen? — Still und ruhig stehen und abwarten, vermochte sie nicht, sie folgte deshalb der Spur des Burschen, die sich in dem lockeren Schnee deutlich ausprägte. Nachdem sie eine Weile dahingeschritten war, dachte sie nicht mehr darüber nach, was sie that, sondern achtete nur sorgfältig und aufmerksam auf den beschwerlichen Pfad. Denn es stand fest in ihr, daß sie dem Burschen folgen müsse.

Sie sank fast zu Boden vor Anstrengung, es tanzte und flimmerte ihr Alles vor den Augen, als sie den Gipfel der ersten Bergkette erreicht hatte und hier sich ermattet an den Stamm

einer uralten Fichte lehnte. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, erblickte sie in einiger Entfernung den Burschen, der auf Händen und Füßen an der Böschung dahinkroch. Nach kurzer Zeit setzte er sich nieder auf den Schnee, und eine Weile verging, in der Inga nicht wußte und sich nicht erklären konnte, was der Bursch beabsichtigte. Endlich schien es ihr, als sammle er unter dem Schnee kleine Steine, die er in große Schneebälle drückte ... Was wollte er damit machen?

Da erhob Gunnar die Stimme: er rief den Sennerjungen beim Namen; zwei-, dreimal schrie er mit aller Kraft seiner Lungen — endlich kam die Antwort schwach verhallend zurück; Es klang wie aus dem Boden herauf. Inga ward ruhiger: sie begriff jetzt, was Gunnar vorhatte, und sie beschloß deshalb, bis zum Tagesanbruch auf ihrem Platz auszuharren. Denn sie war von einer Angst beseelt gewesen, als sie den Burschen auf dem gefährlichen Weg vor sich dahingehen sah, wie sie solche nie zuvor gekannt, obgleich ihr junges Leben Schrecken und Furcht genug aufzuweisen hatte.

Sie lehnte sich an den Stamm der alten Fichte und erwartete geduldig den Anbruch des Tages; sie lauschte auf die Stimme des verunglückten Knaben und gelobte sich, daß kein Mensch von dieser ihrer nächtlichen Wanderung auch nur das Geringste erfahren sollte. Während dessen fuhr Gunnar fort mit Schreien und Rufen, und wenn von dem Jungen keine Antwort erfolgte, warf er Schneebälle und kleines Gestein in den Abgrund, so lange, bis der Knabe im höchsten Zorn in Scheltworte ausbrach und nach irgend einem Gegenstand suchte, um wieder damit zu werfen, obgleich er derart eingeklemmt saß, daß er sich kaum zu rühren vermochte. So ging es die ganze Nacht hindurch. Jedesmal, wenn der Junge ermüdet sich dem Schlaf überlassen wollte, flog Ruf und Wurf hinab zu ihm, bis er in heller Verzweiflung in Thränen ausbrach und zu seinem Peiniger zornig hinaufschalt.

Inga fühlte eine wundersame Freude im Gemüth, obgleich sie vor Kälte zitternd im tiefen Schnee dastand. Denn Gunnar, der dort in einiger Entfernung von ihr im Schnee im Abgrund dahinkroch und sich bestrebte, einem Anderen das Leben zu erhalten, der keinen weiteren Zeugen seiner That hatte als Gott im Himmel, er hatte ihr mehr Kraft und Sicherheit und Halt zu verleihen gewußt, als Knud mit allen seinen salbungsvollen und belehrenden Bibelsprüchen und Worten, obgleich Knud es zweifelsohne meisterlich verstand, Alles zu seinem Vortheil zu drehen und zu wenden. — Als der Tag die grauen Wolken hell anstrahlte, ging Inga

bange und vorsichtig den Weg zurück, den sie gekommen war; je größer die Entfernung ward zwischen ihr und dem Burschen, desto öfter mußte sie seiner gedenken, und die stolzen, freudigen Gedanken, die blüthenknospend ihrem Gemüth entsprangen, ließen sie des Weges nicht Acht haben, so daß sie oftmals strauchelte und einen Abhang hinabglitt; daß sie weder der Quetschungen, die sie erlitt, noch ihrer nassen Kleider achtete. Ueber dem Gedanken an den Burschen hatte nur noch das Verlangen Raum in ihrer Seele, den Hof zu erreichen, bevor irgend einer der Leute wach ward.

Als sie vollständig durchnäßt und vor Kälte bebend um das Haus bog, trat Jakob Tvärbo ihr in den Weg und grüßte sie sanft und auf die demüthigste Weise.

„Ich sehe, Du hast Dir nicht mehr Ruhe gegönnt als ich," sagte er gutmüthig. „Ich sah Gunnar in der Nacht auf die Berge zugehen, und eine Weile darauf sah ich Dich den gleichen Weg einschlagen . . . Ich dachte mir sofort, daß es dem Jungen im Abgrund gälte . . . Gott ist mein Zeuge, ich habe mir nichts Böses gedacht."

Inga stand da wie auf einer schlimmen That ertappt, sie bebte am ganzen Körper, so daß sie sich an's Haus lehnen mußte, um nicht niederzusinken.

„Am Besten wäre es gewesen, Du hättest auf Gott im Himmel vertraut; er hätte sich des Jungen schon erbarmt," fügte Jakob hinzu. In dem Augenblick kam Gunnar um das Haus gegangen und blieb vor Ueberraschung wie angewurzelt stehen vor Inga.

„Bist Du es gewesen?" fragte er, schwieg aber sofort, als Inga's ängstlicher und schreckensprechender Blick ihn traf.

„Meine Schwägerin ist so schreckhaft, seitdem ihr Mann plötzlich ein so unerwartetes, schreckliches Ende nahm. Die Aermste!" seufzte Jakob.

Gunnar achtete nicht auf Jakob. Eins war ihm plötzlich klar geworden: der Schatten, welcher in der Nacht anfangs ihn mit abergläubischer Furcht erfüllt, später aber seine Neugierde erregt hatte, war Inga gewesen. Sie hatte auf den Felsen eben so lange wie er zugebracht. War sie ihm absichtlich gefolgt? Oder war sie von dem gleichen Gedanken getrieben worden, der auch ihn beseelte: die Lebensgeister des Knaben aufzumuntern und ihn wachzuhalten, bis ihm Hülfe werden konnte? . . . Der Bursch wußte auf die stummen Fragen eine sichere Antwort nicht zu geben, aber in seinem Herzen quoll es licht und warm und freudig auf, er blickte Inga so innig an, er sah ihr so tief,

so herzlich in die ängstlich flehenden Augen, daß sie doch allmälig den Schrecken und die Verzweiflung verlor und ihn zutraulich und herzgewinnend anlächelte. Da hegte Gunnar keinen Zweifel mehr; er wußte nun, weshalb Inga ihm gefolgt war.

„Du zitterst vor Kälte, Inga," sprach er sanft. „Du darfst nicht länger hier draußen stehen."

„Ja, Du hast Recht," entgegnete sie und raffte sich schnell zusammen. „Aber kommt nun Beide in die Stube und nehmt einen warmen Trunk zu Euch, damit Ihr Euch erholt."

„Ach, das ist vorläufig nicht nöthig," antwortete Gunnar fröhlich, „der Junge muß erst aus dem Abgrund erlöst werden, dann denke ich, soll Essen und Trinken trefflich munden!"

Mit diesen Worten grüßte der Bursch und ging zum Haus hinüber, das die Leute bewohnten, um mit diesen zu berathschlagen, was zur Rettung des Knaben zu thun sei. Kurz darauf wanderte er in Begleitung von drei Leuten wieder über den Schnee dahin, und Alle hofften zuversichtlich, daß es ihnen gelingen würde, den Jungen zu befreien.

Im Zimmer saß Jakob lauernd und schweigsam, während Inga den Kaffee für ihn bereitete. Dann ging sie in ihre Kammer, um die Kleider zu wechseln; als sie zurückkehrte, saß Jakob gänzlich in Demuth und Hingebung versunken da und dankte ihr mit warmen Worten für den erquickenden Trank. Inga fühlte sich anfangs beklemmt und bange; allmälig verschwand diese gedrückte Stimmung, sie ward zutraulicher, und endlich kam ein vertrauliches Zwiegespräch zu Stande.

Sie sprachen von Knud Nordigaarden. Jakob meinte: Knud habe wol viel gelernt und gearbeitet, aber Jeder müsse einsehen, daß er doch seinen Beruf verfehlt habe und daß das Studiren nichts sei für ihn. Denn seine Gesundheit sei nicht fest und seine Brust krank . . . Dann sprachen sie über Mons Haldorsen. Jakob sagte, daß Mons sich Tag und Nacht über seine Tochter gräme. Denn Jedermann habe sonst geglaubt, daß Rolf und Eli bald ein Paar werden würden . . . seitdem aber Gunnar nach Stormoen gekommen und eine Zeitlang dort gedient habe, sei von diesem Plan keine Rede mehr.

Inga fühlte plötzlich eine tödtliche Kälte im Herzen: die Kälte, die sie bis dahin nur äußerlich gespürt, drang ihr jetzt durch Mark und Bein. Aber Jakob that ganz unbefangen, zündete sich die Pfeife an und fuhr dann fort in seiner Rede.

„Es ist einfältig von dem Mädchen," seufzte er, „aber so ein junges, unerfahrenes Ding urtheilt nur nach dem äußeren

Schein — der Burſch mag ja gut und brav ſein — aber er iſt dabei doch auch ſchlau und berechnend; er weiß ſchon, was er thut."

„Meinſt Du Gunnar?" fragte Inga.

„Ja. — Du weißt, daß er von Stormoen hierherkam. — Die Sache verhielt ſich ſo: hätte ſich nicht Rolf dagegen aufgelehnt, ſo hätte Eli den Burſchen genommen. Denn er hatte es verſtanden, ſie ſo an ſich zu feſſeln, daß ſie ihm auf Schritt und Tritt nachfolgte . . . Ich weiß das von dem Mädchen, welches dort dient. Als aber der Burſch hörte, daß Du Wittwe ſeieſt, bedachte er ſich nicht lange, ſondern kam zu Dir. Na, das weißt Du ja ebenſo gut, als ich es Dir ſagen kann."

Inga ſaß wie gelähmt da; die Kälte des Todes durchſchauerte ſie, als befinde ſie ſich in Nacht und Dunkel inmitten eines Schneetreibens, und Jakob's Worte klangen ihr in den Ohren gleich dem zornigen Schrei des Knaben aus der Felsſpalte; aber hinein miſchte doch immer ſich Gunnar's Wort, das er zu ihr geſprochen hatte bei dem erſten Zuſammentreffen: „Du ſollſt mich immer vor Augen haben, wohin Du auch ſchauſt!" Die Worte waren an ihr bereits in Erfüllung gegangen. War mit Eli das Gleiche der Fall? Bei dem Gedanken ſtieg auf einmal der Anblick vor ihr auf, wie am Abend jenes Feſtſchmauſes Eli mit Gunnar Hand in Hand dahingegangen war. Ja, nun begriff ſie Alles. Sie mußte ſich mit den Händen auf den Tiſch ſtützen und mit dem Rücken an die Wand lehnen, ſo ſehr zitterte ſie.

„Aber," fuhr Jakob kurz darauf fort ohne irgend Etwas zu bemerken, „der Aermſte iſt aus ſchlechter Familie."

Inga ſah ihn fragend an.

„Ja, Du weißt noch Nichts davon? Aber es iſt wol nicht Recht, es auszuſprechen . . . Er iſt der Sohn von Guri Fladhaugen's Tochter. Die Alte ſpricht nicht darüber, weil ſie Nichts mit ihm zu thun haben will; er gleicht mehr ſeinem Vater als ſeiner Mutter. — Du weißt doch, daß vor langen Jahren Guri's Tochter mit einem feinen Kerl durchging. Er verließ ſie nach einem Jahr, und die arme Frau lebte in Noth und Kummer; kürzlich iſt ſie geſtorben. Da kam der Burſch hierher; er mußte wol gehört haben, daß Guri ſich etwas Geld erſpart habe. Er erbot ſich, bei ihr zu bleiben. Aber ſie ſah ihm gleich den Landſtreicher an und wußte ſich ſchnell von ihm zu befreien."

„O Jeſus . . . ich bin ſo krank!" ſtöhnte Inga und glitt von der Bank bewußtlos auf den Boden. Jakob ſtand von ſeinem Sitz auf, und als er Inga wie eine Feder emporhob und ſie in die nebenanliegende Kammer trug, ſah er aus, als ob er im Stande ſei, ein Haus zu tragen. Nachdem er Inga auf das

Bett gelegt hatte, rief er ein Mädchen, das auf Inga Acht geben sollte, dann ging er zum Gesindehaus hinüber und erzählte dort von der Krankheit seiner Schwägerin; er seufzte tief und schwer, aber in demüthiger Unterwerfung unter Gottes Willen, als er die Erklärung abgab: so lange Inga krank sei, wolle er nach dem Rechten sehen. Das sei er seinem verstorbenen Bruder Even schuldig. Darauf ging er langsam zurück in's Haus, setzte sich mit einem Kruge Bier an den Tisch und zündete seine Pfeife an. Durch die nur angelehnte Thüre der Schlafkammer behielt er Inga im Auge. Sie hatte von keiner Seite eine Störung zu befürchten.

Diese neue Ordnung der Dinge trat Gunnar entgegen, als er mit den Anderen zum Gehöft zurückkehrte. Noch nie hatte der Bursch so froh und doch so verzagt zu einer That sich angeschickt als diesmal. Wohin er das Auge auch wandte, begegnete sein Blick der erbebenden Inga; sie stand so furchtsam und bange vor ihm, und als sie bittend zu ihm aufsah, ging alle Furcht und aller Schrecken nach und nach in ein mildes, freundliches Lächeln über, wie der Sonnenstrahl die Wolken durchdringt. Aus diesem Lächeln leuchtete Gunnar sein tiefst verborgener, heimlichster Gedanke entgegen; dieser Gedanke trat ihm überall entgegen wie ein Spiegelbild . . . Gunnar war mehr als froh, er war glücklich. — Aber in all' seinem Glück war er auch zaghaft und bange; das Herz schlug ihm, als müsse es zerspringen, als er, den geretteten Knaben an der Hand, den Hof betrat. — Hier traf ihn die Botschaft von Inga's Krankheit, und später erfuhr er dann, daß nicht er der Befehlende länger auf Sönstelien sei, sondern Jakob Tvärbo.

Wochen vergingen, ohne daß Gunnar Inga zu Gesicht bekam, die, wenn sie auch nicht länger krank war, sich doch leidend fühlte. Die starke Gemüthserregung in Verbindung mit der Kälte der Nacht und dem Umstande, daß sie gänzlich durchnäßt worden war, hatten Inga ein heftiges Fieber zugezogen, das mehrere Tage anhielt. Als das Fieber nachließ, trat an seine Stelle ein zehrender Mißmuth, der ihre Gesundheit untergrub und sie mit Unlust zu aller Arbeit erfüllte. — Jakob seufzte das eine über das andere Mal, und ließ sich den leidenden Zustand seiner Schwägerin augenscheinlich sehr zu Herzen gehen. Aber es schien nur so. Denn Jakob machte sich weder Unruhe noch Kummer darüber, er hatte im Gegentheil sich nie zuvor so wohl und zufrieden gefühlt. Außer Gunnar durchschaute ihn Niemand, und diesem schien es gerathen, zu schweigen. Die Art und Weise, wie Jakob ihm gegenüber sich benahm, legte deutlich Zeugniß

ab, daß Inga ihren Willen dem seinen vollständig untergeordnet hatte. Für Gunnar blieb deshalb kaum etwas Anderes übrig, als das Gehöft zu verlassen und sich einen neuen Dienst zu suchen. Denn Jakob's Befehlen wollte er nicht weiter als es durchaus nothwendig war, gehorchen.

Gunnar war der Einzige, welcher von Jakob zu leiden hatte; allen Anderen schien Jakob ein wohlwollender Mann zu sein. Er war stets freundlich und ruhig, nahm Rath entgegen und ertheilte Rath, immer berücksichtigend, daß wir Alle des Ruhms mangeln, den wir an Gott haben sollten. Gegen Inga bewies er sich hülfreich und nachsichtig, zur rechten Zeit aber wußte er auch diese oder jene kleine Aeußerung anzubringen, welche geeignet war, die schmerzende Wunde wieder aufzureißen, so daß sein Trost nöthig schien.

Gunnar war fest entschlossen, mit Inga einmal allein zu sprechen, und dieser Vorsatz ward Tag für Tag fester bei ihm; er sah mehr und mehr ein, daß Jakob aus allen Kräften sich bemühte, die Zusammenkunft zu hintertreiben. Weshalb Jakob so handelte, wußte Gunnar zwar nicht deutlich sich zu erklären, aber er war doch überzeugt, daß Jakob hinter seinem Rücken Böses von ihm gesprochen hatte. Jakob war äußerst wachsam, weil er sich nicht ganz sicher fühlte. Denn Inga hatte sich wieder so weit erholt, daß sie sich um die Wirthschaftsangelegenheiten bekümmern konnte. Und Jakob wußte sehr wohl, daß Inga sich zwar leicht in Schrecken setzen und beherrschen ließ, daß sie aber doch einen eigenen Willen besaß, der plötzlich erwachen konnte.

Eines Abends saß Inga über ihre Arbeit gebeugt da, während Jakob, wie es seine Gewohnheit war, in der Stube auf und ab ging. Sein Gang war ungewöhnlich fest und abgemessen; er ging nicht länger wie auf Eiern, sondern jeder Schritt war so mächtig und bestimmt, als ob er Eissporen an den Füßen trüge und sie fest in das Eis schlüge. Plötzlich stand er wie angewurzelt still vor Inga. Sie schrak zusammen, blickte von ihrer Arbeit auf und sah ihn scheu von der Seite an.

„Ich bin der Meinung, Du hast keine Ehre davon, wenn Du den Burschen noch länger auf dem Gehöft behältst," nahm er das Wort und schaute ihr fest in's Gesicht, so daß sie unwillkürlich furchtsam die Augen niederschlug.

„Armer Junge!" seufzte Inga.

„Der Bursch muß fort von Dir — sonst verlockt er Dich, wie er die Anderen verlockt hat," sagte Jakob, warf zugleich alle Verstellung ab und stand drohend vor ihr da. Seine gelben Augen flammten, und die schlaffen Muskeln seines Mundes zogen

sich straff zusammen, so daß er die Worte zwischen den Zähnen kaum hervorpressen konnte. Aus seinem ganzen Wesen schien plötzlich ein unbändiger Wille; in diesem Augenblick war Jakob ein gefährlicher Mann — aber er war ein Mann!

„Willst Du mich die Sache in Ordnung bringen lassen, wie ich es am Besten halte?" fragte er.

Inga bedachte sich einen Moment, wagte aber nicht aufzusehen. Denn die Unbeugsamkeit, die ihr auf diese Weise plötzlich entgegengetreten war, erfüllte sie mit übernatürlicher Furcht: stand nicht Jakob drohend wie der Racheengel vor ihr, damit sie einem lockenden Gedanken nicht folgen sollte?

„Ich erwarte Deine Antwort," sprach Jakob hart, nachdem eine Weile schweigend vergangen war.

„Wenn Du in Gottes Namen handelst, so thust Du das Rechte," flüsterte sie und brach in Thränen aus.

Ein Freudenblitz flog über Jakob's Antlitz; zugleich trat er auf Inga zu und faßte sie fest bei beiden Handgelenken, daß sie unter seinem Griff erbebte wie ein kleiner Vogel, dem die Flügel gestutzt sind, ängstlich zittert vor der erhobenen Hand, die ihn fangen will. Ihre Angst rührte Jakob nicht; es stand fest bei ihm, jetzt ein für allemal seine Gewalt geltend zu machen — es mochte kommen, was da wollte. Er hatte in diesem Augenblick kein Bibelwort nothwendig, er fand auch so das Ziel.

„Du hast mit dem Burschen keine bestimmte Kündigungsfrist abgemacht, so viel ich weiß," sagte er.

„O Gott, er soll doch nicht vom Hof gejagt werden?" rief sie aus.

„Er treibt sich selber fort," entgegnete Jakob. „Jetzt wirthschafte ich, und da kommt es auf ihn an, ob er sich mir unterordnen und bleiben, oder ob er gehen will."

„Auf diese Weise die Gewalt an sich zu reißen, gefällt mir nicht," wendete Inga ein.

„Nimm Dir's nicht zu Herzen, Inga!" fuhr er fort und setzte sich unmittelbar neben sie auf die Bank. „Hör' nun, was ich Dir zu sagen habe . . . was mein Bruder halb gethan hat, will ich ganz ausführen; aber Du mußt ebenfalls das Deine thun . . . Du bist meines Bruders reiche Wittwe, und ich habe nicht, wo ich mein Haupt niederlegen kann, wenn ich einmal alt und schwach und krank werde. Du verdankst meinem Bruder Alles, was Du hast ... nahm er es nicht mir, um es Dir zu geben? Glaubst Du, daß seine Seele ob solchen Unrechts Ruhe finden kann? . . . Mach' Du sein Unrecht gut! — Du gönnst Dir jetzt eine Zeitlang Ruhe und läßt mich für die Wirthschaft

sorgen.... Wenn der Frühling kommt, dann ... Hör', Inga, ich war kaum meiner Sinne mächtig, als Du Even zur Kirche folgtest. . . . Ja, Du schaust mich an, Du begreifst mich nicht. Ein Jeder drückt eben auf seine Weise aus, was er zu sagen hat. Ein Mann kann nicht Alles herausschwatzen, wie ein junger Bursch es thut. . . Nun habe ich genug gesagt, Du wirst wol begreifen, was ich meine. Du brauchst mir keine Antwort darauf zu geben. . . . Wenn der Frühling kommt, wird es sich zeigen, ob Du den Willen hast, das Unrecht, das Dein Mann begangen, wieder gutzumachen."

Inga saß sprachlos da und starrte vor sich hin — sie sah sich rings von einem Netz umstellt. Wie sollte sie sich befreien? Einen kurzen Moment nur wartete Jakob auf Antwort, dann ergriff er hastig ihre schwache Hand, und als Inga mit einem ungewissen Blick zu ihm aufsah, gab er den Blick zurück mit jener dämonischen Macht, die allen Widerstand des Weibes besiegt.

„Nun nehme ich Deine Hand zum Pfande, Inga, Du sollst mir vertrauen und auf mich bauen," sagte er. Damit erhob er sich und ging. Weiter durfte er das Spiel nicht treiben, wollte er nicht Alles auf eine Karte setzen und den Einsatz verlieren. Er hatte Fortschritte genug gemacht; es war nicht mehr weit bis zum Ziel.

Am nächsten Vormittag sprach Jakob freundlich mit Gunnar und dieser antwortete ihm freundlich; aber jedes Wort drang dem Burschen wie ein Stachel in die Seele und haftete fest. Es war eine ausgemachte Sache für ihn, daß Inga von der Schlauheit und Verschlagenheit, die den ganzen Hof jetzt regierte, sich hatte bethören lassen, die ihn selbst nöthigte, freundliche Worte mit einem Menschen zu wechseln, vor dem er Abscheu empfand. Aber hatte er auch sein Spiel halb und halb verloren und stand er auch auf dem Punkte, den ganzen Einsatz preisgeben zu müssen, feig und verzagt wollte er sich doch nicht aus dem Streit zurückziehen. Eins war sicher: er konnte nimmermehr den Sieg davontragen durch einen einzigen offenen und kräftigen Angriff, weil keine gährenden, brechenden Kräfte einander gegenüberstanden, bei deren Zusammenstoß Alles wankte wie bei einem Erdbeben, und wo im Falle des Sieges die eine Kraft die andere verdrängte und den Platz behauptete — sondern der Sieg ließ sich nur erringen durch eine stille, fleißige, emsige Arbeit, durch ein gewissenhaftes Aufbauen des Reiches Gottes auf Erden. In solch' engem Kreis sollte der Kampf zum Austrag kommen.

Der Bursch nahm sich vor, mit Kraft und Freudigkeit wie früher zu arbeiten. Verleumdete Jakob ihn und sah ihn Inga

mit umschleierten Augen traurig an — gut, so wollte er in die Zukunft blicken. Denn einmal, das schien ihm unumstößlich festzustehen, einmal mußte ihm doch eine morgenschöne, helle Zukunft blühen. War Jakob verschmitzt und verschlagen, so setzte Gunnar ihm seinen unerschütterlichen Glauben an das Gute entgegen, und daß das Gute endlich den Sieg über das Böse davontragen mußte, war so gewiß wie Gott allmächtig und allgegenwärtig war.

Als der Winter allmälig an den zunehmenden Tagen zerrann — sprachen die Dienstleute und später auch die Bewohner des Siljethals davon, daß Inga und Jakob zum Frühling Hochzeit machen würden. — Der Bursch hörte das Gerücht erst flüsternd und dann laut aussprechen; aber es hätte der Posaunen des jüngsten Gerichts bedurft, um Gunnar zu diesem Glauben zu bewegen. Jakob hatte es freilich verstanden, eine solche Macht über Inga zu erringen, daß sie in gottergebener Betäubung völlig willenlos umherging und an Nichts mehr Antheil nahm; aber daß sie sich soweit vergessen könne, ihr Leben an das eines Menschen zu binden, vor dem sie sonst den tiefsten Abscheu empfunden hatte, zu dem sie niemals sich von Herzen hingezogen fühlen konnte . . . nein, das wollte und mochte der Bursch nicht glauben. Er achtete der Reden nicht weiter. Aber Jakob hatte bald hier, bald dort das Gerücht selbst verbreitet, wo er wußte, daß es auf fruchtbaren Boden fiel und üppig in Halm und Saat schoß. Als er bemerkte, daß Gunnar sich vorgenommen hatte, auf Sönstelien im Dienst zu bleiben und sich nicht im Geringsten um das Gerücht bekümmerte, faßte er sich eines Tages kurz und sagte dem Burschen in Gegenwart Inga's und der anderen Leute den Dienst auf.

Gunnar saß einen Augenblick still da, ohne zu antworten, und jetzt zum erstenmal seit jenem Morgen, als er zur Rettung des Knaben ausgezogen war, wagte er Inga mit einer stummen Frage aus der Seele tiefstem Grund anzusehen. Da brach Inga in Thränen aus und ging in ihre Kammer — denn der Bursch wollte ja wieder sie verlocken in der alten Weise. Dann weinte sie über seine Sünde und ihre sündhafte Natur, die sich immer verlocken ließ; sie bat Gott, sie zu erlösen von diesem Leben, von einem Leben, das erst begann.

Da sank dem Burschen der frohe Muth. Er strich den Muth wie man eine Flagge streicht und stieß zugleich vom Land — aber mit aufgezogenem Segel. Wol war's an seines Schiffchens Bord nicht Festzeit mehr, aber er besaß einen Kompaß noch, nach dem er sich richten konnte. — Der höhnische Blick, den Jakob verstohlen ihm zuwarf, erklärte ihm Alles: Inga dachte schlecht

von ihm, Jakob hatte ihn verleumdet und hatte auf diese hinterlistige Weise den Sieg davongetragen. So sehr ihn auch der Verlust schmerzte, er hielt sich doch nicht lange auf mit Seufzen und Trauer. Er hatte sich zu einem ehrlichen, offenen Zusammenleben erboten, er hatte treu und gewissenhaft über Inga gewacht und verlangte dafür wieder Zutrauen. Er war sich bewußt, daß er seines Herzens Neigung zurückgedrängt und sich stets dankbar bewiesen hatte. Dafür beanspruchte er Anerkennung. Sollte er abermals hinausziehen in's Leben, um sich Obdach und Brod zu suchen, gut! so war das zwar kein erfreulicher Gedanke, aber der Bursch sah doch der ungewissen Zukunft vertrauensvoll entgegen. — Denn mit ihm war ja Gott der Herr. Mit diesem Bewußtsein ging Gunnar getröstet wieder an die Arbeit. Während der kurzen Zeit, die er noch zuzubringen hatte auf Sönstelien, wollte er ebenso thätig und fleißig sein, wie er sonst es gewesen war, damit ihn Keiner der Nachlässigkeit beschuldigen konnte.

In Inga's Herzen sah es anders aus. Gunnar stritt mit einem wirklichen Verdruß, Inga dagegen kämpfte mit einem häßlichen Zweifel und fand deshalb keinen Ausweg, während dem Burschen bald ein neues Ziel winkte. Sie hatte sich zu allem Guten, das ihre Seele ersehnte, hingezogen gefühlt, zu allem Guten, an das sie so gern glauben wollte. Aber wenn Das, was sie anzog, nur eine Lust war, von welcher der Bursch den Nutzen hatte, da bebte sie davor zurück wie vor einer verführerischen Macht. Wenn aber dessenungeachtet des Burschen freudiges, offenes Antlitz über allen Zweifel und über die häßlichen Gedanken sich erhob, und sich ihr entgegenneigte, dann gab sie sich diesem tröstenden Antlitz ganz zu eigen, bereute aber hinterher ihre — Sünde. In solchen Momenten geschah das Unbegreifliche, daß Inga sowohl vor sich selbst als auch vor dem Burschen Schutz bei Jakob suchte, trotz aller Abneigung vor diesem. Sie suchte freilich Jakob nicht auf, aber Jakob, der sie vollständig durchschaute und klar in ihrer Seele las, war immer bei der Hand, so oft sie seiner nur irgend bedurfte: er hatte stets ein zutrauliches, freundliches Nicken und Sündentrost bereit.

Für Gunnar ging die Zeit schnell dahin; er hatte sich fest vorgenommen, das Siljethal zu verlassen und dann irgendwo Arbeit zu nehmen. — Da kam eines Abends Hogni auf's Gehöft und brachte ihm die heimliche Botschaft, daß Eli ihn zu sprechen wünsche. Aber es dürfe Niemand wissen, und deshalb solle er am nächsten Abend spät nach Stormoen kommen, wo Eli ihn an der Einzäunung treffen wolle. — Der Bursch versprach Hogni, daß er sich pünktlich einfinden würde. Er begriff, daß das

Mädchen ihm nochmals Dienste auf Stormoen anbieten wolle. Er nahm sich zwar vor, das Anerbieten abzulehnen und auf alle Fälle von dannen zu ziehen, aber er wollte auch Eli für alle Güte, die sie ihm erwiesen hatte, wärmsten und aufrichtigsten Dank sagen. Denn sie hatte ihm Treue und Zutrauen entgegengebracht, während Andere nur Mißtrauen und Schmach für ihn gehabt hatten.

Am nächsten Abend machte Gunnar sich auf den Weg nach Stormoen, die Gedanken flogen ihm voraus und Eli grüßend und dankend zu. Es war in der Mitte des ersten Frühlingsmonats; der Schnee lag noch blendend weiß rings im Thal. Die ganze Natur war noch gefesselt, und dem Fluß mit seinen treibenden Wellen, seinem Sausen und Brausen, und der ganzen weiten Berglandschaft hatte der Winter noch sein eisblaues Siegel aufgedrückt.

Es währte nicht lange, so stand Gunnar vor dem Mädchen, das an der Einfriedigung ihn erwartete. Mit froher Vertraulichkeit ergriff er sie bei beiden Händen und rief aus: „Nein, wie gut Du bist."

„Du bist gut, daß Du gekommen bist," gab sie lebhaft zur Antwort. „Als ich hörte, daß Du fort solltest von Sönstelien, dachte ich gleich daran, Dich wieder in Dienst zu nehmen; aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, und die Zeit verging . . Ich dachte, Du würdest von selbst vorsehen und Dich anbieten . . . Es ist wol eigentlich nicht in der Ordnung, daß ich das erste Wort spreche . . . Aber ich meinte, Du schämtest Dich vielleicht."

„Hab' Dank, daß Du mir entgegenkommst," sprach der Bursch.

„Mir fiel ein, daß Du einmal gesagt hast, Du hättest weder Angehörige noch eine Heimath," sprach sie leise.

„Das habe ich auch nicht, es ist wahr," seufzte er und blickte ihr bekümmert in's Gesicht.

„Du darfst mein Anerbieten nicht wie ein Unglück ansehen," bat sie.

„Tausend Dank sollst Du haben! . . . Hätte ich daran gedacht, im Siljethal zu bleiben, so wäre ich ganz gewiß zu Dir zuerst gekommen . . ."

„Kannst Du nicht thun, was Du willst?" unterbrach sie ihn.

„Ja," antwortete er. „Aber dann muß ich es Dir wol auf eine andere Weise sagen: Ich will nicht hierbleiben."

„Ja, das ist deutlich," antwortete sie kurz.

„Willst Du mich einmal einen Augenblick anhören?" bat er. „Meine Mutter kannte ich und habe bei ihr gelebt bis zu ihrem Tode, aber meinen Vater habe ich nur ein einziges Mal gesehen.

Er war leichtsinnig und durch und durch gewissenlos. Er verführte ein armes siebzehnjähriges Mädchen, das er dann treulos verließ. — Ich bin im Unglück auferzogen, ich habe nichts als Thränen gesehen und nur böse Worte gehört. Meine Mutter nahm sich ihren Fehltritt so zu Herzen, daß sie derart niedergedrückt sich fühlte, daß sie nie mehr den Muth gewann, sich aufzuraffen und ihr Unrecht gutzumachen . . . Sie bereute tief und aufrichtig, aber sie fand weder Ruhe noch Frieden, weil sie nicht danach strebte. Sie ward krank und starb. Auf dem Todtenbette mußte ich ihr geloben, daß ich ihre Mutter aufsuchen und sie nicht mehr verlassen wolle. Es ist Guri Fladhaugen. Ich ging zu ihr und bot mich ihr an. Sie war noch immer zornig auf meinen Vater, und diesen vollen Zorn, der sich Jahrelang angesammelt hatte, entlud sie auf mich und jagte mich gleich einem Diebe fort . . . Dann kam ich nach Stormoen. Du warst gut und freundlich gegen mich und nahmst mich wohl auf . . . aber dann erhob sich der Unfrieden zwischen uns . . . ."

„Schweig'! Sprich es nicht aus," bat Eli.

„Ich wollte nichts Böses sagen," antwortete der Bursch. „Ich wollte nur unser Verhältniß klarlegen. Du weißt wol und mußt auch einsehen, daß man einem Menschen, der ganz allein steht und nicht den geringsten Anhalt hat, nicht recht traut. So geht es mir: wer mich nicht leiden kann, traut mir nicht."

„Warum gingst Du fort von Stormoen? Dort war doch Niemand, der Dir mißtraute."

„Ich mußte thun, was ich that," antwortete er kurz.

„Kanntest Du Inga schon früher?" fragte sie schnell.

„Ja, es war wol der Fall," entgegnete er ausweichend.

„Ha, ha!" rief sie höhnisch aus. „Ja, nun begreife ich, weshalb sie Dich angezogen hat."

„Wenn Du meine Worte derart deuten willst, so ist es am Besten, ich schweige," sagte der Bursch streng. „Aber da hast Du es: ich habe kein Wort gesprochen, das Dich verletzt haben könnte, und doch hast Du meine Worte übel ausgelegt."

„Liebtest Du Inga?" fragte Eli.

„Auf diese Frage habe ich keine Antwort. Aber ich will Dir sagen, daß ich mir fest vorgenommen hatte, ihr das Leben so behaglich und freundlich als möglich zu machen. Ich sang mich selbst froh, um sie zu lehren, fröhlich zu sein; ich verscheuchte meinen Mißmuth, um auch ihre trübe Stimmung verbannen und verscheuchen zu können."

„Ja, ja, es gehört gerade nicht viel Verstand dazu, um das

Ding zu begreifen," unterbrach ihn Eli spöttisch. „Rund herum in der Bygd spricht man davon."

„Ich wüßte nicht, daß man etwas Böses sagen könnte," entgegnete er und entfernte sich einige Schritte.

„Man spricht immer Allerlei, wenn ein armer Bursch einer reichen Wittwe wirthschaftet," antwortete sie.

„Ich weiß nicht, weshalb ich eigentlich hier stehe und Deine bösen Worte anhöre," sagte zornig der Bursch. „Du hast mich bitten lassen, zu kommen und deshalb bin ich hier. Und liebte ich Inga noch so sehr, es würde mir ganz und gar nicht helfen, denn zum Frühjahr heirathet sie Jakob, den Bruder ihres verstorbenen Mannes. — Auf ihn können Deine Worte passen. Denn seine Triebfeder ist nicht Liebe, und doch reicht Inga ihm die Hand. Ich dachte nur, ihr treu und ehrlich zu dienen; zum Dank dafür jagt man mich gleich einem Landstreicher vom Gehöft."

„Du willst hier nicht wieder Dienste nehmen?" fragte sie verwirrt.

„Nein," entgegnete der Bursch und entfernte sich noch weiter.

„So hast Du etwas Besseres?"

„Sei meinetwegen ohne Sorge. Die Erde ist weit und Gott im Himmel ist nahe." Dann bot er ihr gute Nacht und ging seines Weges, ohne zurückzusehen.

„Ha, ha, ha!" lachte sie hinter ihm her.

„Ho, ho!" klang es da ihr entgegen, als sie sich zum Gehen wandte. Und hinter einem Schneehaufen erhob sich eine lange Gestalt und stellte sich breitbeinig vor sie hin.

Es war Rolf. Sein breites Gesicht leuchtete freudig auf, als das Mädchen schamvoll und verlegen vor ihm stand. Eli fühlte sich überrascht und auf einer That ertappt, die sie zu verbergen getrachtet hatte, sie war so verwirrt, daß, hätte Rolf die Arme ausgebreitet, sie ohne Besinnen an seine Brust geflogen wäre. Aber Rolf that es nicht, weil er Bedenken hatte. Denn das Mädchen stand in diesem Augenblick zwar auf unsicherem Boden, sie hatte aber keineswegs den Halt verloren. Reichte er ihr nun die Hand, um sie einer peinlichen Situation zu entreißen, so konnte es ganz gut möglich sein, daß sie ihr altes übermüthiges Spiel mit ihm wieder begann, daß sie den Kobold wieder herauskehrte. . . . Nein, er wollte einen vollständigen, entscheidenden Sieg erringen!

„Willst Du zu mir nach Skagge kommen?" fragte er und drängte sich an ihre Seite, während sie dahinschritten. Eli antwortete nicht. „Bist Du ärgerlich?" fragte er wieder.

„Weshalb soll ich ärgerlich sein?" gab sie hitzig zurück.

„Ah, Du haſt Anerbietungen genug gemacht," ſagte er und lachte leiſe dazu.

„Der Burſch ſchien mir auf unrechten Wegen zu ſein und deshalb bot ich ihm einen Dienſt an. Nun möchte ich nur wiſſen, weshalb ich ärgerlich ſein ſoll . . . Ich konnte ihm doch auch Beſſeres anbieten."

„Du machſt ſchon noch einmal Anerbietungen," ſagte Rolf.

Eli ſtand plötzlich ſtill und ſah Rolf fragend an. Aber auf ſeinem breiten Geſicht ſpiegelte ſich kein anderer Ausdruck als volle Sicherheit mit leichtem Hohn gemiſcht, der aufleuchtete und wieder verſchwand. „Es kann möglich ſein, daß ich auch das thue," rief ſie aus und drehte ihm den Rücken.

„Kommſt Du bald zu mir herüber?" fragte Rolf und blickte in's Blaue.

„Ja, wenn ich einmal mit dem Bettelſack fortgehe, dann komme ich zuerſt nach Skagge," antwortete ſie lachend und ſprang in's Haus, das ſie mittlerweile erreicht hatten.

„Ho, ho!" lachte Rolf gutmüthig und ging heim nach Skagge; noch niemals war er ſo ſicher und ſelbſtbewußt auf dem ſchmalen Fußpfad dahingeſchritten.

Eli ging in ihre Kammer. Trotz der kecken Haltung, die ſie zur Schau trug, war ſie nie niedergedrückter geweſen als jetzt. Sie ſchloß die Thüre hinter ſich ab, als fürchte ſie Räuber oder Diebe. Und als ſie ſich vor der Außenwelt geſichert hatte, fragte ſie ſich verwundert, weshalb ſie ſich eigentlich eingeſchloſſen habe. Vor dem Burſchen, dem ſie die vielen höhniſchen Worte geſagt hatte, war ſie ſicher; er kam niemals wieder nach Stormoen, und Rolf machte ſich durchaus keine unnöthige Mühe. — Aber es kam kein Frieden über ſie, was ſie auch beginnen und denken mochte. Wie ſie ſo daſaß in der Stille der Nacht, mißvergnügt und unzufrieden mit ſich ſelbſt, ſchien es ihr ſchließlich, als habe ſie den Unfrieden nicht ausgeſchloſſen, ſondern eingelaſſen zu ſich. So ſaß ſie einſam da, während Zweifel und Unfrieden ſie beunruhigten.

Sie hatte früher nicht darüber nachgedacht und hatte ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, wenn ſie einmal unbeſonnen handelte. Sie kam nicht zu Schaden dabei — fühlten Andere dagegen ſich verwundet, ſo war das deren Sache. Aber diesmal hatte ſie eine Handlung begangen, deren ſie ſich ſchämte, nicht weil ſie abſichtlich Böſes gethan, ſondern weil die Sache einen Verlauf genommen hatte, der ihr Spott und Hohn eintragen konnte. Als ſie Hogni mit Botſchaft zu dem Burſchen ſandte, hatte das Mädchen zwar nicht ein Wort der Mißbilligung

oder des Widerspruchs über den ihr ertheilten Auftrag gehabt, aber wie der Blitz war ihr doch auf einen Moment die Schamröthe purpurdunkel in's Gesicht gestiegen. Jetzt konnte Eli dem Mädchen gegenüber nicht länger den gleichen Ton wie früher anschlagen, sie konnte ihr nicht mehr ein hochmüthiges Wort nachrufen oder sie mit ihren Neckereien oder ihrem Spott verfolgen, wie sie sonst es so gern gethan hatte. . . Nein, es gab keinen Ausweg. All' der Zorn, den sie gegen sich selbst fühlte, gab ihr nicht den Frieden. Sie sprach mit lauter Stimme ein Gebet, um ihren aufgeregten Sinn zu beruhigen. Aber auch das linderte nicht die Seelenqual, die ihr das Herz zusammenkrampfte.

Bevor sie Trost und Erlösung finden konnte, galt es noch einen harten Kampf zu bestehen mit der Eigenliebe, alle Entschuldigung aufzugeben und Unrecht anzuerkennen als Unrecht. — Daß sie den Burschen, während sie ihm ihre Hülfe angeboten, zugleich verhöhnt hatte, ließ sich nicht leugnen. Sie hatte ihm ihr Anerbieten in einer Art gemacht, als sei es eine Schande, auf andere Weise es zu übermitteln, und als der Bursch das Anerbieten zurückwies, hatte sie ihn mit kränkenden Redensarten überhäuft. — Aber die bessere Erkenntniß verschwand allmälig und erzeugte eine neue Unbesonnenheit: sie sprach sich frei von aller Schuld und maß allein Rolf alles Unrecht bei.

Sie hatte Gunnar gekränkt, sie hatte Den, welchem Alle mißtrauisch begegneten, mit Spott und Hohn hinweggetrieben. Da kam ihr ein neuer Gedanke, ein großer Gedanke, wie sie meinte. Sie hatte über sich selbst zu bestimmen — wenigstens wollte sie über sich selbst bestimmen. Sie hatte wol von Kindheit auf eine gewisse Neigung für Rolf genährt; aber daß er meinte, sie solle um ihn freien . . . ha, ha! bevor der Tag kam, mußten zwei Sonnen vom Himmel strahlen. Nun war es so weit gekommen, daß sie ihm mit keinem Wort mehr antworten wollte, wenn er von einem Gehöft zum anderen schlenderte.

Aber mit allen diesen Gedanken konnte sie weder das Schamgefühl noch den Mißmuth vertreiben.

Gunnar ging während dieser Zeit erbittert und traurig zugleich zurück nach Sönstelien und gelobte vor Gott und sich selbst, daß er keinen Fuß mehr in's Siljethal setzen würde, sobald die kurze Zeit, die er noch auf Sönstelien zuzubringen hatte, abgelaufen sei. Als der Bursch dem Hof bis auf geringe Entfernung genaht war, kam Jakob aus dem Hauptgebäude und ging zur Gesindewohnung hinüber.

„Du bist spät draußen!" rief Jakob ihm zu.

„Du bist spät auf," gab der Bursch zur Antwort.

Damit schwiegen sie und Jeder suchte seine Kammer auf. Inga saß noch wachend in ihrem Zimmer; Jakob hatte sie soeben verlassen. Als am Tage vorher Hogni auf's Gehöft gekommen war, hatte Inga ihr sofort angesehen, daß sie eine Heimlichkeit habe; Inga hatte bemerkt, daß Jakob das Mädchen keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor. Als er sah, daß Hogni flüchtig mit dem Burschen sprach und darauf sich in ein Gespräch mit dem Schuhmacher einließ, der an dem Tage gerade auf Sönstelien zu thun hatte, wußte er von diesem bald herauszubringen, welche Botschaft das Mädchen an Gunnar auszurichten gehabt hatte.

Der unerwartete Zwischenfall erleichterte wesentlich Jakob's Absichten, denn bis zu diesem Augenblicke war er trotz aller Erfolge seiner Sache keineswegs sicher gewesen. Bei jeder Gelegenheit konnte er bemerken, wie oft und wie viel Inga an den Burschen dachte und wie sie noch immer ihm ihre Zuneigung bewahrte. Bevor der Bursch nicht das Gehöft verlassen hatte, durfte er nicht ruhig sein, er konnte nicht einmal in Sicherheit sich wiegen, bevor nicht das Andenken an den Burschen in Inga's Herzen völlig erloschen war, so daß sie davor zurückschreckte wie vor der Sünde. Ehe Jakob das nicht fertiggebracht hatte, kam er nicht zum Ziel. Mit dieser Gewißheit ging er denn auch sofort zu Inga und berichtete ihr, daß Eli und Gunnar am nächsten Abend eine Zusammenkunft haben würden. Inga hörte ihn ruhig an, schwieg aber zu seinen Worten. Es war nicht das erste Mal, daß ein Zweifel an der Wahrheit der Beschuldigungen, welche er gegen den Burschen vorzubringen hatte, sich in ihrer Seele erhob und gleich einem Blitz ihr Inneres erhellte. Aber Jakob fühlte sich diesmal so sicher, daß er seine Sicherheit offen zur Schau trug. Gerade damit verrieth er sich.

Inga schwieg also und hörte Jakob ruhig an, denn sie fühlte sich stark, um alle Truggewebe zu zerreißen. Hatte der Bursch wirklich ein solches Stelldichein mit Eli, wie Jakob berichtete, so war er falsch; beruhte die Sache aber nicht auf Wahrheit, dann hatte Jakob gelogen und es war überhaupt Alles erlogen, was er über Gunnar gesagt hatte. — Sie mußte sich Gewißheit verschaffen und zwar in einer Weise, in der ein Betrug unmöglich war. Sie verschwieg ihre Gedanken und verharrte so lange im Schweigen, daß Jakob schwankend wurde. Glaubte sie ihm oder dachte sie, daß er die ganze Sache erdichtet habe, um dem Burschen zu schaden? — Gut, er wollte den Burschen schon fangen. Mit diesem Entschluß schlich Jakob am nächsten Abend auf einem kleinen Umweg nach Stormoen und hier hörte er zu

seinem Aerger jedes Wort, das zwischen Eli und Gunnar gesprochen ward. — Damit war die Sache keineswegs zu Ende. Als er nach Sönstelien zurückgekehrt war, begegnete Inga ihm auf der Thürschwelle, und die Klarheit, die aus ihrem Antlitz ihm entgegenleuchtete, sprach mehr als alle Worte, was er verloren und was sie gewonnen hatte. Sie gingen miteinander in die Stube; Beide hatten in Worten abzumachen, was in Gedanken bereits ausgesprochen worden war.

„Du bist auf Stormoen gewesen?" fragte Jakob, während er im Zimmer auf und ab ging und Inga sich auf den Tisch stützte.

„Ja, ich war dort," erwiderte sie fest, obgleich ihre Stimme bebte: sie wußte, was kommen mußte.

„Das muß man sagen," fuhr er fort, „die Frau auf Sönstelien ist um Worte nicht gerade verlegen."

„Ich verantworte, was ich gethan habe," warf sie rasch hin. Sie fühlte sich jetzt vollkommen sicher und fest.

„Du hast gehört, was man ringsherum in der Bygd erzählt, wie Eli sagte?"

„Ich habe es gehört," entgegnete Inga stolz. „Ich habe jedes Wort vernommen. Ich begegnete Rolf auf dem Weg nach Stormoen, und ihm habe ich gesagt, was ich denke. Wir standen bei einander und hörten. Denn es galt uns Beiden."

„Du hast wahrscheinlich gedacht, den Burschen zu heirathen?" lachte Jakob höhnisch auf und stand still vor ihr.

„Darüber will ich mit Gott im Himmel mich berathen; dann will ich Dir und Anderen Rede und Antwort stehen."

„Da ist nicht Einer, der nicht weiß und glaubt, daß Du mir Dein Wort gegeben hast."

„Wenn die Sache so steht, dann ist es Zeit, daß Du das Gehöft verläßt . . . Denn ich habe Dir Nichts versprochen," sagte sie, und ihr Auge traf das seine, ohne zu zucken.

„Ja, hier kann man wirklich sagen: Einer hat gesäet und ein Anderer erntet," rief er aus. „Mein Bruder ist immer brav und gut gewesen, ein Anderer hat den Lohn davon . . ."

„Gott der Herr hat es so gefügt," unterbrach sie ihn.

„Du jagst mich also fort?" fragte er.

„Von Fortjagen kann keine Rede sein," antwortete sie. „Ich denke den Sommer über die Wirthschaft selbst zu besorgen, später kommt schon Rath. Aber wenn es heißt, daß ich Dich heirathen werde, da ist es wirklich die höchste Zeit, daß Du fortkommst . . . Du weißt, daß ich niemals Dir die Hand reiche!"

„Du kannst anderen Sinnes werden," lachte er.

„Da müßte der Herrgott mich umschaffen. Denn so, wie ich jetzt denke, geschieht es nimmer."

„Ich kann noch immer zufrieden sein," sagte er und ging im Zimmer auf und ab. „Denn ein Mann von gutem Ruf ist immer besser als Jemand, der nachts sich herumtreibt."

„Meinst Du mich mit dem Jemand?" fragte sie.

„Du bist gestern Abend dem Burschen wol nicht nachgegangen?"

„Doch, das that ich."

„Gut," antwortete er. „Nun kannst Du wirthschaften wie Du willst . . . ich bleibe dennoch hier. Und sprichst Du ein Wort davon zu dem Burschen — oder zu irgend einem Anderen, so verspreche ich Dir, daß ich das Gerücht, das über Euch geht, derart entstellen und verbreiten will, daß jeder Mensch im Siljethal Euch die Thüre verschließen soll ... Nun weißt Du es."

Inga stand unbeweglich und gänzlich niedergeschmettert vor ihm; sie konnte kein Auge von ihm abwenden, obgleich sein Anblick ihr Furcht und Grauen einflößte. Es war ihr im Leben schon vielerlei Schlimmes begegnet, ohne daß sie eigentlich besonders darauf geachtet hätte. Aber nun drang das Böse ihr erkältend und tödtlich bis in's Innerste und raubte ihr alle Lebenskraft, allen Muth und die Fähigkeit zum Handeln. Sie war gelähmt.

„Ich bleibe auf dem Gehöft, verstehst Du," nahm Jakob kurz darauf wieder das Wort, nachdem er der Wirkung seiner Drohung sich sicher fühlte. „Ich wirthschafte wie früher, und Du beträgst Dich so, daß die Leute nichts merken . . . und dann kannst Du ja auch die Wirthschaft mitbesorgen." Damit ging Jakob.

Inga hörte, wie er dem Burschen Etwas zurief und sie vernahm auch durch die Stille der Nacht des Burschen Antwort. Es war der erste Lebensstrom, welcher durch die vollständige Lähmung und Willenslosigkeit drang, in die Furcht und Abscheu sie versetzt hatten. Aber zugleich tauchte ihr auch ein Gedanke auf: was mußte Gunnar denken, daß Jakob sich das Recht genommen hatte, zu so später Stunde zu ihr zu gehen? Jakob's böse Saat keimte schon. Und doch schien es ihr, sie war sogar davon überzeugt, daß trotzdem Gunnar nicht schlecht von ihr denken würde; in diesem Bewußtsein hätte sie die ganze Wahrheit ihm überlaut zurufen mögen . . . Aber Jakob's Drohung! Sie fühlte sich so schwach und ohnmächtig. Zum ersten Mal betete sie mit dem Herrn von ihres Herzens Grund: „Erlöse uns von

dem Uebel!" Endlich wurde sie ruhiger in dem Bewußtsein, daß Gott der Rächer alles Bösen ist.

7.

Es war am Abend des Tages, der Gunnar's Abschied vorausging. Das Mahl war beendet, die Dienstleute begaben sich nach und nach in's Gesindehaus hinüber.

Gunnar war der Einzige, welcher noch zurückgeblieben war, und weil er keine Anstalt machte, zu gehen, rührte Jakob sich ebenfalls nicht von der Stelle. Er plauderte allerlei und benahm sich zuvorkommend, so daß der Entschluß des Burschen, Inga Lebewohl zu sagen, mehr und mehr sich zu einem Gedanken vertiefte, den er ihr auch aus der Entfernung mittheilen konnte. Endlich erhob sich Gunnar, um zu gehen, und Inga riß sich aus ihrem schweigenden Sinnen und schaute ihn mit innig bittendem Blick an. Als aber Jakob sich zwischen Beide drängte, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, schritt Inga an ihm vorüber und auf Gunnar zu.

„Nun will ich Dir Lebewohl sagen," sprach sie fest und reichte ihm die Hand.

„Ich sage Dir auch Lebewohl und tausend Dank," antwortete der Bursch. „Ich ziehe bei Tagesanbruch fort und treffe Dich nicht mehr."

„Niemand kann das wissen," sagte sie, und Beider Blicke begegneten sich in Liebe und fester Treue. „Erinnere Dich auf Deinem Wege, was Du an jenem Tage sangest: Gott schützet wol mich — Gott schützet auch Dich!"

Gunnar konnte kein Wort hervorbringen, er hätte sonst aussprechen müssen, was seine ganze Seele erfüllte. So schwieg er. Aber es giebt ein Schweigen, das deutlicher und vernehmlicher spricht als alle Worte, und mit diesem Schweigen war dann auch Inga gesagt, was sie am Liebsten hörte, was ihr Herz ersehnte. Dann ging der Bursch, und Jakob blieb zurück bei Inga. Obgleich sie auf seine Aeußerungen, die er über Allerlei hinwarf, ihm keine Antwort gab, fuhr er doch fort zu sprechen und ging, die Pfeife im Munde, auf und ab. Er wollte Inga womöglich verhindern, mit ihren Gedanken dem Burschen zu folgen. Endlich erhob sich Inga und begab sich in ihre Kammer, Jakob blieb am Tische sitzen, klopfte die Pfeife aus und stopfte sie dann von Neuem in guter Ruhe. Er war entschlossen, vor Mitternacht nicht von seinem Posten zu weichen. Inga hatte ein Wort zu dem Burschen gesprochen, das sich auf zweierlei Weise deuten ließ.

„Niemand kann das wissen," hatte sie geantwortet, als der Bursch geäußert, er würde sie nicht mehr sehen, bevor er vom Gehöft ginge .... Es war also am Besten, wenn er auf der Hut war. Denn es war sonst wol möglich, daß Inga den Burschen noch einmal aufsuchte und ihm sagte, was durchaus verhindert werden mußte.

Aber Inga hatte sich das Zusammentreffen keineswegs so schnell gedacht, als sie ihre prophetischen Worte gesprochen hatte. Der Bursch mochte einstweilen ruhig und in Ehren ziehen, damit nicht von ihm gesagt werden konnte, er habe sich Inga's Liebe durch Lüge und List erschlichen. War erst der Bursch fort, dann sollten Jakob's Tage auf dem Gehöft gezählt sein — und war dann der Bursch aufrichtig und treu, so führte wol Gott im Himmel zu rechter Zeit Beide wieder zusammen. Mit diesem Gedanken schlief Inga sanft und ruhig ein, während Jakob dasaß, sich mühsam wach hielt und böse Absichten nährte gegen Inga und den Burschen.

Gunnar schlief trotz seines guten Gewissens ebenfalls nicht. Denn der Gedanke, welcher Jakob beunruhigte, mischte sich auch in die Vorstellungen, welche den Burschen nicht schlafen ließen. — Er hatte seine kleine Schlafkammer an einem Ende des Viehstalles, und dieser lag von allen Nebengebäuden des Gehöftes dem Wege am Nächsten. Gunnar saß in seinem Kämmerchen, während das Licht in einem kleinen hölzernen Leuchter vor ihm stand und trübe gestimmt zu brennen schien. Der Bursch hing seinen schweren, kummervollen Gedanken nach, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, von ihnen sich zu befreien. Der Gedanke, welcher am Nächsten lag, verursachte ihm die geringste Sorge, und doch war es gerade der, welcher oftmals abgewiesen, immer wieder hartnäckig zurückkehrte; es war die Frage: wo sollte er hin? — Und Inga, die mit Jakob allein zurückblieb, ohne daß ihr gegen seine schleichende List eine Hülfe zur Seite gestanden hätte, was sollte aus ihr werden? Der Umstand gab ihm weit mehr zu denken — und endlich: wie konnte er das Leben ertragen, ohne sie zu sehen? Wie verdunkelt sie auch dreinschaute, sie war ja doch die Sonne, die über seinem Leben aufgegangen, und wohin er den Schritt auch lenkte in die Weite, so mußte er seiner Sonne den Rücken kehren.

Da schien es ihm, als ob Jemand mit vorsichtiger Hand den Griff seiner Thüre berühre. Der Bursch lauschte und vernahm ganz deutlich zum zweiten Mal das Geräusch; dann erklang ein leiser vorsichtiger Schritt, der sich in der Richtung des Weges zu entfernen schien. Gunnar saß eine Zeitlang in Ungewiß-

heit da und dachte darüber nach, wer es sein könne. Er begann mit Inga, ging alle Personen des Hauses der Reihe nach durch und endete wieder mit Inga. Sie hatte ja gesagt: „Niemand kann das wissen.“ War sie es, die ihm noch ein Wort zu sagen hatte, bevor er das Gehöft verließ? Er war sicher, daß Jakob auf sie Beide scharf Acht geben würde. — Hatte deshalb Inga so lange gewartet, bis Jakob sich zur Ruhe begeben hatte? Aber die Schlafenszeit war längst vorüber . . . Der Bursch hing noch eine Weile diesen Gedanken nach, dann aber erhob er sich, zog seine Jacke an und ging leise zur Thüre hinaus und über den Hofplatz dahin, um zu sehen, ob Inga noch Licht habe, oder ob sie sich irgendwo verborgen hielt. In ihrer Kammer brannte kein Licht, sie selbst war nirgends zu sehen.

Da kam es ihm vor, als bewege sich Etwas auf dem Wege, der in's Thal hinabführte. Was es war, konnte er aus der Entfernung nicht unterscheiden. Aber es schien ihm doch, als sei es ein Mensch; vielleicht sogar der, welcher an der Thüre seiner Kammer gewesen war. Da ging der Bursch schnell auf dem Wege dahin, um sich zu überzeugen, ob er richtig gesehen habe. Es war eine Frau, das erkannte er deutlich, als er näher kam. Als sie sich verfolgt sah, begann sie so schnell als möglich davonzulaufen. Aber der Bursch hatte sich fest vorgenommen, hinter das Geheimniß zu kommen und sprang deshalb in eiligen Sätzen der Frau nach. Endlich stand er an ihrer Seite, da aber stolperte sie über einen Stein und lag ihm zu Füßen.

„Bist Du es, Eli?“ rief er aus und beugte sich zu ihr nieder, um sie aufzurichten.

Eli gab keine Antwort. Da schwieg auch der Bursch, und dann faßte er, ohne ein Wort zu sagen, ihre Hand und ging langsam mit ihr durch's Thal dahin. — Ein brennender Schmerz durchzuckte Gunnar, als er so an Eli's Seite dahinschritt, und obgleich sie ihren Thränen freien Lauf ließ, wußte er ihr doch kein Wort des Trostes zu sagen. Daß sie an seiner Thüre gewesen war, schien ihm außer allem Zweifel, aber er begriff nicht, was sie gewollt hatte. Ihn um Verzeihung bitten wegen der kränkenden Spott- und Hohnworte, die sie an jenem Abend ihm gesagt hatte? Die Annahme war nicht unwahrscheinlich, denn Eli war gut und brav, wie eigensinnig und jähzornig sie zuweilen auch sein mochte . . . War der Beweggrund allein mächtig genug gewesen, sie in die winterkalte Nacht hinauszutreiben, auf eine weite Entfernung, wo ihr leicht ein Unfall begegnen konnte? Wollte sie ihn um Verzeihung bitten, so hätte sie nur nöthig gehabt, ihm einen Boten zu senden. Es war noch ein anderer

Grund vorhanden. Als dem Burschen Das klar geworden war, stieg in seiner Seele ein neuer Gedanke auf, langsam und sicher, der so licht und fest vor ihm stand, daß er sich weder abweisen ließ, noch einer anderen Vorstellung mehr Raum gewährte. War Eli in der Nacht den weiten, einsamen Weg gegangen, um ihm anzubieten, was er nicht annehmen konnte? Ja, Dieses und nichts Anderes hatte sie sich ihm nähern und sich von ihm zurückziehen heißen, so lange sie nun einander kannten. Da überkam den Burschen eine so niederdrückende Wehmuth, daß es ihm schien, er könne aller Lebenshoffnung entsagen, wenn er durch dies Opfer im Stande wäre, Eli von dem Kummer und dem Herzeleid zu befreien, das ihrer wartete. Denn seine Liebe zu Inga verleugnen konnte er nicht, selbst wenn er es gewollt hätte.

Als dies Bewußtsein wie ein klarer, grüßender Stern ihm aufging und die Tiefen seiner Seele erhellte, lag sein Lebensweg gerade und geebnet vor ihm, und kein Hinderniß schien ihm mehr zu drohen. Da richtete er den Blick auf das kecke Mädchen, die sich aus der ganzen Welt nichts machte, wenn sie nur ihren Willen durchsetzte und ihrer Herzensneigung zu folgen vermochte; er schaute das Mädchen an, das in zitternder Ungewißheit neben ihm dahinschritt, daß er mit aller Kraft seiner Seele zu ihr sich niederbeugte, um sie zu beschützen und ihr Stütze zu sein. Ein wunderlicher Trieb überkam ihn: er schlang seinen Arm um ihre Schulter, um sie sanft über die Unebenheiten des Pfades hinwegzuleiten, und als sie durch Thränen mit einem scheuen, fragenden Blick ihn flüchtig ansah, sagte er ihr die besten, liebevollsten Worte, die er wußte. Er war ihr Herr in diesem Augenblick; aber sicher und frei sollte sie sein. Kam sie zu ihm mit dem vollsten Trost, den ein Mensch dem anderen bieten konnte, oder kam sie zu ihm mit irrenden Gedanken, er wollte Alles entgegennehmen mit segnender und behutsamer Hand.

Es ward eine lange Wanderung. Obgleich der Bursch guten Muth und männlichen Willen besaß, hatte er doch die Muthlosigkeit an seiner Seite, und deshalb war er so weich und behutsam; er war so bange, seine Uebermacht zu zeigen, daß er das Mädchen behandelte wie eine Mutter ihr krankes Kind.

Endlich waren Beide bis in die Nähe von Stormoen gelangt. Als der Bursch einen gebahnten Pfad im Schnee und in einiger Entfernung die steinerne Umfassungsmauer bemerkte, stand er still und löste seinen Arm. Da blickte ihn das Mädchen auf einmal mit einem solchen Schrecken in jeder Miene an, daß er ihre beiden kalten Hände zwischen die seinigen nahm und sie mit seinem Athem zu erwärmen versuchte. Dann lächelte er ihr so

weich und demüthig zu, daß es schien, als wolle er sie bitten um Das, was er doch ihr gab.

„Nun sollst Du tausend, tausend Dank haben," sagte leise der Bursch, „tausend Dank dafür, daß Du mir vertraut hast. Denn Vertrauen habe ich nöthiger als alles Andere. Ich habe mich danach gesehnt so unsäglich, daß ich es nicht auszusprechen vermag. Ich habe allen Menschen Zutrauen entgegengebracht, aber nirgend fand es eine bleibende Stätte. Jetzt aber ist es mir, als hättest Du diesem Vertrauen in einem einzigen Augenblick ein Obdach gewährt. Das will ich niemals Dir vergessen! . . . Und Eli, wenn Du so gewährt hast, was Niemand mir gewähren wollte, so will ich's treu und sicher bewahren. Gedenke meiner, wie ich Deiner gedenken werde . . ."

„Wohin führt Dich Dein Weg?" fragte sie und sah ängstlich zu ihm auf.

„Wohin der Weg gerade geht," antwortete der Bursch.

„Dachtest Du, daß ich gekommen wäre, um Dir wieder Dienste anzubieten?"

„Ich weiß nicht, ich . . . Aber in welcher Absicht Du auch immer gekommen sein magst, — Gott segne Dich dafür!"

„Ich bin das letzte Mal schlecht gegen Dich gewesen," sagte sie und schluchzte völlig trostlos dazu.

„Das ist wahr," antwortete er, „aber Manche vor Dir sind hart und schlecht gegen mich gewesen und Viele werden es noch sein. Ich weiß ganz gewiß, daß, wenn Jemand keine Heimath hat — sei dieses Heim noch so ärmlich und elend, wenn nur Gottes Wort und das Gesetz dort herrschen — so verfolgt ihn das Mißtrauen auf Schritt und Tritt, und was er auch thut, er kann diesem Mißtrauen nimmermehr entrinnen, bevor er nicht eine bleibende Stätte, eine Heimath wiedergewonnen hat."

„Ich verstehe, was Du meinst, Gunnar," sprach sie und nahm sich zusammen. „Aber wo die Stätte, die Heimath Dir liegt, weiß ich und ich habe die Macht sie Dir anzubieten — denn dort liegt sie!" Und sie wies mit dem Finger auf Stormoen. Es durchzuckte den Burschen, aber er faßte sich schnell. „Du hast mir so viel Gutes erwiesen, Eli, Du allein, daß wenn auch hundert Andere mir Böses thäten, sie könnten mich doch Deine Güte nicht vergessen machen."

„Ha, ha, ha!" brach sie in wilder Freude aus und wandte sich Skagge zu. „Ja, nun kannst Du ruhig warten!"

„Meinst Du Rolf?" fragte der Bursch.

„Ja," antwortete sie keck und ihre Augen blitzten. „Gut, daß Du willst wie ich! Das hat er von seiner Saumseligkeit!"

„Du darfst so nicht sprechen, Eli. Rolf ist ein braver Bursch. Etwas schwerfällig ist er, aber man sieht es ihm an, daß er aus guter Familie stammt. Ich habe nirgends einen Burschen getroffen, der etwas so Männliches gehabt hätte wie er."

„Ja, das mag schon sein," unterbrach Eli ihn heftig. „Aber nichtsdestoweniger will ich ihm Trotz bieten."

„Sag' das nicht," bat der Bursch, „denn Du hast doch Niemanden so gern als ihn."

„Ich will davon Nichts hören. Er will, daß ich nach Skagge kommen soll, ha, ha! Wenn Du Herr auf Stormoen bist, wollen wir ihm einen Boten senden und nach ihm fragen lassen."

„Ich werde nimmer Herr auf Stormoen, Eli," sagte der Bursch weich.

„Stille!" unterbrach sie ihn, griff mit beiden Händen an die Stirn und lauschte hinüber zu der Umfassungsmauer.

Der Bursch nahm sich zusammen und horchte gleichfalls.

„Was hast Du eben gesagt?" flüsterte sie kurz darauf, wandte aber die Augen nicht von der Mauer fort.

„Ich will es nicht wiederholen," antwortete der Bursch innig, zog ihre zitternden, kalten Hände an seine Brust und blies seinen warmen Odem darauf. „Laß mich nur Das Dir sagen: wenn Jemand sein Wort giebt und ein Gelübde thut, während seine Neigung ihn zu Jemand Anderem zieht, begeht er Meineid, dann sündigt er vor Gott und Menschen."

„Das haben schon Viele gethan," antwortete Eli stolz.

„Ja, ja . . . aber ich denke doch, weder Du noch ich wollen deren Zahl vermehren."

„Stille!" gebot Eli von Neuem. Aber es schien, als wolle sie damit nur einen Ausweg suchen. Denn sie sah sich verzweifelten Blickes ringsum.

„Gott segne Dich, Eli!" flüsterte der Bursch. „Du bist vom Wahn befangen. Könnte ich Dir das Beste geben, was ich habe, dürftest Du es annehmen?"

„Ich würde es annehmen," antwortete sie schnell.

„Aber ich würde es Dir nicht auf diese Weise geben, Eli."

„O Jesus!" rief sie aus und taumelte fort von ihm an die Mauer.

Der Bursch stand einen Augenblick rathlos. Das Wort, das ihr Trost verliehen hätte, konnte er nicht aussprechen. Er mußte handeln. Er trat auf das Mädchen zu, doch sie stieß einen Schrei aus, erhob sich halb und taumelte dann wieder zurück.

„Du sollst das Mädchen in Ruhe lassen," zischte ihn da plötzlich Jemand von hinten an, und als er sich umwandte,

ſtand Rolf leichenblaſſen Geſichtes da und ſchaute ihn mit einem Blick an, der ihm durch und durch ging in tödtlichem Schreck — nicht weil er ſich ſchuldig fühlte, ſondern des Mädchens wegen.

„Nun mach', daß Du fortkommſt," preßte Rolf zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor . . . „Ich könnte Dich zuſammenballen wie einen Lappen, daß Dir der Athem ausginge . . . ha ha! Ich weiß nicht, ob ich Dich ſo wohlfeilen Kaufes entkommen laſſen ſoll!" Zugleich legte er ſeine Hände dem Burſchen mit ſo gewaltigem Druck auf die Schultern, daß dieſer in die Knie ſank. Aber behende wie ein Eichhörnchen wandte Gunnar ſich zur Seite, ſprang auf und ſtand Rolf wieder Auge in Auge gegenüber.

„Hör' mich erſt an," ſagte Gunnar.

„Ja, reden kannſt Du für Drei," unterbrach ihn Rolf. „Ich hätte Luſt, Dir den Mund ein wenig zu ſtopfen . . . Man weiß nicht, wer Du biſt und woher Du kommſt mit Deinem loſen Mund. — Aber nun ſchweig', verſtehſt Du?"

„Ich thue was ich will," entgegnete trotzig der Burſch.

„Nein, das thuſt Du nicht," ſprach Rolf. Mit dieſen Worten hob er ſeine gewaltigen Arme auf, um mit zermalmendem Schlag auf die Schultern des Burſchen ſie niederſinken zu laſſen.

„O Jeſus!" rief Eli und raffte ſich auf, „es iſt Alles meine Schuld!"

Aber der Burſch war dem Schlage ausgewichen, ſo daß er ihn nur ſtreifte, und kurz darauf ſtand er Rolf wieder Angeſicht in Angeſicht gegenüber.

„Laſſ' mir Zeit zum Reden!" ſprach er . . . „Du haſt gehört, was das Mädchen geſagt hat: daß Alles ihre Schuld ſei. Wenn Du nicht ganz toll wäreſt vor Wuth, ſo wollte ich Dir einmal deutlich zeigen, weſſen eigentlich die Schuld iſt. Aber Du biſt auch nicht des Mädchens kleinen Finger werth, Du!"

„Heraus denn damit!" unterbrach ihn Rolf, ließ aber den Burſchen nicht einen Moment aus den Augen.

„Ich kann es ja gern ſagen," entgegnete Gunnar. „Hat irgend Jemand das Mädchen verlockt, ſo biſt Du es. Einen Augenblick folgſt Du ihr auf Schritt und Tritt, im nächſten Moment aber ſiehſt Du ſie kaum an . . ."

„So," brummte Rolf und ſteckte die Hände in die Taſchen.

„Eli iſt ſo ſtolz wie nur irgend ein anderes Mädchen," fuhr der Burſch fort, „aber wenn ſie ſtets an der Naſe herumgeführt wird, wie Du es mit ihr gethan haſt, ſo mußten ihr ſchließlich andere Gedanken kommen. Ich begreife das Mädchen ſehr gut: ſie wußte zuletzt ſelber nicht mehr, was ſie that; — ſie wollte

heute Abend nach Skagge gehen, aber sie hat einen falschen Weg eingeschlagen. Hättest Du sie bei der Hand genommen und hättest Du ihr ehrlich und unumwunden das Ziel gezeigt, so bedurfte es wahrhaftig keines Fremden, um sie auf den rechten Weg zu leiten. Und willst Du noch mehr wissen, nun, so kann ich Dir auch sagen, daß ich das Mädchen nicht liebe, aber, daß sie auch keinen besseren Freund hat als mich. — Nun kannst Du meinetwegen thun, was Du willst. Ich gehe fort von hier, wenn der Morgen tagt, denn ich habe hier Nichts mehr zu suchen."

„Gute Nacht," sagte Rolf ruhig und legte dem Burschen seine beiden Hände nochmals auf die Schultern, aber diesmal freundlich und wohlwollend. „Ich habe Dich gern in der Nähe, aber ich kann Dich noch besser leiden, wenn Du weit fort bist."

„Gute Nacht," erwiderte der Bursch mit einem Lächeln und wandte sich Eli zu. Aber Rolf schob seinen Arm wie einen Schlagbaum zwischen Beide. Da nickte der Bursch dem Mädchen nur zu, sagte Rolf noch einmal gute Nacht und ging dann auf dem Wege zurück, den er gekommen war.

Rolf stand unbeweglich da und blickte dem Burschen nach, bis er seinen Blicken entschwunden war. Dann erst kehrte er sich dem Mädchen zu und ließ sein Auge forschend und prüfend, mahnend und strafend fast auf ihr ruhen. Eine Zeitlang hielt sie seinen Blick aus, denn sie dachte sich, daß Rolf im Inneren zu Gericht säße über sie und ihr Thun ... Sprach Etwas zu ihren Gunsten? Danach schaute und forschte sie und ertrug die Qual und die Pein, seinen ernsten, vorwurfsvollen Blick auszuhalten. Schließlich aber ward sie so verwirrt und beschämt, daß sie weder unterscheiden konnte, ob ein Zug in Rolf's Antlitz zu ihren Gunsten spreche oder ob er sie durchaus verdamme. Sie schloß die Augen und stand völlig muthlos da. Aber wenn sie auch die Augen schloß, sie konnte damit dem Gefühl begangenen Unrechts nicht entfliehen, sie konnte keinen friedlichen Zufluchtsort finden, wohin ihr das peinigende Gefühl nicht gefolgt wäre. Alles, was sie in Worten und Thaten an Rolf und Anderen gesündigt und verbrochen hatte, drängte jetzt von allen Seiten auf sie ein und drückte sie zu Boden. — Eli erduldete furchtbar quälenden Schmerz, der ihr die Brust zusammenschnürte und in das Herz sich bohrte. Sie fühlte, daß ihr Muth nichts gewesen sei als Hochmuth, und dieser Hochmuth war in Staub zertreten von ihrem eigenen Fuß. Die Reue kam zu spät, das Geschehene ließ sich nicht rückgängig machen.

Rolf schien in der Seele des Mädchens zu lesen, er sprach deshalb kein Wort. Aber er stand nicht so schweigsam und ruhig

da vor ihr, um seinen Hochmuth an ihrer Niederlage zu stärken und ihrer Demüthigung sich zu freuen, sondern er stand nur fest und sicher deshalb auf seinem Posten wie der Steuermann auf dem zerschellenden Schiff, um nahe zu sein, wenn das Schifflein auf den Grund geräth, um es mit fester Hand in den sicheren Hafen lenken zu können. Seit der letzten Begegnung des Mädchens mit dem Burschen war Rolf keinen Abend sicher und ruhig gewesen, weil ihr überaus hochmüthiges Benehmen ihn darauf schließen ließ, daß sie erwarte, den Sieg zu erringen. Er hatte stets auf der Wacht gestanden. Aber das Mädchen hatte an diesem Abend ein Stück an den Bergen sich dahingeschlichen, weil sie fürchtete, von Rolf überrascht zu werden. Er hatte sie nicht bemerkt. Bei seiner Rückkehr hatte dann Eli nicht mehr an die Möglichkeit gedacht, daß Rolf sie belauschen oder ihr folgen könne.

Obgleich Rolf im ersten Augenblick vor Wuth schäumend vor Gunnar hingetreten war, so sollte dieser doch die Veranlassung werden, daß Rolf einen endgültigen und entscheidenden Sieg davontragen konnte. Denn Eigensinn und Thorheit hatten das Mädchen aufgestachelt und angespornt zu einem letzten verzweifelten Sprung über die Grenze, welche Sitte und Herkommen gezogen. Und bevor sie nicht von jener Seite der Kluft zurückgeschleudert ward durch die Gewalt des Sprungs und den heftigen Anprall, eher gab es für Rolf weder Sieg noch Sicherheit. Denn andernfalls wäre das Mädchen immer im Begriff gewesen, den wilden, halsbrechenden Sprung zu wagen. Rolf wußte es seit Langem schon, daß sie im Stande wäre, plötzlich den Sprung zu thun und sich in den Abgrund zu stürzen, aus dem es keine Rettung gab. Aber die Probe mußte dennoch gemacht werden, die zwingende Nothwendigkeit rückte näher Tag für Tag. Nun war es geschehen. Rolf hatte in des Mädchens Blick eine scheue Furcht gelesen, und um sich Das vollständig klar zu machen und darüber nachdenken zu können, schloß er beide Augen: er wollte in aller Ruhe überlegen.

Ein tiefer Seufzer schreckte ihn auf. Wie der Blitz fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihm früher gar nicht gekommen war: die Nacht war kalt. — Als er die Augen öffnete, stand das Mädchen noch vor ihm, an die verschneite Einfassung gelehnt . . . Er beugte sich zu ihr nieder und sah ihr in's Gesicht; sie hatte die Augen geschlossen und war todtenbleich. Rolf ergriff sie beim Arm, aber sie rührte sich nicht . . . Schlief sie? er schüttelte sie, um sie in die Außenwelt zurückzurufen; da aber sank sie langsam an der Mauer nieder und lag leblos vor ihm im Schnee. Da kam auf einmal Leben in ihn: Schrecken durch-

zuckte ihn, das Herz hämmerte ihm hörbar in der Bruſt, und er bebte an allen Gliedern; er verlor vollſtändig die Beſinnung und wußte nicht, was er beginnen ſollte. Er ſetzte ſich zu ihr in den Schnee und lauſchte, ob nicht das Leben zurückkehren würde.

Endlich ſchien es ihm, als beginne ſie leiſe zu athmen; da ſtand er auf und nahm ſie in ſeine Arme. Er nahm ſie und trug ſie auf Leben und Tod, in Kummer und Noth, in Sorge und Qual, in Freude und Luſt, in Allem, was da geſchehen mochte. Und es war ihm, als habe dieſer Augenblick kommen müſſen, der ihn mit einem großen Verluſt bedrohte, ihm aber auf immer zu eigen gab, wonach ſeine Seele ſich ſehnte: ſeines Herzens Sonne, ſeines Lebens ſchöne Blüthe. Wie er mit ihr auf den Armen ſo dahinſchritt und ſtöhnend vorwärts ging — obgleich er vermöge ſeiner gewaltigen Kraft das Mädchen gleich einem Kinde zu tragen vermochte, da war's nicht der Thau der Nacht, der ihr auf das bleiche Antlitz tropfte, ſondern die klaren, leuchtenden Perlen einer Quelle waren es, die aus dem Grunde der Seele lindernd und tröſtend ſprang.

Da athmete Eli ſtärker, und Rolf verdoppelte ſeine Schritte. Als er das Wohnhaus erreichte, fand er die Thüre verſchloſſen. Er bedachte ſich einen Augenblick. Klopfen wollte er nicht, weil er fürchtete, daß Hogni kommen und öffnen würde. Er wollte auch nicht das ohnmächtige Mädchen in den Schnee legen; deshalb ſtemmte er ſeine breiten Schultern gegen die Thüre, daß ſie mit einem Krach aufſprang. Dann trat er in den Flur.

Da wurde die Stubenthüre geöffnet, und Mons Halborſen kam Rolf entgegen. Er war von dem Lärm aufgeweckt worden und war dann, noch halb im Schlaf, aufgeſprungen, aber als er Eli leblos in Rolf's Armen erblickte, übermannte ihn der Schrecken völlig, ſo daß er ſich an der Thüre zu halten verſuchte. Aber er griff fehl und ſtürzte auf den ſteinernen Fußboden nieder, ohne ein Wort zu ſprechen. Rolf hörte und ſah wol, daß Mons zu Boden geſtürzt war, aber er konnte ſich jetzt nicht um ihn bekümmern. Denn wenn auch die Welt zu Grunde gegangen, wenn in dieſem Augenblick Alles um ihn in Trümmer und Graus zerfallen wäre, er hätte Halt und Troſt und Sicherheit in dem einen Gedanken gefunden, der ihn voll erfüllte, in dem Bewußtſein, daß Eli in ſeinen Armen lag, daß ſie ihm gehörte. Er trug ſie ſorgſam und vorſichtig in's Zimmer, und als er dort des Alten Bett erblickte, legte er das Mädchen darauf nieder und ſetzte ſich dann auf den Rand des Bettes, beugte ſich über Eli und lauſchte der Rückkehr des Lebens. Daß er ſonſt irgend Etwas für ſie

thun könne, kam ihm nicht in den Sinn. Nach und nach gewann das Leben die Herrschaft zurück: Eli stieß einen tiefen Seufzer aus.

Das Mädchen schlug die Augen auf und sah Rolf's großes bleiches Antlitz über sich gebeugt. Er blickte sie so liebevoll an, daß es ihr trost- und friedereich wie erquickender Odem durch die Seele zog, daß sie wieder Muth faßte. Denn wenn sie im Halbdunkel der Nacht auch Rolf's Züge nicht genau zu unterscheiden vermochte, wenn ihr das Bewußtsein auch noch nicht voll und klar zurückgekehrt war, so viel sah sie doch, daß aus Rolf's Angesicht ihr nicht mehr der alte Hohn entgegenblitzte, sondern daß er sie vielmehr so treu und innig anschaute, daß sie das Auge nicht abwenden konnte. Und wie er jetzt an ihrer Seite saß, ruhig und völlig ihr ergeben, so hatte sie ihn stets sich ausgemalt in Gedanken, so hatte sie ihn ersehnt. Als aber diesem Verlangen, diesem Sehnen kein Genüge geschah, hatte sie sich unzufrieden und getäuscht gefühlt, und dieser getäuschten Hoffnung entsprang die Quelle ihres Irrthums. Nun war auf einmal ihr Sehnen und Hoffen gestillt. Als ihr nach und nach die Lebensgeister zurückkehrten, erinnerte sie sich, daß sie die Besinnung verloren und in der Nähe der Steinmauer in den Schnee niedergesunken war und dann bemerkte sie plötzlich, daß sie in ihres Vaters Bett lag. Wo war ihr Vater?

Sie schreckte auf und sah sich fragend ringsum, und auch Rolf kam plötzlich der gleiche Gedanke: wo war der alte Mann? Er erinnerte sich, daß er ihm in der Thüre begegnet sei und daß er kurz darauf einen schweren Fall gehört habe. Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und tappte auf den Flur hinaus. Eli, von der alle Schwäche gewichen zu sein schien, erhob sich und ging ihm nach. Als Licht angezündet worden war, sahen sie Mons mit blutbedecktem Gesicht und leblos auf dem Boden liegen.

Als Mons sorgsam in's Bett gebracht und von Blut gereinigt worden war, zeigte es sich, daß er durch den bedeutenden Blutverlust zwar sehr schwach, daß aber doch noch Leben in ihm sei. Die Leute wurden geweckt, ein Bote auf einem Kariol*) nach dem Arzt geschickt. Bis zur Ankunft des Arztes vergingen viele Stunden; während dieser Zeit saßen Eli und Rolf in Angst und Sorge und Ungewißheit an Mons' Bett. Beim Anbruche des Tages langte der Arzt an; er konnte nicht bestimmt sagen, ob Mons den harten Fall überleben würde; aber wenn er auch wirklich mit dem Leben davonkäme, wäre es immer noch die Frage, ob

*) Kariol: leichter, zweirädriger Wagen.

er jemals wieder in den vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten gelangen würde.

Eli hielt treu und unverdrossen Wacht an des Vaters Schmerzenslager, und Rolf theilte mit ihr Kummer und Sorge. Sie saßen geduldig ein Jedes an einer Seite des Bettes; und wenn sie früher auf alle nur mögliche Weise sich auszuweichen gesucht, wo sie doch sich zu treffen gedachten; wenn es Abend ward und Mons nach Rolf auszuschauen pflegte, um ihn zu einer Pfeife und zu einem Kruge Bier einzuladen und mit ihm zu plaudern, beständig mit dem Hintergedanken, daß jetzt endlich Rolf und Eli sich verständigen mußten; wenn er dann sich in die dicken Wolken hüllte, um ihnen nicht im Wege zu sein — aber sie trotzdem nicht Hand in Hand vor ihm standen, wenn der Rauch sich zertheilte, — so saßen sie nun Seite an Seite da in stillem und innigem Verständniß des Geschehenen und Dessen, was da kommen mußte. Und nachdem Mons sich ein wenig erholt hatte von seiner schweren Krankheit und nach und nach ihm die Erinnerung wieder aufdämmerte, da hatte er klar vor Augen, daß seines Herzens Lieblingswunsch nun in Erfüllung gegangen war. —

Während dieser Vorgänge auf Stormoen, war Gunnar auf dem Wege nach Sönstelien rasch dahingeschritten. Er fühlte sich froh und friedlich gestimmt durch den Gedanken, daß durch die letzte Begegnung, so schmerzlich und peinlich sie für Eli gewesen sein mochte, diese Rolf nähergetreten war als durch alle früheren Zusammenkünfte, die nur dazu gedient hatten, ihren Witz und ihren Spott zu üben und an Rolf auszulassen. Gunnar fühlte eine aufrichtige Dankbarkeit für Eli, die versucht hatte, das begangene Unrecht wieder gutzumachen, wenn sie auch unbesonnen gehandelt hatte. Die guten, freundlichen Worte, welche das Mädchen an ihn gerichtet hatte, wollte er im Herzen tragen sein Lebelang. Heute war es ihm völlig klar geworden, daß Eli eigentlich ihn doch nicht recht geliebt habe, sondern daß nur ihr Trotz und ihr Eigensinn sie zu einem unüberlegten Schritt verleitet hatten. Das Bewußtsein nahm ihm eine schwere Last von der Seele.

Der Bursch hatte am Fluß Halt gemacht, an der Stelle, wo der Weg nach Sönstelien hinüberführte. Er erinnerte sich jenes Tages, an welchem er hier gesessen und dem Gesang gelauscht hatte, der vom Wasserfall zu ihm herübergeklungen war, und wie Inga endlich hervorgetreten und ihn mit den milden Augen angeschaut hatte. Sie nahm damals wie auch jetzt sein ganzes Sein gefangen und stand in prangender Jugendschöne ihm immer vor den Gedanken. Wo er ging, wo er stand, im Wachen oder

Traum, unter Schnee und Eis, im Blätterfall und Regenschauer, wo sie ihm erschien, blühte ihm der duftige Frühling reich und wunderbar — selbst in der Erinnerung. Wie Gunnar so dastand in der stillen, schweigenden Nacht, an einen Baum gelehnt, ward er von einer wehmüthigen Sehnsucht nach seiner Mutter ergriffen. Ihre schwere Todesstunde, ihre Reue und Verlassenheit, Alles zog vor ihm herauf in trüben, wechselnden Bildern, und dann stieg aus dem trüben Nebel der Mutter leuchtendes, liebliches Jugendantlitz, das in Thränen schwamm. — In dieser Stunde begriff er, was er zuvor nicht verstanden hatte: daß ein Mann das Herrlichste verderben kann, das Gott geschaffen hat.

Von diesem Rückblick auf das einsame Leben seiner Mutter kehrten seine Gedanken in die Gegenwart zurück und blieben an seiner Großmutter, an Guri Fladhaugen, und ihrem trostlosen Alter haften. Die Mutter hatte in der Todesstunde zu ihm gesprochen: „Du mußt Ungemach über Dich ergehen lassen um meinetwillen." — Hatte er an jenem Tage, als er zur Großmutter eintrat, wol Ungemach über sich ergehen lassen und ruhig ertragen? Nein: hitzig, wie er war, hatte er das Ungemach von sich geschleudert und außerdem geschworen, niemals zu Guri zurückzukehren. Den Schwur zu brechen, war keine Sünde; es war Sünde, ihn zu halten. — Als der Bursch noch eine Weile nachgedacht, stand der Entschluß fest in ihm, seine Großmutter aufzusuchen. Auf Sönstelien hatte er Nichts mehr zu thun und von den Leuten des Gehöftes konnte er sich, wenn er mittags von seiner Wanderung zurückkehrte, so gut verabschieden wie am Morgen. Vielleicht sah er dann Inga noch einmal. Hatte sie ja doch diese Möglichkeit selbst vorausgesagt. Unter solchen Gedanken machte der Bursch sich auf den Weg und schritt rüstig dahin, während Inga's leuchtendes Antlitz ihm überall entgegenzustrahlen schien.

Aber hätte der Bursch jetzt nach Sönstelien blicken können, so würde er gesehen haben, daß böser Wille in dieser Welt eines Anderen beste Vorsätze zerstören kann. Gerade jetzt legte eine hinterlistige Hand dem Burschen einen Stein in den Weg, über welchen er trotz aller freudigen Zuversicht stolpern mußte.

Die Uhr zeigte weit über Mitternacht. Jakob hatte sich nicht von der Stelle gerührt, er saß noch in der Stube, um Inga's Schlafgemach zu bewachen; er hatte durch das Fenster den Burschen rund um den Hofplatz schleichen, ihn nach allen Seiten herumspähen und endlich den Weg zum Thal einschlagen sehen. Da erhob sich Jakob von seinem Sitz und ging zum Zimmer hinaus, und weil er nicht bemerkt hatte, daß der Bursch zurück-

gekehrt war, schlich er vorsichtig hinter den Stall und schaute durch ein kleines Fenster, das zur Seite der Thüre angebracht war, in die Kammer des Burschen."

Der Bursch war nicht zu erblicken; es war bereits spät in der Nacht. Wo war er? Jakob öffnete vorsichtig die Thüre und blickte ebenso vorsichtig in die Kammer, weil er die Möglichkeit voraussetzte, daß der Bursch sich doch in einem Winkel verborgen haben könne, den man von außen nicht zu übersehen im Stande war. Auf einer Bank an der Seite des Bettes stand ein hölzerner Leuchter mit einem niedergebrannten Licht und verbreitete einen wunderlich unsicheren Schein im Raume. Der Bursch war nicht in der Kammer. Jakob ging wieder hinaus; nachdem er auf dem Hofplatz jeden Winkel genau durchsucht hatte, in dem ein Mensch sich verborgen halten konnte, schritt er zum Gesindehaus hinüber und durchsuchte auch dort alle Ecken und Winkel, — fand aber den Burschen nicht. Da glaubte Jakob annehmen zu müssen, daß Gunnar das Gehöft schon verlassen habe. Er erinnerte sich, daß der Bursch mit der Jacke bekleidet war, als er ihn auf dem Hofplatz erblickt hatte, und er zweifelte zuletzt nicht länger daran, daß, nachdem Gunnar zwischen den Gebäuden umhergeschlichen war, jedenfalls in der Absicht, womöglich Inga noch einmal zu sehen und zu sprechen, seiner Wege gegangen wäre. Jakob war sicher, daß der Bursch zurückkehren würde, sobald es nur immer anginge.

Noch einmal machte Jakob die Runde um alle Nebengebäude und schaute zum Schluß wieder in die Schlafkammer des Burschen. Dort war es auf einmal ungewöhnlich hell geworden; es waren nicht länger die zitternden Schatten der flackernden Flamme, die bald am Erlöschen war, bald wieder aufloderte. Das Licht hatte den hölzernen Leuchter angezündet, der Rest des Talglichtes war zerschmolzen und herabgetröpfelt, der Leuchter stand in der Nähe des Bettes. Es konnte leicht Feuer entstehen.

Jakob stand eine Weile da und schaute in die lustig züngelnde Flamme. In seinem Gesichte spiegelte sich solche Freude, daß ein unbetheiligter Zuschauer hätte glauben müssen, Jakob habe ein lustiges Johannisfeuer vor sich. Er lachte lautlos und hämisch vor sich hin und sah mit den gelben Augen sich vergnügt ringsum.

„Geht mich nichts an," sprach er zu sich selbst, ging hinaus, schloß die Thüre hinter sich und verschwand dann in der Gesindestube, ohne sich weiter auf's Spähen oder Lauern zu legen. Was jetzt kam, mochte der Bursch verantworten. Mit dem Gedanken legte Jakob sich zur Ruhe. —

Während der Zeit schritt Gunnar frischen und freudigen Muthes dem Ziel seiner Wanderung entgegen, und endlich im Glanz der Morgensonne lag Guri's kleines Häuschen vor ihm. Zu gewaltigen Zacken und Zapfen gefroren hing der Gießbach über den Abhang hinab, und zwischen dem Steingetrümmer und Gestrüpp blinkte der Schnee gleich einem weißen Festgewand, auf dem die hellen Sonnenstrahlen tausend blitzende Diamanten erfunkeln ließen. Es war ein erquickender Anblick nach dem Dunkel der langen Nacht; auch dem Burschen schien das Bild eine gute Vorbedeutung zu sein. Als er die Thüre zu Guri's Zimmer öffnete, war ihm doch nicht froh und freudig zu Muthe, denn die Stille, welche überall herrschte, bedrückte ihn mehr als ein schlimmes, höhnisches Wort es gethan haben würde.

Auf dem Bette lag Guri mit geschlossenen Augen und offenem Munde, genau so, wie er das erste Mal sie angetroffen hatte. Gunnar stand rathlos da und blickte Guri fortwährend an. Denn wenn er den Blick nach jener Seite wandte, wo der Schrank sich befand, hätte sie ihn ganz sicher wieder mit Scheltworten von Raub und Plünderung angefahren. Guri lag lange Zeit völlig unbeweglich da, so daß der Bursch ungeduldig ward, Muth faßte und mit vom Schrank abgewandtem Gesicht auf das Bett zuging. Hier beugte er sich über Guri, um zu sehen, ob sie todt sei, oder ob sie nur schliefe.

„Bä!" höhnte sie ihn an, und während der Bursch erschreckt zurückwich, schüttelte sie sich vor Lachen. Die Katze erhob sich am Kopfende, sprang auf den Boden, reckte und streckte sich, zog den Rücken krumm und schlich dann langsam zum Feuerheerd, an dem sie sich niederließ und das in mißmuthige Falten gezogene Gesicht dem Bette zukehrte.

„Nun," nahm Guri das Wort, „kommst Du jetzt wirklich?"

„Ja, aber ich komme zum letzten Mal," antwortete der Bursch leise.

„Sei brav, Pirke!" wandte sie sich an die Katze, welche kläglich miaute. „Mach' ein wenig Feuer an," sagte sie darauf zum Burschen, „denn eher beruhigt sich Pirke doch nicht. . . . Du hast eine sonderbare Stunde zu Deinem Besuch gewählt," fuhr Guri dann fort, während der Bursch Feuer anzündete und die Fichtenzweige zusammenraffte, die über den Boden verstreut lagen.

„Es traf sich gerade so," antwortete der Bursch und schwieg dann eine Weile.

„Bist Du vom Gehöft gejagt worden?" fragte sie.

„Du glaubst wol, daß ich überall fortgejagt werde, wohin ich den Fuß setze?" entgegnete er.

„So," brummte Guri. „Ah ja, ich habe davon gehört, daß Du fort solltest. . . . Ein erbärmlicher Bursch, der nicht festhält, was er hat."

„Sollte es nicht aussehen, als wollte ich mir Etwas erschleichen, so mußte ich das Gehöft verlassen. . . . Inga hat über sich selbst zu bestimmen, und Sönstelien ist ein schöner Hof . . ."

„Also das lockte Dich?" fragte sie und sah mit ihren stechenden Augen ihn an.

„Nein, Gott sei Dank! . . . Mich hat etwas ganz Anderes verlockt."

„War es das Mädchen?"

„Welches Mädchen?" fragte er.

„Du weißt recht gut, daß ich Inga meine," brauste Guri hitzig auf.

„Ah," beschwichtigte der Bursch.

„Sie ist wie die Blume der Flur," fügte sie hinzu.

„Es giebt Nichts in der Welt, das mit ihr sich vergleichen könnte!" rief er aus.

„Warum hast Du nicht um sie angehalten?" warf sie hin. „Jeder Bursch kann sich um ein Mädchen bewerben, wenn sie auch noch so stolz ist. . . . Dein Vater hat das schönste Mädchen im Thal genommen. . . . Der Landstreicher!" Und sie spie verächtlich aus.

„In dieser Weise gehe ich nicht vor," wendete der Bursch ein.

„In dieser Weise," wiederholte sie. „Wie ist denn Deine Weise?"

„Ich gehe geradeaus," entgegnete er.

„Geradeaus," höhnte sie. „Was nennst Du geradeaus?... Wenn ein Bursch in einer Ecke steht, ein Mädchen anstarrt und sie fortwährend mit seinen Blicken verfolgt, nennst Du das geradeaus?"

„Wenn sie einander gern haben, o ja," erwiderte lachend der Bursch. „Denn dann wird es dem Mädchen angenehm sein, wenn er fortwährend sie anschaut, wenn sie auch verschämt die Augen niederschlägt."

„So," brummte Guri. „Aber wenn nun das Mädchen zum Burschen in die Ecke geht, und er sie an sich lockt und immer weiter verlockt, weil sie keine Ruhe hat ohne ihn . . . Pf! . . . Ist das vielleicht auch ein gerader Weg? . . . Lüge ist es. Das bringt ein Bursch leicht fertig und hinterher leugnet er Alles ab."

„Es mag sein, daß es Burschen giebt, die so handeln," sagte Gunnar freundlich. „Ich thue es nicht."

„Ho, ho!“ lachte sie höhnisch. „Hättest Du schwarze Haare und schwarze, flammende Augen . . . hättest Du immer ein Lächeln bereit . . . wärest Du mit einem Wort so verlockend, daß man sich an Dich schmiegen möchte wie an einen moosbewachsenen Felsen im Sonnenschein . . . dann wär's wol auch der gerade Weg? Nein, Lüge wär's wiederum . . . Ich denke an frühere Zeiten.“

„Du darfst nicht von Einem auf den Anderen schließen,“ sagte der Bursch.

„Schweig'!“ gebot sie. „Was willst Du von mir?“

„Ich wollte Dir Lebewohl sagen.“

„Wohin gehst Du?“

„Das kommt darauf an.“

„Du bist wol gekommen, um Dir einen Zehrpfennig zu holen?“ fragte Guri und sah mit den stechenden Augen von der Seite ihn an.

„Daran habe ich keineswegs gedacht,“ erwiderte er so ruhig, wie er nur irgend es vermochte.

„So,“ murmelte sie vor sich hin und lockte die Katze.

„Ja, ja,“ seufzte der Bursch, nachdem eine Weile in Stillschweigen vergangen war. „Ich kann wol nichts zu Deiner Bequemlichkeit und Deiner Ruhe beitragen . . . so will ich Dir Lebewohl sagen! Gott stehe Dir bei in der letzten Stunde.“

„In der letzten Stunde!“ fuhr sie zornig auf. „Ah ja, die erste ist es nicht,“ fügte sie kurz darauf hinzu und schüttelte wehmüthig das Haupt. „Und über die Mitte bin ich längst fort . . .“ Kurz darauf sank sie langsam auf das Bett zurück und stöhnte schwer. Thränen flossen ihr unaufhaltsam über die Wangen, ihre Lippen bebten krampfhaft.

„Was kann ich für Dich thun?“ fragte furchtsam der Bursch.

„Ich bin krank,“ antwortete sie kurz und wandte sich ab. Dann rief sie Pirke, und als die Katze ihren gewöhnlichen Platz am Kopfende eingenommen hatte, schloß Guri die Augen und lag ruhig da, als ob sie schliefe.

Der Bursch wußte sich weder zu rathen noch zu helfen. Er wollte sie nicht stören und fürchtete sich deshalb, zu gehen, aber er scheute sich auch, zu bleiben. Nach langem Hin- und Herüberlegen entschloß er sich zu warten; es mochte kommen, was da wollte. War Guri wirklich krank, so konnte er sie doch unmöglich der Katze überlassen, wie viel Beide auch von einander zu halten schienen. Denn bei Guri's hohem Alter konnte ja jeden Augenblick die Stunde schlagen, in der sie menschliche Hülfe nöthig hatte.

Gunnar fachte das Feuer an, hing einen Kessel mit Wasser

darüber, brachte Alles in Ordnung, so gut es ihm möglich war, und setzte sich dann an's Bett. Guri begann zu stöhnen und warf sich unruhig von einer Seite auf die andere. Eine eigene Unruhe hatte sie überfallen, die ihre Ursache in kummervollen Gedanken zu haben schien. Die Sache schien selbst Pirke bedenklich. Denn die Katze sprang vom Bett auf eine Bank, die dem Burschen gegenüber stand und blickte von dort aus mit Gunnar gemeinschaftlich auf Guri.

Als der Tag bereits weit vorgerückt war, fiel Guri in einen ruhigen Schlaf. Pirke strich ihr liebkosend um das Haupt und schnurrte ihr Wiegenlied. Die Sonnenstrahlen hüpften und flimmerten über den Fußboden dahin, und Alles war so still und friedemild, daß in dem Burschen die Sehnsucht nach dem frischen Leben da draußen aufstieg, nach dem frischen, lauten Leben, wo Böses und Gutes um die Herrschaft stritten. Denn besaß er auch kein Heim und war er nur ein fahrender Ritter mitten im Streit: es that doch wohl mitzukämpfen und mitzustreiten, weil er den höchsten Siegespreis erringen konnte.

Es ging gegen Abend. Ein blauer Duft hüllte die Berge ein und schien ihre schroffen Formen milder und weicher zu machen. Der Bursch blickte aus dem Fenster und sah dem schwindenden Tageslicht wehmüthig nach. Da erklang der Tritt mehrerer Menschen, die auf das Haus zukamen. Der Bursch erhob sich und gab Acht, ob es Leute wären, die Guri Fladhaugen besuchen wollten. In dem Falle wollte er sie bitten, möglichst leise aufzutreten und abzuwarten, bis Guri vom Schlummer erwacht sei.

Aber bevor noch Gunnar die Thüre öffnen konnte, um den Ankömmlingen entgegenzugehen, betraten diese bereits das Zimmer. Es war ein älterer und zwei jüngere Männer. Sie machten den Eindruck, als seien sie schnell gegangen und hätten eine wichtige Botschaft zu überbringen.

„Bist Du der Bursch, welcher Gunnar heißt und auf Sönstelien gedient hat?" fragte der Aeltere, indem er nach Athem rang und sich erschöpft auf die Bank niederließ.

„Der bin ich," antwortete der Bursch und blickte bange auf Guri, die schnell erwacht war und sich im Bett aufgerichtet hatte.

„Kennst Du mich?" fragte wieder der Mann.

„Nein," antwortete der Bursch.

„Ich bin der Lehnsmann," sagte Jener und sah den Burschen fest an. „In dieser Nacht ist auf Sönstelien ein Unglück geschehen: der Viehstall ist abgebrannt, das meiste Vieh ist umgekommen."

„Um Gottes Willen!" rief der Bursch erschreckt aus.

„Ja, das kann man zweimal sagen," antwortete der Lehnsmann und spie hastig aus. „Aber nicht Gott, sondern der Teufel hat dabei die Hand im Spiel gehabt. Es ist nur ein Glück, daß nicht der ganze Hof abgebrannt ist. Eigentlich ist das nur Jakob Tvärbo zu danken, der während des ganzen Tages eine böse Ahnung nicht loswerden konnte, auch während der Nacht nicht zu schlafen vermochte und noch rechtzeitig dazukam, um einen Theil des Viehes zu retten. Das Uebrige war nicht herauszubringen aus dem brennenden Stalle."

„Wie ist es zugegangen?" fragte der Bursch, war aber todtenbleich geworden und bebte, daß er kaum die Worte hervorstottern konnte. Der Gedanke, daß Inga's Leben in Gefahr gewesen sei, während er ihr fern war, raubte ihm fast die Besinnung.

„Wie es zugegangen ist?" fragte der Lehnsmann. „Ja, das weiß eben Niemand ... Aber Du kannst vielleicht Auskunft geben. Denn Du hast doch wol im Stall geschlafen?"

„Ich?" entgegnete der Bursch und taumelte zugleich an den Heerd hin.

Hatte er nicht das Licht brennen lassen, als er ging? Er konnte den Gedanken nicht ausdenken.

„Dir scheint die Sache sehr nahezugehen," sprach der Lehnsmann und sah ihn schlauen Blickes an. „Du bist während der Nacht wol nicht daheim gewesen?"

„Ich?" brauste der Bursch auf. „Ich ging hierher," fügte er dann schnell hinzu.

„Du bist nach Schlafenszeit vom Gehöft gegangen," sagte der Lehnsmann. „Um welche Zeit kamst Du hierher?"

„Ah, es war so gegen Tagesanbruch," antwortete Gunnar.

„Er kam, als die Sonne über die Berge stieg," fuhr Guri auf.

„Laß' den Burschen ruhig antworten," wandte der Lehnsmann sich an sie und gab ihr einen Wink mit den Augen. „Wo bist Du denn zuerst gewesen?" fragte er dann den Burschen.

„Ah, ... ich ging herum," antwortete dieser ausweichend.

„Es ist zu kalt, während der Nachtzeit so herumzugehen," lachte der Lehnsmann den beiden Anderen zu, welche die Thüre bewachten. „Es war Dir im Stall wol ein wenig zu heiß geworden?" wandte er sich dann wieder dem Burschen zu.

Der Bursch stand wie versteinert da und konnte kein Wort hervorbringen. — Mißtraute man ihm? Es hörte sich fast so an.

„Du hattest Dir die Sache, da Du Deinen Dienst antratest auf Sönstelien wol etwas anders gedacht, als sie schließlich sich gestaltete," fuhr der Lehnsmann fort. „Du bist ein hübscher Bursch, eine Heimath hast Du ja nicht ... Und als Du das Er-

wartete nicht erreichen konntest, sondern statt dessen fortgeschickt wurdest, hast Du wol Etwas gethan, was Du hinterher bereuest."

„Glaubt Ihr, daß ich den Stall angezündet habe?" fuhr der Bursch auf.

„Man kann eine Mine auf die Weise entzünden, daß man eine Lunte anlegt und dann fortgeht, weil es zu gefährlich ist, in der Nähe zu bleiben," entgegnete der Lehnsmann kalt.

„Ich muß zu meiner Schande und zu meinem Kummer bekennen," sprach der Bursch, „daß ich das Licht in meiner Kammer habe brennen lassen, als ich hinausging, weil ich dachte, sofort zurückzukehren . . ."

„Weshalb hast Du Dich denn die halbe Nacht draußen aufgehalten, wie Du sagst, und bist schließlich hierher gegangen, wo Du nicht gewesen bist, seit Du nach Sönstelien kamst?" fragte schnell der Lehnsmann.

„Ich kann und will diese Frage nicht beantworten," erwiderte der Bursch.

„Du willst nicht antworten, so," nahm der Lehnsmann wieder das Wort, „nun gut, so folge mir . . . Du hast keine Heimstätte, wie ich gehört habe, ich will Dir freies Quartier geben."

„Ich verstehe schon," gab der Bursch zur Antwort. „Aber ich halte mich an das Gesetz, das ist mein Recht."

„Thue das," entgegnete der Lehnsmann. „Das Gesetz wird entscheiden." Und damit schickte er sich an zum Gehen.

„Leb' wohl," sagte der Bursch zu Guri Fladhaugen, die vor Ueberraschung stumm dasaß.

„Du siehst, ich muß Anderer Schuld auf mich nehmen und Schande und Spott für Andere tragen . . . Nun werde ich gar als Gefangener abgeführt. Es ruht kein Segen auf mir, ich habe kein Glück. Aber das Gesetz wird entscheiden. Leb' wohl!" Dann ging er zur Thüre.

„Ich muß sagen, daß Jakob wie ein braver Mann von Dir gesprochen hat," sagte der Lehnsmann, der durch das ruhige Auftreten des Burschen von der eigenen Sicherheit ein wenig eingebüßt hatte.

„Ich wollte, er läge, wo das Wasser am Tiefsten ist, der Bösewicht." Mit diesen Worten ging Gunnar zum Hause hinaus, und der Lehnsmann folgte ihm.

Guri hatte weder Gruß noch Antwort zurückgegeben. Sie saß noch aufrecht im Bett da und blickte den Davongehenden nach, ganz so wie sie zuvor jeder ihrer Mienen gefolgt war. In ihrem welken Gesicht zuckten die Nerven, als würden sie von einem verborgenen Spiel der Seele bewegt, ihre Brust hob sich

krampfhaft, sie stöhnte schwer, endlich brach sie in Klagelaute, in Thränen und Seufzer aus. Da kam Pirke und schlich mit gekrümmtem Rücken auf der Bettkante entlang zu ihr hin und strich an ihr herum wie um einen Baumstamm. Den Schwanz in die Höhe gerichtet, schnurrend und die Beine wie im Takt hebend, fuhr sie in ihrem Rundgang fort, bis Guri's Seufzen und Stöhnen in die bekannten leisen Töne überging — und endlich in einem klagenden Liede endete:

„Du tanzest so lustig, du welkendes Blatt —
Wo grünt dir der Zweig
In des Waldes Bereich?
Dort wo er so treulos verlassen mich hat.
Du blickest, o Knospe, so brennend, so roth —
Wo flammte hervor,
Dein Leben empor?
Dort, wo er verließ mich, dort winkt mir der Tod.
Du hüpfest, o Bächlein, von Stein und zu Stein —
Wo willst du nur hin?
Wo willst du nur hin?
Der mich verließ, ach, ich hol' ihn nicht ein.
Du singest, o Vöglein gar lustig zum Licht —
Du weißt es wol nicht,
Du weißt es wol nicht,
Daß oftmals ein Herz, ach! zerbricht, ja zerbricht?
's kann brechen vor Schmerz, vor Kummer und Leid —
Gott weiß es allein,
Gott weiß es allein,
Ob Friede ihm blühet in Ewigkeit."

„Ah ja," seufzte Guri und legte sich wieder nieder, die Katze nahm ihren Lieblingsplatz zu ihren Häupten ein und schnurrte das alte Lied, die Sonne sank langsam hinter den Bergen nieder, — und kurz darauf schlummerte Guri sanft und ruhig ein. Denn so heftig und unlenksam ihre Gemüthsart auch war am Tage, so weich und milde ward Guri gestimmt, wenn die stille Nacht heraufzog mit Schlummer und Frieden.

8.

Gunnar saß im Gefängniß. Das Verhör hatte stattgefunden. Gunnar konnte nicht leugnen, daß er das Licht nicht ausgelöscht habe, daß er ohne ein Wort zu sagen davongegangen, während der ganzen Nacht ausgeblieben und erst gegen Morgen zu Guri Fladhaugen gekommen sei, bei der er nicht gewesen, seitdem er Dienste im Siljethal genommen hatte. Wenn man Jakob Tvär-

bo's wohlwollende Meinung über den Burschen und dessen Verhältniß zu Inga und Jakob als Den, der ihm in der Erreichung einer Absicht, die gar nicht so unwahrscheinlich schien, hindernd in den Weg getreten war, ansah, wenn man Jakob's wohlwollende Meinung in Betracht zog, — dann stand es für den Richter fest, daß der Bursch sich hatte rächen wollen, und deshalb hatte er, wie der Lehnsmann im Verhör zehnmal wiederholte: die Lunte angelegt. — Auf den Ausdruck that der Lehnsmann sich förmlich etwas zu gut, und es war nicht zu leugnen, daß dieses Wort die Sache ziemlich gut charakterisirte.

Der Bursch hatte den Beweisen kecken Widerstand entgegengesetzt; er glaubte fest, daß die Wahrheit über die Lüge triumphiren müsse, wie viel auch gegen ihn sprach. Denn konnte er auch seine Unschuld nicht beweisen, so war er doch überzeugt, daß man sie ihm aus der Seele lesen müsse. Aber wenn die Beweise, die gegen seine Unschuld sprachen, nicht widerlegt werden konnten, so mußte das Gesetz gegen ihn entscheiden. So weit war es indessen noch nicht: die Untersuchung ging ihren ruhigen Gang fort; man wartete ab, ob nicht die Zeit Licht in die Sache bringen würde.

Wo war nun die lichte Lebensbahn, die der Bursch sich selber vorgezeichnet hatte im Vertrauen auf sein gutes Recht und seinen guten Willen? Er wußte, daß, wenn selbst ein ungerechtes Urtheil über ihn gefällt werden sollte, die Strafe nicht so schwer sein konnte, daß nicht ein neues Leben gleichwohl noch vor ihm gelegen hätte; aber wenn selbst auch das Urtheil in dem Ganzen nur eine Unachtsamkeit seinerseits erblickt hätte, so würde er sich doch nimmermehr von dem Vorurtheil befreien können, und jede seiner Handlungen würde mißtrauisch beobachtet werden. Und endlich: war er nicht immer ein Verbrecher? Seine Gedanken weilten stets bei Inga, bei ihr, die von Ehre und Reichthum umgeben war. Konnte und durfte er jemals wagen, zu ihr zurückzukehren? Durfte er in seiner Schande ihr nahen? Alles war ihm verschlossen, wohin er sich auch immer wandte.

Wenn das Urtheil gefällt und die Strafe verbüßt war, gab es für ihn nur Eins: auszuwandern und jenseits des Meeres eine Heimath sich zu suchen. Seine Gedanken trugen ihn weit hinaus in die Welt. Aus diesem Grübeln entstand ein bis dahin völlig unbekanntes Gefühl. Er hatte früher nie darüber nachgedacht, daß er ein Vaterland habe, sondern er hatte sich immer von dem qualvollen Gefühl beherrschen lassen, daß er keine Heimath, keine Kindheit besessen habe. Nur die Erinnerung an solche wäre ihm schon Trost gewesen. Aber ein kleinerer

Verlust kann uns einen größeren verstehen lehren. Der Verlust einer Heimstätte lehrte ihn den ungeheueren Verlust des Vaterlandes begreifen. Dieser letzte Gedanke verursachte ihm solche Qual und Herzensangst, daß er in seinem tiefen Schmerze Gott anflehte unter Thränen. Dann aber überkam ihn plötzlich wie milder Trost das Gedenken: des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlegen kann! Da ward es wieder hell in seinem Inneren. Denn wäre der Lebensweg gerade und eben, gäbe es keinen Widerstand zu besiegen, so könnte ja auch die Sünde nicht bekämpft und der Sieg der Gnade nicht errungen werden.

Währenddessen beunruhigte Inga bei dem Gedanken an Gunnar sich fort und fort, und wenn sie selbst auch nicht den leisesten Zweifel an der Unschuld des Burschen hegte, so mußte sie doch tagtäglich die widersprechendsten Meinungen mit anhören; — aber wenn irgend Jemand die Unschuld des Burschen in Zweifel zu ziehen wagte, hielt sie mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge, sondern war immer bereit, für ihn einzutreten.

Jakob drängte ihr weder seinen Rath noch seinen Trost auf, sondern er hielt sich klüglich und vorsichtig zurück wie ein einsichtiger Arzt, welcher es der Natur überläßt, sich selbst zu helfen. Er ging still und abwartend einher, zuckte die Achseln und schüttelte verständig den Kopf, wenn Etwas ihm gar zu bunt und kraus erschien.

Endlich ward bestimmt, daß das eigentliche große Verhör, nach welchem das Untergericht sein Erkenntniß abzugeben hatte, am Schlusse des Monats stattfinden sollte, wenn der Sorenschreiber*) sich zum Thing**) einfand. Damit kam neues Leben in die Sache. Als dann der Tag angebrochen war, strömten die Neugierigen von allen Ecken und Enden herzu, nicht nur des Things wegen, sondern weil der Fall ruchbar geworden war, soweit die Thinggrenze reichte.

Im Hause des Lehnsmannes war Thingstube und Gefangenraum ein und dasselbe, und deshalb war dem Burschen die Gefangenschaft weniger drückend, als es sonst vielleicht der Fall gewesen sein würde. Auch von der Einsamkeit und Langenweile hatte er nicht besonders zu leiden gehabt, denn der Lehnsmann, welcher sehr wohl zwischen Verhör und Geplauder einen Unterschied zu machen verstand, hatte sich oft in ein Gespräch mit dem Burschen eingelassen.

Inga saß von den Uebrigen entfernt in einer Ecke und schlug

*) Sorenschreiber: Hardesvogt.
**) Thing: Dinggericht, Gericht.

nicht ein einziges Mal die Augen auf. Sie fühlte instinktiv, daß Gunnar sich dicht in ihrer Nähe befinden müsse und wagte deshalb nicht aufzusehen. Sie wußte auch ganz bestimmt, daß viele neugierige Blicke auf sie gerichtet waren, und daß sie die Gefühle ihres Herzens und ihre Gedanken vor unberufenen Augen zu verbergen habe. Aber in all' dem Lärm und dem Summen vieler Stimmen unterschied sie doch deutlich Jakob's Tritt, der in geringer Entfernung von ihr auf und ab ging. Auch ihn wagte sie nicht anzuschauen, weil sie im Voraus schon den Ausdruck seines Gesichtes kannte.

Jakob ließ es sich durchaus nicht anfechten, daß Inga ihn nicht beachtete. Er stand heute hier an seines Bruders Stelle. Er benahm sich durchaus würdevoll und schritt, die Hände auf den Rücken gelegt, auf und nieder und sah die Anwesenden mit einem Blick an, in welchem die Sünde und das Aergerniß, welche die Welt bot, wie eine unverschuldete Plage sich abspiegelte.

In einem Winkel saß Gunnar, hatte das Kinn auf die Hand gestützt und harrte des Kommenden. Er hatte Inga einigemal in's Gesicht geblickt, er fand keinen Trost in ihren niedergeschlagenen Augen und stillen Mienen. Verbarg sie hinter diesem ruhigen Aeußeren Freude oder Kummer? Der Bursch vermochte es nicht zu entscheiden. Aber in dieser ernsten Stunde dachte Gunnar bald an andere Sachen; er wandte sich ab von den früheren Gedanken, die sonst ihn mit Frohsinn und Freude erfüllt hatten, wie das Alter sich abwendet von der frischen, verlockenden Jugendluft. War auch er und sein Gemüth noch nicht alt, so war er doch gealtert: er blickte kalt und gleichgültig in's Leben. Er wußte nicht, was es ihm bieten würde für die Zukunft. Der Jugend Glaube an Wunder war ihm entschwunden.

Da trat Jakob leisen Schrittes dicht heran an Inga. Es sollte Niemand denken oder sagen können, daß er mit seiner Schwägerin nicht auf gutem Fuß stehe. Er war an diesem Tage trotz des äußeren demüthigen Scheines härter, fester und entschlossener denn je; er sparte seine Kräfte und Stärke auf, um im richtigen Augenblicke Gebrauch davon machen zu können.

„Gott stehe Dir bei, Inga!" sprach er. „Das ist ein schwerer Tag für Dich ... Du hast den Burschen gern gehabt ... Es kann ja sein, daß sich Alles noch aufklärt."

„Es kann sein," erwiderte sie, ohne aufzusehen. „Die Wahrheit kommt schon an den Tag."

„Ja, es ist nur schlimm, daß er auch nicht einen Zeugen hat," wandte Jakob ein.

„Gott ist sein Zeuge," entgegnete sie schnell.

„Du sprichst die Wahrheit, Inga. Der Herr, der im Verborgenen sieht, wird die Wahrheit offenbaren."

„Denkst Du, wenn der Bursch verurtheilt wird, daß es Gottes Urtheil ist?" fragte sie und schaute ihm fest in's Gesicht.

„Man sollte es meinen," entgegnete er.

„Ich kann es nicht glauben, Jakob. Der Menschen Blick reicht nicht weit und ist getrübt, aber Gottes Auge überschaut die ganze Welt; es übersieht die Höhe und die Tiefe, es sieht außen und innen und Niemand kann ihm entfliehen . . . Hast Du das Bild angeschaut, das daheim im Wohnzimmer hängt, das Bild, auf dem Gottes Auge wie eine große Sonne aus den Wolken hervorblickt . . . Ich habe mich einmal so gefürchtet, als ich eines Abends das Bild lange angeschaut habe; es war mir, als erblicke Gottes Auge jeden bösen, unlauteren Gedanken in mir." Sie schauerte förmlich zusammen, Jakob aber entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern.

Mittlerweile nahm auf der anderen Seite des Zimmers, wo die Obrigkeit an einem großen Tische saß, um den sich die Menschen drängten, die Untersuchung ihren Verlauf. Die Meinung Aller über den Burschen sollte gehört werden. Jakob wurde aufgerufen, um seine Erklärung abzugeben.

Obgleich Niemand Böses von dem Burschen zu sagen wußte, weil er von Allen sich ferngehalten, so hatte doch das letzte Ereigniß die gute Meinung, die sonst Alle von ihm hegten, zum Theil wenigstens verwischt, und aus diesem Grunde lauteten denn auch die Aussagen über sein Dienstverhältniß etwas unsicher und unklar.

Jakob's Erklärung dagegen war kurz, bestimmt und trug den Stempel der Wahrheit. Endlich war nur Inga noch zu vernehmen, aber bevor sie aufgefordert wurde zur Zeugnißschaft, hielten die Richter über das bereits Ausgesagte eine kleine Berathung. Da bat Jakob nochmals um's Wort . . . er wollte gern noch Etwas sagen, und als ihm die Erlaubniß zum Reden ertheilt worden war, sprach er, daß es doch wol nicht die Absicht sei, weiterzugehen in der Sache; wenn sie nicht aufgeklärt werden könne, solle sie niedergeschlagen werden. Er wäre überzeugt, daß sein Bruder Even die Sache nicht weiter verfolgt haben würde, und er sei auch überzeugt, daß Inga ebenso handeln würde.

„Nein, ich verlange, daß dem Gesetz Genüge geschehe," sprach Inga laut, erhob sich und trat an den Tisch.

„Dann mußt Du aussagen, was Du von der Sache weißt," sprach der Richter. „Bis jetzt ist Deine Meinung wol die aller Anderen gewesen?"

Inga schwieg eine Zeitlang und sammelte sich zur Antwort. „Ich weiß, daß der Bursch unschuldig ist," sagte sie leise.

„Willst Du es beschwören?" fragte der Richter.

Inga schlug die Augen zu Boden und stand so eine Zeitlang da, und als sie wieder aufsah, war ihr Antlitz leichenblaß. „Der Erlöser hat gesagt, es sei eine Sünde zu schwören," sprach sie dann.

„Damit hat das Gesetz nichts zu thun," entgegnete der Richter ein wenig verwirrt. „Im Namen des Gesetzes frage ich Dich: ob Du beschwören willst, was Du zu seiner Freisprechung vorzubringen hast — und darauf hast Du mir zu antworten."

Inga senkte auf's Neue den Blick zu Boden, als sie aber diesmal wieder aufsah, trug ihr Gesicht einen Ausdruck, als ob aller Welt Herrlichkeit sich darin spiegle, eine Herrlichkeit, die nur in einem Blick lebt, der so tief in die Seele gedrungen ist, daß er dort Gottes Auge geschaut.

„Dann will ich schwören," sagte sie langsam . . . Eine Weile lang blickte sie noch den Richter an — es war rings todtenstill geworden — dann aber wandte sie das Auge Gunnar zu, der in seinem Winkel saß, und dann trafen sich Beider Blicke mit einer solchen Freudigkeit und Liebe, daß dieser Moment zwei Herzen verband für Zeit und Ewigkeit.

Es jubelte im Innern des Burschen. Wo war nun die Schande geblieben, welche die Welt ihm auferlegen konnte? Sie ward von einem liebenden Herzen mit ihm getheilt, bevor sie ihn noch getroffen hatte. Stand auch das Kreuz über ihm, wie es auf dem Lebensweg eines Jeden steht, — nicht länger war's des Grames und der Qualen Trauerweide, nein, zu einem herrlichen Baum wuchs es auf, der prangend dastand im goldig grünen Frühlingsglanz.

„Nun mußt Du aussagen, was Du weißt," nahm der Richter das Wort und nickte Inga zu.

„Ich weiß, daß er nichts Böses gewollt hat," antwortete sie ein wenig unschlüssig.

„Das genügt nicht. Du mußt beweisen können, was Du sagst. Denn sonst wird der Bursch verurtheilt," sprach der Richter.

Inga blickte wieder zu Boden und dachte nach, aber je länger sie ihren Gedanken nachhing, desto klarer ward es ihr, daß sie außer ihrem unerschütterlichen Glauben einen Beweis für die Unschuld des Burschen nicht beizubringen vermöge.

„Ich bin dessen ganz gewiß, daß er unschuldig ist," sagte sie verzagt und schaute den Richter sanft und bittend an.

„Was macht Dich denn so sicher?" fragte dieser theilnehmend.

„Beruhige und fasse Dich, Inga," tröstete Jakob und trat an sie heran. „Du weißt, daß ich Dir immer zur Seite stehe, wie auch die Sache ausfallen mag."

„Gieb Dir keine Mühe, Jakob," sagte sie und zog sich von ihm zurück. „Ich habe Niemand nöthig in diesem Augenblick, und hätte ich Jemand nöthig, wäreſt Du es nicht."

„Ich dachte, Ihr Beiden wolltet bald Hochzeit machen?" fragte der Richter und sah von Einem zum Anderen.

„Ich denke nicht daran," erwiderte Inga. „Aber Jakob mißtraute dem Burschen allzeit und er hat ihm auch den Dienst gekündigt."

„Ah ja," seufzte Jakob, „er wollte sich wol dafür rächen ... Er glaubte wol wie jeder Andere auch, daß Inga und ich zum Frühjahr Hochzeit halten würden. Nichts hätte meinem Bruder noch im Grabe größere Freude bereiten können, als wenn wir ein Paar geworden wären."

„Du hast mir Zwang angethan," unterbrach ihn Inga, „aber Du sollst mich nicht länger zum Schweigen zwingen, doch will ich Dir jetzt auf Vieles nicht antworten, denn Du weißt schon so, was ich denke. — Von Gunnar will ich nur sagen, daß er mir an jenem Abend, als er am nächsten Morgen das Gehöft verlassen sollte, Lebewohl sagte ... und da, ich erinnere mich nicht mehr genau, was gesprochen wurde ... da lebte Etwas in seinem Angesicht, auf das ich vertraue. Mehr weiß ich nicht zu sagen."

Dann brach sie in Thränen aus und eilte zur Stube hinaus. Nachdem die Thüre hinter ihr sich geschlossen hatte, bemächtigte sich Aller eine lautlose Stille, in der Jeder seinen Gedanken nachhing.

Gunnar ward noch über Dieses und Jenes gefragt, und Jakob verstand es, zur rechten Zeit ein Wort dazwischenzuwerfen. Dann ward die Verhandlung, welche bereits den größten Theil des Tages in Anspruch genommen hatte, einstweilen verschoben und die anderen Sachen, welche zu dem heutigen Thingtag angesetzt waren, wurden schleunig vorgenommen. Aber es währte doch bis zum späten Abend, ohne daß alle Sachen erledigt werden konnten. Weil aber das Eine oder Andere nothwendig entschieden werden mußte, beschlossen die obrigkeitlichen Personen, die Nacht beim Lehnsmann zuzubringen und erst am nächsten Mittag sich auf den Heimweg zu begeben.

Damit ging die Versammlung auseinander. Inga zog heim nach Sönstelien, und Jakob folgte ihr demüthig und gottergeben. Endlich blieb nur Gunnar als Gefangener allein in dem Raum

zurück, der kurz zuvor noch von Lärm und lauten Worten wiederhallt hatte. Nie war ein Gefangener, welcher wieder der Freiheit ersten Athemzug thut, froher gewesen als der Bursch, trotzdem die Thüre verschlossen war und er bewacht wurde. Er hatte so lange und so vielfach mit Mißtrauen zu kämpfen gehabt, daß es zuletzt seinen Glauben an sich selbst zu lähmen begann. Denn das Vertrauen zu uns selbst ist gar oftmals der Wiederschein von dem Vertrauen Anderer, und das Mißtrauen Anderer kann auch das eigene Vertrauen uns rauben. — Aber in diesem Augenblick kam Gunnar in Inga's Liebe das Vertrauen der ganzen Welt und das Vertrauen auf sich selbst entgegen. —

Es war gegen Mitternacht. Inga konnte nicht die Ruhe und den Trost finden, die Gunnar in sanften Schlummer gewiegt hatten; sie ging unruhig auf und ab in der Wohnstube, die an ihre Kammer grenzte. Die Worte, welche sie vor Gericht gesprochen hatte, um die Unschuld des Burschen zu beweisen, waren, so hatte es ihr geschienen, von allen Seiten mit höhnischen, spöttischen Mienen aufgenommen und als völlig nutzlos und unbrauchbar achtlos bei Seite geworfen worden . . . Und doch hatte ihr Herz das Beste ausgesagt, was es nur immer wußte. Ihre Unruhe erreichte eine fieberhafte Spannung; sie ging hastig auf und nieder, als könne sie dem Geschehenen entfliehen.

Plötzlich stand sie still und lauschte. Was war das? Ein schwacher Lichtschein bewegte auf dem Hofraum sich flackernd hin und her. Ein Mensch, der ein Licht in der Hand trug, schritt auf den Eingang des Wohnhauses zu. Sie sah näher hin . . . Es war Jakob. Er war nur nothdürftig bekleidet; in der einen Hand hielt er einen Leuchter mit einem niedergebrannten Licht und mit der anderen Hand suchte er nach irgend einem Gegenstande in der Luft. Endlich trat er in's Haus, und kurz darauf hörte Inga ihn unsicheren Schrittes auf die Thüre zugehen und die Klinke ergreifen. Inga zog sich in den fernsten Winkel zurück, denn sie fürchtete sich, die Thüre zu ihrer Kammer zu öffnen. Sie stand in der peinlichsten Erwartung da und wagte kaum zu athmen.

Es währte nicht lange, da öffnete Jakob die Thüre, trat über die Schwelle und schloß die Thüre vorsichtig hinter sich. — Eine Weile blieb er ruhig stehen und sah sich um, als suche er Etwas, ja, er blickte sogar in den Winkel, wo Inga stand. Aber trotz des Schreckens, der sie durchzuckte, ging ihr doch plötzlich ein Gedanke auf, der ihr einen gewissen Halt, eine gewisse Sicherheit verlieh. Jakob stierte mit weit geöffneten Augen verständnißlos vor sich hin, er bewegte sich wie im Traum; es war klar: er

war Nachtwandler. Inga hatte gehört, daß auch ihr verstorbener Mann ein Nachtwandler gewesen sei, aber sie hatte keine Gelegenheit gefunden, durch den Augenschein sich davon überzeugen zu können. Jetzt fiel ihr plötzlich wieder ein, was man Even nachgesagt hatte. —

Nach einiger Zeit ging Jakob auf die gegenüberliegende Wand zu, an der er stillstand und mit den ausdruckslosen Augen sich umblickte. Dann tappte er abermals mit der Hand in der Luft herum und ging wieder auf die entgegengesetzte Wand los. Hier stieß er an die Bank, die rings an der Wand entlanglief, bückte sich, strich schwerfällig mit der Hand über die Bank und setzte dann das Licht nieder. — Dann stand er wieder eine Zeitlang still; er schien über Etwas nachzudenken, und ließ die leeren Augen über die Wand dahinschweifen.

„Wonach suchst Du?" flüsterte Inga aus ihrem Winkel ihm zu. Ein wunderlich scheuerer Muth war über sie gekommen.

„Ich suche Gottes Auge," sprach er tonlos.

„Es ist gerade vor Dir," sagte sie, zog schnell die Schuhe aus, schlich sich leise hinter seinen Rücken und hob das Licht empor, so daß der volle Schein das Bild traf. Es war ein kleiner Kupferstich: Gottes Auge schaute aus dunklen Wolken auf die Erde.

„Ha, ha!" lachte er heiser und in sich gekehrt. „Ist dieses das Auge, welches Alles sieht? . . . Ich möchte wol wissen, ob es auch in jener Nacht in den Viehstall schaute . . ."

„Es blickte hinein," flüsterte Inga hinter ihm. Aber sie war so bange und zitterte dermaßen, daß sie nicht im Stande war, das Licht länger zu halten; sie setzte es deshalb auf die Bank nieder und listete sich zur Seite.

„Ich habe das Licht nicht hingesetzt," flüsterte er wie zur Antwort und schüttelte den Kopf. „Nein . . . ich sah, daß es brannte . . . ich ließ es brennen . . . Was ging die Sache mich an . . . Lass' ihn die Verantwortung tragen . . ."

„O Jesus!" schrie Inga, „Du hast den Stall angesteckt, Jakob." Jakob fuhr zusammen, wandte sich nach ihr um und stürzte dann zu Boden. Da erwachte Inga's Muth wieder, sie ging zu Jakob hin und nahm das Licht von der Bank.

„Nun hast Du Dich selbst angeklagt, Jakob, Du hast vor Gottes Auge bekannt und mußt Deine Strafe tragen."

Damit eilte sie zur Thüre hinaus, die sie hinter sich verschloß und ging dann nach der Gesindestube, um die Leute zu wecken. — Zwei wurden zur Bewachung vor die Thüre der Wohnstube gestellt, ein Dritter bestieg ein Pferd, um dem Lehnsmann schleunig Mittheilung von dem Vorgefallenen zu machen.

Inga war so bewegt vor Schreck und Freude, daß sie nirgends Ruhe finden konnte. Sie ging aus und ein und machte sich hier und dort zu schaffen. Im ersten Tagesgrauen kam der Bote mit der Antwort des Lehnsmannes zurück. Nachdem Alles auf das Beste eingeleitet schien, stieg Inga in den Keller hinab, um für sich und die Anderen einen Trunk Bier zur Stärkung zu holen. Schließlich ging sie in die Schlafstube der Mädchen, wo sie sich auf ein Bett warf, um nach aller Unruhe und Aufregung ein wenig zu schlummern . . . Sie fiel auch sofort in Schlaf und träumte einen glücklichen Traum, bis ein Mädchen kam und sie mit der Botschaft weckte, daß der Lehnsmann bereits angelangt sei, um Jakob zum Verhör abzuholen.

Inga stand sofort auf, theilte dem Lehnsmann Alles mit, was sie gehört hatte und gab ihm dann den Schlüssel zur Stube. Der Lehnsmann schloß mit all' der Wichtigkeit, die nach seiner Meinung dazu gehörte, die Pforte eines Gefängnisses zu öffnen, die Thüre des Zimmers auf. Da zeigte es sich, daß der Vogel ausgeflogen. Das Zimmer war leer.

Als man endlich in Inga's Schlafgemach nachsuchte, stellte es sich heraus, daß ein Fenster geöffnet und dann von außen behutsam wieder angelehnt war. Durch das Fenster war Jakob entflohen, als er merkte, daß er eingesperrt war und begriff, was ihm bevorstand. Auf dieser Seite des Wohnhauses, die dicht am Bergeshang lag, befand sich nur das eine Fenster, das in Inga's Schlafkammer ging. Dieser Umstand hatte Jakob die Flucht erleichtert. Es zeigte sich auch, daß er mit seiner Flucht keineswegs sich beeilt, sondern sie ruhig und mit voller Ueberlegung ausgeführt hatte. Aus einem der kleinen Nebengebäude, das, seitdem der Stall niedergebrannt war, dessen Stelle vertreten mußte, hatte er ein Pferd genommen und war auf einem Umwege vom Gehöft geritten. Der Schnee hatte den Hufschlag des Pferdes gedämpft, Niemand hatte Jakob davonreiten sehen. Bis zu dem breiten Thalweg konnte man die Spur des Flüchtlings verfolgen, dann verschwand sie aber unter den anderen zahlreichen Fährten.

Jakob war also entflohen und hatte damit gewissermaßen seine Schuld eingestanden. Die Entscheidung zog sich dadurch in die Länge. Boten wurden nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, doch einer nach dem anderen kehrte nach geraumer Zeit unverrichteter Sache zurück und vermehrte die Unruhe und Ungeduld. Leute kamen und gingen; viele Menschen versammelten sich am Haus des Lehnsmannes und gingen von dort nach Sönstelien und wieder zurück. Gunnar verhielt sich ruhig und

betrachtete sich noch als Gefangenen, obgleich er frei zwischen den Anderen hätte herumgehen können, weil nunmehr Alle von seiner Unschuld überzeugt waren. Aber er wollte zuvor nach Recht und Gesetz freigesprochen sein; eher war er nach seiner Ansicht nicht frei.

Während Jakob's Flucht die Gemüther in fortwährender Spannung erhielt, ritt dieser durch das Storthal dem Gießbach entgegen. Er hatte die Richtung keineswegs eingeschlagen, weil sie ihm die schnellste und beste Gelegenheit zur Flucht bot — es war das durchaus nicht der Fall. Es war sogar beschwerlich, zu Pferde vorwärts zu kommen, weil Jakob keinen gebahnten Weg, sondern nur einen Pfad vor sich hatte, der zu einigen Sennhütten führte, die hoch oben auf der anderen Seite des Gebirges lagen. Als er zur vollen Besinnung Dessen gekommen war, was er gesagt hatte und einsah, daß er sich in der eigenen Schlinge gefangen, hatte er schon einen Plan zur Rettung bereit. Als gegen Morgen Alles still war auf Sönstelien, befreite er sich kühn aus der Gefangenschaft. Wenn ihm auf seinem Wege auch Jemand begegnete, so entfernte er doch mit jedem Schritt sich mehr von dem Schauplatze seiner Thaten und dem Orte des Gerichts; übrigens war es unwahrscheinlich, daß ihn Jemand antraf, der ihn kannte. Während des Tages konnte er in dem zerklüfteten Thal sich leicht verbergen und in der Nacht konnte er auf Schleichwegen vorwärts zu kommen und endlich einen Ort zu erreichen suchen, wo er auf irgend eine Weise sich einen Lebensunterhalt verschaffen oder das Land verlassen konnte.

Ja, aus dem Lande! Aber zugleich mit diesem Gedanken, der ihn lange unausgesetzt beschäftigte, stieg noch ein anderer Gedanke in seiner Seele auf, der ihm wie ein Trost erscheinen mochte. Denn er trieb das Pferd mit dem Zügel zu größerer Eile an und ritt so schnell es nur irgend anging auf dem holperigen Pfad dahin.

Es war bereits Mittag, als Jakob über den Gießbach ging und das Pferd am Zügel nach sich zog, das er an einer sicheren, geschützten Stelle an einen Baum band. Dann schritt er schnell auf Guri's Haus zu, in dessen unmittelbarer Nähe er Halt machte und horchte. Er hatte Guri seit langer Zeit nicht mehr gesehen, aber er hatte von einer anderen alten Frau, zu der Guri zuweilen ging, um mit ihr zu plaudern, wenn Etwas ihr gar zu sehr das Herz bedrückte, vernommen, daß Guri ab und zu krank und bettlägerig sei. Er wußte auch von der alten Frau, daß Guri Geld hatte, wie viel, hatte sie freilich nicht sagen können, aber sicher war, daß Guri Geld besaß. Gut! Jakob wollte Guri bitten, ihm das Geld zu geben und wollte ihr irgend einen Plan entwickeln, der ihnen Beiden Vortheil und Nutzen bringen konnte.

Wenn er das Geld hatte, war er frei. Guri führte trotz ihres Geldes ein elendes, kümmerliches Dasein, und für Gunnar, der verwandt mit ihr war, war gesorgt: er hatte das Geld nicht nöthig. War er erst freigesprochen, dann war der Weg vom Gefängniß bis Sönstelien nicht mehr weit.

Nach leichtem Kampf mit seinem Gewissen setzte Jakob sich zu dem Vorhaben in Stand und nahm eine würdige, ehrbare Miene an, um Guri nicht gegen sich aufzubringen; dann trat er vorsichtig und leise in's Haus, öffnete lautlos die Stubenthüre, zog sie eben so lautlos hinter sich zu und ging leisen Schrittes zum Bette. Dann erst schlug er die Augen völlig auf und sah auf die alte Frau mit einem theilnehmenden Blick nieder — aber allmälig verschwand dieser theilnehmende Blick, ein gelber Blitz leuchtete in seinen Augen, und kurz darauf glich seine Theilnahme der eines Habichts, welcher über einem arglosen Vogel kreist.

Guri lag, wie es ihre Gewohnheit war, mit geschlossenen Augen und geöffnetem Munde da und athmete so friedlich und leise wie ein Kind. Jakob hatte sie niemals so gesehen. Deshalb ergriff der Anblick ihn zuerst mit Schrecken und darauf mit Freude. Es schien ihm, daß Guri in den letzten Zügen liege. Er konnte das Erbe ruhig an sich nehmen. Bemächtigte er sich dessen nicht, so fiel es einem Anderen zu, der es weit weniger nöthig hatte. Unter solchen Gedanken ließ er sich am Bette nieder. Er saß mit demüthiger, leidender und gottergebener, ehrbarer Miene da, weil er fürchtete, daß Guri jeden Augenblick die Augen aufschlagen könne.

Stunde auf Stunde verging. Die Sonne sank bleich hinter den Bergen hinab, und endlich stand der Vollmond über dem blinkenden Schnee — die Abenddämmerung hatte höchstens eine Stunde lang Alles in ihren bläulichen Duft getaucht, dann lag die Gegend wieder in voller Klarheit da. Jakob hatte geduldig an Guri's Lager gesessen, er hatte in den verwelkten Zügen umsonst nach einem Funken von Leben gespäht. Daß dieser Funken nur schlummerte, konnte er nicht fassen. Er war in größter Ungewißheit, was er thun sollte: der Abend war so hell wie der Tag, und wenn er erst das Storthal hinter sich hatte, konnte er in die Nacht hineinsprengen und weit drüben in den Bergen sein, bevor der Tag und das Leben von Neuem sich regte. Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner, und der sanfte, demüthige Ausdruck seines Gesichtes verschwand — er hatte keine Wahl, fort mußte er . . . Jeden Augenblick konnten Leute herzukommen. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

Er richtete in dem niedrigen Zimmer sich so hoch auf, daß es schien, als wolle er mit seinen breiten Schultern die Decke in die Höhe heben. Dann beugte er sich zu Guri nieder und lauschte und horchte aufmerksam. Aber nicht das leiseste Zucken ging über ihr welkes Antlitz, nicht der geringste Athemzug war zu spüren . . . Ja, dann wollte er seine Zeit nicht unnütz verspielen, er hatte das Geld nöthig, und Guri konnte es nicht mitnehmen in's Grab. Noch einmal beugte er sich nieder zu Guri und schaute ihr aufmerksam in's Gesicht, auf dem die Bläße des Todes lag, die noch durch den bläulichen Schimmer des Mondlichtes erhöht wurde. — Da raffte Jakob sich auf und ging schnell auf den Schrank zu. Kein Schlüssel stak darin, aber Jakob brach mit einem kräftigen Ruck die morsche Thüre auf. Obgleich Pirke ein tiefes und drohendes Miau ausstieß, das ihm wie unheimlicher Schrecken durch das Gewissen ging, so wühlte er doch den alten Plunder, mit dem der Schrank angefüllt war, um und um, bis er aus einer Ecke des obersten Brettes ein hölzernes Kästchen hervorzog. Das Kästchen hatte ein ungewöhnlich schweres Gewicht, Jakob steckte es deshalb zu sich, stopfte den ganzen Plunder wieder unordentlich in den Schrank und drückte die Thüre zu. — Das Herz schlug ihm wie ein Hammer in der Brust, obgleich er mehr oder weniger überzeugt war, daß es sein gutes Recht sei, an sich zu nehmen, von dem Niemand Nutzen hatte. Er wagte nicht zur Seite zu sehen; sondern ging eilig zur Thüre und legte die Hand auf den Griff . . .

„Bä!" höhnte es da vom Bett her ihm nach, und als er, trotz aller abergläubischen Furcht, die ihn beschlich, doch sich umwandte, erblickte er Guri Fladhaugen, die im Bett aufrecht dasaß und ihm die Zunge herausstreckte.

Jakob nahm sich keine Zeit, näher zu untersuchen, ob er es mit einem drohenden Gespenst oder mit einem lebenden Menschen zu thun habe, der ihn zur Rechenschaft ziehen könne, sondern stürzte zum Hause hinaus bis zu der Stelle, wo das Pferd angebunden stand und dann ritt er, so schnell es ihm der Weg nur immer erlaubte, wieder in das Storthal hinab. Als das Pferd nach einiger Zeit wieder ruhigen Schrittes auf dem Pfad dahinging, überwältigte Jakob die Lust, nachzusehen, wie viel Geld das Kästchen enthalten möchte. Silber mußte es nach Jakob's Meinung wol sein, weil der Kasten so großes Gewicht hatte . . . und die Münzen ließen sich am Besten in die Taschen stecken: es war sehr unbequem, mit dem Kasten unter dem Arm dahinzureiten. Jakob erbrach den Kasten, aber nur ein ziemlich großer Stein lag darin, nichts Anderes. — Jakob hatte bis jetzt gerade

nicht viel Zuversicht und Muth gehabt, aber der ganze Rest verließ ihn bei dieser Entdeckung vollständig, obgleich er Kasten und Stein wie eine lästige Bürde weit von sich schleuderte. Er fühlte sich so bedrückt, als seien ihm die Felsenmassen des Thals auf die Brust gewälzt. —

„Na, Pirke," sagte Guri und strich der Katze über den Rücken. „Es war Dir wol nicht recht, als er so in dem Schrank herumwühlte? Du hättest ihn wol gerne Deine Krallen fühlen lassen?"

„Miau, Miau!" antwortete die Katze in ihrem tiefsten Ton, daß es wie eine ernste Versicherung klang. Dann senkte das Thier den Kopf auf die Brust und sah mit funkelnden Augen sich ringsum, als ob in jedem Winkel eine nagende Maus säße.

„Da ging er hin mit dem Stein," seufzte Guri leise. „Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich den Stein nicht fortgeworfen habe . . . ich hab' ihn mit mir herumgetragen, daß ich oft nahe daran war, unter der Last zusammenzubrechen . . . Ah ja! Ich werde den Stein wol das ganze Leben hindurch mit mir herumschleppen müssen zur Sühne . . . Sieh Einer den Wicht! Dacht' ich mir's, daß er des elenden Geldes wegen gekommen wäre. Aber da hat eine Eule gesessen."

Nach diesem Selbstgespräch legte Guri noch eine Zeitlang sich zurück, aber dann richtete sie sich plötzlich auf: ein Gedanke war ihr gekommen. Wenn nun Jakob Feuer an den Viehstall gelegt hätte, um den Burschen loszuwerden? Der Bursch war unschuldig, das hatte sie ihm sofort angesehen. Konnte Jakob bei einer halbtodten alten Frau sich einschleichen, um sie ihres Geldes zu berauben, dann konnte er auch den Stall angezündet haben!

Ohne weiteres Bedenken stand sie auf und griff nach ihren Kleidern.

„Nun steht die todte Guri auf, Vater Jakob!" drohte sie nach der Thüre. „Ich habe einen kleinen Nichtweg, den außer Pirke und mir Niemand kennt . . . ich komme doch vor Dir nach Sönstelien!" So schnell ihre zitternden Hände es nur immer gestatten wollten, machte sie sich zur Wanderung fertig. Als sie aber dastand, den Korb in der einen und den Stock in der anderen Hand, und gerade im Begriffe war, zur Thüre hinauszugehen, stieß die Katze einen zornigen Laut aus, setzte sich trotzig mitten in's Zimmer und peitschte den Boden mit ihrem Schwanz.

„Es hilft nichts, wenn Du Dich dagegen sträubst, Pirke. Ich muß den Schuft abfassen, so lange mein Blut noch wallt; wenn es erkaltet ist, hat er auch schon seine Lüge bereit . . . Mach' Dir's behaglich und leg' Dich in's Bett!" Mit diesen

Worten verließ sie das Haus, während das langgezogene klagende Miau der Katze sie verfolgte.

Guri hatte nicht nöthig, sich vorwärts zu fühlen mit Hand und Fuß; ward sie von einem Entschluß getrieben, war sie stärker und kräftiger als manche junge Frau in üppiger Lebensfülle. Sie war krank, ihr Lebensfaden war abgesponnen, er hatte viele schadhafte Stellen aufzuweisen, aber er hielt dennoch. Sie war bereits über achtzig Jahre alt, und die Schatten des Alters zogen dunkler und dichter herauf; nur ihr Geist war noch immer rege und jugendfrisch. Und wenn die Müdigkeit sich auch schwer auf die faltenreichen Augenlider legte, im Geiste sah sie doch klar und deutlich, was sie sehen und verfolgen wollte. Sie überlegte ruhig und sicher, sie verglich die Thatsachen, und ihr Schluß war immer richtig. Sie gebrauchte nicht lange Zeit, um über eine Sache völlig in's Reine zu kommen. Ihre kleinen grauen Augen, die gewöhnlich offen und gleichgültig über Alles hinsahen, bekamen, wenn sie irgend etwas Schlechtes oder Zweifelhaftes bemerkte, einen schimmernden Ring um die Pupillen, und dann drang ihr Blick durch jede trugvolle Verheimlichung.

Als Guri auf den mancherlei Schleichwegen und Winkelzügen, die sie ihren Richtweg nannte, dem Ausgange des Storthales genaht war, fühlte sie trotz aller Willensstärke und Ausdauer sich doch so ermüdet, daß sie an einer geschützten Stelle sich stöhnend niederließ, um sich einen Augenblick lang von der ausgestandenen Anstrengung zu erholen und auszuruhen. Denn der Weg, welcher von diesem Punkt aus in's Siljethal führte, war breit und gebahnt und verursachte ihr weiter keine Anstrengung und Mühe. Außerdem hatte sie aber auch gar nicht nöthig, sich so außerordentlich zu beeilen. Denn Jakob mochte so schnell wie nur möglich gegangen sein, es hatte doch wenigstens einen dreimal so weiten Weg wie Guri zurückzulegen, bevor er diesen Ruhepunkt erreichen konnte. In dem Bewußtsein saß sie ruhig und sicher da.

Sie hatte noch nicht lange geruht, da vernahm sie den Hufschlag eines Pferdes, das ihr entgegenzukommen schien. Sie wunderte sich, daß zu dieser Jahreszeit Jemand zu Pferde durch das Storthal kam, und sie glaubte deshalb, daß ihr Ohr sie getäuscht habe. Aber es währte nicht lange, da fiel das Pferd in einen kurzen, schnellen Trab gerade an der Stelle, an welcher der Weg sich ausbreitete und der Boden günstiger ward. Da kam auch schon das Pferd gerade auf den Platz los, wo Guri saß, und zugleich erblickte sie Jakob's langes, mißmuthiges Gesicht im Mondschein.

„Ho!" schrie Guri, sprang auf und erhob ihren Stock gegen

das Pferd. Aber hatte sie geglaubt, das Pferd dadurch zum Stehen zu bringen, so hatte sie sich verrechnet. Denn das Thier bäumte sich hoch auf und raſ'te dann über Stock und Stein dahin, zitternd vor Furcht und Schrecken, und schnaubend vor Anstrengung, während die weißen Schaumflocken ihm um das Gebiß flogen. Wie sehr auch Jakob an dem Zügel zerren und reißen mochte, er hatte die Gewalt über das Thier verloren, welches hurtigen Laufes durch das Siljethal dahinrannte und nicht eher stand, bis ein Schlitten ihm gerade in den Weg kam. Dann that es einen Seitensprung, warf Jakob gegen einen Zaun und rannte weiter gen Sönstelien.

Der Schlitten war schnell zum Stillstande gebracht, ein Mann sprang heraus und machte sich mit Jakob zu schaffen, der keinen Schaden genommen hatte, sondern nur bewußtlos im Schnee lag. Es verging eine kurze Zeit, da saß Jakob schon im Schlitten, in welchem Niemand anderes als die Gerichtspersonen sich befanden, die endlich des langen Harrens überdrüssig sich auf den Heimweg begeben hatten.

Als ihr Vorbote raste das zügellose Pferd dahin. Viele, die noch in Ungewißheit und Unruhe, welche die Ereigniſſe des Tages zurückgelaſſen hatte, herumstanden und herumgingen, kannten das Pferd und wußten, daß es nach Sönstelien gehöre, und während es dahinstürmte, liefen Einige ihm nach, während Andere zum Lehnsmann eilten und ihm Mittheilung von Dem machten, was sie gesehen hatten. Obgleich das Pferd kein Licht in die Sache brachte, war von dieſer doch während des ganzen Tages gesprochen, sie war nach allen Seiten erörtert worden, man hatte fortwährend gehofft, daß der Flüchtling eingeholt werden würde; nun schien es, als sollten die Erwartungen erfüllt werden.

Für die Obrigkeit galt es zunächst, Jakob unter Dach und Fach zu bringen; und deshalb ward Sönstelien als nächstliegend gewählt, und während der Schlitten in den Hof einbog, auf dem noch viele Menschen in großer Aufregung, welche das wildgewordene Pferd verursacht hatte, umherstanden, ward ein Bote zum Lehnsmann gesandt, damit dieſer und Gunnar zu einem Verhör mit Jakob sich einfinden konnten, das man vorzunehmen gedachte, sobald Jakob sich so weit erholt hatte.

Noch war keine Stunde vergangen, als schon der Lehnsmann mit dem Gefangenen und einer großen Schaar Menschen auf dem Hof anlangte. Alle drängten sich um den breiten Tisch in der Staatsstube, die Gerichtspersonen nahmen Platz mit ihren Akten. Gunnar wurde ein etwas entfernter Platz angewieſen,

und ein Stuhl ward für Jakob hingestellt, im Fall er nicht im Stande sein würde, sich während des Verhörs aufrecht zu halten.

Obgleich Jakob wieder zu vollem Bewußtsein gelangt war, fühlte er sich doch so schwach und abgemattet, daß es lange Zeit dauerte, bevor er im Stande war, ein Verhör zu bestehen. Er saß auf einer Bank in geringer Entfernung von den Uebrigen, und Inga befand sich an seiner Seite und bemühte sich so milde und freundlich um ihn, daß er sein Unrecht ihr gegenüber tief empfand, so daß Schwäche und Gewissensbisse ihn immer mehr übermannten. Inga hatte sein Haupt an sich gelehnt und strich ihm liebevoll über die kalten, zitternden Hände. Jakob schien von Alledem nichts zu bemerken. Er lehnte mit geschlossenen Augen und zusammengepreßten Lippen sich an sie, aber trotzdem schwebte ihm ein höhnischer Zug um den Mund, als ob das Wort während des Sprechens erstarrt sei.

Plötzlich erhob er den Kopf und sah sich um. „Ich habe nicht an Flucht gedacht," rief er dem Gericht zu. „Gott mag wissen, weshalb ich auch eigentlich fliehen sollte?"

„Schweig', schweig'!" sagte Inga sanftmüthig und zog ihn wieder zu sich nieder. „Denk' daran, daß Du bekannt hast vor Gottes Auge, und daß Niemand unseren Herrgott belügen kann."

„Ach, Inga!" seufzte er vollständig gebrochen und sank wieder auf die Bank zurück, „ich habe nicht klug gehandelt."

„Fasse Muth, Jakob," sagte sie sanft und strich ihm die Wange. „Denke an Deinen Bruder und mache ihm lieber Schande vor der Welt als vor Gott, an dessen Thron Ihr Euch dereinst begegnen werdet."

„Sprich mir nicht von meinem Bruder! Das ist der schlechteste Mensch gewesen, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Wenn Du mich für schlechter hältst als ihn, thust Du Sünde."

„Du hast ihn immer gelobt, Jakob."

„Jedesmal wenn ich ihn lobte, habe ich eine Lüge gesprochen."

„O Gott, Jakob, Du wandelst auf schlimmen Wegen!" klagte Inga, senkte das Haupt und brach in Thränen aus.

„Du weinst, was soll dann ich thun?" seufzte Jakob betrübt.

„Ach, Jakob," bat sie, „denke nur an das Eine, was vonnöthen ist."

„Du siehst mich so gut und theilnehmend an, Inga. Hätte ein solches Licht immer auf meinen Lebensweg geschienen, es stände anders um mich . . . Hier erblicke ich nur Haß und Hohn."

„Thue was Recht, Jakob, bekenne die Sünde und nimm die Strafe auf Dich. Dann wünscht Dir Niemand mehr Böses . . .

Hast Du kein Heim, so bleib' auf Sönstelien. Du sollst Alles haben, was Du wünschen kannst, das verspreche ich Dir fest."

Jakob kämpfte einen harten Kampf mit sich. Er hatte sich erhoben und sah sich ringsum, als suche er Etwas. Da fiel sein Blick auf das Bild: Gottes Auge, das aus Wolken hervorschaute. Er sah das Bild lange an. Und wie er so dastand, in Anschauen versunken, verschwand allmälig das Harte und der Trotz aus seinem Wesen und statt dessen überkam ihn eine wunderbare Kraft und Seelenstärke, so daß er das Haupt hoch erhob und sich gerade aufrichtete — er glich in diesem Moment einem Recken der Sage — denn er hatte seinem schlimmsten Feind den Fuß auf den Nacken gesetzt: er hatte sich selbst überwunden.

„Ich will thun, was Du mir gerathen hast, Inga," sprach er leise und dann ging er würdig und gefaßt auf den Tisch zu.

Da hörte man draußen Stöhnen und schwere Athemzüge; die Thüre ward aufgerissen, und ganz außer Athem trat Guri Fladhaugen ein.

„Da kommt Guri. Sie kann Einen wol zum Geständniß bringen," meinte eine Stimme aus der Schaar.

„Will er nicht gestehen?" schrie Guri, „er soll gestehen!"

„Du hast Dich ruhig zu verhalten," beschwichtigte der Richter sie und dann wandte er sich an Jakob: „Was hast Du zu sagen?" fragte er streng.

„Ich will Alles bekennen," entgegnete Jakob ernst. Und dann klagte er sich selbst an, zwar nicht ohne eine gewisse Scheu, aber doch mit der Zuversicht des Schmerzes und des Kummers.

Zum ersten Mal in seinem Leben konnte Jakob den rechten Gebrauch von seiner Willensstärke machen. Denn was er jetzt aussprach in festen, sicheren Worten ohne Umschweif und ohne Bibelsprüche, war nicht nur das Bekenntniß seiner Schuld, sondern zugleich auch das Geständniß ihrer Ursachen und Folgen. Die Schlauheit und Verschlagenheit, deren er bisher sich bedient hatte, um Anderen Schlingen zu legen, kehrte er jetzt gegen sich selbst und vertrieb die Entschuldigung aus allen ihren Schlupfwinkeln. Er war sich der Unreinheit seiner Seele vollkommen bewußt, aber er trachtete nicht danach, den häßlichen Anblick zu verbergen, sondern er riß selbst die letzte Hülle mit schonungsloser Hand herab, so daß sein ganzes vergangenes Leben in voller Nacktheit den Blicken Aller sich zeigte. — Es war ganz still rings in der Stube geworden, nicht die geringste Unruhe machte sich bemerklich. Denn hier ward Wahrheit gesprochen, deshalb wollte Keiner ein Wort verlieren. Als Jakob endlich zu Ende war mit seinem Geständniß, schritt er so fest und sicher durch die Stube dahin, wie er

noch nie gegangen war, und als er auf Gunnar zuschritt, um dessen Platz einzunehmen, reichten sie einander versöhnt die Hand. Jeder ging jetzt seinen eigenen Weg, aber sie trennten sich nicht für's Leben.

Eine feierliche Stille wie in der Kirche war über Alle gekommen. Hätte Jakob in seinem Bekenntniß irgend Etwas verschwiegen und wäre er dann durch Kreuz- und Querfragen und durch Zeugen genöthigt worden, auch das Verheimlichte nachträglich noch einzuräumen, so hätten Aller Augen jetzt auf ihn geblickt wie auf ein schädliches Raubthier, das sich endlich im Eisen gefangen hat; nun er aber frei und offen seine Sünde eingestanden hatte, saß er, trotzdem er ein Gefangener war, doch da wie ein freier Mann, und es war nicht Einer, der diesem freien, offenen Bekenntniß gegenüber sich schuldlos gefühlt hätte und nicht selber mit sich in's Gericht gegangen wäre. Jakob hatte ihnen zum ersten Mal Achtung abgerungen.

Er fühlte auch sich selbst unbeschreiblich gehoben, denn er hatte seine Schuld gesühnt, wenn er auch die Strafe noch zu verbüßen hatte. Hinterher konnte und wollte er ein neues Leben beginnen. Der Gedanke gab ihm Trost und Stärke, um Erniedrigung, Demüthigung, das Schwerste geduldig zu tragen. Bis jetzt hatte die Kraft seines Willens ihn alle verborgenen Schleichwege der Hinterlist und Tücke aufsuchen und einschlagen lassen, nun trug die Stärke ihn auf in höhere, reinere Regionen. Er hatte früher so oft völlig gedankenlos gesprochen: Gott sei Dank! Aus tiefster, innerster Seele entklang auch jetzt ihm ein Gott sei Dank, aber es tönte feierlich und herrlich und erlösend wie Kirchensang, wie Orgelklang und jubelnder Engel Chor.

Gunnar stand noch aufrecht an Jakob's Seite; er wußte, daß er frei sei, aber es war ihm doch, als müsse das Wort erst ausgesprochen werden. Nach der Stille, welche Jakob's Selbstbekenntniß erzeugt hatte, erwartete Gunnar seine Freisprechung zu vernehmen — aber er wartete vergeblich.

„Nun habe ich Deinen Platz eingenommen, Gunnar," sagte Jakob. „Ich habe es mir anders gedacht, aber es ist so das Beste."

„Du sollst bedankt sein," erwiderte Gunnar und sah zugleich sich fragend und unsicher um nach Inga. Er las auf ihrem sanften Antlitz, daß sie ihm Etwas zu sagen hatte, das sie ihm nur unter vier Augen anvertrauen wollte. Nachdem Gunnar ein paar ungewisse und fragende Blicke auf die Richter und die versammelte Menge geworfen hatte, ging er durch das Gedränge zu Inga hinüber.

So lange die Verhandlung währte, hatte Guri sich still und

ruhig verhalten. Nur ab und zu, als Jakob mit seinem Geständnisse zum Schluß drängte und alle seine Uebelthaten an den Tag kamen, hatte sie die Augen weit geöffnet und Jakob mit ungemäßigtem Erstaunen angeschaut; hin und wieder hatte sie aufgeseufzt, gestöhnt und schwer geathmet, als aber Jakob in so würdiger Weise, so freudigen Muthes von den Richtern sich entfernt und Gunnar's Platz eingenommen hatte und als dann die innerliche Freude, daß er nun Alles herausgesagt hatte, was ihn bedrückte, in seinem Gesicht sich wiederspiegelte, da konnte man es Guri ansehen, daß sie zu irgend etwas Wichtigem sich vorbereitete.

„Was hast Du mit meinem Kasten und mit dem Stein angefangen?" fragte sie Jakob, und öffnete sich mit ihrem Stock, mit welchem sie die Nächststehenden zur Seite trieb, einen Zugang zu Jakob.

„Ich habe ihn im Storthal von mir geworfen," erwiderte er.

„Liegt er im Storthal?" fragte sie, „so liegt er dort, wo ich ihn aufgenommen habe. Ich setze niemals mehr den Fuß in das Storthal; ich habe zwei andere Wege."

„Ich dachte, es sei nicht nöthig, sich damit zu schleppen," sagte Jakob, „und doch habe ich ihn eigentlich bis jetzt geschleppt: denn böse Gedanken sind oft noch schwerer zu tragen."

„Ja, da hast Du Recht, Jakob," antwortete sie und nickte ihm vertraulich zu, „denn in der Weise habe ich den Stein nun auch fünfzig Jahre mit mir herumgetragen, und er hat mich bedrückt, obgleich ich ihn versteckte und verbarg — das Beste, was ich wußte . . . Könnte ich ihn doch auch von mir werfen! . . . Fühltest Du Erleichterung, da Du Alles sagtest, was Du wußtest und auch Das, was Du hättest verschweigen können?" fragte Guri.

„Das Eine wie das Andere verschaffte mir Erleichterung," erwiderte Jakob.

„Jetzt will auch ich bekennen," sprach sie, wandte sich ab von Jakob, benutzte wieder ihren Stock, um sich Platz zu machen, bis sie dem Tisch sich nähern konnte, und hier trat sie fest und würdig hin vor die Richter.

„Ich habe Etwas von dem Stein zu sagen," begann Guri, während Alle in Schreck und Erwartung athemlos lauschten . . . „Der Stein hat ein Zeichen, denn er ward kräftig geworfen und prallte wieder gegen Stein an — davon erzählt das Zeichen . . . Als ich zwanzig Jahre alt war, liebte ich einen Burschen — es ist gleichgültig wer es war, es kommt darauf nicht an — und er liebte auf seine Weise mich wieder. Ich fühlte mich von ganzem

Herzen zu ihm hingezogen, aber er verführte und belog mich . . . Dann ging er davon und ließ mich in Kummer und Sorge sitzen. Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, heirathete ich Klas Fladhaugen. Ich liebte ihn nicht, aber er war ein braver Kerl, er hatte sein gutes Auskommen, und sein Feld war gut bestellt . . . Später traf ich dann den Burschen wieder, der mich verlassen hatte: er diente in derselben Bygd . . . Als ich den Burschen erblickte, lebte meine Liebe zu ihm wieder auf. Aber ich hatte nun einmal einem Anderen Treue gelobt, und kannte keine größere Schande, als meinen Eid zu brechen. Eines Tages ging ich von der Sennhütte hinab durch das Storthal . . . Da kam mir der Bursch gerade entgegen. Es war nur ein schmaler Fußpfad vorhanden, und so trat ich zur Seite, bis ich einen sicheren Halt gewann. Der Bursch aber ging auf mich zu, stand eine Weile still vor mir und sprach dann: „Ich glaube, Du fürchtest Dich vor mir." — „Laß' mich in Ruhe und laß' mich meiner Wege ziehen," antwortete ich. — „So oft ich Dich sehe, Guri, giebt es mir einen Stich in's Herz." — „Daran bist Du selbst Schuld," sagte ich. — „Ich habe thöricht gehandelt," entgegnete er. — „Ich habe nicht klüger gehandelt," war meine Antwort. — „Aber nun müssen wir schon mit unserem Loos zufrieden sein, und dies ist mein letztes Wort in der Sache!" — Dann trat ich wieder zurück auf den Pfad, und er ging auch. Aber als ich an die Biegung des Weges kam, erblickte ich meinen Mann hinter einem Felsen. „Du hattest ja eine lange Unterredung mit dem Burschen," sagte er und sah mich erzürnt an. — „Ich wußte nicht, daß Du mich belauschtest," erwiderte ich ihm, und ich sprach das nicht gerade sanft. Dann drehte ich ihm den Rücken und schritt zornig fort. „Du hast wol ein Stelldichein mit ihm verabredet, wenn Du diesen Abend zur Sennhütte zurückkehrst?" rief er mir nach.

Da übermannte mich der Zorn, ich wandte mich um, ergriff einen Stein, der zu meinen Füßen lag — „Lügner, der Du bist!" — schrie ich ihm zu und warf mit dem Stein nach meinem Mann. Aber er wich zur rechten Zeit zur Seite . . . nahm dann den Stein auf und brachte ihn mir; — er war leichenblaß geworden. — „Hier hast Du Deinen Stein," sprach er, „Du kannst hier an dieser Stelle sehen, daß, wenn er mich getroffen hätte, Blut geflossen wäre . . . Jetzt kannst Du ihn mit Dir nehmen — er wird Dir möglicherweise lästig zu tragen werden."

Und ich nahm den Stein. — Ich hab' ihn fünfzig Jahre lang aufbewahrt, und schwer genug ist er gewesen. Ich habe in manch' einsamer Stunde ihn blutbefleckt gesehen . . . ich sehe ihn

auch jetzt blutbespritzt drunten liegen im Thal . . . Welche Strafe sühnt dies Verbrechen und reinigt den Stein von Blut?"

Eine peinliche Stille folgte Guri's Rede. Inga hatte sich zu ihr gedrängt und den Arm um sie geschlungen. Denn in diesem Augenblick konnte Guri sich auf keinen tröstenden Vers besinnen, sie konnte nicht ihren Schmerz mit leisen schmeichelnden Tönen wie früher zur Ruhe singen, weil das Weh, das sie durchbebte, und die alte halbvernarbte Wunde, die sie aufgerissen, eine gründliche Heilung verlangte. Sie zitterte an allen Gliedern und war nahe daran, ohnmächtig zu Boden zu sinken.

„Für das Böse, was Du wolltest, aber nicht ausführen konntest, giebt es keine Strafe," sprach freundlich der Richter.

„Aber Gnade wird Dir zu Theil werden, Guri," sagte Inga. „Denn Du hast viel mehr vor Gott gesündigt als vor den Menschen."

Mit diesen Worten führte Inga sie sanft fort in ihre Kammer, und Gunnar folgte ihnen. Nach und nach entfernten sich alle Neugierigen vom Gehöft, um heimzugehen, die Richter nach der nächsten Bygd und der Lehnsmann mit Jakob als Gefangenen. Es währte nicht lange, so war es still geworden im Hause; die lärmenden, schwatzenden Menschen, die noch lange die Ereignisse des Tages besprachen, hatten sich nach allen Richtungen zerstreut.

Guri war auf Inga's Bett gelegt worden; sie hatte Alles ruhig mit sich geschehen lassen, ohne sich eigensinnig zu zeigen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. Ihr Athem ging schwer, aber sie stöhnte nicht mehr; sie machte Dem, was sie bedrückte, nicht mehr in Worten Luft, sondern ihr Kummer ruhte vor Gottes Augen auf ihrer Seele Grund. Auch Inga und Gunnar wagten nicht, das Schweigen zu brechen.

Inga saß vor dem Burschen, der helle Mondschein fiel ihr über's Gesicht, aber obgleich auf ihrem Antlitz eine stille, lichte, herzerquickende Freude sich spiegelte, hatte sie doch die Augen zu Boden gesenkt. Doch sie schlug den Blick nicht scheu und schamhaft nieder, denn sie war Gunnar so oft, und namentlich in der letzten Zeit, so leuchtend entgegengetreten und hatte ihre Liebe zu ihm so offen zur Schau getragen, daß es nicht länger nöthig war, die Gedanken bange und scheu zu überwachen. Sie wußte, daß seine großen hellen Augen auf ihr ruhten, sie fühlte seinen Blick durch die geschlossenen Lider hindurch, und deshalb senkte sie die Augen zu Boden, wie um Schutz zu suchen vor dem Anblick, der nach ihrer Empfindung sie blenden mußte.

Jetzt verließen die Schlitten mit den Gerichtspersonen und

mit dem Gefangenen den Hof; man hörte Peitschenknall und Schellenklang.

„Nun fahren sie fort mit Jakob!“ sprach Gunnar, und ein Beben ging durch seinen Körper.

„O Jesus!“ rief Inga aus und sank in die Knie. Der Bursch beugte sich zu ihr nieder und faltete die Hände über ihrem Haupt. „Gott segne Dich, Inga!“ sagte er. „Du hast allem Schrecken ein Ende gemacht und Nacht und Dunkel erhellt.“

„Gott im Himmel erleuchtete mich,“ sprach sie leise und setzte sich wieder an's Bett, und dann wandten Inga und Gunnar sich unwillkürlich Guri zu. Diese hatte die Hände über die Brust gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich nicht wie sonst krampfhaft, sondern es war, als bemühe sie sich vergeblich, Worte hervorzubringen. Da senkte Inga das Haupt nieder zu ihr und sprach das Vaterunser. Denn das wollte nach ihrer Meinung Guri beten. Da löste sich nach und nach der starre Schmerz in ihren Zügen, die Lippen bebten wieder krampfhaft wie gewöhnlich, und jeder Athemzug entrang sich stöhnend ihrer Brust und ging endlich in ein lautes Schluchzen über, das ihren ganzen Körper gewaltsam erschütterte. Es war, als wenn die steigende Fluth alle Dämme durchbricht.

Gunnar sprang auf von seinem Sitz, und Inga stand zum Tode erschrocken da. Aber sie konnten nicht helfen; sie fragten und trösteten und gaben Guri die zärtlichsten Worte, aber Guri hörte nicht, sondern weinte wie ein Kind. Das Gefühl, das sie so lange Jahre zurückgedrängt hatte, brach im Greisenalter noch einmal hervor wie ein gewaltiger Strom und drohte, das ganze Leben in einem einzigen Augenblick fortzuschwemmen.

Endlich beruhigte sich Guri, ihre Thränen versiegten allgemach. Inga hatte sich auf die Bettkante gesetzt, Gunnar stand am Fußende.

„Weine doch nicht mehr,“ bat Inga.

„Ach, Kind, die Thränen sind nöthig, um den Stein wegzuschwemmen . . . den häßlichen, schweren Stein,“ brachte Guri endlich mühsam heraus.

„Die Gnade Gottes macht das Schwerste leicht,“ tröstete Inga.

„Ja, es ist wol so,“ seufzte Guri. „Als Du das Vaterunser sprachst, kam ein wunderbarer Trost über mich . . . Na!“ wandte sie sich an Gunnar, und ihr Auge blitzte auf in dem alten Feuer, „bist Du noch nicht über alle Berge? . . . Du erwartest wol Etwas hier auf Sönstelien? Ja, ja! Gott segne Dich, Du bist ein braver Junge . . . Du hast gelitten und gestritten für Deine Mutter . . .“

Gunnar's Blick, in dem all' sein sehnend Verlangen aufleuchtete, begegnete Inga's mildem Auge in einer stummen Frage.

„Und Du," wandte Guri sich an Inga. „Du stehst dort so frisch wie der junge Tag . . . Du nimmst den Jungen zu Dir, der Deinetwegen Schande und Spott getragen hat. Er hat weder Vater noch Mutter, noch Schwester, noch Bruder. Sei Du ihm das Alles, damit er eine Heimath hat."

„Arme Pirke!" seufzte sie lange Zeit darauf, da Inga und Gunnar Hand in Hand schweigend dasaßen. Dann schloß sie die Augen und lag still da, ihre Züge waren sanft und milde und drückten nicht länger Eigensinn und Sorge, Gram und Kummer aus. Ihre Hände ruhten gefaltet auf der Brust, nur ab und zu preßte sie die Finger enger an einander, um die Hände zu verhüten, in eine andere Lage zu sinken. — Diese Bewegung war das einzige Lebenszeichen, daß die alte Guri nicht schlief: sie ruhte aber aus in Frieden, nachdem sie fünfzig lange Jahre den schwersten Seelenkampf gekämpft hatte.

Im Laufe des Tages drückte sie den Wunsch aus, mit Gunnar zu sprechen, und als dieser zugleich mit Inga in die Kammer trat, und Beide dann sich wieder zu ihr an's Bett gesetzt hatten, meinte sie, daß es doch wol nöthig sei, das Leben in ihrem Häuschen am Gießbach etwas behaglicher zu gestalten . . . Wenn also der Bursch von dem gleichen Wunsche wie sie beseelt sei, so wäre es wol am Besten, wenn er ihr folgte und ihr den Sommer über zur Hand ginge . . . Denn wenn er bei ihr wäre, habe sie Gesellschaft und finde Trost, Ruhe und Frieden. Das Alles hätte sie so sehr nöthig . . . Es wurde sofort freudig bestimmt, daß Gunnar den Sommer über bei der Großmutter bleiben, zum Herbst aber nach Sönstelien zurückkehren solle. Was er dann dort sollte, ward nicht ausgesprochen; das blieb der freudigste Gedanke. Und dieser freudige Gedanke sprach sich aus im Lächeln, im Augenwinken und im Händedruck.

Am Nachmittag war endlich Guri zur Wanderung bereit. Sie war ganz stolz, als sie zwischen „ihrem Sohn", wie sie jetzt Gunnar nannte, und Inga, die Beide noch eine Strecke weit begleitete, den Hof verließ.

Diesmal wollte sie ihren Richtweg nicht einschlagen . . . Sie fühlte sich so wohl und kräftig, daß sie den Weg durch das Thal nahm. Als sie nach längerer Wanderung am Eingang des Thales angelangt war, stand sie plötzlich still, setzte ihren Korb auf den Boden und legte den Stock daneben; dann faltete sie die Hände über die Brust und sprach mit geschlossenen Augen ein stilles Gebet. Als sie das Gebet beendet hatte, nahm sie Abschied von

Inga, winkte Gunnar, bei dem das Lebewohl etwas längere Zeit in Anspruch nahm und schritt vorwärts, während der Bursch ihr folgte.

Dann wanderte Inga den Weg zurück und überließ sich ihren Gedanken, die ihr die schönsten, reichsten, sonnigsten Bilder vorzauberten und sie in eine andere, in eine neue glückliche Welt versetzten. Kummer und Gram, die sonst so oft das Herz ihr schwer machten, waren vergangen, und rings um sie und in ihr blühte ein reiches, volles Leben freudig empor zum Sonnengold. Der Wasserfall stürzte sausend und brausend über die Felsen hinab, während die Sonnenstrahlen im Regenbogenglanz auf seinem feinen Duftschleier tanzten; der Fluß wellte sein helles Band lustig durch das grünende Thal; alle Vögel sangen, die Drossel lockte aus dem Fichtenwald, der Rabe rief vom Gebirge her, und die grüne Halde Sönstelien's stand im lichten Blumenprangen sonnig und herrlich da. — In so glücklichen Träumereien nahte Inga der Einfriedigung, doch gerade, als sie die Thüre öffnen wollte, zog sie plötzlich wieder die Hand zurück und blieb unbeweglich stehen. Denn vom Gehöft her kam Knud langsam auf sie zugegangen.

Seit jenem Zusammentreffen auf Stormoen hatte sie nicht mehr mit ihm gesprochen. Es war bekannt im Siljethal, daß er seit geraumer Zeit anstatt wie sonst herumzugehen und zu predigen, mit seinem Vater gemeinschaftlich unermüdlich arbeitete.

Außer einer kurzen Bemerkung, die Jakob einmal hatte fallen lassen, hatte sie sonst nichts von seinem leidenden Zustand vernommen und sie hatte auch nicht nach ihm gefragt, weil sie im Grunde sich fürchtete, auf's Neue mit ihm zusammenzutreffen. Nun stand sie still und erwartete ihn mit einem Gefühl der Betrübniß. Sie war sich bewußt, daß die große, reine Freude, welche sie in sich trug, nicht im Stande wäre, von seinem Kummer ihn zu befreien. Denn daß der Kummer ihn zu ihr führte, las sie auf seinem Gesicht.

Knud's Antlitz war bleich und eingefallen, er hatte Mühe, sich aufrecht zu halten; als er in ihre Nähe gekommen war, sank er fast athemlos zusammen und mußte sich an der Einfriedigung festhalten.

„Gott im Himmel, bist Du krank, Knud?" fragte sie und ergriff ihn beim Arm. „Warum bist Du auch den weiten Weg allein gegangen!" — Sie wollte noch mehr sprechen, aber die Verwirrung raubte ihr die Sprache; sie hatte die wenigen Worte mechanisch, ohne Ueberlegung gesagt.

„Ich wollte Dich so gern sehen," sagte er und stöhnte bei

jedem Wort . . . „Ich bin krank und eine Zeitlang bettlägerig gewesen, deshalb kam ich nicht. Ich sehnte mich nach Dir, Inga . . . Wenn auch Gott zwischen uns gestanden hätte, ich wäre doch zu Dir gekommen! Ich bin ein großer Sünder, Inga. Ich kann sagen:

Mein armes Herz ist angefüllet
Mit Sünden-Lust und Scham.
O Gottes Lamm, dem Nichts verhüllet
Hilf, rette mich von Sorg' und Gram!"

„Das sind wieder die alten Schreckbilder, Knud."

„Nicht Dich erschrecke ich, Inga, sondern mich. Jedesmal wenn ich vor Gottes Angesicht treten will, strauchle ich auf dem Wege. Ich habe gearbeitet, um mir Ruhe und Frieden zu erringen, aber ich halte die Arbeit nicht länger aus; ich lese in der Bibel Wort für Wort, aber meine Gedanken sind nicht bei der Sache . . . Ich schlafe wol ein, wenn ich abends zu Gott dem Herrn gebetet habe . . . aber dann kommen mir Gesichte wie am hellen Tage. Sie bitten und locken so verführerisch. Verstehst Du mich, Inga? Ich sehe Dich. Ich ziehe Dich zu mir, Dein Auge leuchtet und winkt mir zu, Dein Mund lächelt, Du legst Deine Wange an meine Wange, Du flüsterst mir freundliche, liebevolle Worte in's Ohr — es singt und klingt um mich wie Hochzeitsreigen . . . Aber dann verschwindet Deine Gestalt plötzlich, und ich fahre auf im Sündenschreck; über Feld und Gebirg' geh' ich dahin, bis die Kräfte mich verlassen . . ."

„Ach, ich verstehe Dich nicht, Knud," seufzte sie.

„Verstehst, begreifst Du denn nicht, daß ich ehemals dachte, Gott die Macht und die Ehre in Ewigkeit zu geben? . . . daß ich Alles verlassen wollte und Christo nachfolgen? Aber da trateſt Du mir in den Weg, Inga! Ich las einmal in einem Buch Etwas, das ich verspottete, Etwas, worüber ich mich ärgerte, weil ich nicht verstand, was ich gelesen hatte. Aber jetzt verstehe ich es, denn Du bist das Wort, das ich nicht deuten konnte! Du bist es Inga, die da ist

So rein wie die Lilie auf blüh'nder Au,
So fein wie die Rose am Strauche,
So freudig und lustig wie schimmernder Thau,
Erfunkelnd im Morgenwindhauche!

Ich sehe Dich allzeit vor mir, Tag und Nacht, wo ich auch sein mag. Ich muß immer an Dich denken; Du mußt mein werden vor Gott! Seitdem dieser Gedanke mir gekommen und leuchtend und verklärend mir aufgegangen ist, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden: ich fühle mich nicht länger krank und schwach

. . . Sieh, ich habe den weiten Weg von Hause bis zu Dir zurückgelegt, ohne auszuruhen . . . Erschrick Dich nicht, daß ich so bleich aussehe; glaub' nicht, daß es der Tod ist, nein, es ist nur das sehnende Verlangen nach Dir . . . Nun sprich Du, Inga!"

„O Gott, mir ist so bange, Knud!"

„Fürchtest Du Dich vor mir?" fragte er mit unheimlichem Lächeln. „Ja, fürchtest Du Dich vor mir, wie ich vor Dir mich fürchte, so mußt Du Dich zu mir hingezogen fühlen! . . . Du zitterst Inga!" rief er plötzlich aus und zog sie an sich. „Siehst Du, ich zittere auch. Sprich doch Etwas, Inga! Sieh froh aus, ich fürchte mich zwar vor der Freude, aber Du bist so schön, wenn Du lächelst. — Blick' nicht so zu Boden, sondern lass' Deine blauen Augen über mir scheinen wie den klaren Tag! Damals, als ich Dich vor vier Jahren hier an der Einhegung fand, als der Pfarrer gestorben war, da war ich nur gekommen, um Dich zu treffen; da leuchteten mir Deine Augen entgegen wie zwei Altarlichter, und wenn ich tief in Deine Augen schaute, war mir's gerade, als ob ich in einer großen, herrlichen Kirche wandelte. Aber da hast Du mit Deinem Wort alle Lichter und die ganze Herrlichkeit auf einmal ausgelöscht. Denn Du sagtest mir, daß Du Even Justesen heirathen würdest und Du lachtest dazu. — Da durchfuhr mich Deinetwegen der Schreck, Inga, wie mich der Schreck vor der Sünde durchzuckt, und dies Gefühl ist noch heute lebendig in mir, aber Du verlockst und ziehst mich doch an! . . . Sprich ein freundliches Wort, Inga! Du siehst, ich ertrage es so nicht länger . . . Mich verzehrt eine Unruhe, ein inneres Feuer . . . Aber ich kann wieder gesund und kräftig werden und ein neues Leben beginnen."

„Ich kann das Wort nicht zu Dir sprechen, Knud," sagte sie leise und brach in Thränen aus. „Ich fühle keine Liebe für Dich."

Knud starrte sie an wie gelähmt. Dann warf er den Kopf plötzlich zurück, und eine dunkle Röthe schoß ihm in's Gesicht. „Ich glaube, Du verstehst die Sache nicht recht. Man muß sich angezogen und abgestoßen fühlen, wie es bei mir der Fall war, dann erst wird Einem klar, was man niemals geglaubt hat."

„Ich glaube doch, daß ich es verstehe," sagte sie.

„Es mag nun sein, wie es will," unterbrach er sie und die Leidenschaft, die in ihm glühte, verwischte in diesem Moment alle Spuren der Krankheit, „ich muß entweder mit Dir leben — oder in den Tod gehen."

„Ich kann nicht, Knud, ich . . . liebe einen Anderen."

„Ja, ich verstehe Dich," unterbrach er sie wieder und seine

Augen flammten in wildem Zorn. „Du liebst den Burschen, der hier herumgeht und so freudig thut. — Er ist es, der Dich anzieht, ihm willst Du angehören. Aber es ist Lüge, nichts als Lüge ist es! Es ist nichts als Sünde und Kummer . . ."

„Sagtest Du nicht selbst, Du sehntest Dich nach mir, Knud?.. Und sagtest Du nicht, daß ich am Meisten Dich anziehe, wenn ich Dir zulächele?"

„Das ist des Fleisches Lust, Inga. Ich wandle im Fleisch, das heißt in der Sünde ungestilltem Verlangen. Wenn ich Dich begehre, Inga, da kommt der Versucher über mich — aber ich kann Dich doch nicht lassen . . . Es raubt mir den Athem; aber ich will den Athem nicht verlieren, ich will all' die Lebensluft einsaugen, die da zwischen Himmel und Erde wallt. Aber Du bist mehr als Athem und Lebenshauch, Inga. Du allein erhältst meinen Verstand aufrecht, sonst sprengt er alle Schranken, und Nacht und Wahnsinn umfangen mich . . . Der Schrecken sitzt mir auf der Zunge und lähmt meine Glieder . . . Befreie mich vom Schrecken!"

„Was willst Du, das ich sprechen soll, Knud — Wahrheit oder Lüge?" fragte Inga fest.

„Befreie mich vom Schrecken!" bat er wieder und hielt sich an der Einzäunung.

„Soll ich denn durchaus eine Lüge sprechen, Knud?" fragte sie streng.

Er schloß einen Moment die Augen und sein Athem ging tief und schwer, mit einem Mal aber fuhr er auf, heftete die flammenden Augen auf sie und ergriff sie fest bei beiden Handgelenken: „Du standest auf jener Seite des Abhangs, auf dieser Seite war der Weg des Kreuzes — aber Du widerstandest der Versuchung — ich wagte den Sprung, den Todessprung! Ich kann ihn nicht noch einmal thun und muß nun bei Dir bleiben — und so mußt Du nun mein sein."

„Hör' mich einmal ruhig an, Knud; ich spreche jetzt mein letztes Wort in der Angelegenheit: ich habe Dich nicht an mich gelockt und ich liebe Dich nicht, und ohne Liebe heirathe ich nicht. — Einmal in meinem Leben habe ich vor Gottes Angesicht eine Lüge ausgesprochen, aber es geschah im Unverstand, ich wußte es nicht besser; zum zweiten Male thue ich es nicht. — Hast Du den Sprung über den Abgrund gewagt, so fasse Muth und wage ihn noch einmal. Die Liebe, welche Du für mich zu haben meinst, ist häßlich und sündhaft und kann Gottes Augen nicht wohlgefallen! . . . Du sagst, daß Dich ein Schrecken überfällt, Knud, und daß ich es bin, die Dir Schrecken einflößt. Aber

haſt Du mir nicht ſelbſt immer Schrecken eingeflößt und mir bange gemacht? Es iſt möglich, daß die Angſt und Furcht, die Du mir eingejagt haſt, Dich jetzt wieder ſchreckt. Nun wirſt Du wol verſtehen, daß, wenn nicht Gott der Herr Deiner ſich erbarmt und Dich von Angſt und Schrecken erlöſt, Niemand in der Welt ſonſt davon Dich zu befreien vermag . . . Es ſteht feſt, ich ſpreche es hier aus vor Gott, daß ich keinen Anderen heirathe als Den, welchen ich liebe — und ſtirbſt Du dann, Knud, ſo kann ich Dein Leben nicht retten . . . Gott im Himmel in ſeiner Gnade und Weisheit mag entſcheiden!"

Knud antwortete nicht. Sein Körper ſchien langſam zuſammenzuſinken, und hätte Jemand durch die geſchloſſenen Augen ihm bis auf den Grund der Seele zu ſchauen vermocht, ſo würde er geſehen haben, wie auch ſein Geiſt zu Boden ſank. — Sein ganzer Halt ging zu Grunde in Hoffnungsloſigkeit. Die Hoffnungsloſigkeit hat keinen Boden, wenn es auch ſo ſcheint. Von der Hoffnungsloſigkeit zur Verzweiflung iſt nur ein Schritt — und die Verzweiflung eine grundloſe Tiefe. Inga verſuchte einigemal ihn anzureden, aber er wehrte mit den Händen ab, wie der Kranke und Troſtloſe der unnützen Bemühungen ſich zu erwehren ſucht. Endlich ging ſie fort und überließ ihn ſich ſelbſt. Sie wußte keinen Rath und keine Hülfe für ihn.

Spät am Abend ſaß Inga noch einſam da und dachte über Knud's Unglück nach. Sie erwog Alles gewiſſenhaft, ſie prüfte das Für und Wider auf das Genaueſte und Eingehendſte, nein, ſie brauchte ſich keinen Vorwurf zu machen, keine Schuld traf ſie. Denn es war Knud geweſen, der ihr junges Leben vergiftet hatte dadurch, daß er ihr Angſt und Furcht und Kummer eingeflößt hatte, daß er ihren Geiſt wie in Zauberbanden, in den Banden der Furcht gehalten hatte. Der Geiſt, der ſie jetzt kindlich beten ließ: „Vater unſer, der Du biſt im Himmel", dieſen Geiſt hatte ſie erſt gefunden in dem frohen, lichten Zuſammenleben mit Gunnar. — Und als ſie dann weiter darüber nachdachte, wie kurz zuvor noch Knud vor ihr geſtanden hatte, während Todesſchrecken und Verzweiflung in ſeinen verzerrten Zügen ſich abſpiegelten und er um ihre Liebe gefleht hatte, wie in einem einſamen Hohlweg plötzlich ein bewaffneter Räuber hervortritt und um eine Gabe bittet; als Knud ſie ſo begehrt hatte in unreiner Abſicht — da hatte ſie die Kraft gefunden, wenn ihr auch ſein Unglück tief in's Herz ſchnitt, ihn von ſich zu weiſen, wie man einem zudringlichen Bettler die Thüre zeigt. Die Gabe der Barmherzigkeit ſoll dem Bettler nicht verſagt ſein, nur in der nächſten Nähe darf man ihn nicht dulden.

Und dann stieg Gunnar's Gestalt im hellen Schein der Liebe vor ihr auf; sie sah ihn vor sich stehen, selbstbewußt und stolz in seinem Recht, und freudig froh in's Leben schauen. Sie hätte aufjubeln mögen und an seine Brust sich stürzen wie in die Arme Gottes. Alle Mächte der Finsterniß, die sonst das Leben verdunkeln und überschatten können, hatten keine Gewalt mehr über sie und vermochten nimmer das glückliche, kindliche Lächeln zu verscheuchen. Und diesem Lächeln stand der Himmel offen.

9.

Der Winter war diesmal ungewöhnlich streng und anhaltend gewesen. Als dann der Frühling endlich kam, war er so sonnenwarm, so fruchtbar und segensreich, so sehnsuchtsvoll erwartet und so freudig begrüßt, so festlich empfangen, daß aller Verdruß an seinem glücklichen, verlockenden Lächeln zerging, wie die Thauperle am Strahl zerstiebt; daß Alle, Kranke und Gesunde, die Mühseligen und Beladenen, die Frohen und Glücklichen, alle der freudigen Botschaft folgten, die da zum Fest lud in Wald und Au, auf Berg und Flur.

Auf Stormoen herrschte Leben und Freude, die frohe Botschaft war auch dort eingezogen. Denn Eli stellte in der sonnigen Mittagszeit einen Stuhl vor die Thüre, führte behutsam und vorsichtig ihren Vater hinaus und packte ihn eben so vorsichtig und behutsam auf dem Stuhl warm ein. Dann setzte sie sich in der Nähe auf einen Stein, beschäftigte sich mit einer Handarbeit und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Vater und Skagge, das gleich einem Schloß an dem fichtenbewaldeten Abhang lag und von einem vollständigen Wald blühender Kirschbäume umgeben war. Ihr wenigstens schien es ein Schloß zu sein. Und wenn der König dieses Schlosses Mons Haldorsen und seine Tochter erblickte, ließ er nicht lange auf sich warten, sondern kam zu freundnachbarlichem Besuch. Dann erst war das Kleeblatt vollzählig, die Freude ungetheilt. —

Eli schaute nicht mehr so frisch und blühend drein wie früher, ihr Blick flammte und leuchtete nicht mehr wie sonst unruhig von Einem zum Anderen. Der Fee blühende, grünende Au war welk geworden. Die vielen trostlosen Tage und Nächte, welche sie am Krankenlager ihres Vaters zugebracht hatte, das tiefe Schamgefühl, welches in der Seele ihr brannte, hatte die blumenfrohe Au verdorren lassen — mitten im Frühling.

Sie war sich bewußt, daß sie schuld sei an den Schmerzen, die ihr alter Vater während seiner Krankheit erdulden mußte,

und sie wich deshalb nicht von seinem Lager. — Hatte nicht ihr Uebermuth und ihr starrer Eigensinn sie dem Vater früher manches harte Wort sagen lassen? Hatte nicht ihre Unbesonnenheit dem Vater manchen trüben, schweren Augenblick bereitet, und hatte er nicht in seiner Schwäche ihr gegenüber, in seiner Liebe zu ihr fast stets ihren Willen gethan? — Nun saß der Vater, an Körper und Geist gelähmt, ohne einen Funken von Willen da, aber gerade dadurch beugte Eli sich und verlor ihren Eigensinn und die Selbstzufriedenheit. Sie fühlte jetzt, daß sie eine schwere Verantwortung auf sich geladen alle die langen Jahre hindurch, und daß es jetzt an ihr sei, das Geschehene so weit als möglich wieder gutzumachen.

Sie fühlte, daß sie früher alle Lebensfreude, die ihr in so reichem Maaße zu Theil geworden war, wie in lachender, plaudernder Lust umhergestreut und diese Freude nicht mild, versöhnend und wohlthuend über Alle, die mit ihr in Berührung gekommen, hatte ausströmen lassen. Sie hatte das Gute, das ihr geworden war, nicht benutzt, um Anderen davon mitzutheilen und Anderen das Leben leichter und erträglicher zu machen; im Gegentheil: sie war nicht einmal dankbar für das Gute gewesen.

Eli fühlte, daß sie früher nicht im Stande gewesen sei, sich zu mäßigen und ihrer Leidenschaftlichkeit Fesseln anzulegen, sondern daß sie wie ein junges, muthiges Pferd dahingestürmt war, das Alles zerstampft, was ihm in den Weg tritt und in seinem rasenden Lauf nicht innehält, bis die Kräfte es verlassen. Sie hatte die überschäumende Kraft nicht in die richtige Bahn gelenkt und sie nicht angewendet zu einer einzigen großen, guten und nützlichen That.

Sie ward inne, daß sie ihren festen, energischen Willen zu Trotz verhärtet; daß sie diesen Willen wie einen Bogen gespannt habe, unbekümmert, wohin der entsendete Pfeil traf, wenn nur der Bogen straff gespannt blieb. Sie hatte in ihrem festen Willen doch nie zu der Seelengröße sich emporzuschwingen vermocht, die nöthig ist, um sich selbst zu besiegen und Andere zu befreien.

Eli fühlte, daß sie das irdische Gut, das Gott ihr so reichlich geschenkt hatte, als ihr Recht gefordert und entgegengenommen habe und daß der Reichthum die Quelle ihres Hochmuths gewesen sei.

Als sie das Alles durchgelesen im Buch der Verantwortung und fest sich eingeprägt hatte, leuchteten auf dem letzten Blatt noch in flammender Schrift die Worte ihr entgegen, welche die Mutter auf dem Todtenbette als ihren letzten Willen ihr eingeprägt hatte: „Wache über Deinen Vater!“ — Obgleich ihre

Mutter gestorben war, als Eli noch im zartesten Kindesalter stand, hatte sie doch diese Worte wie ein heiliges Gebot sich gemerkt und sie so oft sich wiederholt, daß sie in unauslöschlicher Erinnerung ihr vor der Seele standen. — Dann sah sie wieder den Vater vor sich liegen auf dem Krankenbett und leise vor sich hinmurmeln; es kam ihr vor, als hielte er Zwiegespräche mit Geistern; es war ihr, als wolle der Vater in seiner Güte, in seiner Liebe und Nachsicht, die schwere Anklage der Mutter abwehren, daß Eli ihr Versprechen gebrochen habe. — Es schien ihr, als ob sie ihr ganzes früheres Leben mit der Wurzel ausrotten und ein neues Dasein beginnen müsse.

Als Mons Haldorsen so weit sich erholt hatte und sich so viel gekräftigt fühlte, daß er mit Eli's Hülfe im Zimmer herumzugehen vermochte und auch wieder, wenn auch einen noch so geringen Antheil an allen Dingen nahm, hatte Eli jedesmal ein tüchtiges, ehrliches Tagewerk zu vollbringen. Denn wenn Mons wie in dieser sonnigen Stunde behaglich und wohlverwahrt dasaß, schaute er wie früher drein; und wenn er auch ungefähr sprach, was er sonst zu sagen pflegte, sein Verstand hatte dennoch gelitten. Er selbst wußte nichts davon, weil seinem Gedächtniß während der langen Krankheit gar Vieles entfallen war. Wenn Eli, die immer um ihn war, die abgerissenen Sätze, die Mons zu sprechen pflegte, aufmerksam anhörte und begriff, was er sagen wollte, lachte dieser vergnügt vor sich hin; wenn Eli ihm freundlich zunickte und ihm in allen Dingen Recht gab, fühlte er sich so überglücklich, wie er noch nie im Leben gewesen war.

Aber Eli hatte keineswegs allein das schwere Liebeswerk auf sich genommen, sondern Rolf hatte ebenso getreulich und standhaft am Krankenbett ausgehalten, wie er sonst dem Mädchen auf allen Wegen und Stegen nachgespürt hatte. In seinem Gesichte zuckte es nicht länger höhnisch auf, sondern ein stilles Lächeln lag darauf, das hin und wieder in Wehmuth überging. Wenn er Eli anschaute mit diesem wehmüthigen Blick, lag in seinem Auge ein so tiefer Vorwurf und solche Selbstanklage, daß das Mädchen sich hätte an seine Brust werfen können, um alles Das hervorzuschluchzen, was sie fühlte und dachte. Eine eigene Scheu war über Eli gekommen, sie konnte nur still vor sich hinweinen. Wenn Rolf das sah, stand er unruhig auf, er konnte oft lange Zeit vor ihr stehenbleiben und sie sprachlos anschauen, aber er war jeden Augenblick bereit, mit seinen gewaltigen Armen sie emporzuheben über alle Welt — das bedeutete für ihn: sie niederzusetzen auf Skagge. Denn in dem Fall war er sicher, daß er sie allein besäße. — Aber dann beugte sich Eli zu

dem Vater nieder und machte sich zu schaffen mit ihm, und Rolf setzte sich, streckte die langen Beine gemächlich aus und schaute unter den gesenkten Augenlidern nach Allem, was das Mädchen vornahm.

Eli saß auf der Thürschwelle und unterhielt sich mit dem Alten milde und freundlich, aber sie fühlte an diesem Tage sich wundersam bewegt: es durchzuckte sie wie eine unerklärliche Ahnung, die sie nicht zu deuten wußte. Sie hatte in der vergangenen Nacht deutlich gehört, daß Jemand an ihr Fenster geklopft hatte. Sie war schnell aus dem Bett gesprungen, um nachzusehen, wer es sei; sie hatte aber keinen Menschen weder gehört noch gesehen. Sie dachte freilich gleich, daß Rolf den Scherz sich erlaubt habe, aber wie viel sie auch darüber nachgrübelte, sie konnte nicht ergründen, was das Klopfen bedeuten sollte.

Nachdem sie mit ihrem Vater länger denn eine Stunde vor der Thüre gesessen hatte und Rolf noch immer nicht gekommen war, machte sie sich allerlei Gedanken und weil sie in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung sich unsicher fühlte, ward sie zuletzt bange; sie wußte selbst nicht weshalb. Sie erwog alle möglichen und unmöglichen Gründe von Rolf's Fernbleiben. Die Arbeit entfiel ihren Händen und sie hörte kaum mehr auf das letzte Wort ihres Vaters, das dieser sich vergeblich hervorzubringen bemühte. Sie starrte unverwandt nach Skagge hinüber und konnte sich die eigenthümliche Unruhe nicht erklären, welche auf dem Gehöfte herrschte. Denn viele Leute gingen ein und aus, liefen zum Vorrathshaus und zum Keller und dann zum Wohnhaus zurück, sogar Rolf ging einige Male in einer Hast ein und aus, die sonst ihm nicht eigen zu sein pflegte.

Eli fühlte, daß Rolf ihrer nicht bedürfe. Er besaß genügend Kraft und Muth, das Leben allein zu tragen. Aber gerade, als diese Vorstellung ihr die größte Qual verursachte, trat Rolf zum Gehöft hinaus und kam, das Gesicht gen Himmel gerichtet, die Hände in den Hosentaschen, geradeswegs auf Stormoen zu. Eli nahm sich schnell zusammen und sagte ihrem Vater, daß Rolf auf dem Wege zu ihnen sei. Mons sehnte sich danach, jeden Tag ihn zu sprechen. Wie viel Mühe auch Eli sich gab, die Unruhe, welche vor wenig Augenblicken sie noch beherrscht hatte, zu verbergen, so gelang ihr das doch nicht so vollkommen, daß nicht ein aufmerksames Auge die Aufregung bemerkt haben würde.

Rolf begrüßte, wie er immer zu thun pflegte, zuerst Mons Halborsen und trat dann zu dem Mädchen. Eine wunderliche

Mischung von Siegesfreude, von Liebe und Bangigkeit war in seinem Angesicht; sein ganzes Wesen schien in Aufruhr zu stehen.

„Auf Skagge ist es heute ganz prächtig," sprach er endlich nach langem Zögern und lächelte verschmitzt zu seinen Worten.

Eli antwortete nicht, sondern schaute fortwährend auf ihre Arbeit, Mons aber wandte das Auge mit wehmüthiger Sehnsucht dem Hof zu.

„Schöner als heute kann das Wetter nicht sein," fuhr Rolf eine Weile darauf fort, während er so dicht an das Mädchen herantrat, daß er sie aufzusehen zwang. Er begegnete ihrem furchtsamen, fragenden Blick mit seinem festen, treuen Auge, in dem die reinste, zärtlichste Liebe aufleuchtete.

Eli stand bebend vor ihm, ein langgezogener Seufzer des Alten machte sie aufschauen.

„Ich denke, Alter, Du kommst bei dem schönen Wetter heute einmal herüber nach Skagge," wandte Rolf sich an Mons, der den wehmüthigen Blick verlangend auf das Gehöft gerichtet hielt.

Mons hatte keine andere Antwort als einen Seufzer, und Eli schüttelte hoffnungslos das Haupt.

„Du glaubst, die Sache geht nicht?" sprach Rolf lebhaft und kauerte zugleich vor Mons sich nieder. „Gieb nur 'mal Deine Arme her und lass' Eli das Uebrige in Ordnung bringen! Auf meinem breiten Rücken sollst Du so sicher und gut sitzen, wie Du nur je in Deinem Leben gesessen hast . . . Sieh so! schlinge Deine Arme ordentlich um meinen Hals; ich halte dann die Beine."

Bei diesen Worten erhob sich Rolf mit dem Alten auf dem Rücken, lächelte Eli vielsagend zu und ging gen Skagge. Nachdem er eine Zeitlang auf dem Richtweg dahingeschritten war, sah er sich nach dem Mädchen um. Folgte sie ihm? Er hatte ihr doch ein Zeichen gegeben, als er die Nacht an ihr Fenster geklopft hatte; hatte sie ihn nicht verstanden? — Es ward ihm plötzlich bange, er drehte sich um nach dem Mädchen und sandte ihr einen Blick der Sehnsucht zu.

Bei diesem Blick flog eine brennende Röthe über Eli's Angesicht, sie sah sich rathlos um — that einen Schritt und noch einen — dann blieb sie stehen — sie wagte nicht mehr aufzusehen — darauf that sie noch ein, zwei zögernde Schritte und ging endlich vorwärts, gleichmäßig Schritt vor Schritt.

Rolf schritt dahin — scherzte mit dem Alten über das neue Pferd, das dieser sich angeschafft habe, schielte mit listigem Auge nach dem Mädchen, und als er Skagge näher und näher kam, lachte er leise vor sich hin, daß es ab und zu wie ein wunder-

liches Schluchzen darein klang, und sah sich rings so aufmerksam und sorgfältig um, als habe er Skagge gestern gekauft und käme nun heute, um es frohen Sinnes in Besitz zu nehmen. Aber froh und freudig gestimmt war Rolf auch, obgleich es ihm vor den Augen wie Regenbogenschein flimmerte. An seinen Wimpern hing wirklich ein Tropfen, ein Tropfen, von dem es im Räthsel heißt, daß er weder vom Himmel noch von der Erde stammt, aber doch dem tiefsten Quell entsprungen ist.

Eine kleine Weile ging es noch auf diese Weise dahin, dann öffnete Rolf die Thüre der Staatsstube auf Skagge, und es währte nicht lange, so nahm Mons Haldorsen an einer festlich zugerichteten Tafel, die Speise und Getränk für mindestens zwanzig hungrige Menschen trug, den Ehrenplatz ein. Als der Alte sicher und ruhig dasaß, ging Rolf mit der Mütze in der Hand zur Thüre. Denn draußen auf der Schwelle stand zwischen Kirschen-, Birken- und Wachholderzweigen, die über den ganzen Hofplatz dahingestreut waren, Eli wie eine erröthende Preißelbeere, die am frühlingsgrünen Kraut in's Leben nickt.

„Willkommen auf Skagge, Eli!" sprach Rolf mit feierlichem Nachdruck auf jedem Wort, ergriff das Mädchen bei der Hand und führte sie zu Tisch. Und Beider zitternde Hände hielten getreulich und ehrlich zusammen.

Als sie nun so dasaßen, die unaussprechliche, große Freude im Herzen, daß sie darüber alles Andere vergaßen, ging plötzlich die Thüre auf, und Guri Fladhaugen humpelte über die Schwelle.

„I sieh doch Einer!" rief sie aus und stieß den Stock auf den Boden, „hier ist wol Festessen, wird ein Fest gefeiert?"

„Wie Du siehst," antwortete Rolf. „Willst Du theilnehmen, so sollst Du willkommen sein."

„Das schönste Fest ist, wenn ein Bursch ein Mädchen nimmt und sich um gar nichts Anderes kümmert," entgegnete Guri, stellte Stock und Korb in die Ecke, zwängte sich an der Bank vorbei und nahm in der Mitte des Tisches Platz. Ohne viele Umstände machte sie sich an's Essen, nickte Rolf und Eli zu, ergriff dann wieder mit den Händen irgend einen Leckerbissen, nickte dann auch Mons zu und legte sich weit über den Tisch, um ein frischgebackenes Weißbrot zu ergreifen, auf das sie Käse bröckelte; sie lachte leise dazu und nickte abermals nach allen Seiten, so daß ihr altes runzeliges Gesicht in einem einzigen Lächeln strahlte.

„Greif' zu und iß Bursch," lachte sie Rolf entgegen. „Ich glaube Du verkriechst Dich noch in seiner Westentasche," wandte

sie sich dann an das Mädchen. „Ich begreife gar nicht, wie Du nur mit dem Mädchen so dasitzen kannst, Bursch! Es ist freilich bekannt, daß Rolf zu warten versteht."

„Ja, aber nun hab' ich lange genug gewartet," sagte Rolf, schlang den Arm um das Mädchen und zog sie an sich.

„Nein, daß man nur so Etwas sehen muß!" rief Guri aus und leckte die Finger, einen nach dem anderen, ab, während sie den leuchtenden, vergnügten Blick abwandte. Dann stand sie auf vom Tisch.

„Hast Du schon genug?" fragte Rolf.

„Das habe ich," erwiderte sie, „aber Gott weiß, wann Ihr Beide genug haben werdet . . . Auf die Art werdet Ihr im Sommer wol eines schönen Tages Hochzeit halten?"

„Nach einem Monat," antwortete Rolf und sah mit schlauem Blick Eli an, während er sich an sie schmiegte.

„Dazu werden wir wol auch eingeladen?" fragte Guri, indem sie ging.

„Gott segne Dich!" rief Eli ihr nach. „Du bist wol so gut zu kommen? Ich freue mich so darauf und will es Dir an dem Tage recht angenehm und behaglich machen."

„Ich werde nicht auf mich warten lassen," lachte Guri und ging fort.

Aber in der offenen Thüre blieb sie stehen und bedachte sich: „Hört mich an," sagte sie weich, „ich habe hundert Thaler, die ich für den Verkauf meines Landes erhielt, als mein Mann gestorben war. Das Geld soll mir nicht so viel Nutzen gewähren, um meine Zunge zu netzen, müßte ich auch vor Durst vergehen. Denn mein Mann quälte sich ab Tag und Nacht und plagte sich meinetwegen, während ich keine Hand für ihn rührte — ich nahm ihn nur, weil er Etwas besaß, nicht aus Liebe . . . Ich habe mir gedacht, daß das Geld ein Brautgeschenk für einen Burschen und ein Mädchen werden soll, welche die rechte, wahre Liebe für einander fühlen . . . . . Ich habe die hundert Thaler bereits auf Sönstelien angeboten, aber dem stand Etwas im Wege, was nicht hierher gehört . . . So biete ich denn Euch das Geld an; wollt Ihr es auch nicht, dann glaube ich, werde ich es überhaupt nicht mehr los."

„Nein, Gott segne Dich!" rief Eli, „Dein Geld nehmen wir nicht, aber Du findest schon Jemand, der es nöthig hat."

„Hm!" machte Guri ärgerlich und schlug die Thüre zu. Aber draußen trug ihr Gesicht bereits wieder den gleichen frohen Ausdruck von vorhin, und sie beschloß nach Sönstelien zu gehen, um nach Gunnar zu sehen — denn gleichwie sie einen Schleichweg

von dort nach ihrem Häuschen gefunden, hatte Gunnar ebenfalls einen Richtweg, und zwar einen noch näheren, entdeckt, der nicht so leicht zu begehen war. Wenn Guri von einer längeren Wanderung durch das Siljethal zurückkehrte, wußte sie stets, wo der Bursch zu suchen war. Aber außer diesem einen hatte sie einen anderen, noch wichtigeren Grund. Wenn sie in die Nähe von Sönstelien gelangt war, sah sie in der Regel schon von Weitem Inga und Gunnar auf dem Hauklotz sitzen und sich miteinander unterhalten. Dann schlich Guri sich hinter das Vorrathshaus und stand dort, wo sie Alles überblicken, aber selbst nicht gesehen werden konnte, in wehmüthigem Nachdenken versunken. — Viele Jahre ließ sie die Gedanken zurückschweifen, und alte längst vergangene und verblichene Erinnerungen stiegen in ihr wieder auf und gewannen Leben und Farbe beim Anblick der beiden glücklichen jungen Leute. Da tauchte auch das Gedenken an das Glück ihrer Jugend wieder empor aus dem Meere der Vergessenheit — daß dieses Glück sich in ein langes Leben voll Unglück verwandelte, raubte dem Bilde nichts von seinem Licht und Schein, denn ein Glück, ein reines, sonniges Glück war's ja dennoch gewesen. — Dann kam ein anderes Bild, ein Bild aus späteren Jahren: die Tochter, welche schön und lieblich, froh und heiter wie der junge Lenz sie umspielte und ihr Leben erhellte ... aber über dieses sonnige Bild zog nach und nach ein häßlicher, trüber, tiefer Schatten, bis die Farben verbleichten und verschwanden. Und dann zerflossen die Gestalten und Bilder der Vergangenheit in ein einziges Nebelgrau; Guri sah nichts mehr. O doch: sie sah ja vor sich ein anderes, lebensvolles, lichtstrahlendes, herzerquickendes Frühlingsbild, und aus diesem Bild der Liebe sog sie den Balsam des Trostes und der Freude. Guri war eine alte Träumerin. Sie wußte sich freilich so schnell in die Wirklichkeit zu finden, gleichviel ob diese licht oder dunkel war, daß sie sich beeilte, von allen Eindrücken so bald als irgend möglich fortzukommen, nur um ihren Träumereien ungestört nachhängen zu können. Hatte sie Inga und Gunnar im Spiegel ihrer Erinnerungen lange genug betrachtet, bis sie durch die wechselnden Bilder in die Gegenwart zurückgeführt worden war, dann raffte sie sich auf, setzte sich mit einigen scherzenden Worten zwischen die jungen Leute und ging dann kurz darauf ihrer Heimath zu, den Burschen rufend oder ihm winkend, daß er ihr folgen solle, gerade wie sie gelaunt war.

An diesem Tage saß Gunnar allein auf dem Hauklotz. Inga war nicht zugegen, sondern hatte sich auf die Wanderung zu Knud und seinen Eltern gemacht. Denn Knud's Lebenskraft

war vollständig aufgezehrt, das Feuer, das in ihm loderte und brannte, hatte ihn ausgedörrt und seinen Lebensfaden zerstört. Knud hatte ohne Verständniß gelesen und geforscht, nur von seinem Feuereifer beseelt; er hatte zwar Allem entsagt, aber sein Lebensverlangen war so groß, das natürliche Recht so trotzig in seiner Forderung, daß es ihn übermannte. Als dann die Liebe zu Inga sich in ihm regte, da verlangte seine Seele sie zu eigen, er konnte ohne sie nicht leben. Aber von diesem Moment an diente er auch zwei Herren, jeder verlangte ihn ebenfalls ganz zu haben, und in diesem Streit und Kampf rieb er sich auf, verlor er das Leben.

Nun lag er auf dem Krankenbett und sah dem Tod entgegen. Er war nicht mehr im Stande, einen einzigen Scheingrund aufzufinden, weshalb das Leben noch zögerte zu fliehen. Hätte Inga seine Liebe erwidert, so wäre vielleicht ihm neue frische Lebenskraft durch die Adern geströmt, ein befruchtendes Samenkorn wäre möglicherweise in seine Seele gefallen, aber weil sie sich von ihm abwandte, mußte er Schiffbruch leiden. Er fühlte zunächst eine eisige Kälte und Leere im Inneren, aber dann flackerte das Feuer der Leidenschaft nur um so höher und heller auf und verzehrte ihn ohne Linderung. Hätte die Leidenschaft sich zu Thaten entwickeln können, so wäre sie zu einer segensreichen Quelle für seine Mitmenschen geworden, und Knud hätte dann die Bestimmung seines Lebens erfüllt, so aber ward diese Leidenschaft ihm zum Verderben. Sein unverständiger Eifer ward zur Feindschaft gegen Gott anstatt zur Verherrlichung Gottes, und die Sorge, die ihm Inga's Seelenheil bereitete, mit der er sie fortwährend erschreckte, brachte ihm den Verlust seines irdischen Glückes. Niemand soll seines Lebens Glück verspielen. Gott hat dem Menschen das Glück zum Erbe gegeben . . . Der Becher des Lebens ist mit der Freude Nektar gefüllt; Der wird unglücklich, welcher einen zu tiefen Zug thut aus dem vollen Becher — und Der ebenfalls, welcher nicht aus dem Becher trinkt.

Der Vorsatz zu arbeiten, war bei Knud zu spät gekommen; er konnte durch Arbeit nicht mehr das Ziel erreichen, welches sonst winkt in der Arbeit: sich Friede, Ruhe und Zufriedenheit zu erringen. Hätte er mit seinem frommen Sinn bei Zeiten sich an die Arbeit gemacht, so hätte er wol ein schönes, ehrliches Tagewerk zu Stande gebracht, er wäre dann Herr geworden über die tiefen Schatten der Melancholie, die sein Gemüth verdüsterten, und dann wäre ihm die große, stolze Festfreude zu Theil geworden, welche immer nach vollendeter Arbeit sich einstellt. Aber gerade Das, was das Leben verherrlicht, erschien ihm wie Sünde;

er verstand wol über das Gleichniß von den zehn Pfunden zu predigen, aber die tausendfältig verzweigte Anwendung auf's Leben verstand er nicht. Er begriff nicht, daß jedem Menschen besondere, ihm eigenthümliche Fähigkeiten verliehen sind, damit er sie für sich selbst und für seine Mitmenschen nützlich verwende; daß Jeder seine Pflicht auf Erden im vollsten Maaße erfüllen muß und nicht ruhen und rasten darf bis zur letzten Stunde. Denn wenn das Leben köstlich gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Als Knud diese Wahrheit einzusehen begann, war es nach jeder Richtung zu spät. Als der wahre Mensch in ihm zum Bewußtsein kam, war seine Lebenskraft verzehrt.

Endlich war es so weit gekommen, daß es zu Ende ging mit Knud. Die Mutter tröstete ihn mild und freundlich und suchte ihm die letzten Augenblicke zu erleichtern und so angenehm als möglich zu machen. Niels las ihm aus dem Gesangbuch vor und seufzte und weinte dazwischen. Johanna dagegen war still und gefaßt; wie nah ihr auch der Verlust des Sohnes ging, sie fügte sich ohne Murren dem unabänderlichen und unerforschlichen Rathschluß Gottes. Mußte ihr einziger Sohn vor ihr in den Tod gehen, so hoffte sie doch zuversichtlich, ihn dermaleinst wiederzufinden in jener Welt, wo kein Kummer und kein Schmerz mehr sein wird. Sie sagte sich täglich: Gott der Herr, der mir den Sohn gegeben, hat auch das Recht, ihn mir wieder zu nehmen. Sein Name sei gepriesen in aller Ewigkeit.

Es war hoch am Tage. Johanna saß mit gefalteten Händen da und beugte sich über den Kranken, der mit geschlossenen Augen dalag, während seine Brust wie unter einem schweren Gewicht sich hob und senkte. Die Sonnenstrahlen flammten an den kleinen Fenstern, in der Stube flatterten zwei gelbe Schmetterlinge im leichten tänzelnden Spiel.

Da ging ein Todesschauer durch Knud, er schlug die Augen auf, sah aber nichts mehr von all' dem sonnigen Leben draußen, sondern er sprach laut, aber die Stimme erklang wie aus einer anderen Welt. „Ich verfolge meine Feinde," predigte er und drohte mit der erhobenen Hand — „Ich kehre nicht zurück, bevor ich sie aufgerieben habe — Ich verzehre sie, sie können nicht stehen — sie fallen unter meine Füße — Durch Wüsten sollen sie wandern — Auf den dürren Stätten sollen sie verschmachten — Die Langmuth des Herrn ist erschöpft, er klopft an Deine Thüre mit Jammer . . . Deine Sünden sind wie ungeheuere Wasser, die mit Entsetzen überschwemmen! —"

Dann überfiel ihn eine kurze Ohnmacht, aber er schien wäh-

rend dieser Zeit nur Kräfte zu einem neuen Ausbruch gesammelt zu haben. Da schlug er wieder die Augen auf und erhob die Arme, wie es schien diesmal zu einem freundlichen Anblick.

„Gedachtest Du doch in Deinem Herzen — ich will in den Himmel steigen! Ich will meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will mich setzen auf den Berg des Stifts an der Seite gegen Mitternacht . . . Ja zur Hölle fährst Du, zur Seite der Grube . . . Wie bist Du vom Himmel gefallen, Du schöner Morgenstern, wie bist Du zur Erde gefället, der Du die Heiden schwächtest" . . .

„Keiner ist ein so großer Sünder, daß er nicht die Gnade erblicken kann," schluchzte Niels.

Da wandte Knud seinem Vater sich zu. „Derjenige, welcher vollkommen wandelt, soll erlöset werden . . . aber Derjenige, welcher verkehrt auf zwei Wegen wandelt, wird von dem einen herabfallen," stöhnte er und sank zurück in einer tiefen schlafähnlichen Ohnmacht.

„Nun gieb gut Acht auf ihn, Niels," bat Johanna, „ich gehe jetzt zu Inga auf Sönstelien und bringe sie mit hierher. Denn sie ist seine einzige Freude in dieser Welt gewesen, und so wird es ihm ein Trost und eine Erleichterung sein, vor seinem Tode Die noch einmal wiederzusehen, nach der er sich stets so gesehnt hat."

Niels hieß unter Thränen das Vorhaben seiner Frau gut. Johanna machte sich auf den Weg. Es war wahrlich kein leichter Weg, den sie jetzt ging. Sie wollte sich ja keines der unnützen Mittel und auch keinen Rath holen, um die Hoffnung damit noch eine Zeitlang aufrechtzuerhalten; sie hegte kein Vertrauen, das sonst einen derartigen Gang leicht macht, sondern sie ging wie eine rechtschaffene, wackere Frau und Mutter, die ihrem sterbenden Kinde eine letzte irdische Freude bereiten möchte, gehen muß, die in aller Trauer und in allem Kummer doch nicht vergißt, einen guten Traueranzug anzulegen.

Als Johanna nach langer Wanderung ihr Ziel erreicht hatte, erblickte sie Inga und Gunnar, welche von der Sonne beschienen vor ihr saßen und in munterer Unterhaltung sich neckten und dazu lachten und den beiden Schmetterlingen glichen, die vorhin an den Fenstern der Krankenstube im Sonnenflimmer im neckischen Tanz sich umgaukelt hatten. Johanna athmete schwer und wagte lange Zeit nicht, die beiden Liebenden zu stören . . . Aber, wo die Sommervögel lustig schwebten, lag ihr einziger Sohn auf den Tod. Dieser Gedanke besiegte alle Bedenklichkeiten, und Johanna ging schnell entschlossen auf Inga los, um von ihr

den letzten Liebesdienst zu erbitten, welchen sie Knud in dieser Welt erweisen konnte.

„Ich komme, um Dich zu bitten, mit mir zu gehen, Inga ... Knud liegt im Sterben, ich wollte die letzten Augenblicke ihm gern leicht machen ... Ich dachte, wenn Du bei ihm wärest, gewönnen die häßlichen Fiebergebilde keine Macht über ihn."

„O Gott!" rief Inga aus und sah bange auf zu Gunnar.

„Fürchtest Du Dich, ihn zu sehen?" fragte Johanna.

„Ach nein, sei unbesorgt," antwortete Inga. „Ich dachte nur, daß ..." Und bei diesen Worten sah sie Gunnar wieder fragend an.

„Du mußt bedenken, Inga, daß wenn Du auch Gunnar eine Stunde raubst — hast Du doch Knud das ganze Leben genommen ... Sieh, nun sitzen Niels und ich, die wir Beide alt sind, wie zwei Schatten allein da —, und der Tod ist dunkel und kalt ... Da dachte ich mir, daß, wenn Du kommen wolltest — Du schaust so licht und freudig drein — und von Deinem hellen Schein ein wenig nur auf das Todtenbett fallen lassen möchtest, so würden meinem Sohne die letzten Augenblicke leichter sein."

„Ich gehe mit Dir, Johanna," antwortete Inga leise und machte mit der alten Frau sich auf den Weg, während Gunnar allein zurückblieb.

Nach einer anstrengenden Wanderung erreichten die beiden Frauen Niels Nordigaarden's Haus. Die Thüre, welche in die Kammer des Kranken führte, stand offen; es war so still rings, daß man schon auf dem Flur die schweren Athemzüge des Sterbenden vernahm. Inga zitterte, aber sie ging leise zum Bette des Kranken und ließ dort gefaßt sich nieder.

Der Tag schwand allmälig dahin, und die Sonnenröthe überstrahlte die ganze Stube mit glühendem Schimmer. Die Schmetterlinge spielten ihr Spiel und wurden es nicht überdrüssig, es immer zu wiederholen, die Fliegen summten und stießen gegen die Fensterscheiben, ein Heimchen zirpte schwermüthig vom Heerd her. — Es war des Tages Abschied von der Welt, ein mildes, versöhnendes Umfangen, in dem aller Kampf ruhte und Frieden herrschte.

Da schlug Knud die Augen auf, und als er, vom Sonnenschein geblendet, sich umwandte, fiel sein Blick auf Inga. Er schaute sie eine Weile wehmüthig an. Was hatte er nicht um sie gelitten in diesem Leben, das nun zu Ende ging. Sie lächelte mild tröstend ihn an, er schüttelte das Haupt.

„Sieh, ich stehe vor der Thüre und klopfe an," stöhnte er, „wer wird mich Elenden von diesem sündigen Körper befreien?"

„Tröste Dich, Knud, jedes Ding hat seine Zeit," flüsterte Inga ihm zu.

„Ich kenne Deine Handlungen," fuhr er fort, ohne auf ihre Worte zu achten. „Sie sind wie wasserlose Wolken ... wie unfruchtbare Bäume ... Wie ein irdenes Gefäß zerbreche ich Dich."

Inga lauschte und begriff, daß Knud in strenger Selbsterkenntniß sein eigenes Urtheil sich sprach. Sie hatte so manchesmal vor diesem selben unbarmherzigen Willen gezittert. Wenn es in ihrer Macht gestanden, hätte sie Knud von Angst und Schrecken befreit, wie sie selbst erlöst worden war durch die Liebe. Sie erinnerte sich eines Verses aus einem alten Buch, den sie einmal gelesen und behalten hatte. Sie hatte den Vers sich so oft wiederholt, nun wollte sie ihn Knud vorsprechen. Sie beugte sich zu ihm nieder und flüsterte ihm zu:

„Es blüht ein schöner Garten
Im lichten Himmelsraum,
Voll Blümlein aller Arten
Und kühlem Friedenstraum. —
Es führt zu diesem Frieden
Dein Heiland hier Dich fort,
Und Ruh' ist Dir beschieden
An seinem Gnadenort."

„Aber ich habe das gegen Dich einzuwenden," sprach Knud, „daß Du Deine erste Liebe verleugnet hast."

„Der Himmel steht Dir offen
In ew'gem Sonnenschein,
Dein Glauben und Dein Hoffen
Wird dort erfüllet sein;
Dort heilet jede Wunde,
Dort tönet Friedensklang ...
Kurz ist die Todesstunde,
Die Freude ewig lang"

flüsterte Inga ihm wieder zu.

Knud lag eine Zeitlang mit geschlossenen Augen da; dann schlug er den Blick plötzlich weit auf wie vor einer helleren Erscheinung. Niels und Johanna standen Hand in Hand zu seinen Füßen da und schauten ihn an; Inga hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt, das Angesicht Knud zugewendet.

Knud richtete den Blick auf die Eltern; ein stilles Lächeln zog über sein Antlitz, das Einzige, was er noch vermochte in dieser Welt. Dann verfolgte er einen Augenblick lang den Tanz

der Schmetterlinge — sein Blick ward immer milder und klarer, und dann schaute er Inga an, die in inniger, sanfter Ergebenheit zu ihm sich herabgebeugt hatte. Sein Blick ward so tief, hing so fest an dem ihren; Sehnsucht und Jugend, eine unschuldige Freude, die Kinderzeit mit ihren Wundern und ihrem Glauben kamen zurück:

Ein Pfad führte vom fichtenbestandenen Abhang höher in die Berge; zwischen Kraut und Gestrüpp schimmerten die rothen Beeren hervor. — Die Sonnenstrahlen hüpften und schlüpften durch Geäst und Gezweig, ein kleiner Vogel flatterte aus einem Busch hervor, aber er flog nicht weit, sondern ließ sich in der Nähe nieder und schaute sich aufmerksam nach allen Seiten um. Denn in dem Busch, an der heimlichsten, verborgensten Stelle war das Nest gebaut. . . . Rund um den Stamm einer alten Fichte lief ein Specht und lockte sein Weibchen, das in der höchsten Spitze des Baumes saß. Das Männchen lief an dem Stamm herauf, das Weibchen kletterte hinab, in der Mitte des Baumes trafen sich Beide und hatten in ihrer kurzen Sprache gar viel Kluges und Wichtiges sich zu erzählen. Vielleicht machten sie sich lustig über die Bachstelze, welche am Fuß der Fichte tausendmal hin- und hertrippelte und sich so leicht und gewandt zu bewegen und zu drehen wußte, so vergnügt und geputzt aussah, als ob sie sich um Nichts zu bekümmern brauchte und niemals arbeite. Daß die Bachstelzen im Allgemeinen nicht viel arbeiten, schienen die fleißigen, geschäftigen Spechte ganz gut zu wissen. Denn sie schauten mit den klugen glänzenden Aeuglein fast mitleidig auf das kleine bewegliche, silbergraue Ding hinab. — In der Nähe saßen zwei Kinder auf dem moosgeschwellten Boden: ein halberwachsener Knabe mit einem eigenthümlich ernsten Gesicht und ein kleines Mädchen, die stets lachte, wenn sie nicht schalt. — Die Kinder schauten auf Baum und Kraut und Vögel und Sonnenschein mit großen, lachenden, glücklichen Augen. Denn Alles was sie erblickten, gehörte ja ihnen: verstanden sie doch die Vogelsprache und wußten gar fein und zutraulich mit Blumen, Sonnenschein und Wind sich zu unterhalten . . . Da zeigte das Mädchen dem Knaben ein kleines Spielzeug . . . Der Knabe griff danach, — das leichte Gefüge ging in Stücke . . .

„Ach, Knud," flüsterte Inga, von seinem stillen Lächeln wunderbar erregt, „denkst Du noch jenes Tages im Walde? Ich zeigte Dir mein Spielzeug, das ich aus Holzstäben und Stroh angefertigt hatte. Du griffst so hastig danach, daß es zerbrach; da weinte ich bittere Thränen, und Du batest so treuherzig um Verzeihung . . . Erinnerst Du Dich dessen?"

Ja, Knud dachte gerade daran. Er sah Inga so sanft und liebevoll an, als wolle er noch einmal sie um Verzeihung bitten. Dann machte er einen schwachen Versuch, ihre Hand zu ergreifen und seufzte leise auf. Er war todt. Auf seinem Gesicht aber lag ein glücklicher, lächelnder Ausdruck, ein Abglanz wol, ein Wiederschein aus der Kinderzeit. Denn in den Erinnerungen der Kindheit war er sanft entschlummert.

Es war ein Sonntag im Beginn des Herbstes. Der dunkelblaue Himmel wölbte sich klar über dem Siljethal. Ueberall lag das gelbe und purpurrothe Laub verstreut: in den nackten Furchen der Felder und auf den abgemähten Wiesen, aus denen zum dritten Mal die lichtgrünen Triebe emporschossen. Das Brausen des Flusses klang von ferne, und große Schaaren Zugvögel strichen über das Thal dahin, um über das Meer einem neuen Sommer entgegenzuziehen. Nah und fern erklangen noch Lebenslaute, aber jeder klang vereinzelt und für sich allein, sie vereinigten sich nicht mehr zu dem volltönenden Akkord des Sommers. Noch war es voller, heller, lustiger Sonnenschein, die leichten Lämmerwolken schifften dahin durch des Himmels blauen Ocean, die Gießbäche hingen wie zerstäubende Silberschleier an den Felsen, und vom Spiegel des Flusses blitzte ein funkendes Feuer von tausend und aber tausend Diamanten auf.

An einem solchen Tage, der den Menschen zur Einkehr in sich selbst mahnt und ihn andächtig und feierlich stimmt, saßen Inga und Gunnar als Braut und Bräutigam nebeneinander auf dem Hauklotz. Das Wohnhaus auf Sönstelien war neu gestrichen und schaute hochzeitlich drein, ringsum erklang das fröhliche Lachen und die laute Unterhaltung der Hochzeitsgäste.

Von dieser Stelle aus war Inga in's Leben getreten; hier hatte sie oft und gern als Kind gesessen, nachdem sie der Armuth entrissen worden war und ein neues, reiches Heim sich ihr aufgethan hatte; hier hatte sie gesessen und voll banger Ahnung hinabgeschaut in's Thal, voll banger Ahnung, daß eines Tages sie ein trübes Schicksal ereilen und sie zurückschleudern möchte in den kalten unfreundlichen Raum, zu Hunger und jeglicher Entbehrung, in der sie einen Theil ihrer Kindheit verlebt hatte; hier hatte sie gesessen und ein fröhliches Lied vor sich hingesummt, als sie mit Even Justesen Hochzeit halten sollte; von hier aus hatte sie in die Fenster des großen Zimmers geblickt, wo aller Brautputz ausgebreitet lag; und hier hatte sie Even angelacht und angesungen, als er mit seinem rothen Gesicht in die Thüre trat und

sie mit den kleinen funkelnden Augen lüstern anschaute . . . Dann war die Zeit gekommen, wo sie müde und hoffnungslos den Platz eingenommen und an manchem nebeligen Abend zum Himmel aufgeblickt hatte, ob ihr aus lichten Höhen nicht Trost und Friede möchte niederthauen. Aber bevor ihr des Trostes Balsam aus des Himmels Höhen niederträufeln konnte, mußte erst der Himmel ihres Inneren in sonnig blauem Glanze erstrahlen. Doch der Himmel ihrer Seele war von Wolken und Nebel umhüllt: sie zitterte vor Gottes zorniger Stimme im Sturm und vor seinem zerschmetternden Willen im Blitz; sie konnte nicht fassen, daß die Stimme ihres Gewissens und die Wahrheit und Aufrichtigkeit ihrer Worte und Thaten weit bessere und sichrere Zeugen für den Allmächtigen waren, als jene ungebändigten Kräfte der Natur. Aber den gütigen, liebreichen Gott verstand sie nicht, obgleich er zu ihr sprach in ihrer eigenen Liebe und Güte.

Schließlich saß sie nun hier in dieser frohen Stunde an Gunnar's Seite. Er nahm, was sie ihm gab und sie nahm, was er ihr gab — Herzensfreude und Segen gaben Beide.

Ein Stückchen von ihnen entfernt standen Rolf und Eli. Rolf schaute nach alter Gewohnheit in's Blaue.

„Einen Mann wie Rolf giebt's doch nicht mehr!" rief Guri überlaut, damit es Jeder hören konnte. Er trägt sich umher mit seiner Frau, wie ich mit meinem Eßkorb. Sie sind stets bei einander."

„Ho, ho!" lachte Rolf und zog Eli's Arm an sich, „er ist nicht bange vor ihr, er ist nur bange um sie."

Mit diesen Worten ging er lachend mit Eli zu einigen Bekannten hinüber.

„I da soll doch" . . . fuhr Hogni ärgerlich zur Seite, „trittst Du die Leute auf die Füße?"

„Ruhig, ruhig!" sagte Rolf und zog das Bein zurück, „Du stehst ja dort und starrst vor Dich nieder wie eine Bildsäule."

„Ich glaube, Rolf hat nur auf Deinen Schuh getreten, und ich kenne Jemanden, der gewiß sehr gern den Schaden ausbessern würde," spöttelte Eli und richtete die strahlenden Augen auf Rolf.

„Bist Du toll Bursch?" wandte Hogni sich zur Seite, als ein junger Bursch über den Weg so nahe an ihr vorbeisprang, daß er sie an den Fuß stieß und sie taumelte.

„Ha, ha, ha!" lachte Rolf laut auf. „Der Eine tritt Dir auf die Zehen, der Andere auf die Ferse. — Wenn Du nicht einen Schuhmacher nöthig hast, dann weiß ich es nicht."

„Du kannst mir gewogen bleiben," unterbrach ihn Hogni und ging ihrer Wege.

„Du stehst ja dort und blickst dem Mädchen nach, als wolltest Du sie mit den Augen verschlingen," sagte Guri Fladhaugen und steuerte auf den Schuhmacher los, welcher breit und selbstzufrieden dastand und Hogni nachsah.

„Ich will das Mädchen haben," lachte er. Es schien als besäße er an geistiger Sicherheit doppelt, was an körperlicher Festigkeit ihm abging. Denn obgleich der Schuhmacher ziemlich breit gebaut war, war er doch nur klein, und das eine Bein, welches zusammenknickte, mußte er fortwährend mit dem anderen stützen.

„Kannst Du denn das Mädchen so gut leiden?" fragte Guri herzlich.

„Ja wohl kann ich sie leiden," lachte er und streckte sich wie nach einem großen Ziel.

„Willst Du sie denn haben?" fragte Guri wieder.

„Ob ich sie haben will?" erwiderte er. „Könnte ich denn etwas Besseres thun? Das Mädchen hat Kraft wie ein Mann! Sie ißt für Zwei, aber sie arbeitet für Drei. Wenn ich auswärts bin zur Arbeit, wär's genau so gut, als hätte ich außer der Frau noch Burschen und Mädchen!" Und dann lachte er, daß es schallte.

„Pfui!" wandte Guri sich zur Seite und spie aus. „Nicht einen Pfennig von meinem Gelde sollst Du haben, Vater!" Mit diesen Worten schritt sie fort.

Der Tag ging zur Ruhe. Die Sonnenstrahlen glühten noch auf den Felskuppen und warfen ihren goldenen Schimmer durch die dunkelernsten Fichten hinab in's Thal. Die Mehrzahl der Gäste folgte den Klängen der Musik, die aus der Stube zum Tanze lockte. Auf dem Wege, der in's Thal hinabführte, wanderte Hogni dahin. Sie hatte das Gesicht in die rechte und den Ellbogen in die linke Hand gestützt. Sie ging zwar allein, aber ihr Benehmen machte doch den Eindruck, als erwarte sie, daß Jemand ihr folgen würde. Sie dachte an den Schuhmacher: so klein er war, so hatte er doch immer den Mund auf dem rechten Fleck — Niemand konnte in dieser Beziehung sich mit ihm messen . . . Alle ihre Bekannten verheiratheten sich jetzt wie auf Verabredung. — Bei diesen Gedanken sah sie verstohlen zurück. Da kamen ihr vollen Laufes zwei junge Burschen entgegen.

„Nun kannst Du Dich beeilen und Dir einen Mann aus dem Fluß ziehen!" schrie der eine unter lautem Lachen. „Der Schuhmacher hat geschworen, daß er sich in's Wasser stürzen wolle, nur weil ich sagte, daß ich Jemand wüßte, der Dich ihm

vor der Nase weggeschnappt hätte. . . . Ich meinte mich selbst. Aber ich habe weder Haus noch Heimath. Erst wenn Großvater, Urgroßvater und Ururgroßvater todt sind, heirathe ich."

Hogni stand einen Augenblick und bedachte sich, dann aber rannte sie vollen Laufes zum Fluß hinab. Es schien ihr doch am Besten, sich zu überzeugen, ob der schwatzhafte, leichtfertige Bursch, der sich aus Nichts etwas machte, die Wahrheit gesprochen habe. Gerade als sie an eine Krümmung des Weges gelangte, erblickte sie den Schuhmacher, der auf einem Stein im Flußbett kniete und sich vornüber beugte, um mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und sich das Gesicht zu kühlen. Aber als Hogni fliegenden Laufes herbeirannte, und Geröll und Gestein mit ihr hinabflogen, verlor er vor Schrecken das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Fluß.

Hogni war entschlossen und kräftig, und gerade, als die wirbelnden, quirlenden Wassermassen im Begriff schienen, den Schuhmacher hinwegzuspülen, ergriff sie ihn beim Kragen seiner Jacke und zog ihn an's Land. — Kurz darauf langte sie mit ihm wieder auf dem Gehöft an. Er hatte dankbar und freudig ihre Hand ergriffen und hielt diese Hand so fest, daß er gar nicht mehr daran dachte, sie loszulassen, weder heute noch in Zukunft.

„Ja, jetzt hat Hogni einen Mann bekommen," lachte Eli ihr entgegen.

Hogni war so verschämt, daß sie sich nirgends umsah, sie blickte nicht einmal auf den Schuhmacher nieder, der fest und stolz an ihrer Seite einherschritt, sich in die Brust warf, die Schultern emporzog und sich reckte und streckte, um an Hogni hinaufzureichen.

„Ihr bekommt doch keinen Pfennig!" rief Guri dem Paar ärgerlich nach und verließ den Hof. Sie hatte nun genug von dem Fest und meinte, daß sie jetzt der Jugend das Feld allein überlassen müsse.

Außer Guri verließ noch ein altes bescheidenes Paar mit den gleichen Gedanken das Gehöft: Niels Nordigaarden mit seiner Frau. Sie hatten durch Inga's Bitten sich bewegen lassen, an dem frohen Feste theilzunehmen, und sie hatten eine aufrichtige, herzliche Freude gehabt an der Schönheit und frohen Lust der jungen Frau. Als es aber gegen Abend ging, und die Lustigkeit mehr und mehr zunahm, schieden sie unter Dank und Segensworten und gingen Hand in Hand ihrem friedlichen, stillen Heim, der Armuth entgegen.

Sie waren bedeutend gealtert in der letzten Zeit, Kummer und Gram prägte sich in den Zügen Beider aus und hatte seine

tiefen Furchen gezogen; aber friedemild wie die Abendruhe nach einem langen, arbeitsvollen Tage schauten sie dennoch drein. Als sie das Thal erreicht und den Fluß überschritten hatten, ließen sie sich am Ufer auf einen Stein nieder, um auszuruhen. Guri Fladhaugen kam langsam des Weges daher.

„Ihr sitzt gerade wie Brautleute da," rief Guri aus, nachdem sie herangekommen war.

„Ja, das sind wir auch, so lange wir leben," antwortete Niels und rückte näher zu Johanna hin. „Nun sind wir schon vierzig Jahre verheirathet!"

„Wir haben schöne Tage miteinander verlebt," sagte Johanna und lächelte Niels an.

„Für mich ist jeder Tag, den ich mit Dir verlebe, ein schöner Tag, was er auch bringen mag," fügte Niels hinzu.

„Wenn Du nur nicht jeden Tag von mir fort und auf Arbeit gehen wolltest," seufzte sie.

„Das ist ja eben meine größte Freude, daß ich für Dich arbeiten kann," lächelte er.

Guri hatte schweigend dagestanden und bald Johanna, bald Niels frohen und freundlichen Angesichts angeschaut: „Ihr allein sollt mein Geld haben!" rief sie auf einmal aus. „Denn Würdigere als Euch kann ich nicht finden! . . . Du mußt nämlich wissen, Niels, daß ich hundert Thaler habe, die ich verschenken will. Die, welchen ich das Geld zugedacht hatte, sagten nein und schlugen es aus, nun aber sollt Ihr es haben. Sagt ja dazu! Komm morgen zu mir, Niels, damit wir weiter über die Sache sprechen können; aber hübsch früh mußt Du kommen, denn ich ziehe mit Pirke und allen Siebensachen nach Sönstelien . . . Ich habe die jungen Leute so gern, daß ich nicht ohne sie leben kann und mir selbst den ganzen Wirrwar, der vorläufig noch dort herrschen wird, gern gefallen lassen will. — Dann kannst Du auch Deinen Mann zu Hause behalten," wandte sie sich an Johanna. „Und Du, Niels, Du kannst auch Schaum auf dem Bierkrug haben, wie Du sagst, bis zum letzten Tage . . . Nun fühle ich mich vollständig erleichtert.

Die Tage, die Jahre, sie gehen dahin,
Doch wenig geschiehet nach Gottes Sinn

heißt es . . . Aber jetzt handle ich doch wol nach Gottes Sinn? In Jesu Namen denn!"

Darauf ging Guri nach ihrem Häuschen, und Niels und Johanna schritten gleichfalls der Heimath zu. Anfangs trauten sie Guri's Versprechen nicht recht, aber je näher sie ihrer eigenen

elenden Hütte kamen, desto mehr stieg in ihnen doch die Gewißheit auf, daß sie an einem Wendepunkt ihres Schicksals ständen. Dann stellte sich bei ihnen der Muth des Vertrauens und schließlich die Freude des Glaubens ein. Dann dachten sie wieder des Gehöftes, auf dem sie bald nun wohnen würden. Sie hatten lange Zeit mit keinem Gedanken mehr daran geglaubt, aber nun, da ihnen plötzlich das unerwartete Glück zu Theil geworden war, erhob die Einbildung sich wieder zu voller Höhe. Der Grund war ja gelegt; auf dem errichteten dankbare Herzen bald ein Schloß.

Es wurde im Siljethal lange davon gesprochen, daß eine schönere Hochzeit als die auf Sönstelien noch nicht gefeiert worden sei, und daß man ein froheres Brautpaar als Inga und Gunnar niemals geschaut habe. Und nach einer langen Reihe von Jahren sagte man noch von Beiden, nachdem sie nach einem thätigen, arbeitsamen Leben sich Ruhe und Frieden gönnten, daß Inga so schön gewesen sei wie die Sonne und Gunnar so „freudig und lustig wie schimmernder Thau". Ja treu und ehrlich und thätig war Beider Leben, ein Dienst vor Gott war es gewesen. Denn

„Das Reich Gottes stehet nicht in Worten sondern in Kraft".

Der Lukne-Hof.

Von dem breiten Hauptfjord zweigte sich ein langer, schmaler Arm ab, der in die Felsen eingesprengt schien und nach endlosen Biegungen und Krümmungen verschwand. Hohe Bergesgipfel überragten, überschatteten dunkel das stille Gewässer, und während der Sturm draußen die weite Fläche des Fjords zu schaumgekrönten Wogen aufwühlte und die brausenden Wasser mit wilder Gewalt gegen die Felsen warf, an denen in wüthendem Anprall die Wellen brachen, zerflatterten und in Gischt zerstäubten, lag die schmale dunkle Wasserstraße zwischen den Felsen ruhig da. Auf diesem steinumrahmten Spiegel jagten die Wellen nicht in tollverwegenem Spiel, sondern still und ruhig träumte die thauige Tiefe, nur hin und wieder leise lächelnd, wenn im Liebesgruß der neckische Wind leicht darüber hinhuschte. Folgte man dem engen Fjordarme, wie er so sich zwischen den zerrissenen Berggipfeln, zwischen Klippen und Geklüft einzwängte, so breitete nach gar vielerlei Windungen das enge Fahrwasser sich wieder aus, daß sein klarer Spiegel des Himmels sonnig blauen Glanz lächelnd wiederstrahlte. Dann traten auch die Berge zurück und machten einem Ufer Platz, das bebaute Felder und Gärten zeigte, die inmitten dieser starren Felsnatur verloren, einen mehr niederdrückenden als erhebenden Eindruck auf den Beschauer hervorbrachten. Noch weiter innerhalb des Reiches der Berge ward die Uferfläche ausgedehnter, die Felder, Auen und Gärten üppiger und größer, die Scenerie lebhafter. Denn viel' muntere Bächlein hüpften von den Bergen zu Thal, über Fels und Geröll und mischten ihr silberklares Gewässer mit dem ebenso klaren Krystall des Fjords. Wo diesem himmelragende Felswände endlich eine Grenze gesetzt hatten, lag ein grünendes Gelände und ein großes wohlgebautes Gehöft; die vielen kleinen Nebengebäude nach alter norwegischer Sitte rings zerstreut. Der Hof hieß Lukne, des Eigenthümers Name war Lars; oftmals ward er auch wol der Lukne-Mann und vertraulich gar Lukne-Bursch genannt; wünschte

aber Jemand auf dem Lukne-Hof besonders gut aufgenommen zu sein, bot er „Lars Björn“*) lächelnd guten Tag. Denn in solchem Fall war der Gast ziemlich sicher, als Antwort ein Lächeln und einen Krug des besten, auf dem Lukne-Hof gebrauten Bieres zu erhalten. Die drei Beinamen hatte Lars auf verschiedene Weise sich erworben: der Lukne-Mann ward er genannt in Folge seines Eigenthumsrechtes; der Lukne-Bursch zum Gedächtniß der Zeit, da er als armer Junge auf dem Gehöft diente. Später hatte er die Erbin des Hofes, ein Mädchen von zwanzig Jahren, gefreit und war nach dem Tode ihres Vaters der einzige und alleinige Eigenthümer des Gehöftes geworden. Den Namen Björn verdankte er folgender Heldenthat: ein großer Bär hatte eine Kuh des Lukne-Hofes überfallen, und gerade als der Bär seine Zähne in die Rückenwirbel des Thieres geschlagen hatte, kam Lars des Weges daher, bedachte sich nicht einen Augenblick, riß einen Pfahl aus einem nahen Zaun und bearbeitete den Bären aus Leibeskräften. — Dieser aber, den eine so rücksichtslose Behandlung und unsanfte Störung bei der prächtigen Mahlzeit höchlich erbittert haben mochte, ließ die Kuh fahren und ging hoch aufgerichtet und vor Wuth schnaubend auf Lars los. Nach wenigen Augenblicken erfolgte eine Umarmung, welche lebhaft an diejenige der berüchtigten eisernen Jungfrau des Mittelalters erinnerte.

Lars, der bislang nur die Umarmung seiner Braut kennen gelernt, hatte kaum geglaubt, daß zwei Arme einen so tödtlich festen Druck auszuüben im Stande seien, und auch der Bär hatte beim Angriff schwerlich geahnt, daß zwischen seiner Brust und der des jungen muthigen Burschen ein guter Stahl sich befände; er hätte sonst wol weniger fest gedrückt. Denn als der Bär unter einem fürchterlichen Gebrüll Lars endlich losließ, hatte dessen gutes Messer den dicken braunen Pelz durchbohrt und stak dem Bären tief im Herzen.

Es war ein kurzer, verzweifelter Streit, ein Kampf auf Leben und Tod gewesen. Als der Bär mit der Todeswunde zu Boden stürzte, sank ihm zur Seite auch Lars blutig und ohnmächtig nieder und lag dort lange, lange ohne Hülfe. Als endlich Leute hinzukamen, zeigte es sich an den zahlreichen schweren Wunden, die Lars im Strauß davongetragen, daß die Tatzen des Bären nahe darangewesen waren, die Lebensquelle des Burschen an einer Stelle zu öffnen, wo ihrem Verströmen kein Einhalt gethan werden konnte; und daß nur ein dreister, wohlgeübter

*) Björn: Bär.

Handgriff oder auch das Glück den scharfen Stahl geführt. So endete der grimme Kampf mit Ehre und Freude, und anderthalb Jahre darauf war aus dem Lukne-Burschen der Lukne-Mann geworden.

Lars lebte glücklich mit seiner Frau, er war zufrieden mit Allem, und obgleich die Ehe kinderlos blieb, fand er sich ruhig in sein Schicksal. „Er mache sich nichts aus Kindern," sagte er, und meinte, „es sei auch wahrscheinlich, daß aus diesem Grunde Gott ihm keine Kinder schenke." Allein Gott dachte anders als Lars Björn, und zwölf Jahre nach der Hochzeit gebar seine Frau ihm Zwillinge, zwei starke Jungen, die der Mutter alle Lebenskraft genommen zu haben schienen: sie starb einige Tage nach der Geburt; sie schlummerte still und sanft ein; das Licht ihres Lebens erlosch, wie eine Lampe erlischt aus Mangel an Nahrung.

Der Tod seiner Frau übte auf Lars einen merkwürdigen Einfluß aus: auf einmal überkam ihn schwer und wuchtig ein großer, erschreckender Kummer, den er weder von sich werfen, noch zu tragen vermochte; des Grames Einfluß und Wirkung waren so eigenthümlich und äußerten sich derart unheimlich, daß Niemand das geringste Mitgefühl mit Lars haben konnte. Der Schlag traf ihn völlig unvorbereitet. Warum lag seine Frau, als das Schwerste vorüber war, so still da und verlor alle Lebensfarbe? Was wollte sein Weib sagen, als sie sich aufrichtete im Bett und ihn so fest und eindringlich ansah, als wolle sie mit diesem Blick ihm eine ewige Erinnerung in die Seele brennen; eine letzte inständige Warnung, daß er in Zukunft seinen unlenkbaren Sinn bemeistern, ein furchtbares, eindringliches: bis hierher und nicht weiter! Und was bedeutete es, daß die Frau auf das Lager zurücksank wie ein in die Wurzel getroffener Baum zu Boden fällt, und daß dann die warnenden Augen ihn noch so eisig kalt anstarrten, so unheimlich, daß es Lars durch Mark und Bein ging wie Fieberfrost und er am Bett sich halten mußte, um nicht niederzusinken? War das der Tod? Seine Frau todt? Und so plötzlich?! Ja, ohne vorherige Warnung hatte eine höhere Macht in Lars' ruhiges, sorgloses Leben eingegriffen und gesprochen: „So, Lars Björn, versuch' es eine Weile allein."

Ja, sein Weib war gestorben; zwei Augen, die über ihn und seine Unruhe, sein unstätes Wesen gewacht hatten, waren auf ewig geschlossen. Da brach auf einmal sein ganzer Halt zusammen. Denn er war bisher stets gewohnt gewesen, sich leiten zu lassen; die mageren Hände, welche dem Herkommen gemäß über der Brust seines Weibes zum Todesgebet gefaltet waren,

die Hände hatten Lars sanft und liebevoll durch das Leben geleitet, sie waren seine Stütze gewesen.

„Gott und Vater! er hat den Verstand verloren," flüsterte das Gesinde, sobald Lars in rasendem Weh heulte wie ein angeschossener Wolf. Sollte ihn die wilde Verzweiflung, die in ihm wogte und stürmte, nicht zum Selbstmörder machen, so mußte er für seine Verzweiflung und seinen unbändigen Schmerz einen Blitzableiter suchen. So ras'te er denn gegen alles Lebende und Lebloſe, bis Jeder sich scheute, ihm nahezutreten. Tagelang saß er am Ende eines langen Tisches und stierte mit blutunterlaufenen Augen in's Weite. Hin und wieder wagte ein erschrecktes Dienstmädchen sich hinein zu ihm und brachte ihm Essen und Bier. Doch Lars wollte weder essen noch trinken. „Am Schlimmsten für Dich selbst," flüsterte scheu das Mädchen vor sich hin und schlich zur Thüre hinaus. Seine einzige Gesellschaft war eine große Schmeißfliege, die mit ihrem dicken Kopf fortwährend brummend gegen die Fensterscheiben stieß, und in ihrem Starrsinn Lars Björn glich, weil sie gleich ihm nicht begriff, weshalb sie nicht gerade da hinauskommen konnte, wo sie wollte.

Mit der Bewirthschaftung des Gehöftes ging es noch ziemlich gut. Lars hatte früher wol mit fester Hand das Steuer gehalten, aber seine kluge Frau hatte die Hand geleitet, und deshalb ward auch jetzt meistentheils noch in ihrem Sinne fortgewirthschaftet, obgleich die Leute sich selbst überlassen waren. So trug sie denn auch im Grabe noch in gewisser Weise die Verantwortung für das Erbe ihrer Väter. Sie war die Letzte eines alten großen Geschlechts gewesen, und über ihrem ganzen Wesen lag eine Feinheit und Klarheit, eine Ruhe und ein stilles Selbstbewußtsein, wie solche nur dann sich vereinigt finden in einer Person, wenn das Blut mehrerer Geschlechter endlich vollkommen verschmolzen und die Klärung vollendet ist.

Wie war es möglich, daß Lars Björn eine solche Frau in unbedingter Hingabe an sich zu fesseln vermochte? Fand sie ihr Glück darin, den Mann zu fesseln, und schien es des Mannes höchstes Lebensglück, von ihr gefesselt zu sein? Gewiß ist, daß, als sie in jungen Tagen ihm das Jawort gab, seine wilde Natur in unbändiger Freude aufflammte, daß es den Anschein hatte, als wolle er das zarte weibliche Wesen in seiner Umarmung zu Tode drücken. Doch sie begegnete seiner Wildheit mit dem großen, ordnenden Blick, der ihr eigen war — und dann umfing Lars sie sanft mit seinen zitternden Armen, und seit jener Zeit kam er immer wie ein Büßender, ein Sünder zu ihr.

Doch die Wirkung reichte nicht über den Augenblick hinaus:

Lars war gezähmt, aber sein Gemüth war nicht weicher, nicht milder geworden. Hätte er eine Frau von anderem Charakter geheirathet, eine Frau, die neben größerer Lebenslust Güte genug besessen hätte, um Weiches gegen Hartes zu setzen, so hätten wol Beider Charaktere nach und nach sich ausgeglichen, und Lars' sprengende Lebensfülle wäre nicht gewaltsam gebannt gewesen, wie sie es gegenüber dieser stillen, geistesstarken Frau war. Beide waren zu ungleich in ihrem Wesen, sie konnten sich nicht verstehen. Und als die Frau starb, bäumte in Lars die wilde Natur zu ihrer vollen Höhe sich plötzlich wieder auf.

Nachdem Lars lange genug gegen sich selbst und gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, gewüthet hatte, sehnte er sich, erschöpft und angegriffen wie er war, nach Ruhe und Sammlung. Aber sein harter, störrischer Sinn war nicht weicher, nicht milder geworden: denn wenn Kummer und Schmerz nicht die Herrschaft erlangen und zur Unterwerfung zwingen, verhärten sie das Gemüth zum Eigensinn. Das war auch bei Lars der Fall, und er ging umher mit so finsterer Miene, als habe er den unabänderlichen Entschluß gefaßt, niemals mehr weder sich noch Andere zu erfreuen. Und Jemand Freude zu machen, dazu bot sich jeden Tag überreich Veranlassung. Am Schlimmsten war Lars' Verhältniß zu den Kindern. Sie waren und blieben die unschuldige Ursache am Tode der Mutter, sie waren eine unabläßige Erinnerung an eine stille, verlorene und vielleicht auch glückliche Zeit. Deshalb regte ihn der Anblick der Kinder auf, er duldete sie nicht in seiner Nähe, er fand keinen Gefallen an ihrem ersten kindlichen Lächeln und Kindergeschrei hielt er nicht aus. Erst später, als bei den Zwillingen der Charakter sich entwickelte, gewöhnte er nach und nach sich an ihren Anblick; und als sie im Alter von zwei Jahren bereits einen kleinen widerspenstigen Willen jeder für sich entwickelten und in keiner Weise den siamesischen Zwillingen gleich aufwuchsen, sondern im Gegentheil gleich den Zweigen eines Baumes nach ganz entgegengesetzten Seiten aufschossen, gewann Lars ihren Anblick lieber; als sie dann späterhin bei der geringsten Veranlassung gar wie zwei junge Wölfe auf einander losfuhren, wollte Lars sich ausschütten vor Lachen. Dann vergaß er seinen Kummer.

Das Gesinde und Fremde, die auf den Hof kamen, nahmen oft Anstoß an dem Unwesen, aber Niemand wollte es übernehmen, Lars Vorstellungen deswegen zu machen, und so hatte denn der Unfriede den Lauf. Inzwischen wuchsen die Jungen heran und nahmen anscheinend keinen Schaden beim Streit; nichtsdestoweniger keimte in ihrer Seele das Böse.

Später, wenn der eine der Jungen irgend Etwas mehr hatte als der andere, gab es einen wilden Lärm; wenn aber Jeder von ihnen den gleichen Antheil empfangen hatte, zankten sie sich — und das war das Unnatürliche — ganz in der nämlichen Weise. Der Eine duldete nicht, daß der Andere hatte, was er selbst nicht gebrauchte. Sie waren einander im Wege, nicht allein auf dem Lukne-Hof, sondern überall im Leben.

„Das sind ein Paar tüchtige Jungen, die Du da hast, Lars," sagte Einer oder der Andere, der auf's Gehöft kam.

„Ja, ja," antwortete er selbstzufrieden. „Das sind Geier mit Schnabel und Klauen; der eine giebt dem anderen nicht nach, bevor nicht Haare und Federn herumfliegen." Und dabei lachte Lars Lukne, daß er sich schüttelte und dann rief er Aamund, denn, wie er erklärte, war Aamund der Aeltere, weil er einige Stunden vor seinem Bruder Niels zur Welt gekommen war. Sobald Lars Aamund rief, kam zugleich auch Niels fliegenden Laufes herzugerannt, um zu sehen, was Aamund solle und ob ihm selber Nichts entginge. Waren dann die beiden Brüder zur Stelle, so warf Lars einige Kupfermünzen auf den Boden. Sofort fielen die beiden Jungen über einander her und balgten sich um die Geldstücke, wie zwei auf einander gehetzte Hunde an einem Knochen zerren.

„Sollen die Jungen sich die Jahre hindurch balgen, bis sie erwachsen sind?" brach einmal ein Nachbar los, als Beide roth und erhitzt, ein jeder mit einer erbeuteten Kupfermünze dastanden. „Es ist wol am Besten, Du theilst den Lukne-Hof in zwei Theile und trennst sie durch einen Zaun. Groß genug ist das Gehöft."

„Oho," lachte Lars Björn — und in diesem Augenblick erinnerte Alles daran, daß er einmal Liebeszeichen mit einem Bären getauscht hatte, — „oho! der Stärkste soll den Hof haben. Her mit Deinem Kupferstück!" wandte er sich an Aamund. „Du Aeltester hast das kleinste erobert. Her, mit Deinem, Niels! Der, welcher jetzt das Zwei-Schillingstück bekommt, erhält den Hof: der Ein-Schilling kann in den Scheeren wohnen!"

Bei diesen Worten warf Lars beide Schillinge wiederum auf den Hofplatz; im selben Augenblick stürzten sich die wüthenden Jungen darüber her, und das Spiel endete damit, daß die Umstehenden zugreifen und sie auseinanderreißen mußten, weil das Schlimmste zu befürchten war.

So war das Leben auf dem Lukne-Hof, bis die Jungen das neunte Jahr zurückgelegt hatten. Da trat ein Ereigniß ein, das die dunklen, trüben Verhältnisse eine Zeitlang erhellte. Und wenn das leuchtende Licht anfangs auch nur dem zitternden Schein

glich, der durch eine Thürspalte fällt, so folgte der Nacht schließlich eine freundliche, gesegnete Morgenstunde. Lars Lukne war neun und vierzig Jahre alt um diese Zeit. Des Kummers schwere Last war ihm mit den Jahren leichter geworden: er konnte lachen und er lachte oft. Es war kein gutes, fröhliches Lachen, kein Lachen aus Herzensgrund — kein Lachen der Befreiung, wie die Philosophie es nennt; es war weit eher ein Lachen der Unterjochung, weil es klang aus schadenfrohem Herzen. Nechtsdestoweniger erzeugte das schadenfrohe Lachen eine Gemüthsbewegung, welche die Mauer der Verhärtung erbeben und wanken machte. Wie der Memnonssäule entklangen dem Riß Töne, neue Herzenstöne. Lars verliebte sich, verliebte sich dermaßen, wie er es nie zuvor gewesen war. Denn obgleich er mit seiner verstorbenen Frau in einem herzlichen Verhältniß gelebt hatte — herzlich war es vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet gewesen — so war es doch mehr die sittliche Macht, die dem unbändigen Ueberschäumen seiner Natur einen Damm setzte; nicht das volle, wahre liebevolle Einverständniß war zwischen Beiden vorhanden; Geben und Nehmen waren nicht gleich vertheilt gewesen. Wäre die erste Frau am Leben geblieben, so wäre Lars Lukne mit ihr durch's Dasein gegangen, ohne weder sein eigenes Gefühl zu kennen, noch es zu vermissen. Nun aber war er wie neugeboren und sah Alles mit anderen Augen an; die Vergangenheit sank hinab in's Meer der Vergessenheit wie ein Stein in's Wasser fällt, über dem die Fläche sich schließt und in immer weiteren Kreisen sich wieder glättet.

Lars hatte mehrmals in der Kirche eine junge Wittwe gesehen, deren Mann kürzlich gestorben war, die mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen von vier Jahren, in äußerst bedrängten Verhältnissen lebte. Sie drückte sich immer scheu und demüthig an die Wand und sah sich unsicher rings um nach den anderen Leuten, während sie ihr Kind fest an der Hand hielt. Aber hübsch war sie, so hübsch, daß sich, obgleich sie noch Trauerkleidung trug, doch der eine oder andere junge Bursch in ihre Nähe schlich und ihr ein freundliches Wort zuflüsterte. Derartige kleine Zudringlichkeiten vergalt Ingeborg, so hieß die Wittwe, durch kurze, abweisende Antwort und eine stille Ruhe, die ihrem hübschen Gesicht so gut stand, daß sie die Jugend nur zu einem neuen, dreisteren Versuch anlockte. Auf Lars Björn machte Ingeborg einen unwiderstehlichen Eindruck und mit unsichtbarer Macht fühlte er sich hingezogen zu ihr; aber er hielt sich einstweilen noch zurück. Nachdem ein halbes Jahr dahingegangen war, als der Sommer die wuchernden Sehnsuchtstriebe

seines Inneren zu neuem Leben erweckte, wuchs auch sein Wille zu neuem Leben, zur Reife empor. — Es war an einem Sonntag, als die Wittwe in der alten Weise auf der gleichen Stelle stand. Ein Stückchen von Ingeborg entfernt, vertrieb eine Schaar junger Burschen die Zeit mit Spaß und Lachen, während sie seitwärts auf Ingeborg schielten. Da ging Lars breit und sicher auf sie zu, — wollte nun noch Jemand sie anschauen, so mußte er es durch seinen Rücken thun! Lars machte erst einige Redensarten von Wind und Wetter, dann nahm er des Kindes Hand liebkosend in die seine und geleitete Kind und Mutter den Kirchenhügel hinab auf den Weg, der heimwärts führte.

„Da geht er hin mit ihr!" rief einer der Burschen aus.

Und Lars ging wirklich dahin mit Ingeborg. Er machte nicht viele Worte, er sagte kurz und gut, was er dachte. Denn der Gedanke der Liebe in ihm glich keineswegs einem verzweigten Schlinggewächs, sondern hatte nur einen kraftvollen Schößling getrieben, der siegreich an's Licht trat. Ein halbes Wort von Lars genügte. Ingeborg begriff sofort, warum es sich handelte. Das Blut drängte sich ihr zum Herzen, als solle es das Herz sprengen, und ihre Lippen bebten; — in ihrer Seele zitterten scheue, weiche Gedanken von erster Liebe, von Liebe für den Todten und von Schamhaftigkeit — aber gegenüber der Macht und männlichen Kraft Lars Björn's, die magnetisch auf sie wirkte, verlor Ingeborg jeden Halt und alle Widerstandsfähigkeit. War doch Lars der reiche Mann, zu dem Jeder mit gewaltigem Respect aufsah. Und dieser reiche, mächtige Lars war derart in Liebe entbrannt für Ingeborg, daß er in seiner Leidenschaftlichkeit sich mit einem zwanzigjährigen Burschen messen konnte. Als sie endlich der Hecke genaht waren, wo auf einem schmalen Fußsteig Ingeborg hinaufgehen mußte zu ihrem ärmlichen Heim, stand sie still und stützte sich auf einen Heckenpfahl; sie zitterte vor Aufregung, das Mädchen hielt sie vor sich wie zur Abwehr.

„Soll ich Dir heimfolgen?" fragte Lars, indem er Ingeborg sanft fortdrängte von dem Pfosten und die Heckenthür öffnete.

„O nein, es ist nicht werth, daß Du es thust," bat sie und hielt sich abermals mit zitternder Hand fest an dem Zaun.

Lars ließ den Griff der Thüre los und sah einen Augenblick lang auf Ingeborg: konnte er nicht thun was er wollte? Aber der ruhige Muth, mit dem sie seinem Blick begegnete, kam aus einer reinen, feinen Frauenseele, und dieser stille Muth entfernte milde aber sicher die unlauteren Gedanken aus Lars' Sinn, gleichwie eine liebevolle Hand den Dorn aus der schmerzenden Wunde zieht.

So standen sie eine Weile und sprachen kein Wort. Die flammende Röthe verhaltener Leidenschaft, die Lars plötzlich in's Gesicht gestiegen war, zerfloß an dem milden Strahl dieser sanften, schimmernden Augen, die auf ihn geheftet waren wie ein Gruß von Gott. Und Lars ward so sanft, so biegsam und gefügig, daß Ingeborg zu weinen anfing; — das Kind weinte dann auch; — Niemand von ihnen wußte recht den Grund.

„Gott segne Dich und das Kind," flüsterte Lars und war dem Weinen eben so nahe wie die Anderen.

„Danke," schluchzte Ingeborg und drückte das Kind an sich.

„Ja, ja," sprach er erleichtert, „ich werde Dienstag zu Dir kommen und hören, ob wir die Sache in Ordnung bringen können, — denn es ist wol am Besten, wenn wir am Sonntag uns in der Kirche aufbieten lassen."

„Wie Du willst," seufzte Ingeborg.

Dann reichten sie einander schweigend die Hand, und Jeder ging der Heimath zu.

Für Ingeborg verflossen die Tage in Bangigkeit; unabläßiges Weinen war ihre einzige Zuflucht; ihre Widerstandskraft war gebrochen. Die Mattigkeit und Muthlosigkeit, die sich ihrer bemächtigt hatten, malten ihr die Armuth und deren Folgen in satten Farben aus und zeigten ihr lichtgetränkt die Lebensluft, welche durch die trübe Stimmung ihrer Seele wie ein Stern durch Regenwolken blickte. Und die Lebensluft sprach so überzeugend für die Behaglichkeit und für die Ehre, Frau zu sein in einem reichen Haus, daß jeder Zweifel verschwand. Als am Dienstag darauf Lars großspurig, kraftvoll in's Haus trat, empfing sie den reichen Werber mit sanfter Hingebung.

Hätte Lars Björn über Gesetz und Herkommen sich hinwegsetzen können, er hätte an diesem Tage dreimal Hochzeit gehabt, solch' jubelnde Freude hatte hellen Einzug gehalten bei ihm. Er mußte aber wohl oder übel sich fügen und einen Monat in Geduld sich fassen. Dann aber war auch ein Hochzeitstag auf dem Lukne-Hof so prächtig, wie Geld und Uebermuth nur immer es verlangen konnten.

Mit der neuen Hausfrau zog ein neuer, besserer Geist ein auf dem Lukne-Hof. Denn war auch Ingeborg nicht stark und fest, wie die erste Frau es gewesen, so war sie doch, wie es Milde und Schönheit immer sind, die stille Herrscherin im Hause. Ingeborg erinnerte sich stets ihres geringen Herkommens und wollte deshalb niemals etwas Anderes, als was Lars wollte, und Lars wiederum glaubte nur Ingeborg's Willen zu thun. Das war ein lichter, freundlicher Quell des Verständnisses, der leis' mur-

melnd unter Blumen dahinfloß, still und ruhig: zu einem wilden Gießbach konnte er niemals anwachsen, aber auch nicht langsam rückwärts fließen und versiegen. Ingeborg blieb in ihrem Benehmen gegen Lars immer gleich ruhig, freundlich und sanft, eingedenk stets des Beweggrundes, der sie zu Lars Björn's Frau gemacht hatte; und Lars war und blieb gleich verliebt in sie. War sie doch zwanzig Jahre jünger als er und in der schönsten Blüthe ihrer Jugend; ja, sie ward noch schöner mit der Zeit: die guten Verhältnisse und die sorgenfreien Tage glätteten die Stirn und gaben den Wangen die Farbe der Gesundheit. — Ja, es war zur Zeit ein vergnügliches Leben auf dem Lukne-Hof. Aber das Leben hat ja nicht mehr Bestand wie die Blattknospe, welche der Reif zerstört.

Die stille, friedevolle Ehe machte ihren Einfluß geltend auf das Verhältniß der Zwillingsbrüder, und wenn es sich auch nicht gründlich änderte, so gestaltete es sich doch nach und nach in Vielem anders und freundlicher. — Lars saß nicht mehr auf der Thürschwelle und hetzte die Brüder zu Zank und Schlägerei; dagegen wachte über sie die Fürsorge der Stiefmutter, welche sie beiden Brüdern in gleichem Maße bewies, milde und liebevoll. Die liebende Fürsorge stimmte auch diese verhärteten Herzen weicher und ließ die helleren Saiten hell und freundlich anklingen, wenngleich auch in Beiden noch ein Theil des alten Zornes wach war und zuweilen in alter ungebändigter Wildheit überschäumte. Das gegenseitige Aufhetzen aber war vorüber. Sie standen nicht länger Jeder bei seinem Thürpfosten und sahen einander ingrimmig an; — sie schämten sich vor der hübschen Stiefmutter mit den sanften, ruhigen Augen und sie schämten sich noch mehr, wenn das Mädchen stillstand vor ihnen und mit den großen verwunderten Augen von oben bis unten sie anschaute und dann sich scheu bei Seite schlich. Wenn das Mädchen auch kein Wort sagte, — es giebt eine stumme, aber sehr beredte Sprache, welche lauter spricht als alle Stimmen der Erde. Die Ermahnungen dieser stummen Sprache verspürten die Brüder in der Seele und dachten zum ersten Male nach darüber, was sie thaten.

So wuchs Aagot, so hieß das Mädchen, empor im Spiel und in der Pflege guter Tage und entfaltete sich zu ungewöhnlicher Schönheit in Ansehen und Gestalt. Sie war so licht und klar wie eine Wasserrose, aber über ihrem Anblick lag es doch wie ein dunkler Schimmer: ein eigenthümlicher Aufblick der Augen, die sich auf Jeden, dem sie begegneten, mit Strenge hefteten. Davon wußte das Kind Nichts. Diese Macht der Strenge in seiner Natur raubte ihm aber weder die Kindlichkeit noch die

Kinderspiele. Aber die Brüder fühlten die magnetische Macht und schlugen oftmals wie Büßende die Augen nieder vor dem Blick, wenn Aagot sie auch gar nicht anders anschaute als vielleicht einen Baumstumpf am Wege. Aus der unmittelbaren Zähmung der Naturkraft entwickelte sich bald eine Art stiller Wettkampf zwischen Beiden, der Versuch, welcher von ihnen Aagot am Meisten und Längsten an sich zu fesseln vermöchte — aber das Mädchen war sparsam in ihren Auszeichnungen, und so lange auch der Friede währte, erinnerte sie sich doch immer an den Streit, der vorhergegangen war; sie war trotz alle der schönen und lockenden Worte, die sie zu hören bekam, immer eingedenk Dessen, daß aus dem Mund, der diese Worte sprach, auch Böses und Schlechtes gekommen war. Dabei aber war sie doch wieder so milde und freundlich, wie es nöthig war, um ihren Einfluß auf die Brüder zu vergrößern, und als diese nach und nach gewahr wurden, daß sie für jedes Scheltwort und für jeden Ausbruch von Gehässigkeit ein Stück der Vertraulichkeit verloren, die so unendlich schwierig zu gewinnen war, gewöhnten sie endlich sich daran, eine Art Selbstzwang zu üben, der erst zur Gewohnheit und später zur Natur wurde.

In diesem Zusammenleben gingen zehn Jahre dahin. Ingeborg war noch eben so schön, und es schien fast, als solle es ihr gestattet sein, die Blume des Sommers in den Herbst hinüberblühen zu lassen; als solle der Krone nicht ein Blüthenblatt entwehen. Für Lars war Ingeborg noch beständig dieselbe Augenlust und Freude wie damals, als er zum ersten Male auf dem Kirchgang ihr begegnete, und weil diese Schönheit das eigentliche Band des Zusammenfindens zwischen Beiden gewesen war, so war es gut für Ingeborg, die der Ruhe und sorgenloser Tage bedurfte, daß dieses Band sich nicht löste, bevor die volle Blüthe auf einmal geknickt wurde.

Es giebt im Herbst Tage, an denen die Sonne so warm scheint, die Luft so milde ist, daß die sterbende Natur uns täuscht mit einem Schein von frischem, pulsirendem Leben, von Ueppigkeit und Fülle, wenn wir auch wissen, daß dieser Schein trügerisch ist: die Nahrung ist verbraucht, der Lebenssaft verzehrt, tief im Herzen pickt der Todtenwurm. So war es auch mit Ingeborg Lukne's Schönheit. Das Leben mit Lars war äußerlich gemächlich und bequem gewesen, aber innerlich hatte doch ein stilles Weh, ein leiser Schmerz gebohrt und gezehrt — weil Gleiches sich nicht zu Gleichem gesellt. So kam es denn, daß Ingeborg's Leben ein Ziel gesetzt wurde so hurtig, daß Niemand es ahnte, bevor der Tod sie berührte.

Da erwachte Lars aus seinem schönen Traum und wunderte sich: es war doch unmöglich, daß Ingeborg sterben konnte! Sie war so schön, so fügsam, so weich und milde! Mit ihr zu leben bereitete ihm eine so unendliche Freude!

Ja, auch sie konnte und mußte sterben; es ging sehr schnell zu Ende. Da wurde Lars von einer Verzweiflung ergriffen, die er früher nicht gekannt hatte. Er betete zu Gott, ja, er schrie zu ihm, er warf sich wie ein Sinnloser auf den Boden und wand sich; er bot dem Herrgott Alles, was er besaß, zum Opfer, nur das Leben nicht: denn er wollte ja leben mit Ingeborg. Aber Lars Björn mußte auch diesmal der höheren Macht weichen. Nach vierzehn Tagen lag Ingeborg im Grab, und auf dem Lukne-Hof ward das Begräbnißbier getrunken. Es war so vortrefflich gebraut, daß es der Verstorbenen einen Nachruf verschaffte, der weiter reichte, als der Ruf der Frucht ihres stillen Lebens.

Lars saß wiederum als Wittwer auf Lukne. Die Söhne hatten das neunzehnte Jahr zurückgelegt, und Aagot, die ja auch als Kind vom Hause anzusehen war, ging in's fünfzehnte Jahr.

In der ersten Zeit schien Alles zu einem stillen, ruhigen Leben sich zu ebnen: der Eine wich vor dem Anderen fügsam zur Seite — sie gaben einander Raum zum Leben — und das ist Das, was den äußerlichen Frieden ausmacht. Lars war noch so übermannt von Kummer und Schmerz, als sei er in einem gewaltigen Ringkampf unterlegen und fühle den Kniedruck des Siegers auf der Brust. In seinem Athemzug war ein kurzes schmerzliches Stöhnen, als wolle er sich befreien von dem Druck und sich erheben und vermöge es doch nicht. Aber der Kampf dauerte nicht lange. Der tüchtige, kräftige Lebensstoff, die Fülle, die in ihm war und lebte, konnte wol eine Zeitlang schlummern, aber nicht sterben.

Nachdem einige Monate vergangen waren, gewann seine Natur allmälig die Herrschaft zurück; weil aber die sanfte, nachgebende Leitung der Frau ihm fehlte, begann Lars sein neues Leben genau an dem Punkte, wo er vor neunzehn Jahren mit dem alten abgeschlossen hatte. Das Böse in jugendlicher Hülle wirkt nicht so abschreckend, als wenn es seine dunklen Schatten über des Alters schlaffe Züge wirft. Lars Lukne war damals in all' seinem Jähzorn und unbezähmter Wuth nicht das Schreckbild für seine Leute, welches er nun ward, als der gleiche wilde, unlenkbare Sinn seiner sich wieder bemeisterte.

Aagot war die Einzige, welche alle Unannehmlichkeit schweigend ertrug. Sie wurde zwar als die Tochter des Hauses angesehen, aber sie war doch der Unsicherheit ihrer Lage sich be-

wußt und es war ihr völlig klar, daß einst der Tag kommen konnte, wo Lars nicht mehr war; daß lange vorher auch eine Stunde schlagen mochte, da sie aus dem Haus gehen mußte, an dem sie kein Recht hatte. Aber so lange sie dort weilte, wollte sie auch alle Wohlthaten, die sie ihrer Mutter wegen empfangen hatte, reichlich vergelten, und deshalb nahm sie ohne Widerstand alle Last und des Stiefvaters ungereimte Gehässigkeit auf sich. Sie hatte nur Freundlichkeit als Antwort.

Unter solchen Umständen gingen zwei Jahre langsam und freudlos dahin über Lukne. Aagot wurde confirmirt, aber es gab keine Festlichkeit an diesem hochheiligen Tag. Am frühen Herbstmorgen bestieg Aagot mit den beiden Brüdern und zwei Leuten vom Gehöft das Boot und ruderte über den Fjord. Das Gesangbuch der Mutter war der einzige treue Begleiter, den Aagot hatte, und über das Buch gebeugt saß sie wehmüthig still da während der ganzen Fahrt. Auf dem Heimweg erhob das Gefühl eines neuen festen Bundes mit Gott und Menschen sie in eine klarere Stimmung, und ihr scharfes Auge, das strafend und mahnend sonst oft die Brüder traf, weilte heute gar vielmals mit einem großen wunderlichen Liebesblick auf den trotzigen Gesichtern.

Niemals zuvor wie heute hatte sie so klar und deutlich gesehen, daß des Stiefvaters böse und schadenfrohe Natur den Söhnen eingeimpft war und sie bereits gezeichnet hatte in jedem Zug und in jeder Miene. Hätte sie doch in dieser Stunde die Hand segnend auf das Haupt ihnen legen und sie segnen können, wie der Prediger kurz zuvor sie gesegnet hatte! Denn dieser Segen hatte sie so innerlich gestärkt; sie fühlte sich erhoben dadurch.

Wenn die Brüder doch gut und freundlich gegen sie sein möchten! Sie hatte ja weder Vater noch Mutter, weder Heimath noch Schutz! Und wiederum ließ sie den liebevollen Blick fragend und prüfend hingleiten über Beide.

Aber in diesem Augenblick saßen sie nicht gerade vor ihr wie Brüder. Lange hatte in ihrem unruhigen Gemüth das Gefühl gegährt und gewallt: es war zusammengebraut zur Leidenschaft. Und jetzt da Aagot vor ihnen saß, so schön aussah, und die klaren, sonst so strafenden Augen so mild ihnen entgegenleuchteten, war Alles, was bisher nur gekeimt hatte, auf einmal in Blüthe ausgeschlagen: sie rissen Aagot an sich, Jeder im Stillen, wie sie in der Kindheit um die hingeworfenen Kupfermünzen sich gerissen und gebalgt hatten. Aber den Gedanken verwahrten sie schlau und sorgfältig. Denn wie gewaltsam die

Natur sich auch erhob, es lebte doch in ihnen der Jugend Scheu noch.

Aber es dauerte nicht lange; unter dem Kessel war zu viel Feuer, er mußte überschäumen. Und ihre Wege, die ja auf das gleiche Ziel gingen, mußten sich kreuzen; es mußte einen Zusammenstoß geben, um so mehr als Aagot nach und nach ihre Absichten durchschaute und ihnen auswich. Sie hatte zu Gott gebetet um die Güte und Liebe der Brüder, aber Bruderliebe war es nicht, was so oft ihr entgegenleuchtete aus den unruhigen Gesichtern, was so jäh aufflammte und so scheu sich verbarg im selben Augenblick.

Und noch Jemand war auf dem Lukne-Hof, der Alles durchschaute, der murmelthierartig herumging zwischen ihnen und der, wie es schien, nur Worte hatte und Gedanken für sein eigenes, friedloses Dasein. Lars Björn war's. — Hätte Lars in der Stadt gelebt, so hätte der Umgang mit vielen anderen Menschen für die Leere in seinem Innern ihm doch wol Ersatz geboten in einer oder der anderen der falschen Waaren, die auf dem Markt des Lebens zur Schau gestellt sind. Denn sich selbst hatte Lars nie erkennen und vertiefen gelernt, er war stets nur seiner Laune gefolgt, nur sein Wille war maßgebend gewesen. Deshalb stand er ganz allein und Niemand liebte ihn. Er ging einsam brütend und sich selbst verzehrend herum und glaubte in dem drohenden Unwetter, das er langsam aber sicher heraufziehen sah über sein Haus, eine Erfrischung und Abwechselung zu finden.

Lars lebte fast gänzlich wieder auf! Der Kampf mit dem Bären zitterte in seinem Innern zweifach und dreifach wieder; er lachte still in sich hinein, er lachte und that tiefe Züge aus dem Bierkrug, der für ihn allein gefüllt gehalten wurde; — es ereignete sich auch, daß Lars den Söhnen zutrank, bisweilen beiden gemeinschaftlich, meistens jedoch dem einen oder andern allein.

„Zwei Jungen und ein Mädchen!" lachte er da heraus und schnalzte mit der Zunge. „Das wird hart werden mit der Theilung! . . . . . Schafsköpfe nehmen es mit Güte, Burschen; ich machte es auch so, als ich den Bären umarmte! Ha, ha, ha! Es waren schon noch mehr Bären da, aber Einer kann bekanntlich nur Einen auf einmal umarmen."

Die Brüder sahen sich von der Seite an, während der Vater sprach. Sie waren nicht hübsch von Angesicht; aber sie sahen noch häßlicher und abschreckender aus, wenn sie gegenseitig so heimtückisch sich anschielten und einander zu messen schienen zu einem Kampf auf Leben und Tod. Dann lachte Lars höhnisch

dazu und reizte und feuerte sie an; er lachte und trank und stützte mit beiden Armen sich breit und aufgeblasen auf den Tisch.

„Wer war doch gleich der Aelteste von Euch?" fragte er anscheinend gütig, während er die Pfeife ausklopfte und reinigte. Und als Niemand ihm Antwort gab, Aagot aber sich über das Feuer beugte und that, als hätte sie seine Frage nicht gehört, fuhr er nach einer Weile fort, indem er die Pfeife anzündete, daß der Taback hell aufknisterte:

„War's nicht Aamund, der den ersten Laut von sich gab, wie?"

„Ah," brummte es herüber von der Seite, wo Niels saß.

„He?" fragte Lars Björn und zwinkerte mit den Augen zu ihm hinüber, „Du warst noch nicht zur Welt gekommen, als er bereits schrie . . . . . Aamund ist also der Aelteste; er bekommt den Lukne-Hof und Du kannst Deine Schwester nehmen und in den Scheeren Dich anbauen."

„Sie ist seine Schwester nicht mehr als meine," sagte Aamund und sah flammenden Auges auf Niels. Doch Niels bemerkte nicht seines Bruders wilden Blick, sondern sah das Mädchen an, welches purpurübergossen vor dem Feuer stand.

„Nein, nein," antwortete Lars halblaut, „könntet Ihr Jeder die Hälfte bekommen, so . . . . . ."

Im selben Augenblick aber schlug Aamund mit der geballten Hand auf den Tisch, daß es dröhnte, sprang auf und stürzte zur Thüre hinaus.

„Ho, ho!" lachte der Vater hinter ihm her. „Der Junge theilt sicherlich nicht!"

„Er wird es doch wol müssen!" zischte der Bursch, welcher zurückgeblieben war.

„Meinst Du mit dem Hof oder mit dem Mädchen?" fragte Lars leise lachend.

„Ich meine, was ich meine," antwortete der Bursch.

„Na, na, denk' daran, daß Ihr Eure Schwester doch eigentlich nicht heirathen könnt," fügte Lars hinzu.

„Aagot ist nicht unsere Schwester," sagte Niels, indem er sich erhob, zum Heerd ging und an die Seite des Mädchens trat.

Aagot war nahe daran, einen Schrei auszustoßen, als der Bursch so dicht sich an sie herandrängte; aber sie nahm sich zusammen und wandte ihm das Gesicht zu. Die für sie so kränkende Unterhaltung zwischen Lars und seinen Söhnen hatte ihr die Thränen in die Augen getrieben, und der bittende, thränenverdunkelte Blick, den sie auf den Burschen heftete, begegnete dessen wild unruhigem, leidenschaftlich glühendem Auge. Da schlich Aagot sich sachte und scheu fort und suchte ihre Schlaf-

kammer auf, und hier stieg ein heißes, inniges Herzgebet empor zu dem Gott, der das Gebet verstand, bevor es noch in Worten über die Lippen sich drängte. Und freudig und gestärkt ging sie am nächsten Morgen auf's Neue an ihre Arbeit. Sie stand in ihrer froh-frischen Jugendblüthe jetzt, aber aus der Blüthe quoll nicht die Freude hell empor zum Lebenshimmel, und die Schönheit, die Gott ihr verliehen hatte, ward ihr zum Kreuz des Leidens anstatt zum Schmuck zur Hochzeit des Lebens.

Keine Ungewißheit über die Absicht der Brüder war mehr in ihrer Seele: Beide hatten den gleichen Trieb und den gleichen Willen und der eine hatte eine ebenso starke Hand wie der andere zum Nehmen und Festhalten. Konnte sie nun noch, wo Beider Leidenschaft in flammender Lohe aufschlug, vorübergehen an ihnen, ohne dem einen sich mehr zu nähern als dem anderen? Sie wußte keinen Ausweg zu finden aus diesem Labyrinth. Hätte sie für den einen der Brüder mehr gefühlt als für den anderen, so wär's ihr ein Fingerzeig gewesen von oben und sie hätte gewußt, was sie thun mußte; aber sie fühlte vor Beiden gleichmäßig nur Abscheu und Schrecken. Doch wenn der eine ihrem Herzen auch näher gestanden hätte als der andere, sie hätte doch das Gefühl verbergen müssen, um nicht eine Kluft zu reißen zwischen Aamund und Niels, die niemals ausgefüllt werden konnte.

Da trat ein Ereigniß ein, das diesem Verhältniß oder richtiger Mißverhältniß ein Ende machte. Ein unerwartetes, ein plötzliches Ende mußte es ja nehmen so wie so. Denn was half es, daß Aagot in Nachgiebigkeit und Geduld um diese knorrigen Eichenzweige, um diesen streitenden, trotzigen Eisenwillen ein Seidenband wand? Das Band mußte zerflatternd zerreißen, eine Kette selbst wäre klirrend zersprungen.

Lars war, wie erzählt, erst Knecht gewesen auf dem Hof, bevor er dessen Eigenthümer ward. Er war armem Geschecht entsprossen, und nachdem er die reiche Erbin heimgeführt, hatte er seine Vergangenheit ausgelöscht; er brach den Verkehr mit seinen Verwandten vollständig ab. Schwierig war das ohnehin nicht, denn seine Blutsverwandten hatten nicht gern zu thun mit ihm. Da kam eines Tages ein junger Bursch auf's Gehöft, der Lars Grüße brachte von einer Schwester, die soeben gestorben war und die letzten Tage in Armuth verbracht hatte. — Lars freute sich dieser Botschaft nicht gerade sehr. Wäre seine Schwester gestorben, ohne daß Jemand in seiner Umgebung etwas von dem Todesfall erfahren hätte, so hätte er keinen Seufzer, keine Thräne verloren. Aber nun war ja die Todesnachricht offen ausgesprochen, viele Ohren hatten sie vernommen, und aus dem Grunde

kam über Lars eine Scham, die ihn zum Heuchler machte, der er bis dahin nicht gewesen war.

„Das war nicht wohlgethan von Deiner Mutter," sagte er milde zu dem Burschen, der sich an der Thür hielt und ein wenig ärmlich aussah, obgleich guter Muth aus seinen Augen leuchtete. „Sie konnte mir doch ein Wort gönnen; ich hatte doch immer so viel, daß meine Schwester nicht im Elend hätte aus der Welt zu gehen brauchen."

Ja, der Junge meinte, daß, so lange Jemand sich selbst helfen könne, er nicht die Hülfe Anderer in Anspruch nehmen müsse. Seine Mutter sei des Glaubens gewesen, daß Jeder sein Kreuz zu tragen habe.

Nach diesem Zwiegespräch trocknete Lars seine Augen, schob den Bierkrug hin zu Thor — so war des Burschen Name — und fügte nach kurzem Bedenken hinzu, daß Thor bei ihm bleiben und das Leben nehmen möge, wie es auf dem Lukne-Hofe sei.

Der Bursch dankte und gab den Krug seiner Mutter Bruder zurück, und Alles war somit abgemacht und in Ordnung. Nachdem die Rührung sich gelegt hatte, gab Lars zu seinem Anerbieten folgende Erklärung: „Du — mußt ja gehen als Knecht, verstehst Du .... dann bekommst Du Lohn — und das ist gut."

Ja, das meinte Thor auch und ging frischen Muthes an die Arbeit.

Im Anfang nahmen die beiden Brüder sich seiner freundlich an. Der eine war zuerst freundlich gewesen gegen Thor, und das genügte dem anderen, um noch freundlicher zu sein gegen ihn. Aber Thor war ein hübscher Bursch mit dunklem Haar, hellblauen, leuchtenden Augen und hoher, klarer Stirn, und wenn er so einherging mit froher Miene und Alles that, billige und unbillige Arbeit, ohne zu murren, da stieg in Niels und Aamund allmälig das Gefühl auf, daß sie gegenüber dem hübschen Burschen eine traurige Rolle spielten. Denn das begriffen sie, daß Schönheit ihnen nicht zu Theil geworden war.

Aber wie flink und freudig Thor auch war, es kamen doch Augenblicke, wo er den Lukne-Jungen gern aus dem Wege ging. War dann die Arbeit gethan, suchte er oft eine einsame Stelle auf, oder er warf sich unter einen Baum und ruhte dort, anstatt bei den Anderen in der Stube zu sitzen. Aamund und Niels, in denen der Neid immer höher schwoll, gingen wieder Thor aus dem Wege, weil sie sich in seiner Nähe gedrückt fühlten. Aber seitdem sie mehrmals Aagot in Thor's Gesellschaft getroffen hatten, wandte sich das Blatt.

„Es sieht aus, als ob Eure Schwester mit dem Burschen

zusammen gedeiht," begann Lars ein Gespräch, während er saß und trank, wie er zu thun pflegte, und mit seinen listigen Augen zu den Söhnen hinüberzwinkerte.

Aamund und Niels, jeder mit seiner Pfeife, saßen hinter dem Tisch. Aagot hatte vor Kurzem sich aus der Stube gelistet, und Thor war wie gewöhnlich gleich nach der Mahlzeit fortgegangen. Eine Weile war es still; die Burschen hatten wol des Alten Worte gehört, aber sie antworteten nicht.

„Ah ja, man kann Nichts dazu sagen," setzte ein wenig später Lars hinzu, „haben sie gegenseitige Neigung, so sind sie ja ihresgleichen: der Eine hat Nichts und die Andere hat nie etwas gehabt; das läßt sich schnell zusammenzählen."

„Ich kenne Jemand, der auch noch ein Wort mitredet," brach Aamund hitzig aus und stand auf. Er sah aus wie ein Kämpfer, als er so hinter dem Tisch stand, und der lange Schatten, den er warf, reichte im Lichtschein des Heerdes bis unter's Dach.

„Ich weiß auch Jemand," fügte Niels hinzu, hart und scharf, als wolle er jedes Wort in Stein meißeln. Aber er blieb ruhig sitzen.

„Eine wunderliche Rede," lachte Lars zwischen Pfeife und Zähnen hindurch, daß man kaum es hören konnte.

Kurze Zeit darauf ging Aamund hinaus, und nachdem eine Weile verstrichen war, erhob auch Niels sich und ging fort.

Vor der Thüre stand er einen Augenblick still und sah sich um, bemerkte aber Niemand; darauf schlich er sich am Hause entlang und bog um die Ecke. Hier begegnete er Aamund, der von der anderen Seite kam. So strichen sie aneinander vorüber wie zwei Hunde, die jeder einen Knochen im Maul halten. Niels ging bergauf zum Acker, und es schien, als ginge er nur zum Zeitvertreib, und Aamund drehte um und ging am Wohnhaus und dann an der Thüre des Vorrathshauses vorüber, vor welcher Thor, seine Pfeife rauchend, stand; er sprach mit Aagot, welche auf den Steinfliesen saß. Als Aamund vorüberging, kam zugleich auch Niels von der entgegengesetzten Seite um die Ecke.

„Treibst Du Dich heimlich mit dem Burschen herum?" warf Aamund hin, indem er weiter ging und höhnisch auflachte.

Da stieß Thor einen leichten Schrei aus und stürzte zu Boden. Niels, ärgerlich darüber, daß Aamund das Mädchen angeredet, hatte ihm ein Bein gestellt.

„Bist Du gefallen?" fragte Niels trocken und ging weiter.

Kurz darauf saß Aagot am Feuerheerd, mit ihrem Strickzeug beschäftigt; aber die Arbeit machte keinen großen Fortschritt; sie ward mit zitternden Händen und thränenverdunkelten

Augen gethan. Aagot war sich bewußt, daß die Brüder ihre Zusammenkunft mit Thor in einem falschen Lichte betrachteten, sie erkannte klar, daß von dem Augenblick nicht sie allein es war, die den Zorn der Brüder entgelten mußte, sondern daß diese auch einen grimmigen Haß auf Thor geworfen hatten. Was ihr in der Zukunft nicht ganz klar schien, das zog jetzt wie eine unheimliche Ahnung ihr durch die Seele. War jetzt für sie noch eine bleibende Stätte auf dem Lukne-Hof? Die Mutter hatte wohl, als sie in den letzten Zügen lag, Aagot gebeten, auf den Stiefvater zu achten und seine alten Tage ihm behaglich zu machen. Obgleich sie das der Mutter heilig versprochen hatte, ging sie in diesem Augenblick doch in's Gericht mit ihrem Gelübde und prüfte es ernst und gewissenhaft gegenüber der Selbsthülfe und der Verantwortung vor Gott.

Inzwischen war Lars zu Bett gegangen und schlief schwer. Es war spät im Herbst; der Wind fuhr stoßweise gegen Thüre und Fenster, zog in Klagetönen durch den Schornstein. Die Uhr zeigte bereits eine späte Stunde. Obgleich Aagot die Arbeit längst bei Seite gelegt hatte, suchte sie dennoch nicht das Lager auf, sondern warf noch einige Fichtenzweige auf das Feuer, daß es hell aufflammte und einen unruhig flackernden Schein in der Stube verbreitete. In Folge der Angst und Bekümmerniß, die sie erdulden mußte, überkam sie eine unerklärliche Bangigkeit, so daß sie nicht wagte, auf ihre Kammer zu gehen, sondern in Zweifel und Ungewißheit sitzen blieb.

Da wurde mit vorsichtiger Hand die Thüre geöffnet, Aamund trat herein und ging fast lautlosen Schrittes auf sie zu.

„St! bleib', wo Du bist," flüsterte er, als sie sich erhob.

„Ich habe hier Nichts zu thun," antwortete sie und wandte sich, um fortzugehen, obgleich die Beine ihr den Dienst zu versagen drohten.

„An der Thüre des Vorrathshauses hattest Du heute Abend wol mehr zu thun?" fragte Aamund und trat ihr auf eine Weise entgegen, daß sie zur Seite wich und vor dem Feuer stehen blieb. Der Bursch aber ging auf sie zu und sah ihr in's Gesicht. Obgleich er wußte, daß nur durch Ruhe und Festigkeit das Mädchen sich beugen ließ und obgleich er hart mit sich kämpfte und nach Ruhe und Fassung rang, lag doch der Wiederschein der Leidenschaft, die in ihm gährte, auf seinem Gesicht, und dieser Schein ward zum Verräther anstatt zum Fürsprecher. Im Ausdruck seines Gesichtes lag alles ausgeprägt, was Gutes und Böses war in ihm; einen schwachen Schein des Guten konnte wol ein aufmerksamer Beobachter heraus noch lesen aus dieser Schrift

der Leidenschaftlichkeit; aber der blasse Schein reichte nicht hin, selbst nur einen schmalen, ebenen Lebensweg dürftig zu erhellen; viel weniger noch konnte das Licht die Wildheit und Selbstsucht überstrahlen, die den Grundzug dieses Charakters bildeten.

Eine Weile sah der Bursch Aagot in's Gesicht und versuchte die Schrift zu lesen, die auf jedem Antlitz geschrieben steht und die Jeder auf seine Weise deutet; aber er verstand die Schrift nicht. Eine wehmüthige Bitte lag auf des Mädchens hübschem Angesicht; aber es war doch immer die Schwester, welche so stumm beredt zum Herzen des Bruders zu sprechen versuchte. Wie konnte Aamund das begreifen, der für das Mädchen keine Bruderliebe fühlte, den eine blinde Leidenschaft beseelte?

„Bist Du mir böse?" flüsterte er und schlang den Arm ihr um die Schulter.

„Ich weiß nicht," antwortete Aagot und wich zur Seite; aber zugleich stieß sie einen Schrei aus, denn draußen erblickte sie Niels, der das Gesicht an die Fensterscheiben gedrückt hatte.

Einen Moment später wurde die Thüre geöffnet, Niels trat herein und ging langsam auf das Feuer zu; er nahm die Mütze ab, strich sich das Haar aus dem Gesicht, das seinen Kopf struppig gleich einer Pferdemähne umwallte, und setzte darauf den einen Fuß auf die Mauerkante des Heerdes, indem er mit einem Fichtenzweig das Feuer aufstörte.

„Was willst Du?" fragte Aamund verbissen.

„Ich will was ich will," entgegnete Niels.

„Ich muß Aagot Etwas fragen," sagte wiederum Aamund.

„Das muß ich auch," antwortete Niels und spie in's Feuer.

„Aamund hat das erste Wort," schrie Lars heiser und schlaftrunken her aus seinem Bett.

„Ah, das Wort hat Der, der es nimmt," brummte Niels.

„Aamund ist der älteste Junge: er gab den ersten Laut von sich, er soll auch das erste Wort haben," fuhr Lars fort.

„Kommt darauf an," meinte Niels.

„Was wollt Ihr hier spät in der Nacht?"

„Ich will mit Aagot sprechen, ich habe es ja gesagt," antwortete Aamund hitzig.

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt," sagte endlich das Mädchen mit mehr Fassung denn bislang. „Habt Ihr irgend Etwas mit mir zu sprechen, so könnt Ihr ja bis morgen am Tage warten; ich bin jetzt des Streites überdrüssig und müde und will schlafen gehen."

„Das sollst Du auch, geh' Du nur," sagte Niels ruhig, in-

dem er aufstand in der Absicht, die Stube mit Aagot zugleich zu verlassen.

„Du giebst Erlaubniß, als ob Du Herr im Hause wärest, Du!" schnaubte Aamund und schickte zugleich sich an, dem Bruder zu folgen.

„So, nun fahren sie sich in die Haare!" rief Lars und lachte, daß er fast erstickte.

„Ah, ich kann ebenso schnell Herr im Hause werden wie Du," sagte Niels ruhig.

„Gott und Vater," brach Aagot aus, „Ihr solltet doch daran denken, daß Euer Vater noch lebt."

„Ja, — er lebt und ist munter und wohl," erscholl es vom Bett her. „Habt Ihr gedacht, Begräbnißbier zu brauen meinetwegen, so habt Ihr Euch verrechnet, ich trinke es selbst!" Und dann lachte Lars wieder, daß ihm der Athem verging.

„Den Gedanken habe ich nicht," warf Aamund trotzig hin gegen den Vater.

„Was für einen Gedanken hast Du denn?" fragte dieser und wandte sich hitzig um. „Willst Du das Mädchen haben, so nimm's. Die Verwandtschaft steht Niemand im Wege."

„Das Mädchen darf doch wol selbst entscheiden," sagte Niels und blieb mit beiden Händen in der Tasche recht mitten in der Stube breit und ruhig stehen.

„Du willst sie wol auch haben, Du?" rief Lars aus und lachte wieder.

„Ah, ich werde wol das gleiche Recht haben wie Aamund."

„So theilt das Mädchen," sagte Lars, richtete sich auf den Ellbogen auf und sah lauernd hinüber zu den Dreien.

„Gott helfe mir!" seufzte Aagot leise, dann brach sie in lautes Weinen aus und schluchzte: „Ich will keinen von Beiden haben."

„Keinen von Beiden?" schrie Lars und erhob sich auf die Knie im Bett. „Bist Du toll, Mädchen? der halbe Lukne-Hof ist das schönste Gehöft in der Bygd .... Hast Du vielleicht Furcht vor Niels? — Greif' nur zu, Aamund; Du hattest ja wol immer das größere Geldstück erobert?"

Bei Aamund bedurfte es nicht der anregenden Worte: entschlossen trat er einen Schritt zu auf das Mädchen, und sein Gesicht strahlte im Triumph der Uebermacht. Aber im selben Augenblick trat Niels dazwischen und trennte Beide von einander.

„Ich thue mit," sagte er ruhig.

„Schieb' ihn bei Seite," rief Lars, „denn ich bin überzeugt, Aagot will Dich haben, Aamund."

„Nein, ich will bei Gott im Himmel weder Aamund noch

Niels haben. Ich habe immer gedacht, daß sie meine Brüder wären .... Gott, erbarme sich meiner, die ich weder Vater noch Mutter habe!"

„Halt' den Mund mit derlei Redensarten!" sagte Lars zornig. „Ich sollte denken, daß ich Dir Vater genug gewesen bin. Ich habe Dich dem Elend entrissen, erinnere Dich Dessen, und mir schuldest Du Dank. Wenn ich sage, daß Du einen meiner Söhne nehmen sollst ... ich meine Aamund, denn er gab den ersten Laut von sich, so sollst Du mir mit Kußhand danken, junges Ding."

„Ich nehme weder Aamund noch Niels," antwortete kurz und bestimmt das Mädchen. Denn ein streitbarer Geist war in sie gefahren, als Lars von den traurigen Verhältnissen ihrer Kindheit so höhnisch sprach. Sie fühlte sich gekränkt in ihrem Stolz, und dieser Stolz gab ihr Muth.

„Dann willst Du wol Thor haben?" fragte Aamund listig.

„Meinen Schwestersohn?" rief Lars. „Den Lumpen, der nicht mehr besitzt als Das, worin er steht und geht? Bist Du toll, Mädchen?"

„Ah, ich habe schlimmere Lumpen gesehen als ihn," sagte Aagot und sah fest von dem Einen auf den Anderen.

„Morgen am Tage noch soll er vom Hof! Er kann hingehen, woher er gekommen ist," fügte Lars hinzu; vor Zorn schnaubend riß er an dem Bettzeug und warf die Kissen um sich.

„Niemand soll durch meine Schuld vom Hof kommen," sagte das Mädchen. „Ich liebe weder Thor, noch liebt er mich."

„Ja, dann mußt Du Niels nehmen," brummte Lars und legte ermattet sich wieder zurecht.

„Ich nehme ihn nicht," antwortete sie stolz und zugleich wandte sie das Gesicht Niels zu und sah ihn an so ruhig und kalt, daß er diesen Blick unmöglich mißdeuten konnte. Niels hielt den Blick einen Moment aus, dann drehte er sich auf dem Absatz herum und ging; aber er nahm sich nicht die Mühe, die Thüre zu öffnen, sondern er versetzte ihr einen Tritt, daß sie aufflog und ließ sie hinter sich weit offenstehen.

„So, da ging er hin," rief Lars erleichtert aus. „Nun kannst Du mit dem Mädchen sprechen, mein Sohn," wandte er sich an Aamund. „Denn Dich kann sie doch am Besten leiden, wie ich merke."

„Ich kann Aamund nicht besser leiden als Niels," sagte das Mädchen und ließ den Worten ein leichtes Hohnlachen folgen.

„Du wirst noch was Schlimmeres leiden können," schnaubte

Aamund und fuhr aus der Thüre, die er hinter sich zuschlug, daß die Wände erbebten.

„Er thut sich ein Leid an!“ schrie Lars im Bett und drohte ihr. „Du bist Schuld daran. Ich hab' Dir zu essen gegeben und Dich gekleidet und nun treibst Du meine Söhne aus dem Hause .... Sie tödten einander; ich kenne die Art; ich hätte es auch gethan, als ich jung war.“

Inzwischen stand das Mädchen noch aufrecht im Winkel und sah vor sich hin mit einem trotzigen Blick. Denn trotzig war Aagot in diesem Augenblick. Sie hatte bisher sich gebeugt und nachgegeben, aber nun hatte sie die Fähigkeit verloren, sich zu beugen; der Seidenfaden zerriß, und die starke Kraft, demüthig zu sein, verließ sie. Und wie die Demuth dahinschwand, erhob im selben Maße sich der Trotz. Aber es dauerte nicht lange, da rührten des Stiefvaters Klagen, die mehr ein ohnmächtiger Zornausbruch als der Hochlaut des Schmerzes waren, ihr Herz, und zugleich ward sie von einer solchen Angst ergriffen über Das, was sie gethan hatte und was geschehen konnte, daß sie in heftiges Weinen ausbrach.

„O Gott im Himmel, was habe ich gethan!“ stöhnte sie und rang vor Angst die Hände.

„Du hast meine Söhne getödtet!“ schrie Lars und heulte, daß die Wände zitterten.

Länger hielt es Aagot nicht aus. In diesem Augenblick war sie wieder die Schwester und die wilden Burschen waren ihre Brüder, welche sie mit ihrem kalten, trotzigen Wort hinausgetrieben hatte in die Nacht. Unwillkürlich schrie sie selbst laut auf und stürzte aus der Stube.

Draußen brauste ihr der kalte Nachtwind entgegen und es war finster; alle Gegenstände verschwammen undeutlich im Dunkel und hatten einen wunderlich drohenden Anblick. Wo waren die Brüder? Aagot mochte ihre Namen laut nicht rufen, aber leise rief sie in jeden Winkel, jeden Raum, in dem ein Mensch sich verbergen konnte. Sie erhielt keine Antwort. Weit über Weg und Berg und Fels ging sie, soweit die Dunkelheit es gestattete. Endlich kehrte sie nach Hause zurück, muthlos und gebrochen wie sie gegangen war. Zum Stiefvater wagte sie sich nicht hinein, und Unruhe und Gewissensbisse ließen sie nicht schlafen. Sie ging nicht in ihre Kammer und zur Ruhe, sondern blieb draußen an das Haus gelehnt stehen und erwartete den Anbruch des Tages, obgleich nach ihrer trüben Gemüthsstimmung das Morgenroth nur das Unglück zu entschleiern drohte, das die Nacht mitleidig noch verhüllte.

Als endlich des Tages erster Schein zwischen Wolken und zackigen Felsgipfeln hervorbrach, als der Fjord im Morgenschein erglänzte, sah Aagot, die vor Kälte und Schreck zusammengeschauert, noch immer am Hause stand, einen Menschen eilig den Weg zum Haus heraufkommen. Es war Thor.

„Stehst Du hier zu dieser Zeit, Aagot?" flüsterte er, als er an ihrer Seite war. „Ich glaube, Du hast Dir wahrhaftig wegen der Burschen Sorge gemacht; aber nun kommen sie Beide. Es ist am Besten, Du gehst und ruhst Dich . . . Du wirst es nöthig haben nach dem Auftritt von gestern."

„Weißt Du was geschehen ist?" fragte Aagot.

„Jedes Wort habe ich gehört . . . Denn ich wollte es hören, verstehst Du. — Erst dachte ich, die Burschen gehen zu lassen, wohin sie wollten, weil ich sie eigentlich des Ansehens nicht für werth halte; aber dann stellte ich mir Deine Angst vor, Aagot, und ging ihnen nach. Niels war der Erste, und ihn sah ich über den Fjord rudern. Es ist nur ein Boot da, wie Du weißt, und deshalb konnte ich ihm nicht nachsetzen; aber als Aamund kam, folgte ich ihm, denn er war noch roher und ist noch ungezogener als Niels. Sonderbare Wege bin ich gegangen, um in seiner Nähe zu bleiben und damit er mich nicht sehen sollte; aber als er schließlich bergan kletterte, habe ich wie ein Fuchs gekläfft, und das, glaube ich, brachte ihn ab von seinem Entschluß —, so daß er umdrehte und heimwärts ging. Und jetzt sehe ich draußen auf dem Fjord einen schwarzen Punkt, der schnell und regelmäßig näherkommt. Das muß Niels sein, der bemerkt hat, daß Aamund nach Hause geht."

„Gott im Himmel sei Dank," rief Aagot aus, „und Dank auch Dir, Thor, der Du meinetwegen eine schlechte Nacht gehabt hast."

Der Bursch sah sie theilnehmend an und schwieg eine Weile; dann sagte er: „Du hast es schlimm hier, Aagot."

„Ah nein, Du mußt nicht davon sprechen," gab sie zur Antwort und wollte gehen.

„Hör'," bat der Bursch. Aagot blieb stehen und sah ihn bekümmert an. „Du sprachst gestern da drinnen ein Wort, als die Rede von mir war . . . . das ist nicht wahr, Aagot."

„Was ist es denn?" fragte sie.

„Du sagtest: Ich liebe weder Thor, noch liebt er mich."

„Ja, Du brauchst darüber nicht in Ungewißheit zu sein," antwortete Aagot schnell. „Ich liebe weder Dich noch einen Anderen."

„Ja," zog der Bursch gedehnt und seufzte dazu. „Das

kann sein . . . aber Etwas war dennoch nicht wahr . . . verstehst Du, was ich meine?"

„Nein," antwortete Aagot, „ich verstehe nur, daß ich nichts Unrechtes thun darf."

„Du sagtest," fuhr der Bursch kleinlaut fort, „er liebt mich nicht . . . und das ist nicht so ganz wahr, Aagot. Denn wolltest Du wie ich . . ."

„O Gott, sage Nichts . . . ich bin bange vor Dem, was ich hören soll!" schnitt Aagot seine Rede ab, brach in krampfhaftes Schluchzen aus und eilte in ihre Kammer, ohne einen Blick weiter auf den Burschen zu werfen.

Nachdem eine halbe Stunde vergangen war, kamen von verschiedenen Seiten die Brüder auf's Gehöft. — Sowohl Lars Lukne als seine Söhne schliefen gut und lange nach diesem Unwetter.

Nach einem stürmischen und regenvollen Herbst zog der Winter klar und kalt herauf über Au, über Wald und Fels. Der Fjord lag zugefroren und verschneit, und das Alltagsleben ging ohne Abwechselung seinen stillen Gang. Lars Lukne fühlte sich hinfälliger als früher und hütete viel das Bett; er war stets mürrisch, und es war schwer umgehen mit ihm. Die Stieftochter war ihm besonders zuwider in Allem, was sie that. Aagot trug Alles mit gelassenem Muth; sie hatte kein anderes Heim, und weil sie durch ihre Geburt kein Anrecht besaß auf den Lukne-Hof, so gab sie als Gegenleistung, was irgend nur in ihren Kräften stand. Aber Lars nahm weder dankbar, noch gab er freudig zurück, — er forderte einfach seine Pflege. Mit den Brüdern war das Gleiche der Fall. Seit jenem stürmischen Herbstabend war es nicht allein draußen kalt geworden, die Kälte war auch eingezogen in die Herzen. Aagot war so willig, so gut und freundlich wie sonst, ja, mehr noch als sonst. Denn wie viel Unrecht und Kränkung sie auch erlitten und erduldet hatte, sie fühlte doch heraus, daß sie die beständige Ursache war, daß die Brüder gegen den Vater und gegen einander hart und unfreundlich sich benahmen. Deshalb that sie denn zur Versöhnung und Milderung Alles, was sie konnte. Aber wenn Jemand mit Segen geben soll, muß die Gabe dankbar entgegengenommen werden. Das geschah in diesem Fall nicht, und so erntete Aagot für Liebe und Güte Undank und Kränkung. So wie jetzt die Verhältnisse sich gestaltet hatten, war wol etwas mehr Ruhe im täglichen Leben als sonst, aber Friede herrschte darum doch nicht. Friede keimt von des Herzens Grund auf und blüht von innen nach

außen; die Ruhe bedeckt nur äußerlich mühsam den inneren Zwiespalt.

Zwei so unlenkbare Lebensgegensätze wie Aamund und Niels waren nicht so leicht gezähmt, sie waren höchstens gefesselt. Und als jetzt die Schwäche des Vaters mehr und mehr zunahm und er Woche für Woche das Bett hüten mußte und in einer Art Betäubung versunken dalag, wuchs der Söhne Eigenwille und Leidenschaft endlich empor über die Ruhe und durchbrach sie hier und da, gleich wie man einen schwachen Zaun zerstört. — Ist erst ein Loch gemacht, fällt der Rest von selbst.

Der Söhne begehrliche Liebe für Aagot war nicht erloschen; wenn sie äußerlich auch zurückgedrängt war, im Verborgenen verzehrte sie desto sicherer zu Asche alle die feinen Fäden, aus denen ein jugendliches Gemüth noch den Schleier der Scham und der Schüchternheit webt. Früher lebte in Beiden die Bitte, der Wunsch, das Mädchen zu besitzen, aber Wunsch und Bitte waren untergegangen in dem unlenkbaren Willen, der mit dem Blick Aagot gewaltsam an sich riß. Aagot bemerkte den Umschlag, verstand ihn aber anfangs nicht und sah darin nur Bosheit, die am Liebsten das Gnadenbrot ihr verweigert und sie vom Hof gejagt hätte; aber als sie endlich innewarb, um was es eigentlich sich handelte, da fühlte sie sich wie ein kleiner Vogel im Käfig, an dessen Drähten die Katze prüft, wie weit ihre Krallen reichen.

Wo war die Sicherheit? Sie wußte es nicht. Wenn sie den Einen vermied, begegnete sie dem Anderen, und wenn sie die Brüder endlich nicht sah, begegnete sie Thor's bittendem Gesicht, — wohin sie auch sich wenden mochte, ein Wille war immer da, der sie begehrte — es war nicht zu ertragen: das Gute ward friedlos bei dem Bösen.

Unter diesen Verhältnissen ging der Winter langsam dahin. Eines Tages waren die Brüder auf dem Eise gewesen, um zu fischen und kamen spät heim. Niels ging zeitig zur Ruhe und Aamund folgte ihm bald darauf. Aagot pflegte, bevor sie sich schlafen legte, nachzusehen, ob im Hause Alles in Ordnung sei; in der Regel traf sie noch Vorbereitungen für den nächsten Tag. Diesen Abend ging sie, um für den kommenden Tag etwas geräuchertes Fleisch abzuschneiden, mit einer Laterne zum Vorrathsschuppen, der abseits vom Wohnhaus lag.

Als sie auf der Treppe stand und den Schlüssel in die Thüre steckte, leuchtete sie bang und vorsichtig rings umher; sie bemerkte Niemand und war auch ziemlich sicher, daß Niels und Aamund allzu müde und ruhebedürftig sein würden, um noch

draußen zu sein. Sie ließ deshalb die Thüre hinter sich halb offen und machte sich, leise vor sich hinsummend, an die Arbeit.

Indessen war Aamund noch nicht zu Bett gegangen, sondern war ebenfalls draußen beschäftigt und schlenderte kurz darauf am Vorrathsschuppen vorüber. Als er die offene Thüre bemerkte, war sein erster Gedanke, Aagot hätte nachlässig sie offengelassen, und er grübelte bereits über die bösen, kränkenden Redensarten, die er aus dieser Veranlassung morgen anbringen wollte. Als er aber die Treppe hinaufstieg und den Lichtstreifen bemerkte, der von innen durch die halbgeöffnete Thüre fiel, begriff er die Sachlage, schlich sich auf den Zehen hinein und schloß die Thüre hinter sich.

Im selben Augenblick wandte aber das Mädchen sich um und leuchtete ihm in's Gesicht; Aamund stand mit einem Sprung neben ihr und schlug die Laterne zur Seite.

„Was willst Du von mir?" fragte Aagot, todtenbleich im Gesicht.

„Was ich will?" antwortete Aamund, „das fragst Du und weißt doch, wie viel ich von Dir halte! Und jetzt kann ich Dir auch sagen, daß Niels seine Augen auf ein anderes Mädchen geworfen hat . . . ."

„Das ist mir einerlei," unterbrach sie den Burschen und stieß ihn von sich. „Ich will weder Niels noch Dich haben; ich bestimme selbst über mich."

„Knapp genug," antwortete Aamund und ging dreist und mit ausgestrecktem Arm wieder auf sie zu.

„Nimm Dich vor dem Messer in Acht!" sagte sie kalt und nahm das schwere Messer in die rechte Hand.

„Du bist hochmüthig," schnob der Bursch, indem er zurückwich vor ihr.

„Ich bin wie ich bin," entgegnete sie, und den Worten folgte jener bannende, herrschende Blick, welchen sie schon als Kind besessen ohne es zu wissen, der ihr gar manchmal getreulich war zu Hülfe gekommen, der auch jetzt ihr in der Stunde der Gefahr eine Waffe war.

„Das sollst Du bezahlt bekommen," zischte Aamund, und sein wilder, flammender Blick gelobte mehr als Worte. „Ich habe die Macht, wenn ich will."

Im selben Moment aber sprang das Mädchen vorüber an ihm auf die Treppe und warf hinter sich die Thüre in's Schloß.

„Nun kannst Du die Nacht Acht geben auf die Mäuse!" rief sie höhnend ihm zu; dann eilte sie die Treppe hinab und in's Wohnhaus.

Kurz darauf saß sie zitternd in ihrer Schlafkammer und dachte darüber nach, was sie gethan hatte. Bisher hatte der Zorn sie beherrscht und ihre Handlungsweise bestimmt; nun, da allgemach die Erregtheit der Ruhe wich, kam auch die Ueberlegung zurück, und sie war sich voll bewußt, daß sie böse Tage zu ertragen haben würde, schlimmer als die, welche sie bisher erlebt hatte. Hatte sie Kraft auch Das zu tragen? Da tauchte wieder ein Gedanke auf, der schon manchmal ihr vorgeschwebt, den sie bislang aber immer scheu und erschreckt von sich gewiesen hatte: sie konnte flüchten.

Eine Weile überlegte sie hin und her und konnte zu keinem Entschluß gelangen. Zunächst galt es fortzukommen, die zweite Frage war: wohin fliehen? Da donnerte es mit gewaltigen Schlägen an die Thüre der Vorrathskammer, und das Mädchen sprang erschreckt auf von der Bettkante, auf der sie saß. In diesem Augenblick des Zweifels und der höchsten Gefahr kam der finstere, bannende Blick ihr wieder, und dieser Blick beschwor auch den Schrecken ihrer Seele. War auch Gefahr verknüpft mit dem Wagniß, folgte auch Ungemach und Trübsal danach, sie wollte es auf sich nehmen.

Zum Gehöft des Pfarrers waren es drei Meilen; das Eis war noch befahrbar, wenn sie das Pferd vorsichtig lenkte; und der Pfarrer, wenn sie Alles ihm erzählte und ihr Leid klagte und die Anfechtungen, denen sie Tag für Tag ausgesetzt war, würde ihr Rath und Hülfe nicht versagen. — Ein altes Pferd, das noch ihre Mutter mit auf den Hof gebracht hatte, konnte sie in den Schlitten spannen, der umgeworfen hinter dem Holzschuppen lag und geringen Nutzen hatte; ihre wenigen Kleidungsstücke waren schnell zusammengeschnürt. Ach! sie hatte der Mutter freilich gelobt, den Stiefvater zu pflegen und ihn nicht zu verlassen, — aber nun mußte sie das Gelübde brechen, damit sie nicht selbst den Halt verlor.

So überlegte Aagot kurz, und dem Gedanken folgte die That auf dem Fuße. Sie hatte bereits so viel Schlimmes erlebt und so viel Böses noch zu erwarten, daß schon dieser Gedanke sie mit dem Muth des Handelns beseelte und mit jenem Selbstvertrauen, das eine Frau immer gewinnt, wenn sie mit Gewißheit weiß, daß sie nur auf sich allein angewiesen ist. Als sie eine Weile darauf aus dem Haus trat und zum Stall hinüberschritt, war sie von einer Willenskraft beseelt gleich einem Mann — wenn man nicht mit dem gleichen Recht sagen darf von der Willenskraft einer Frau.

„Komm und mach' auf," schrie im Vorrathshaus Aamund. „Ich höre, daß Du noch draußen bist."

„Du mußt warten, bis ich das Pferd angebunden habe; es hat sich losgerissen und läuft umher," antwortete Aagot, während sie das Pferd vor den Schlitten spannte.

„Mach' auf, Mädchen, oder ich sprenge die Thür'!" rief er wieder.

„Du mußt warten, bis ich das Pferd in den Stall gebracht habe," antwortete sie, nahm den Zügel und versetzte dem Pferd einen leichten Schlag, um es auf das Eis hinauszutreiben.

Da stand plötzlich und wie aus dem Boden gewachsen Thor vor ihr.

„Ich merke, was Du beabsichtigst," flüsterte er und griff nach dem Zügel, um das Pferd anzuhalten.

„Hast Du es Dir gut überlegt? Das Eis ist nicht recht sicher; es sind hier und da Löcher zum Fischen hineingehauen, und das alte Pferd ist kraftlos; das hält nicht viel aus."

„Du wirst begreifen, daß ich thue, was ich will," antwortete sie kurz. „Laß' das Pferd los, damit ich fortkomme, bevor Aamund ausbricht aus dem Vorrathsschuppen und Niels weckt. Ich bin nicht bange um mein Leben; will Gott der Herr es haben, so mag er es nehmen in Jesu Namen. Geh' und achte auf Aamund, daß er mir nicht folgt."

„Ich kann auf einen wilden, heftigen Zorn nicht Acht geben, aber auf Dich kann ich Acht haben," antwortete mit festem Muth der Bursch, und damit nahm er ohne Weiteres den Zügel in die Hand, sprang hinter dem Mädchen auf den Schlitten — und hinaus auf's Eis ging es im selben Augenblick.

Nun war ein Verheimlichen nicht mehr möglich. Das Pferd schnaubte, und seine Hufe gaben donnernden Wiederhall, als es dahintrabte über das Eis. Da hörte man oben auf dem Hof einen gewaltigen Lärm, ein knatterndes Brechen. Der Bursch hatte die Thüre gesprengt und schrie nun in rasend wildem Zorn hinter ihnen her. Er ahnte, was geschehen war. Sofort stand auch Niels neben ihm.

Das Mädchen war ihnen entflohen mit Thor! So stand die Sache augenscheinlich, und deshalb waren beide Brüder einig in ihrem Entschluß. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatten sie einen Willen, eine Absicht, in der sie sich begegneten, einen Zorn, aber dieses eine Mal nicht aufeinander. Während Aamund dastand und in ohnmächtiger Wuth in die Luft hinausras'te, ging Niels zum Stall, zog ein Pferd heraus und spannte es vor den Schlitten. Sie sprachen sonst nichts miteinander, nur ein paar

höhnische Worte ließen sie fallen über Thor, der weder das beste Pferd noch den besten Schlitten genommen hatte. Dann lenkten sie das Pferd hinaus auf das Eis, Jeder mit dem festen Vorsatz, das Mädchen mit Gewalt an sich zu reißen. Und das Gelübde, das sie in Betreff Thor's thaten, verhieß diesem nichts Gutes.

Es ward eine wilde Fahrt hinaus in die Winternacht. Eine undurchdringliche Dunkelheit fast, das Schweigen des Todes ringsumher. Die hohen, tief verschneiten Berge schlossen zu beiden Seiten den Fjord ab, und die schweren Nachtwolken wölbten die dunkle Kuppel darüberhin. Kein Zeichen, kein Stern, der freundlich den Weg wies, — nur der unsichere Wiederschein des spiegelklaren Eises war das einzige Lebens- und zugleich Todeszeichen. Niemand kannte das Ziel, weder die Verfolger noch die Verfolgten. Dahin ging's in rasendem Lauf, den blinde Wuth beflügelte — die Angst voran, die Rache hinterher. Ihnen entfliehen, sie einholen, — ein weiterer Gedanke fand nicht Raum in der Seele, an Tod und Leben dachte Niemand.

„Stille!" rief plötzlich das Mädchen und griff in die Zügel, daß das Pferd stand.

„Hörst Du?"

„Das ist der Hufschlag des jungen Pferdes," antwortete der Bursch. „Jetzt sind sie hinter uns her! Ja, nun müssen wir uns anstrengen, wenn wir den Vorsprung behalten wollen."

„Halt' ein wenig," sagte das Mädchen und zog den Zügel an, indem sie ihr bleiches, entschlossenes Antlitz dem Burschen zuwandte. „Lass' ab hier, Du. Da vorn beginnt der Wald, und dort findest Du wol eine Zufluchtsstätte für die Nacht. Erreichen sie uns, so bist Du Deines Lebens nicht sicher. — Ich habe Muth ihnen zu begegnen, aber ich habe keinen Muth, Dich mit ihnen im Kampf zu wissen. Mir hilft der liebe Gott wol."

„Wir haben keine Zeit zu langem Reden," antwortete der Bursch und ergriff wieder den Zügel. „Ich weiche nicht von Dir; will Gott der Herr Dir helfen, dann hilft er mir auch . . ."

„Du kannst aber noch Gutes zu erwarten haben," flüsterte sie.

„Das Gute habe ich einzig von Dir zu erwarten," sagte er weich und beugte sich über sie.

„Sag' das nicht," bat sie.

„Ich sage es vor Gott."

„Ja, so mag er entscheiden," seufzte sie und faltete die Hände über die Brust, während der Bursch ihrer Liebe ersten Blick auffing.

„Nun theilen wir das gleiche Schicksal, Du und ich, Aagot!" rief er aus. „Wir werden es tragen mit Gottes Beistand."

Und damit richtete Thor sich auf, von neuem Muth durchglüht, zog die Zügel an und trieb das schnaubende Pferd auf's Neue vorwärts, daß die Eisschollen in Funken und Sternen um's Haupt ihnen sprangen.

Aber das arme kraftlose Thier hatte nicht mehr des jungen Burschen Feuer im Blut; es sprang ruckweise vorwärts und ließ nach in seinem Lauf, — es hatte bereits die beste Kraft zugesetzt. Näher und näher hinter ihnen ertönte der schnelle Hufschlag, — und nun war noch das gefährlichste Stück zurückzulegen, dort, wo die Fjordöffnung sich ausbreitete und das Eis uneben wurde, weil die Strömung es vom Ufer löste und emporhob. Außerdem waren hier von den Bewohnern der in den Bergen liegenden Gehöfte des Fischfangs halber zahlreiche Löcher in's Eis geschlagen, — und erst wenn sie etwa eine halbe Meile dieser gefährlichen Stelle zurückgelegt hatten, führte auf dem Lande der Weg zum Pfarrhof hinauf.

Nach und nach ging der Vorsprung verloren und jeden Augenblick verringerte sich die Entfernung zwischen den Flüchtlingen und ihren Verfolgern. Der Bursch starrte sich fast blind, um den Weg zu entdecken, aber je mehr er ängstlich spähte, desto schlaffer hielt er die Zügel. Er konnte außerdem sich nicht losmanchen von dem Gedanken, daß das Mädchen ihm gehöre, wenn Alles gut ging. Und deshalb mußte es gut gehen! Aber je größer, je heller das Glück ihm schien, desto mehr schwand ihm der Muth. Denn die Verantwortlichkeit für Das, was kommen mußte, lastete schwer und drückend auf ihm. Und immer näher, immer lauter klang der donnernde Hufschlag hinter ihm!

Da machte das Pferd einen plötzlichen Seitensprung und blieb zitternd und mit allen Zeichen des Schreckens stehen: es sträubte die Mähne, spitzte die Ohren und schnaubte laut. Zugleich aber trabte aus einem Fichtenwald, der an einer Felsschlucht eingekeilt lag, ein Wolf auf das Eis und strich gerade hinüber zum gegenüberliegenden Ufer — und ein langes, rasendes Geheul erhob sich im Walde. Ein convulsivisches Beben ging durch das Pferd und es wich mit einem Ruck zurück; aber im selben Augenblick erhob es sich auf die Hinterbeine, wieherte so muthig auf wie ein dreijähriges Fohlen und setzte dann in wildem Sprung vorwärts in rasender Fahrt, während die springenden Eisschollen gleich Hagelschauern umherflogen.

Dem Burschen verging Hören und Sehen, er riß an dem Zügel, daß dieser ihm fast die Hände zerschnitt. Aber an Lenken war nicht zu denken. Vorwärts über den krachenden, unebenen

Weg ging es dahin in wildester Flucht, um die Wette mit dem Tode. — Wer wird gewinnen? — —

Die schweren Wolken hingen noch, brütendem Unwetter gleich, niedrig an den Bergen, und nur ein schmaler Lichtstreif im Osten deutete darauf hin, daß der Tag hülfreich die Schrecken der Nacht zu verscheuchen suchte. Noch setzte das zitternde Pferd vorwärts, schnaubend und mit gespitztem Ohr, das Gebiß mit weißen Schaumflocken bedeckt, aber sein Lauf war nicht länger schnell und flüchtig, sondern ward langsamer und unregelmäßig. Es war der Gefahr entlaufen, aber nicht dem Alter.

Endlich gewann der Bursch die Herrschaft wieder, und weil der Fjord sich jetzt noch mehr ausbreitete, hielt er das Pferd einen Augenblick an, um den Weg zum Pfarrhof zu entdecken, der nach seiner Meinung nicht mehr weit entfernt sein konnte.

Das Pferd stand auch still, und es herrschte ein tiefes Schweigen; alle Drei athmeten auf nach dem Schrecken und lauschten zurück in die Ferne, aber es war Nichts zu vernehmen — nur tiefe, brütende Schweigsamkeit ringsher, als drohe sie mit einem unheimlichen Geheimniß.

„Sie haben sich auf halbem Wege bedacht und sind umgekehrt gleich wie an jenem Abend," sagte der Bursch, — aber er flüsterte die Worte nur und sah scheu zurück.

Da zitterte plötzlich ein feiner, schneidender Laut über das Eis, langgezogen bebte er von Ufer zu Ufer, klingend, als wenn ein Resonanzboden zerspringt. Aber wie leicht und fein der Ton auch war, zwischen den Bergen rings gab er Wiederhall.

„Da brach das Eis," sprach Aagot mit Schaudern und drückte sich an den Burschen.

„Hopp!" sagte Thor, sah sich hastig und vorsichtig um und zog die Zügel stramm. — Da setzte das Pferd noch einmal an zum Lauf und schüttelte die Mähne, — zugleich aber blies es eine Wolke aus den Nüstern und fiel todt nieder. Der Bursch war im Nu aus dem Schlitten gesprungen und stand neben dem Pferd, — jede Hülfe kam zu spät. Das treue Thier hatte beim Todeslauf alle Kräfte zugesetzt, die ihm sonst vielleicht noch einige Jahre das Leben gefristet hätten, — sein Lauf war beendet. Das Mädchen war ebenfalls hinzugetreten und strich ihm mit der Hand liebkosend über den noch dampfenden Rücken. Die Mutter hatte immer eine Fürbitte eingelegt für das alte Pferd, obgleich es keinen Nutzen stiftete. So ward ihm das Gnadenbrod gewährt. Seit der Mutter Tod hatte Aagot immer mit liebender Sorgfalt über das alte Thier gewacht, — nun hatte dieses zehnfältig Vergeltung geübt. Aagot beugte mit

thränenschweren Augen sich über den todten Freund, und der Bursch stand überwältigt und schmerzergriffen an ihrer Seite. Eine Ahnung kommenden großen Unglücks zog bei diesem Todesanblick ihnen durch die Seele, und das bleiche Grau über den Bergen sah wunderlich hoffnungslos auf sie herab.

Als endlich die Morgenröthe die Flügel schwang, fanden sie den Weg, der zum Pfarrhof führte, und dorthin kamen sie am Vormittag Hand in Hand. Sie begegneten auf dem Pfarrhof erstaunten Gesichtern; denn es war nicht Sitte, daß ein Bursch und ein Mädchen auf diese Weise zum Pfarrer kamen, selbst dann nicht, wenn sie gedachten einen Bund für's Leben zu schließen. — Der Bursch ging sonst meist voran und das Mädchen scheu und mit kleinen Schritten hinterher. Aber Thor und Aagot waren dem offenen Rachen des Todes entronnen, und Nacht und Schrecken hatten sie blind gemacht für alle Kleinigkeiten, auf die man sonst Werth legt im Leben. Sie waren sich bewußt, nachdem sie eine Weile später vor den Pfarrer hingetreten waren, Hand in Hand, so wie sie gekommen, daß der Weihe heilige Stunde für sie der Eingang zu einem Leben voll Ernst und Armuth sein würde. Aber sie waren sicher, daß sie miteinander das wahre Lebensglück finden würden, daß sie getrost und muthig allen Entbehrungen entgegensahen. Aus solchem Muth blüht der Hoffnung freundlich schöne Blume.

Das Alles überlegten sie miteinander und dachten noch mehr darüber nach, wie die nächtliche Eisfahrt der Brüder geendet haben und wie es jetzt auf dem Lukne-Hof stehen mochte. Aber erst am nächsten Tag kam Botschaft.

Die Söhne waren nicht zurückgekehrt auf's Gehöft, Niemand kannte ihren Aufenthaltsort. Es half Lars Björn nicht, daß er die Kissen um sich warf und am Stroh zerrte, daß er mit blutunterlaufenen Augen Jeden anstierte, der in seine Nähe kam: es ward ihm kein weiterer Bescheid, als daß das beste Pferd und der beste Schlitten zugleich verschwunden seien mit Aamund und Niels. Sonst lag ein tiefes, unheimliches Geheimniß über dem Geschehenen.

Jener feine, klingende Eisbruch, den Thor und Aagot vernommen hatten, trennte nicht allein Ufer von Ufer, er schied auch den Winter vom Frühling; und nach den ersten sturmvollen Frühlingstagen brach das Eis auf. Als der Wind wieder frei über die freien Wellen des Fjords ging, da spülten sie die Leichen von Aamund und Niels, die sich Arm in Arm fest umschlungen hielten, an's Ufer. Und Niemand vermochte den starren Todesgriff der Brüder zu lösen.

Also dort, wo das arme schreckgejagte alte Pferd Aagot und Thor leicht dahingetragen hatte über des Todes gähnenden Rachen, waren in ihrer rasenden Wuth die Brüder sammt dem schweren Pferd gerade hineingejagt. Und der Tod hatte mit allen Dreien ein kurzes, wildes nächtliches Fest gehalten.

Wie ließ sich die unlösbare Todesumarmung der beiden Söhne deuten? War sie das Zeichen einer plötzlichen Versöhnung im Schreckensaugenblick, oder war es ein letzter eifersüchtiger Kampf, auf daß der Eine das Ziel nicht erreiche, das der Andere lassen mußte? Es gab keine Antwort auf die Frage. Denn das Wissen und die Erkenntniß des Lebens reichen nur bis zu des Lebens Grenze; der Tod schweigt über Alles, was er weiß.

Vom Lukne-Hof vernahm man nichts Gutes. Die Söhne wurden mit großen Kosten begraben, das Sterbebier war getrunken worden, und es hatte nicht nach frischem Gebräu geschmeckt; mithin konnte es doch wahr sein, daß Lars Björn von seinem eigenen Begräbnißbier getrunken, wie er an jenem Abend im Scherz seinen Söhnen gedroht hatte. Nachdem das Begräbniß vorüber und ein Monat vergangen war, erzählte das Gesinde des Lukne-Hofes, daß Lars Björn im Streit läge mit Gott bei diesem entsetzlichen Todesfall, gerade in der gleichen Weise wie bei den früheren.

Aagot hatte vom Pfarrhof ihm Grüße gesandt und ihn fragen lassen, ob sie hinüberkommen und ihm wirthschaften solle; aber ihr gutgemeintes Anerbieten war höhnisch zurückgewiesen worden. Sie blieb, wo sie war. Der Sommer verging und der Herbst kam; Regen, Sturm und Nebel wechselten ab, die Berge standen grau und verhüllt da, und der Fjord spiegelte den schwermüthigen Anblick wieder in kaltem, unsicherem Schein.

Auf dem Lukne-Hof sah es noch trauriger aus: Lars lag beständig im Bett, und die Pflege, welche ihm zu Theil ward, war gering genug. Die Leute thaten, entweder ein Jeder allein oder gemeinschaftlich, was sie Lust hatten. — Lars Björn hatte sie so lange wie Hunde behandelt, nun übten sie Vergeltung. War er nicht zufrieden mit dem Essen, das ihm hingesetzt wurde, am Schlimmsten für ihn selbst! Denn dann blieb das Essen bis zur nächsten Mahlzeit stehen, und verzehrte er es auch dann nicht, so kamen bald ungebetene Gäste hinzu, die nicht genöthigt zu werden brauchten.

Da erwachte wieder der alte unbändige Zorn in Lars und er fuhr wüthend auf, aber nicht mehr zu einem Strauß mit dem Bären, sondern zu einer ohnmächtigen, hitzigen Jagd auf zwei Ratten, die sich bissen, weil die eine der anderen die leckere Mahl-

zeit nicht gönnte. Sie kümmerten sich nicht im Geringsten um Lars und sein Geschrei, und als der inne ward, daß er die eklen Thiere nicht verscheuchen könne, da ging ihm ein eisiger Schauer durch Mark und Bein — es ward zum ersten Mal ihm so wunderlich bange zu Sinn.

Endlich wurden vom Lukne-Hof so beunruhigende und unheimliche Dinge erzählt, daß Aagot den Entschluß faßte, auf alle Fälle hinüberzugehen, um dem Stiefvater die Hülfe aufzuzwingen, deren er so dringend bedurfte. —

Es war gegen Abend, als sie den Hof erreichte. Die Dämmerung war schon angebrochen, als Aagot vorsichtig und bebend in Lars Lukne's Schlafkammer trat. Eine schwere, dumpfe Luft schlug ihr entgegen und benahm ihr fast den Athem. Lars Björn lag mit geschlossenen Augen und eingefallenen Zügen da, — ein halbtodter und doch lebender Mann. Denn seine schweren Athemzüge verkündeten, daß noch Leben in ihm sei.

Bei diesem Anblick brach Aagot in Thränen aus und sie entfernte vorsichtig ein Insect, das auf Lars Björn's Gesicht herumkroch. Da schlug Lars die Augen weit auf und sah Aagot eine Weile fest an, als ob er sich auf Etwas besinne. Als allmälig die Erinnerung ihm zurückkam, schleuderte er aus seinen gelben Augen Aagot wieder den alten Zornesblitz entgegen, ballte die Hand und ließ sie schwer und wuchtig auf die Bettkante niederfallen.

„Du hast meine Söhne getödtet!" stöhnte er mit dumpfer Stimme.

Aagot wich erschreckt zurück. „Ich wollte das Beste," seufzte sie und ging langsam zur Thüre. Da überkam Lars das volle Bewußtsein seines elenden, hülflosen Daseins: er richtete, auf die Hände gestützt, sich halb auf im Bett und starrte Aagot nach, und als diese die Thürklinke ergriff, stieß er einen Schrei aus, der dem Geheul eines angeschossenen Wolfes glich, der nicht mehr von der Stelle kann. Dann sank er schwer und ächzend auf das Lager zurück und weinte. Das feste Band, mit dem Lars sich selbst gebunden hatte, nun war es zersprungen, und von diesem Tage an ging eine Umwandlung vor mit ihm.

Aagot blieb, wo sie war. Die Thüren wurden geöffnet und die Winkel gereinigt, erfrischendes Essen und Getränk ward Lars gereicht von liebevollen Händen, und milde Augen weilten so lange und anhaltend auf seinen zusammengekniffenen Augenlidern, bis diese endlich zu einem dankbaren Blick sich öffneten. Nun ging ein stilles, friedevolles Leben auf über dem Lukne-Hof, ein Liebesleben zur Tröstung und Erhebung der Seele. Und Lars

lag still in seinem Bett und nahm Alles dankend entgegen. Ja, es mußte über diesen harten, starren Charakter ein Tag der Buße kommen, daß er den Strauß mit dem Bären vergaß und das Brod von seinem eigenen Tisch wie eine milde Gabe entgegennahm; es mußte ein großer Unglückstag über ihn kommen, daß er unter dessen Last in die Knie sank und gebückt und demüthig eingehen konnte zum Frieden.

Nach einem langen, schweren Winter schien die Frühlingssonne wieder und ihr warmer, freundlicher Strahl fiel über Lars Lukne's abgemagertes Gesicht und seine gefalteten Hände — es war ein Bild ohne Worte, eine stille Bitte um Erlösung nach dem schweren Kampf mit dem Fleisch. Die Bitte ward erhört: denn bevor die Sonne auf's Neue in kalte Nebel versank, starb Lars. Sein letzter Wille lautete, daß Thor und Aagot das Gehöft erben sollten mit Allem, was er sonst noch besaß. Und als Lars in Frieden einschlief, waren es treue, dankbare Hände, die ihm die Augen zudrückten und seinen Staub segneten.

Das war des Lukne-Hofs dunkle Geschichte. —

Einige Jahre waren vergangen und wieder strahlte licht ein sonnenklarer Tag über Berg und Au; schneeweiße Lämmerwolken schwammen in des Himmels blauem Ocean, und die Schwalben schossen in pfeilgeschwindem Flug dahin; die Schwalben umkreisten zwitschernd ein von Grund auf neu errichtetes Vorrathshaus, das auf den fest zusammengefügten Stützen von grauem Gestein sich stattlich ausnahm. An der Bergeshalde war das Gebälk zu einem neuen Wohnhaus gerichtet, wohnlich und luftig und sonnig angelegt. Das war der neue Lukne-Hof. Laute, freudige Stimmen ertönten, munterer Beilschlag klang im Holzwerk, die Spähne fielen nieder. Mitten auf dem Dach ragte eine lange Stange in die blaue Luft, an deren Fuß drei Männer standen und mit irgend einer Sache eifrig beschäftigt waren. Es mußte wol Wichtiges sein, weil alle Druntenstehenden so erwartungsvoll hinaufsahen.

Zwischen seinen Leuten, jedoch ein klein wenig abseits, stand Thor Lukne mit seiner Frau. Er sah stark und willenskräftig aus, und der Blick, mit dem er den Zurichtungen auf dem Dache folgte, besagte deutlich, daß er lebhaftes Interesse daran nahm. Aagot war ein wenig bleich, aber ebenso schön noch wie früher. Sie trug ein kleines Kind auf dem Arm, welches das hellgelockte Köpfchen an ihrer Brust verbarg. Neben ihr stand ein lebhafter dreijähriger Knabe, der sich an der Mutter Schürze festhielt und nicht nur mit den hellen, großen Augen, sondern auch mit Nase und Mund zum Dach aufschaute.

Da ward plötzlich der grüne Kranz auf die Spitze der Stange gewunden, und ein schallendes Hurrah klang zu ihm hinauf.

Dann gingen die Gläser herum und es ward angestoßen auf „das neue Haus und das junge Volk".

„Dank sei Gott dem Herrn, der uns Kraft verlieh," schien Aagot's wehmüthiger Blick zu sagen, während sie Thor zunickte, die Kinder an sich drückte und mit einer Thräne im Auge hinübersah zu dem alten Haus, das von so viel Unglück und Streit zu erzählen wußte; wo nur noch der Schwamm gedieh, der Zerstörung üppige Blume, die sich nicht ausrotten ließ, sondern Jahr für Jahr stärker wucherte.

Aber als das frohe Hurrah Aagot nochmals umklang, da kehrten ihre Gedanken zurück zu des Tages heller Freude. Dem alten Haus weihte sie einen Seufzer, eine Thräne, das neue Haus grüßte des Trostes stilles Lächeln.

In der Kirche.

Der Tag ging zur Rüste. Die Wolken hingen grau und schwer über der Stadt. Es sah aus, als hätte die Sonne längst ihren Lauf vollbracht; als ob des Abends farblose Einförmigkeit bereits über die Welt heraufgezogen sei. Nach und nach aber lösten von den höchsten Bergspitzen sich die Nebelschleier, hüllten nur noch die niederen Berge ein und umwallten gleich einer faltenreichen Gardine die blattlosen Bäume und Büsche. Da leuchtete es auf einmal freudig auf hoch am abendlichen Himmel, und im selben Augenblick brach sieggewaltig die Sonne hervor, und durch das düstere Nebelgrau hüpften und tanzten und zitterten die lachenden, jubelnden Strahlen. Aber einen Augenblick nur währte die lichte Herrlichkeit — dann umflammte schon der Purpurschein der sinkenden Sonne die Felsenspitzen. Selbst ein so flüchtiger Sonnenblick genügt, um aus manchem Herzen die trübe Stimmung zu verscheuchen, in welche es tagelange Schatten eingesponnen; um den Glauben an das ewige Lichtmeer freundlich wieder aufleben zu lassen.

Gesegnet seien die lichten Sonnenstrahlen, tausendmal gesegnet von Dem, welchem im Sorgendunkel der Himmelsstrahl wie Gottes Finger plötzlich die kalte Stirn berührt.

Folgen wir den Sonnenstrahlen.

Nun umspielen sie ein paar kleine Fenster mit blinden Scheiben von grünem Glas. Drinnen in der Stube umrankt Epheu den Fensterrahmen, und eine Monatsrose mit vielen kleinen Knospen steht auf dem Fensterbrett. Freut sich wol Jemand der Rose und wacht der Knospen?

Begleiten wir die Sonnenstrahlen weiter.

Sie eilen dahin über den Boden — sieh, wie sie das ärmliche Zimmer so reich vergolden! Im Winkel steht eine kleine Wiege.

Nun hüpfen die Sonnenstrahlen liebkosend dahin über zwei kleine krampfhaft geballte Hände, die in hitzigem Fieber brennen und zittern. Vor der Wiege liegt eine junge Frau auf den Knieen; auf ihrer Stirn steht die Schrift der Sorge — die

Jugend ist wie Wachs: solche Schrift dringt tief ein —, ihre Augen weilen auf des Kindes Antlitz. Die Augen der Frau sind trübe, vom Weinen und von schlaflosen Nächten geröthet; man sollte meinen, es mache Nichts mehr Eindruck auf diese armen Augen und doch — der Sonnenstrahl berührt freundlich mild die schmerzenden Augenlider. Das war Gottes Finger. Die junge Frau erhebt den Blick zum Fenster, steht auf und sieht sich um in dem kleinen Zimmer.

Zu ihren Füßen liegt eine Handarbeit — lass' die müden Hände eine Weile ruhen. Die armen Augen mußten viele Tage und Nächte über dem kranken Kind wachen, in beständiger Furcht, daß das zarte Leben erlöschen möchte, und die armen Augen mußten dennoch auch fleißig weilen auf der Arbeit, weil die Noth des Lebens deren Vollendung forderte — lass' jetzt daher getrost die Arbeit ruhen.

Die junge Frau blickt lange um sich. Welch' trostvoller Anblick! Der alte Tisch unter dem Fenster, die Kommode an der Thüre, geschmückt mit Tassen und Vasen, die mit Früchten bemalt sind — wie schauen sie so vertraut und freundlich drein! Ein flüchtiger Gedanke der Freude, der Hoffnung geht ihr durch den Sinn. — Nun lenkt sie die Blicke auf ein verblichenes Portrait an der Wand. Das Bild stellt einen jungen Mann dar mit hübschen Zügen, hoher Stirn und offenem Blick. Ein verwelkter Myrthenkranz ist um das Bild geschlungen und bildet den Rahmen.

Die Augen der jungen Frau weilen fortwährend auf dem Bild; tief und tiefer versinkt sie in dessen Beschauung.

Jetzt lösen sich die starren Züge, — der Kummer wird zur Wehmuth, die Wehmuth zur milden Schönheit, — die Stirn glättet sich, der Blick leuchtet, die Wangen röthen sich leicht und der Mund formt sich zu frohen Worten ... Noch umzittert und umflimmert der Sonne goldner Schein freundlich ihre kleine Welt, und die Erinnerung, welche in der Seele der jungen Frau aufgestiegen ist, spiegelt den lichten Sonnenglanz wieder.

Sie sieht sich zwei Jahre jünger. Der Myrthenkranz hat frische, duftende Blätter, die kleinen weißen Knospen heben sich freundlich ab von dem dunklen Grün. Wie steht der fromme Kranz der weißen Stirn und dem lichtbraunen Haar so gut! Glückliche Braut! Freudig wie zum Tanze folgte sie dem Manne zum Altar, ihm, von dem das Bild so farblos jetzt erzählt. Vor dem Altar steht der Prediger. — Warum heftet er den Blick so wunderlich wehmüthig auf den Bräutigam. Sie schaut den Erwählten ihres Herzens an, — wie stolz und selbstbewußt er

dreinblickt! Es hat keine Noth: er wird sie schon sicher und fest durch's Leben geleiten. Jetzt erhebt der Prediger die Hände, um sie dem jungen Paar segnend auf's Haupt zu legen. Aber der starke, trotzige Mann, ihr Mann, beugt kaum merklich das Haupt, sondern sieht hoch und stolz hinweg über Priester, Altar und Kirche — blickt freudig in die weite, sonnenfrohe Welt, welche da draußen blüht und blaut ...

Dann schlang sie den Brautkranz um sein Bild, nicht in der engen, kleinen Stube, in der es jetzt hängt, sondern in einem anderen Heim, wo der Wohlstand haushält. Denn der schmucke junge Ehemann ist ein rascher, geschickter Arbeiter. Und während der Brautkranz welkt, flechtet das Glück jeden Tag neues Grün und duftende Rosen in den Kranz der Liebe, der die jungen Herzen umschlingt.

Aber die Freude allein füllt nicht Tag für Tag den Kelch des Lebens; Verdruß und Unzufriedenheit mischen auch ihre Tropfen in den süßen Trank und versichern obenein, daß der Trank dann besser schmeckt, wie das Gleiche der Arzt behauptet von der bitteren Medicin. Wohl den Menschen, in deren Herzen die Liebe ihren Altar errichtet hat auf des Glaubens und der Treue Grund, damit er feststehe, wenn Wind und Wetter ihn umtoben! Denn das Glück ist launenhaft und flüchtig: wenn der Grund wankt, entflieht es.

Da sank die Sonne!

Wo blieb nun das jugendliche Angesicht? ... War noch ein Schein, ein Flimmer von Gold in dem ärmlichen Zimmer? ... War das Jahr, welches dem ersten folgte, ohne Freude? War der Anblick, welchen die Sonne soeben erhellte, über den jetzt wieder kummervolle Schatten zogen, vielleicht ein Bild des vergangenen Lebens der jungen Frau?

Ein leises Wimmern ertönte von der Wiege her. Die arme Mutter beugte sich angstvoll hin über das Kind, dessen Gesicht sich schmerzlich verzog. Einen Moment währte die Spannung; der Mutter Herz stand fast still — sie wagte kaum zu athmen. Der Krampf, in dem das Kind lag, ließ allmälig nach, die Züge drückten die gleiche Schlaffheit aus wie zuvor, und ermattet sank die Mutter nieder auf der Stelle, wo vor wenig Augenblicken noch der Sonnenstrahl sie mit seinem hellen Zauber umgaukelt und ihr junges Herz berührt hatte, daß des Lebens Lust noch einmal ihre warme Quelle hervorsprudeln ließ.

Stunde auf Stunde verging. Es ward dunkel im Zimmer. Die junge Frau kniete noch immer an der kleinen Wiege, und

ihr ganzes Sein schien aufgegangen in dem Lauschen auf die wechselnden Athemzüge des Kindes.

Da regte sich Etwas an der Thüre. Sie fuhr zusammen; langsam wendete sie das Haupt und lauschte ... Nun rührte sich's wieder. Es war Jemand draußen; das war sicher. War es der Arzt? Nein, er hatte es immer eilig und trat sofort ein. Wer konnte es sein? ... Sie vernahm deutlich Athemzüge, so schwer, als sei jeder einzelne ein kummervoller Seufzer. War es die alte Martha, ihre freundliche Nachbarin und einzige Helferin in der Noth, die in Armuth und Bedrängniß lebte wie sie? ... Sie mußte nachsehen; sie stand auf. Da vernahm sie ein Geräusch an der äußeren Thüre, und die tiefen, schweren Athemzüge waren verstummt; rings herrschte Stille, von Weitem nur erklangen die Schritte eines einsamen Wanderers, der sich zu entfernen schien.

Der Zwischenfall hatte die junge Frau wenigstens in die Außenwelt zurückgeführt und sie aufmerksam gemacht darauf, daß es dunkel und kalt im Zimmer sei. Sie fuhr im Fieberschauer zusammen. Schnell zündete sie Licht an und frischte das Feuer im Ofen auf, das dem Erlöschen nahe war.

Der öde Raum wurde doch etwas freundlicher durch den Lichtschein; — es war zwar nicht der Sonnenstrahl, aber doch eine Erinnerung daran.

Dann stellte sie das Licht auf den kleinen Tisch, nahm die Monatsrose vom Fenster und setzte sie vor das Licht, damit die Blätter der Rose es mildern sollten. Sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus. Was hatte sie auf einmal so empfindlich berührt?

Lange bevor sie jene schweren Athemzüge an der Thüre vernahm, war ein Mann vielmals auf das Haus zu- und wieder zurückgegangen. Sein Gang war unsicher, seine Haltung schlaff, seine Gestalt kraftlos. Da faßte er plötzlich einen Entschluß: er schlich sich in das offenstehende Haus und legte das Ohr an die Stubenthüre. So stand er eine Weile und lauschte, bis es sich in der Stube regte. Da eilte er schnell und vorsichtig wie ein Dieb auf die Straße zurück. Mittlerweile hatte die junge Frau Licht angezündet, und durch die unverhängten Fensterscheiben konnte der Mann das kleine Zimmer überblicken.

War das die selbe Helene, welche vor zwei Jahren die ganze Welt angelächelt hatte, wie die frisch erschlossene Rose der Morgensonne entgegenlacht? ... Diese bleiche, kummervolle Gestalt, welche gebeugt und gebrochen im Zimmer stand? ...

Es überlief ihn kalt. Gott verzeihe Dem, der ihre Noth

auf dem Gewissen hat! — Dort lag das kranke Kind. Vielleicht wäre es frisch und munter, wenn es bessere Pflege gehabt hätte, wenn nicht die arme Mutter für das kleine Wesen allein hätte zu sorgen gehabt. Zwei Hände reichen nicht weit, vier Hände können ganz anders schaffen. Die arme Helene! — Der Mann preßte das todtenbleiche Angesicht stöhnend an die Fensterscheiben. Und grade jetzt nahm sie den grünen Rosenstrauch vom Fensterbrett. Sie fürchtete sich vor ihm, sie war dem Umsinken nahe. — Da kam Jemand auf das Haus zu, der Mann trat zur Seite.

Die junge Frau stand noch und stützte sich zitternd auf den Stuhl. Auf dem Hausflur erklangen schnelle Schritte, die Thüre wurde geöffnet, der Arzt trat herein.

Es sind schwere Augenblicke, wenn der Arzt vor dem Krankenlager steht wie der Richter über Leben und Tod, und wenn man aus seinem Munde zu hören erwartet, was nur im Rath des Himmels beschlossen werden kann. Wenn der Arzt so dasteht, und die Blicke der Verzweifelten bittend auf ihn gerichtet sind und wenn er dann in solchem Augenblick der Hoffnung leichten Strohhalm den Versinkenden zuwirft, erscheint er wie der rettende Engel, wenn er selbst auch weiß, daß die Hoffnung, welche er erregt, trügerisch ist. Aber es ist ja auch so schwer, obgleich es am Besten und Richtigsten ist, kurz und gut zu sagen: es ist vorbei.

Einige Minuten lang betrachtete der Arzt in tiefem Stillschweigen das kranke Kind, dann schüttelte er den Kopf, reichte mit abgewandtem Gesicht der Mutter die Hand, setzte den Hut auf und ging fort. Das Urtheil war gesprochen.

Die arme Frau hatte während des kurzen Besuches kein Wort geäußert, nur auf des Arztes Gesicht hatte sie den Trost zu erspähen gehofft, den sie nicht fand; sie hatte ihm nicht die Hand geboten zum Abschied, ihm nicht nachgeblickt, als er ging. Die Hoffnungsreichen thun alles Das; sie war hoffnungslos. Da schlug es vom Kirchthurm elf Uhr. Jeder Schlag ertönte langsam, wie bedeutungsvoll und zitternd verklang der letzte in der Grabesstille des nächtlichen Dunkels.

Da war es, als ob auf einmal ein lichter Gedanke aufleuchtete in der Seele der Frau und einen Strahl in ihren matten Augen entzündete. Sie beugte sich schnell nieder zu dem Kind, bedeckte die kleinen krampfhaft geballten Hände mit einem Tuch, sah sich aufmerksam um in der Stube und war im nächsten Augenblicke zur Thüre hinaus.

Am Haus der Nachbarin blieb sie stehen und klopfte an's

Fenster. Es wurde sofort geöffnet, und eine alternde Frau streckte den Kopf heraus.

„Herr Gott, bist Du es, Helene," rief die alte Frau aus, „das Kind ist doch nicht gestorben?"

„Nein, Gott sei Dank, Martha," antwortete Helene, „so schlimm ist es nicht. Aber Du mußt Dich anziehen und mit mir gehen ... ich habe Etwas vor, wobei Du mir helfen sollst."

„Um Gottes Willen, was willst Du thun, Kind?" fragte die Alte, indem sie das Fenster verließ und nach einem Kleidungsstück griff.

„Ich darf nicht länger bleiben, Martha," flüsterte Helene, „aber niemals habe ich Hülfe so nöthig gehabt, wie in diesem Augenblick. Gott ist mein Zeuge."

„Geh' nur, geh'," rief die Alte, „ich bin augenblicklich bei Dir."

Helene schloß von außen das Fenster und flog, indem sie sich in der dunklen Gasse umsah, gleich einer scheuen Schwalbe wieder in ihr kleines Haus zurück. — Nach wenigen Minuten war die alte Martha bei ihr.

„Nun sag' mir, Helene," nahm sie flüsternd das Wort, „wobei ich Dir helfen kann."

„Der Arzt war vor Kurzem hier," antwortete Helene schnell. „Er sagte zwar Nichts, aber sein Stillschweigen bedeutete: morgen. Gott wird es gnädig machen ..."

„Das ist der Armen Trost," unterbrach die Alte sie.

„Aber ich glaube doch, Martha, daß unser Herrgott noch helfen kann. Deshalb habe ich gedacht, in die Kirche zu gehen ..."

„Jetzt ... zu dieser Stunde?" rief die Alte erschreckt aus.

„Gerade um Mitternacht muß es sein," flüsterte die Junge und machte an der Wiege sich zu schaffen.

„Das ist durchaus überflüssig," nahm Martha eifrig das Wort, „der König der Ehren ging in die Hütten, um zu beten ... Ist das Dach niedrig, so ist doch der Himmel hoch, und er spannt sein Dach aus über Alle, die da beten."

„Ach nein, Martha, es ist nicht, wie Du meinst," seufzte Helene und schüttelte den Kopf. „Hast Du den alten Glauben vergessen, daß ein Todtkranker gerettet werden kann, wenn Der, welcher seinem Herzen am Nächsten steht, um Mitternacht in die Kirche geht und den Namen des Kranken hinten auf das Altarbild schreibt?"

„Natürlich weiß ich das," entgegnete die Alte.

„Die Uhr ist ein wenig über elf," fuhr Helene fort und ordnete ihren ärmlichen Anzug. „Wenn Du bei dem Kind bleiben willst, bin ich ruhig und will das Letzte versuchen."

„Ich will nicht von der Stelle weichen," erwiderte Martha und schwieg einen Augenblick nachdenklich still. Aber als die arme Mutter ihr krankes Kind geküßt hatte und sich der Thüre näherte, um fortzugehen, hielt Martha sie zurück.

„Ich will Dir doch sagen, Helene, daß Du Dich auf Allerlei gefaßt machen mußt, was geschehen kann. Man weiß nicht, was zur Nacht in der Kirche umgeht."

„Die Kirche ist unseres Herrgotts Haus," entgegnete Helene.

„Das ist wol wahr," fuhr die Alte fort, „aber wer dort nichts zu thun hat, bleibt am Besten fort."

„Eine Mutter, die ihres Kindes Leben retten will, hat dort zu thun."

„Rufe mich an in der Noth," sprach die alte Martha feierlich. „Das ist Gottes Wort; aber ein anderes Wort sagt auch, daß die Kirche niemals leersteht. Ich kenne Eine, die hat einmal den gleichen Gang gethan; zum zweiten Mal aber geht sie nicht, obgleich sie eines Mannes Muth besitzt."

„Erschreckte sie Etwas?" fragte Helene und trat noch einmal leise an die Wiege, um das Kind anzuschauen.

„So war es," sprach die alte Martha mit prophetischer Miene. „Als sie in die Kirche trat, erblickte sie vor dem Altar den alten Pfarrer, der vor langen Jahren gestorben war, und rings im ganzen Chor lagen die Todten auf den Knien, und der alte Pfarrer erhob die Hände, als wolle er alle miteinander segnen."

„Martha!" unterbrach plötzlich die junge Frau ihre alte Nachbarin, „sieh, das Kind kneift die Hände nicht mehr so krampfhaft zusammen ... sieh, wie ruhig sein Gesicht ist. O Gott, wenn es jetzt stürbe!"

Die alte Martha schaute mit prüfendem Blick das Kind an. „Du kannst ruhig sein, Helene," sprach sie leise. „Das ist nicht der Tod ... ich bin vielmehr überzeugt, daß es am Leben bleibt. Erspare Dir den Gang."

„Nein, nein!" rief Helene aus, „ich darf dem Zeichen nicht trauen. Täuscht es mich, würde ich mir mein Lebelang Vorwürfe machen. Ich muß gehen — auf Wiedersehen, Martha." Und sie ging.

„Gott der Herr sei mit Dir!" seufzte die Alte und ließ sich an der Wiege des kranken Kindes nieder.

Durch ein paar Straßen eilte die junge Frau zu der Kirche, in der sie vor zwei Jahren getraut, in der ihr Kind getauft worden war.

Die Nacht war dunkel, ein kalter Wind pfiff durch die einsamen Gassen. Ueberall trat ihr des Schlafes Bild entgegen;

alle die dunkeln Häuser, welche in schweigenden Reihen dastanden, schienen des Todes Zeugen zu sein. War in der ganzen Stadt sie allein noch wach in Angst und Sorge?

Endlich nahte sie der Kirche. Sie lag düster, abseits von den Häusern und schaute in dem tiefen Dunkel so wunderlich drohend drein. Mit klopfendem Herzen ging Helene näher, — wie sollte sie nur im Finstern den Altar finden? Aber den Schlüssel! An den Schlüssel hatte sie in ihrer Seelenangst gar nicht gedacht. So war denn alles vergebens! Eine unendliche Angst, die den Schrecken der Dunkelheit und der Mitternacht Graus überwand, stieg auf in ihr und lähmte ihr die Glieder. Da erblickte sie einen Lichtschimmer, der durch die Fensterladen eines naheliegenden Hauses fiel. Dort wohnte der Pfarrer. Der Lichtschein kam aus seiner Studirstube. Sie erinnerte sich dieser seit dem Tage, da sie in ihrer ärmlichen Kleidung in dem Schatten der halbgeöffneten Thüre gestanden und den Pfarrer gebeten hatte, ihr drei Monate altes Kind zu taufen.

Wenn sie jetzt zu ihm ging und ihm ihre Noth klagte? Er würde ihr den Kirchenschlüssel sicherlich nicht verweigern. Er hatte immer ein Wort des Trostes, einen Rath für die Betrübten.

Sie näherte sich leise dem Hause und blickte durch eine Spalte im Fensterladen in das Zimmer. Ja, es war der Pfarrer; er schlug gerade ein Blatt um in einem Buch. Einen Augenblick schwankte sie noch, da schlug die Uhr vom Thurm halb zwölf. Schnell klopfte sie an's Fenster. Der Pfarrer hatte das Geräusch vernommen. Sie hörte, daß er aufstand. Es dunkelte ihr vor den Augen; es ging alles herum mit ihr. Die Thüre wurde geöffnet, — und einen Augenblick darauf stand sie in des Pfarrers hell erleuchtetem Zimmer.

Unbeschreiblich ermattet an Seele und Leib sank sie auf einen Stuhl, den der Pfarrer schnell herbeigeschoben hatte, und ein krampfhaftes Schluchzen löste die furchtbare Spannung, die bis dahin sie aufrecht erhalten hatte. Eine Weile verging schweigend. — Der erste Ausbruch heftiger Seelenqual hat keine Worte.

„Womit kann ich Dir dienen, Kind?" fragte endlich der Pfarrer ruhig und sanft, nachdem die erste heftige Bewegung sich gelegt hatte.

Mit einem unsäglich bittenden Blick sah sie auf zu dem ernsten Mann, der erwartungsvoll vor ihr stand.

„Wie ist Dein Name?" fragte er wieder, während sie mit sich kämpfte, um Worte zu finden.

„Mein Name ist Helene Halvorsen," antwortete sie leise.

„Ich bin die Tochter des alten Fischwagemeisters Gudmund, der vorgestern gestorben ist. Ihr habt ihn gut gekannt.“ — Sie schrak fast zusammen vor des Pfarrers Blick, der sich mit Erstaunen auf sie heftete.

„Ja, ich kannte ihn,“ nahm der Pfarrer nach einer kleinen Pause wieder das Wort, „und Dich kenne ich auch, denn es ist kaum zwei Jahre her, daß ich Dich getraut habe.“

„So ist es,“ erwiderte sie tonlos.

„Um Gotteswillen,“ rief er aus, „was für ein Unglück hat Dich denn getroffen? Du bist kaum älter als zwanzig Jahre, und doch erzählt jeder Zug in Deinem Gesicht von einem langsam verzehrenden Kummer. Sprich Dich aus, Kind. Du bist wol deshalb in der letzten Stunde zu mir gekommen? Schütte den Schmerz aus, der in Dir nagt wie ein Wurm. Denn Du lebst und sorgst doch wol für Jemand?“

„Ach ja,“ schluchzte sie, „für mein kleines Mädchen, das vor einigen Monaten getauft wurde; es ist todtkrank und muß sterben.“

„Aber Dein Mann,“ fiel ihr der Pfarrer in's Wort.

„Ach er,“ seufzte sie und bedeckte mit den abgemagerten Händen die verweinten Augen.

„Er ist wol todt?“ fügte er mitleidig hinzu.

„Ach, wenn er todt wäre!“ rief sie jammernd aus.

Dann folgte wieder eine Pause, bis der Pfarrer auf's Neue das Wort nahm:

„Es giebt im Leben Vieles, das schlimmer ist als der Tod. Wenn Dein Mann ein Verbrecher wäre — ja wenn er ein Verbrecher gegen sich selbst wäre, und Gottes Ebenbild auf Erden dadurch entehrte, daß er in blinder Leidenschaft raf'te gegen sein eigen Fleisch und Blut, — wenn er ein Trinker wäre?“ fügte er wie zögernd hinzu.

Ein schneidender Schrei entrang sich der Brust der unglücklichen Frau.

„O nennt ihn nicht so!“ bat sie, „ich kann das fürchterliche, gräßliche Wort nicht hören.“

„Aber wenn es das rechte ist?“ entgegnete ruhig der Pfarrer. „Gar Viele gehen diesen Weg. Denn von dem Augenblick, in welchem der Mensch zum ersten Male Gott und sich selbst vergißt in liederlicher Gesellschaft bis zu jenem Moment, wo der Mensch vollständig verhärtet und abgestumpft ist, sind es bisweilen nur wenige Schritte.“

„Ach Jesus, giebt es keine Rettung für ihn?“ jammerte sie.

„Wo ist er jetzt?“ fragte der Pfarrer.

„Vor drei Monaten verließ er mich, um im Norden bei der Fischerei zu helfen," antwortete sie.

„Dort wird er wol keine Rettung finden," sagte der Pfarrer.

„Ja, ich habe viel gelitten," fuhr sie fort. „Das erste Jahr, als wir verheirathet waren, geschah es wol bisweilen — daß er — nein!" unterbrach sie heftig sich selbst, indem Fieberröthe ihr schmerzlich verzogenes Angesicht übergoß — „nein, ich will es nicht aussprechen — niemals will ich Christian mit einem so schrecklichen Wort benennen ... Ich habe auch meine Fehler ... Habe ich in meinem Hochmuth ihm nicht verboten, seine Freunde mit nach Hause zu bringen? — War nicht er es, der allein arbeitete und verdiente? Aber ich dachte: läßt man erst das Laster zum Haus hinein, nimmt es bald den besten Platz ein. — Einmal wird ihn wol der Herrgott erleuchten und zum Guten führen. — Und deshalb kam viel Schweres über mich."

„Und ob auch der Zorn der ganzen Welt über Dich gekommen wäre, — was Recht vor Gott ist, soll geschehen, — und das hast Du gethan," sprach der Pfarrer ernst und feierlich.

„Hätte er keinen Umgang mit dem schlechten Menschen gehabt!" rief sie heftig aus. „Er nannte ihn seinen Freund, aber von ihm ist alles Unglück gekommen; er ist Schuld an Allem."

„Gieb Niemand die Schuld, wer es auch sei," unterbrach sie der Pfarrer. „Der Mensch ist mit Vernunft und freiem Willen begabt. Die Schlange der Verführung aber lauert überall, und Den, der ihr nicht den Kopf zertritt, sticht sie in die Ferse. — Aber warum kamst Du nicht eher zu mir?" fuhr er milder fort, als die Frau verzweiflungsvoll zusammenbrach. „Vieles kann wieder gutgemacht werden, wenn Jemand zur rechten Zeit eingreift und mit Gottes gnädigem Beistand. In der zwölften Stunde ist Mancher umgekehrt, und ihr letzter Schlag hat gar oft der Reue Seufzer geweckt, und auch ihm, der Dich verlassen, wird noch der letzte Schlag die Verzweiflung in's Herz tönen, wenn er Dein Unglück und Deine Noth erfährt. Denn die Noth hat Dich doch wol in die Nacht hinausgetrieben, um bei mir Hülfe zu suchen? Die soll Dir werden."

Mit diesen Worten nahm der Pfarrer einen Schlüssel vom Tisch und näherte sich einem Schrank. Aber die unglückliche Frau sprang schnell auf vom Stuhl und hielt ihn zurück.

„Nein, nein! Ich habe Nichts nöthig," stieß sie fieberhaft erregt hervor. „Ich habe Tag und Nacht gearbeitet und die Zeit so gut benutzt, wie es nur möglich war. Ich dachte immer: es könnte ihm zu Gute kommen. Denn was er auch gethan

hat, mit welchem Wort auch die Welt ihn nennt, ich will ihn doch im Herzen tragen — ja, das will ich. Und Gott der Herr wird ihn auch nicht verlassen! Er war so gut, — ach! er sah aus wie ein König, aber jetzt ... jetzt!" Und krampfhaft hielt sie sich am Stuhl fest und warf verstohlene Blicke nach dem Fenster. „Ich erblickte vorhin draußen vor meinem Fenster ein Gesicht — es glich dem seinen; aber er war es nicht — nein, mein Mann ist es nicht gewesen, das weiß ich gewiß. Er war wol ab und zu ein wenig bleich — aber ein Gesicht, als ob es aus dem Grabe käme — mein Christian, nein ... Ach, Jesus! Da schlägt die Uhr zwölf. Den Schlüssel! Ach, ich Unglückliche, nun vergesse ich seinetwegen wieder Alles."

„Den Schlüssel?" fragte erstaunt der Pfarrer.

„Ja, den Schlüssel zur Kirche," rief sie in furchtbarer Aufregung. „Ich muß in die Kirche zu dieser Stunde."

„Was hast Du um diese Zeit in der Kirche zu schaffen?"

„Habe ich nicht gesagt, daß mein Kind todtkrank ist? — Könnte ich jetzt um Mitternacht seinen Namen hinten auf das Altarblatt schreiben — ich wüßte gewiß, daß mein Kind gesund würde."

„Mein liebes Kind," entgegnete mitleidig der Pfarrer, indem er ihre Hand nahm, „ein Name auf eine noch so heilige Stelle geschrieben, kann Dein Kind nicht retten. Hat Gott seinen Namen ausgelöscht im Buch des Lebens, so kann kein Mensch ihn wieder einschreiben."

„O, versagt es mir nicht!" bat sie verzweiflungsvoll. „Ich hätte mein Lebelang keine Ruhe mehr."

„Und in diesem Zustand willst Du allein in die finstere Kirche gehen?" fragte der Pfarrer.

„Ich gehe in's Grab, wenn ich meines Kindes Leben retten kann!" schluchzte sie. „Um der ewigen Liebe willen, erbarmt Euch meiner, gebt mir den Schlüssel!"

Der Pfarrer kämpfte einen Augenblick mit sich, that einen Schritt vorwärts, schüttelte den Kopf und stand dann wieder still.

„Ihr wollt nicht?" schluchzte sie hervor. „Gott helfe mir, ich verliere den Verstand." Und sie wankte in furchtbarer Erregung auf die Thüre zu.

„In Gottes Namen denn, Du sollst den Schlüssel haben," seufzte der Pfarrer und ergriff zugleich den Schlüssel, der auf dem Tische lag. „Hier ist er," fuhr er sichtlich widerstrebend fort. „Es ist ein Werk des Aberglaubens, das Du ausüben willst — doch Gott, der die Herzen prüft, weiß, was er zu halten hat

von Deinem Glauben und Unglauben und wird Deiner in Gnaden sich erbarmen. Geh', armes Kind."

Als sie den Schlüssel in der Hand fühlte, war sie auch schon zur Thüre hinaus. Schnell durchschritt sie das Stückchen Straße, welches das Pfarrhaus von der Kirche trennte, und wenige Augenblicke darauf betrat sie durch die kleine Kirchhofspforte des Todes geweihten Boden. Aber den Schrecken und das Bangen, das sie sonst vielleicht empfunden hätte, vergaß sie über dem Ziel. Hurtig ging sie zwischen den Gräbern hindurch und stand bald darauf vor der Kirchenthüre. — Ihre Hand zitterte, aber dessen ungeachtet drehte die Thüre sich im selben Augenblick in den Angeln, — und ängstlich und vorsichtig, als fürchte sie, Jemand zu wecken, schloß sie die Pforte hinter sich, — und war nun allein in der stillen Kirche mit ihrem klopfenden Herzen und der tiefen Seelenangst.

Eine Weile stützte sie sich mit geschlossenen Augen an einen der Pfeiler, welche die Orgel trugen. Sie wagte nicht, den Fuß zu rühren; sie athmete kaum. Selbst der Athemzug weckte in dem schweigenden Raum den Wiederhall.

Endlich faßte sie sich und huschte gleich einem Schatten an den geschlossenen Stühlen entlang. Noch wagte sie nicht, den Blick zu erheben. Die Brust ward ihr voller bei jedem Schritt und der Athem drohte ihr auszugehen.

Stille! Da rührte sich Etwas. — Ein Seufzer, ein langer, tiefer Seufzer, als käme er aus dem Grabe, oder aus einer todtwunden Brust, bebte durch die öden Hallen. — Das Blut sauste ihr in Augen und Ohren, und sie war nahe daran, niederzusinken. Konnte sie noch beten? Aber, wie sollte sie sich so schnell auf ein Gebet besinnen in dieser Angst des Aberglaubens? Kein Laut ertönte mehr, es ward wieder so still ringsum wie im Grab, nur vom Altar her schien ein schwaches, leises Geräusch zu erklingen, nicht stärker als das Picken des Todtenwurms im Holze. Dann erstarb auch dieses. Es war wol Alles nur Einbildung, dachte sie und schritt vorsichtig weiter.

Endlich stand sie an der Treppe, die zum Chor hinaufführte, immer noch gesenkten Blickes. — Herr Gott und Vater! Wenn es nun doch wahr wäre, was Martha erzählt hatte: daß um Mitternacht die Todten Kirche halten, und wenn nun der alte Prediger dastünde und die Hände erhöbe über die knieende Schaar der Todten. Sie zitterte vor Entsetzen. Aber einmal mußte sie ja doch aufsehen, früher oder später. Sie faßte Muth und erhob die Augen. Da lag ja der heilige Altar mit der weißen Decke.

Ein schwacher Lichtstrahl, der von einer gerade gegenüber in der Straße hängenden Laterne kam, fiel freundlich über den Altar hin und brach in dem schimmernden Kelch, der gerade vor ihr stand. In diesem Anblick war nichts Schreckendes. Sie ging näher. Da erkannte sie in dem schwachen Lichtschimmer deutlich das herrliche Altarblatt: Christus unter seinen Jüngern beim Abendmahl. Und über diesem Bild hing ein anderes: die Schmerzensmutter, von der gesagt ist, daß ein zweischneidig Schwert ihr durch's Herz gegangen, die Schmerzensmutter, die in der Ergebung demüthigem Gebet die Arme um's Kreuz geschlungen hielt. — Und von des Altars höchster Spitze blickte aus Wolken Gottes Auge hin über die Kirche. — Was war denn sie, daß sie mit ihrem Schmerz an die Pforte des Himmels zu klopfen wagte, um Hülfe und Gnade zu erzwingen? — Sie sank am Altar auf die Knie. Eine unbeschreibliche Linderung durchdrang ihr gequältes Herz; niemals hatte sie sich Gott so nahe gefühlt; die Seele, das Herz ward ihr weiter, — ihre Gedanken beschwingten sich, und die Stunde der Erhebung und Erlösung ließ ihr die Worte aufquellen: „Herr, nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe!" — Es ward ihr auf einmal klar, daß sie in ihrer Angst und Qual Gott vergessen hatte und daß ihr wilder Schmerz nichts war, als des verwöhnten Herzens Sehnsucht nach Freude. Klarer und klarer ward es in ihr, und endlich formten die Gedanken sich zu Worten und die Worte zum Gebet. Sie betete laut für das kranke Kind, betete innig und heiß auch für ihn, den unglücklichen Mann, den sie für verloren hielt, und flehte für sich selbst um Demuth und Glauben. Nun war der Aberglaube gebrochen, und sie fühlte sich stark genug, sich Gottes Rathschluß zu beugen.

Wieder vernahm sie eine Bewegung hinter dem Altar, und dann zitterte wieder der gleiche tiefe Seufzer durch die Kirche. Da stieg abermals die unendliche Angst auf in ihr; denn es klang gerade, als ob Jemand weinte. — War es ein Geist? oder war es ein Mensch, eine friedebedürftige Seele, die gleich ihr in der Stunde der Noth Zuflucht im Gotteshaus gesucht hatte, um Erlösung zu finden? — Sie hatte sich erhoben, stützte sich auf das Altargitter und wandte den Blick scheu nach der Seite, von welcher der Seufzer erklungen war.

Da trat ein Mensch hinter dem Altar hervor; eine kummergebrochene Gestalt. Verzweiflung furchte die Stirn und verzog schmerzlich den Mund. Er näherte sich ihr wankend. „Helene!" flüsterte er und sank ihr zu Füßen.

Einen Augenblick verlor sie die Besinnung; der Schreck hatte

plötzlich ihre Glieder gelähmt; aber der Klang der Stimme rief sie auch zugleich wieder in's Bewußtsein zurück.

„Bist Du es, Christian?" fragte sie bebend.

„Ja, Helene, ich bin es," seufzte er. „Gott wird mir vergeben, daß ich Dich erschreckt habe. Ich stand heute Abend vor Deinem Fenster und sah Dich bei dem Kinde sitzen, und es schien mir, als sei es schwer krank. Nachdem der Arzt Dich verlassen hatte, stand die reine Verzweiflung auf Deinem Gesicht geschrieben. Da ward es mir klar, was die Uhr geschlagen hatte, daß es mit aller Hoffnung aus sei. Aber da fiel mir ein, was meine selige Mutter gesagt hatte; sie pflegte zu sagen: wenn Jemand auf den Tod läge, so könne er gerettet werden, wenn ein Anderer sich fände, der um Mitternacht sich in die Kirche wagte, und des Kranken Namen auf die Rückseite des Altarblattes schriebe. Ich dachte bei mir: Du hast Kummer und Elend über Frau und Kind gebracht; Das, womit Du Beiden das Leben hättest behaglich machen sollen, hast Du nutzlos vergeudet. Du bist ein schlechter Mensch und bist nicht werth unter einem Dach zu wohnen mit ihnen; springe in's Wasser, dann hast Du, was Du verdienst; kannst Du aber der Mutter das Kind retten, so hast Du wenigstens Etwas gethan, um Deine Schuld zu sühnen. So kam ich hierher, Helene. Nun steht des Kindes Name auf der Rückseite des heiligen Bildes. Aber ich versichere Dich, daß es ein schwerer Gang gewesen ist. Wohin ich auch den Kopf wandte, immer war's mir, als ob unser Herrgott mit strafendem Auge mich anblickte. Nirgends in meiner sündigen Seele konnte ich die Gedanken verbergen. Denn die zürnenden, mahnenden Gottesaugen schauten durch und durch. Aber ich dachte an Dich, Helene, und an alles Das, was Du meinetwegen erduldet und gelitten hast. Ich nahte mich dem Altar und eilte hinter ihn zu kommen, denn es war gerade, als wenn vom Altar her flammende, rächende Blitze mir entgegensprühten. Da kamst Du, Helene, — ich erblickte Dich am Altar und ich ahnte, was Du beginnen wolltest; aber Du hast den rechten Weg eingeschlagen und hast zuerst unseren Herrgott aufgesucht. Ich wollte mich verbergen, um Dich nicht zu erschrecken, aber da vernahm ich, daß Du betetest für mich. — Für mich Elenden, der ich Dein junges Leben vergiftet habe, für mich hast Du gebetet, daß es einen Stein hätte erbarmen können. — Ach, Helene! — —" Und er sank schluchzend nieder auf den Boden.

„Christian!" bat sie und zog ihn liebreich zu sich empor. „Ach, wenn Du aufrichtig bereutest —?"

„Hör' Helene," nahm er langsam das Wort und richtete

sich auf, „der Trunk ist ein gefährliches Ding; er gleicht dem Zauber. Ein Drache liegt in uns und nagt und zehrt; jeden Tag verlangt er mehr zu seiner Sättigung und zuletzt hat er Seele und Leib aufgezehrt."

„Um Gotteswillen, kehr' um, Christian!" rief sie erschreckt aus.

„Das will ich, Helene, von dieser Stunde an."

„Du hast es so oft gelobt," seufzte sie zweifelnd.

„Aber diesmal halte ich mein Versprechen," tröstete er, „ich bleibe bei Dir."

„Aber wenn nun er kommt und Dich wieder von mir lockt?" fragte sie und schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Du meinst Sigward Hansen?" gab er wehmüthig die Frage zurück. „Gott stehe uns bei! Seinetwegen kannst Du ruhig sein. Wie Du wol gehört haben wirst, zogen wir nach Norden, um uns beim Fischfang Arbeit zu suchen, oder auf andere Weise uns durchzuschlagen. Aber da ging das Elend erst recht an. Jeder Tag endete mit Schlägerei und in Sündhaftigkeit — bis man uns mit Schimpf und Schande von der ersten Stelle fortjagte. Darauf zogen wir in Gesellschaft zweier Bauern weiter gen Norden zu einem Landhändler, der viele Hände zum Fischfang nöthig hatte. Der Weg ging über's Gebirge. Als wir die Höhe erreicht hatten, stand gerade vor uns auf einem Steinhaufen ein altes, halbverfallenes Kreuz von Holz. — „Hier ist ein guter Sitz," sagte Sigward und ließ sich am Kreuz nieder.

„Fort da vom Kreuz, Du Lümmel!" sagte einer der Bauern, ein junger, kecker Bursch.

„Es kümmert mich wenig, ob es Kirche oder Kreuz ist," lachte Sigward.

„Du machst, daß Du fortkommst," fuhr der Bursch fort, „Du sollst Heiliges nicht verspotten."

„Hier ist der Tisch für mich gedeckt," antwortete Sigward und nahm aus seinem Ranzen Essen und Getränk.

„Ich werde reinen Tisch machen; verlass' Dich darauf," sagte der Bursch und zog das Messer.

„Oho, ist das Deine Absicht?" rief Sigward, sprang auf und spuckte in die Hände.

Zugleich entriß er dem anderen Burschen dessen Handbeil und schlug mit einem einzigen Hieb das Kreuz in Stücke, ergriff dann die Splitter und warf sie mit einem Fluch in den nahen Abgrund. Der Bursch war bleich geworden wie eine Leiche; man sah nur das Weiße in seinem Auge. Im selben Augenblick stürzte er auch schon mit dem Messer auf Sigward los; der

schlug mit dem Beil um sich, und der Kampf endete damit, daß der Bursch todt zu Boden fiel.

„Gott erbarme sich, Christian," flüsterte Helene und sah sich schaudernd um.

„Jetzt sitzt Sigward hier im Gefängniß, und deshalb bin ich gekommen; ich soll Zeuge sein. — Helene! Er ist doch ein kecker Bursch gewesen. Alle Menschen hatten ihn gern — nun ist er ein todeswürdiger Verbrecher — und ich —"

„Und Du, Christian?" fragte sie ängstlich, indem sie seine Hand ergriff, „hast Du etwas Schlechtes begangen?"

„Nein, Helene, das schwöre ich Dir mit einem heiligen Eid!" Und er sah auf zu ihr. „Du kannst nicht glauben, welche Angst ich empfand, als Sigward das Kreuz zerschlug! Und als der Bursch bleich und todt dalag, und Sigward die blutige Axt in der Hand hielt, da ward mir auf einmal klar, wie tief der Abgrund war, an dem ich stand, und wie nahe ich daran gewesen, hinabzustürzen."

„Ach, Christian, wenn Du wolltest?"

„Ich will, Helene," sprach er.

„Aber Du mußt es im Ernst wollen und in Gottes Namen," fügte sie hinzu.

„Ja, Helene, ernstlich und in Gottes heiligem Namen."

„Amen!" erklang eine milde Stimme hinter ihnen.

Es war der Prediger; die wachsende Unruhe über Das, was der unglücklichen Helene geschehen konnte, hatte ihn in die Kirche getrieben, um, wenn es nöthig wäre, ihr beizustehen und ihre Stütze zu sein. Nun war er unsichtbarer Zeuge der reuevollen Beichte des jungen Mannes gewesen, und eine nähere Erklärung war nicht mehr nöthig. Dann betrat der Pfarrer den Altar und legte die Hände ihnen segnend auf das Haupt. Vom Thurm that die Uhr einen einzigen zitternden Schlag.

Vor zwei Jahren, aber in des Tages hellem Glanz, hatte der Pfarrer auch segnend die Hand gelegt auf die blühende Stirn der jungen Frau und das stolz zurückgeworfene Haupt des Mannes. Nun war die Stirn bleich und gefurcht und das Haupt demüthig gebeugt. — Das gelöste Band wurde in der nächtlichen Stunde auf's Neue und so fest geschürzt, daß es für's Leben hielt. —

Die Wiedervereinten eilten Hand in Hand heim. Nacht und Dunkel breiteten sich ringsumher aus, — aber über den Bergen lag schon ein bleicher, hellerer Schein, der Vorbote der Morgenröthe.

„Stille!" rief die alte Martha ihnen entgegen, als Helene

zuerst in die Thüre trat, — denn es war ja doch ihre mühsam erstrittene Heimstätte, die sie mit ihrem seelenkranken Manne theilen wollte; einen Heerd, an dem gute Geister Wache hielten, bot sie dem müden, irregeleiteten Manne.

Deshalb betrat sie auch zuerst die Schwelle. Er folgte ihr mit entblößtem Haupte, als ob er in die Kirche träte.

„Gott stehe uns bei!" rief die alte Martha aus und schlug erstaunt die Hände zusammen, als sie den Mann erblickte.

Aber die junge Mutter winkte ihr Schweigen. Denn in der kleinen Wiege lag das Kind und schlief so ruhig und sanft, wie nur ein Gesunder schlafen kann.

Dann ließ die alte Martha die Wiedervereinten allein. In der Thüre aber fuchtelte sie nochmals mit den Händen durch die Luft — denn Etwas mußte sie thun, um ihr Erstaunen auszudrücken.

Mann und Frau saßen Hand in Hand an der Wiege.

„Armer Christian!" flüsterte sie und strich ihm liebkosend über die gefurchte Stirn. „Du bist da draußen in großer Gefahr gewesen."

„Ja, es war weitgekommen mit mir, Helene," seufzte er, „aber nimmer werde ich den Schrecken vergessen, der mich durchdrang, als Sigward das Kreuz zerschlug."

„Das war der Herrgott, der Dich rief, Christian. Jesus Christus sei gelobt, daß Du den Ruf gehört hast."

Noch schlief das Kind den ruhigen Schlaf der Gesundheit, und die treuen Wächter saßen an seinem Lager. — Da stieg die Sonne über das Gebirge herauf und vergoldete mit den vollen Strahlen aller ihrer leuchtenden Herrlichkeit das gegenüberliegende Haus.

„Sieh, da ist die Sonne, Helene!" rief der Mann freudig aus. „Kannst Du Dich erinnern, dort, wo wir früher wohnten, hatten wir die Morgensonne auch?"

„Ja, nun kommt sie erst am Abend zu uns," antwortete sie wehmüthig, „aber, Gott sei Dank! sie erquickt und wärmt auch dann."

Pilt-Ola.*)

*) Pilt: Knabe, Knäblein. Pilt-Ola etwa: Der „kindische Ola".

Ein stiller, sonnenklarer Herbsttag blaute über dem Dorf Bossevangen. Der große, tiefe See lag lächelnd da, und die Sonnenstrahlen flimmerten spielend auf den hüpfenden Wellen.

Nach dem Dorfe zu breiteten die ebenen Ufer sich weit und grünend aus, jenseits des See's aber ragten mächtige, ernste Berge empor, deren dunkler Kamm sich scharf vom blauen Himmel und in dem dunkeltiefen Wasserspiegel abzeichnete — ein Bild der Unendlichkeit nach oben wie nach unten.

Eine Zeitlang weilte ungestörte Ruhe über dem sonnigen Bild. Es giebt Augenblicke, in denen die Natur den Athem anhält und lauscht. Solches Ausruhen ist eine Pause, in der alle Töne schweigen, um kurz darauf mit verstärkter Kraft im Accord zu erklingen.

Auf einem Abhang am See stand ein großer Vogelbeerbaum, über und über mit den leuchtenden rothen Beeren bedeckt. Im Schatten des Baumes lag ein Mann in tiefem Schlaf. Sein Haupt ruhte auf einem roth lackirten Korb, der Eßwaaren oder dergleichen Dinge enthalten mochte. Die Beine hatte er angezogen, die Arme weit ausgebreitet. In der Spitze des Baumes saß ein Schwarm Krammetsvögel; sie wiegten sich auf den schwanken Aesten, sprangen von Zweig zu Zweig, wetzten die Schnäbel, pickten an den überreifen Beeren, legten hin und wieder den Kopf auf die Seite und blickten mit neugierigen Augen hernieder zu dem Schläfer.

Plötzlich fuhr sich der Mann mit der rechten Hand über's Gesicht, jagte eine Mücke fort und wandte den Kopf zur Seite. Im selben Augenblicke rollte der Korb, der seinen Halt verloren hatte, den Abhang hinunter, der Vogelschwarm schwang sich schreiend empor und strich in wilder Flucht über den Abhang dahin. Der Mann erhob sich schnell und sah schlaftrunkenen Blickes sich um, als besinne er sich, wo er sei.

Da fiel sein Auge auf den Korb, der die Bergeshalde hinuntergekollert und in den See gefallen war und stolz auf den

leichten Wellen sich wiegte. Der Anblick gab ihm die Besinnung zurück. Schnell glitt er den Abhang hinab, und nach einigen vergeblichen Versuchen glückte es ihm, den Korb zu ergreifen.

Eine Weile darauf saß er wieder unter dem Vogelbeerbaum und trocknete mit einem kleinen bunten Taschentuch und dann mit der flachen Hand den Korb zunächst ab, behutsam und vorsichtig, als ob dieser von Fleisch und Blut, die Hand aber von Holz sei. Darauf öffnete er den Korb und blickte hinein. Er nahm einen Halskragen, ein Bündel kleiner Druckschriften heraus, trocknete alles mit dem Taschentuch und legte es neben sich in den Sonnenschein, packte dann auch noch den übrigen Inhalt aus, legte Stück für Stück sorgfältig wieder in den Korb und schloß ihn dann. Das Alles geschah in jener eigenthümlichen, geheimnißvollen Weise, mit der ein Mensch einen ihm besonders theueren Gegenstand zu verwahren pflegt. — Wer im Wohlstand lebt, ist gewohnt, seine Sachen auf hundert Stellen offen auszubreiten und kennt die Freude nicht, die Der empfindet, welcher nichts als eine unbedeutende Kleinigkeit vor den Blicken Anderer zu verbergen hat.

Die Ruhe, welche bis dahin ringsumher geherrscht hatte, machte lautem Leben Platz.

Von der höhergelegenen Bergeshalde brüllte unermüdlich eine Kuh, Schwärme von Vögeln fielen in die Bäume, kämpften um den besten Platz und um die rothen Beeren; aus Vossevangen selbst erhob sich in der Nähe der Kirche das Gesumme vieler Stimmen. Vom nächsten Gehöft wurde ein Boot in's Wasser geschoben und von drei Männern pfeilschnell über die blinkende Wasserfläche dahingerudert.

Da erhob sich der Mann mit dem Korb in der Hand und blickte nach Vossevangen hinüber, das der Tummelplatz bewegten Lebens zu sein schien. Sein Auge leuchtete unruhig auf und eine gewisse Rathlosigkeit sprach aus seinem ganzen Wesen; er kämpfte sichtlich mit einem Entschluß. — Sein großes Gesicht schaute verwittert drein, Stirn und Wangen waren stark gefurcht, doch schienen die Runzeln weniger das Zeichen der Jahre zu sein: es lag über dem Gesicht noch ein gewisser jugendlicher Schein, es sah vielmehr aus, als habe die Zeit nur im Zorn dem Gesicht ihren Stempel aufgedrückt, damit der Leichtsinn nicht im Stande sei, jede Spur davon im nächsten Augenblick wieder zu verwischen.

Seine Gestalt war von Natur hoch und wohlgebildet gewesen; jetzt erschien sein Körper nach manchem Schaden, den er genommen, zusammengedrückter und kleiner.

Der große, starke, mit wirrem hellbraunen Haar bedeckte Kopf saß auf einem schiefen Hals; der Rücken war breit und kräftig, die eine Schulter war ebenfalls schief, das rechte Bein im Kniegelenk stark gekrümmt.

Nur einen Augenblick stand er so und zögerte, den ersten Schritt zu thun. Aber dieser kurze Moment war lang genug, um vor seinem inneren Auge das Bild eines Mannes aufsteigen zu lassen, der niemals daheim anzutreffen gewesen war, der, wenn die Stimme des Gewissens zur Ein- und Umkehr mahnte, immer hundert andere Dinge vorzuschützen hatte und die mahnende Stimme mit dem Versprechen beschwichtigte: ein ander Mal. Aber ein ander Mal ist ein Schalk sagt das Sprüchwort.

Endlich raffte er sich auf und ging auf Vossevangen zu. Sein Gang war schwerfällig; bei jedem Schritte neigte der Oberkörper sich stark nach vorn; er athmete schwer. Nichtsdestoweniger kam er ziemlich schnell vorwärts, denn trotz aller Gebrechlichkeit besaß er eine gewisse Kraft und Elasticität.

In Vossevangen herrschte reges Leben; der Herbstpferdemarkt hatte viele Menschen versammelt.

Auf dem Marktplatz waren kleine Buden aufgeschlagen, dazwischen standen Tische, die mit Eßwaaren und Getränken beladen waren. An dieser Stelle drängten sich Käufer und Verkäufer zusammen.

Es herrschte ein wildes Durcheinander von Scherz, Gezänk, Pferdegewieher, Peitschenknall, von Flüchen und heiligen Betheuerungen. Noch lag über dem Allen des Tages friedlich heller Glanz, und ein leichtes Lüftchen verwehte den Dunst der starken Getränke; noch ging alles in Ordnung und in den Grenzen her, nur ab und zu verkündete ein Blitz aus den Augen mancher Marktbesucher, daß das berauschende Getränk seine Wirkung gethan, daß die Leidenschaften erregt und ein Unwetter im Anzuge sei.

„He, Pilt-Ola!" schrie ein junger Bursch, gab dem alten mageren Gaul, den er ritt, einen Schlag mit der Peitsche und lenkte das Pferd gerade auf die heranhinkende Gestalt zu, die mit dem rothen Korb in der Hand hinter einem Haus hervortrat.

Der Mann nahm den Korb in die andere Hand und gab keine Antwort auf die Anrede, sondern hinkte davon. Es schien, als wolle er dem Burschen entgehen.

„Komm und mach' ein Gebot, Pilt-Ola!" erscholl es von einer anderen Seite, und lautes Gelächter folgte der Aufforderung.

„Du, Pilt-Ola! bist Du nicht Zeuge, daß ich das Pferd gestern gekauft, fünf und dreißig Thaler dafür und obenein meine Pfeife in Kauf gegeben habe?" schrie ein Dritter, der ein kleines graues, abgetriebenes Pferd am Zügel hielt und ihm einen Peitschenhieb über die Beine versetzte, um dem Thier etwas mehr Leben zu machen, während ein Kauflustiger es am Maul hin- und herzerrte. — Das alte abgelebte Thier rührte sich nicht von der Stelle; es hätte auch keine Bewegung gemacht, selbst wenn es von einer Bremse gestochen worden wäre.

„Ich weiß nichts davon," brummte der Krüppel ausweichend und steuerte nach einer anderen Richtung.

„Nimm Dich in Acht, Pilt-Ola! oder ich lasse mein Pferd einen Probesatz über Dich thun," rief ein kecker junger Bursch, der ein schönes, glänzendes, braunes Thier nach allen Richtungen in kleinen Kreisen drehte, während er ihm die Absätze der Stiefel in die Seiten preßte, daß das Thier sich aufbäumte und in wilder Raserei hell aufwieherte.

Pilt-Ola ließ sich den Rath nicht zweimal geben; hastig wich er zur Seite, und nach einigen weiteren Zusammenstößen erreichte er endlich den gebahnten Weg, der um die vielen kleinen Nebengebäude des Pfarrhofes herum am Wasser entlang durch ein Fichtenwäldchen führte.

Als der friedlich rauschende Wald ihn umgab, mäßigte er seinen Gang, wischte den Schweiß von der Stirn und sah zurück. Aber zugleich bog eine berittene Schaar, lärmend und laut lachend, in den Weg ein. Gleich einem aufgescheuchten Wild stürzte Pilt-Ola halb stolpernd, halb fallend quer über den Weg in's Dickicht.

Erst nachdem er einen niedrigen Bergeshang erklommen hatte, der sich unmittelbar am Ausgang des Wäldchens erhob, machte er Halt. Bis hierher drang das Marktgeräusch nur gedämpft, hier fühlte Pilt-Ola sich sicher. Er setzte sich nieder auf einen Felsvorsprung, nahm seinen Korb auf den Schoß und umschlang ihn mit beiden Armen mit einer solchen Herzlichkeit wie eine Mutter ihr Kind umarmt, das sie von Tod und Verderben gerettet hat.

So saß er eine Weile mit geschlossenen Augen da. Nicht vor Müdigkeit schloß er die Augen, sondern um sich desto treuer ein Bild von vergangener Tage Sorge und Freude in's Gedächtniß zurückzurufen.

Da schien es plötzlich, als beschäftige ein Gedanke ihn gänzlich. Er öffnete den Korb, nahm wie vorhin Stück für Stück heraus, nur eiliger diesmal, bis er den Boden erreicht hatte.

Hier fand sich ein kleines zusammengelegtes, vergilbtes Papier mit großen ungelenken Schriftzügen bedeckt. Das nahm er vorsichtig heraus, entfaltete es auf dem Knie, strich glättend mit der Hand darüber hin und begann dann nach den geschriebenen Worten zu singen. Das Lied erklang matt und schwermüthig wie ein alter Kirchengesang; die Worte aber schienen nicht zu der Melodie zu passen.

Während vom Marktplatz her das Summen bald lauter, bald schwächer zu ihm heraufklang, je nachdem der Wind ihm den Schall zutrug, und während er so dasaß und ab und zu mit der Hand über die Augen fuhr, stand auf der Felshöhe hinter ihm, an die Wand einer Sennhütte gelehnt, ein kleines hellblondes Mädchen, — ein Stück entfernt von ihr stand ein Bursch.

Das Mädchen schien dem Burschen auszuweichen, denn sie blickte mit abgewandtem Gesicht auf die Berge, während er herniedersah auf Vossevangen. Sie standen Beide da, als seien sie durch ein Wort niedergeschmettert worden, durch eins jener Worte, die einmal gesprochen, bald ausgeglichen werden müssen, sonst trennen sie für's Leben.

Da ward die Thüre der Sennhütte geöffnet, und eine alte Frau trat daraus hervor, über und über mit leeren Milchbottichen beladen, die sie an der Wand zum Trocknen aufstellte.

Das Mädchen schrak zusammen, sie trat rasch von der Sennhütte zurück und schickte sich an, zu gehen. Zugleich that der Bursch einige Schritte auf sie zu. — Dann standen sie wiederum still; das Mädchen sah vor sich nieder, der Bursch aber blickte das Mädchen an. Das Mädchen stand purpurübergossen mit niedergeschlagener Miene da; ihre Augenlider waren tief gesenkt, und der fest zusammengepreßte Mund drückte einen schweren aber festen Entschluß aus.

Der Bursch schaute finster und hart drein; sein hübsches Gesicht erschien im Trotz versteinert. Nur im Auge leuchtete unruhige Gluth, die einen Augenblick in Liebe aufflammte, die im nächsten Moment der Groll dämpfte.

„Du kannst nun weiter sprechen," brach er endlich das peinliche Schweigen, indem er einige Schritte näherging.

Sie schüttelte als Antwort kummervoll das Haupt.

„Glaubst Du, daß ein anderer Bursch so viel von Dir halten kann wie ich?" fragte er.

„Ich habe an keinen Anderen gedacht," antwortete das Mädchen.

„Da thust Du wohl daran," drohte er. „Denn käme mir

das zu Ohren, so hätte ich vorher eine Rechnung mit ihm abzumachen."

„O Jesus!" seufzte sie und wandte sich ab.

„Sei nicht bös', Sigrid," bat der Bursch weich, trat an sie heran, legte den Arm um ihre Schulter und zog sie so zum Abhang. „Du bist Nahrung und Sonnenschein für mich, Du! Ich finde an Nichts Vergnügen und Freude, wenn Du nicht dabei bist ... Ich fluche der Sonne und ich schlucke alles hinein. Und das bringt keinen Segen."

„Das kommt daher, weil Du nicht den Muth hast, den Du besitzen solltest," sagte sie leise und suchte sich ihm zu entziehen.

„Du hast immer so Vieles an mir auszusetzen," sprach er und schlang den Arm fester um das Mädchen. „Sind die Anderen denn so viel besser? Keiner kann sich mit mir messen: wo ich einen Finger rühre, ist es so gut, als wenn ein Anderer die ganze Hand gebraucht, — ja Thore vom Stein, das ist ein Bursch, Du Sigrid."

„Hu! sei nicht immer so abscheulich wild," unterbrach sie ihn und riß sich los.

„Einfältiges Geschwätz, Mädchen!" rief er hitzig aus und zog sie wieder an sich. „Ich kann einmal nicht so still und duckmäuserig durch's Leben gehen. Ich werde schon einmal ruhiger werden ... Du leitest mich, wohin Du willst, Sigrid! ... Ich vergesse Alles um mich, wenn ich Dich anschaue! Du bist wie eine Blume im Sonnenschein. — Und darum wollen wir Hochzeit halten, sobald es irgend möglich ist ... hörst Du, Mädchen?"

„Ach nein, Thore, sprich nicht so."

„Ja, Sigrid, es soll geschehen. — Ich sehne mich nach Dir, daß ich fast den Verstand verliere. Bin ich bei Dir, so habe ich keine Ruh', und bin ich nicht bei Dir, stoße ich mir den Kopf ein, um nur zu Dir zu gelangen. Ist darin Vernunft?"

„Wir passen nicht zu einander, Thore; es ist am Besten, wenn wir uns trennen."

„Nimm mich, wie ich bin, Sigrid, Du kannst mir am Besten die Ruhe wiedergeben."

„Herr Gott im Himmel!" seufzte sie demüthig und brach in Thränen aus.

„Liebst Du mich nicht mehr?" fragte er ungeduldig.

„Ja," antwortete sie leise, „ich wechsle meine Neigung nicht."

„Gut, so nehmen wir uns für's Leben!" rief er aus und ergriff schnell ihre beiden Hände. „Nun bleibe ich bei Dir bis Feierabend; dann läßt Du die Alte hier oben Alles in Ordnung bringen und begleitest mich nach Bergslien hernieder ... Ich

will die Sache klarhaben, verstehst Du? — Liebst Du mich wie ich Dich, so machen wir in einem Monat Hochzeit ..."

„O nein, Thore, das kann ich nicht. Sei mir nicht böse!" bat sie thränenschwer und bebend.

„Teufel!" fuhr es ihm im heftigen Zorn heraus, und er stieß sie von sich, daß sie taumelte, während er sich umwandte und ging.

Da klang von der Sennhütte ein Schrei, er hörte eine weibliche Stimme seinen Namen rufen; er achtete auf Nichts. Erregt wie er war, eilte er über die Bergkuppe dahin, sprang von Absatz zu Absatz und ließ sich große Strecken herniedergleiten, wo der Abhang es gestattete, bis er plötzlich vor Pilt-Ola Halt machte, der gerade sein Lied beendet und, nachdem er das Papier wieder sorgfältig verpackt, den Korb bei Seite gestellt hatte. Er versuchte mühsam sich aufzurichten.

„Thu' Deinen Plunder bei Seite, wo man geht!" schnaubte der Bursch und versetzte dem Korb einen Fußtritt, daß er von Fels zu Fels hinter ihm herpolterte und erst am Fuße des Berges liegen blieb.

„Das war Thore vom Stein!" rief eine Weile darauf Pilt-Ola aus, denn im Augenblick hatte er vollständig die Besinnung verloren.

Es war, als wolle er das Ding sich klarmachen und seinem Gedächtniß fest einprägen. Darauf stieg und hinkte er geduldig den Berg hinab, bis er den Korb erreichte, und dann kletterte er mühselig und langsam den Weg aufwärts, welchen er vor zwei Stunden bereits zurückgelegt hatte.

Aber diesmal hielt er nirgends Rast; ununterbrochen ging es aufwärts, bis er die erste Hochebene erreichte, von der aus ein fruchtbares Thal sich in die Berge zog.

Dort, wo eine steile Felswand das Thal begrenzte, lag der reiche Bauernhof Bergslien, auf der einen Seite von weiten brachliegenden Feldern, auf der anderen Seite von üppigen, wohlangebauten Aeckern umgeben. Nahe beim Gehöft lagen die Gebäude zweier Theilhaber*); dem Hof am Nächsten stand

*) Der norwegische Ausdruck heißt Opsidder (pl. Opsiddere) und bedeutet Freibauer, Theilhaber an einem Hofe. Es ist in Norwegen herkömmlich, daß ein bisher ungetheilter Hof, wenn er an Mehrere kommt, dennoch den ursprünglichen Namen behält und als ein Gehöft angesehen wird.

ein kleines einsames Häuschen oder vielmehr ein Schuppen, ursprünglich wol zur Aufbewahrung von allerlei Geräth bestimmt. Zu diesem Zwecke wurde das Häuschen schon lange nicht mehr benutzt; es war alt und baufällig geworden.

Aber so unansehnlich und verfallen es auch sein mochte, es diente doch zur menschlichen Wohnung. Auf dem Dache zeigte sich eine kleine Oeffnung, die mit losen Steinen eingefaßt war und einen Schornstein bedeutete. Die alten zerbrochenen Fensterscheiben waren mit Papier verklebt, mit Flicken und Lappen zugestopft.

Ja, das alte Haus war eine menschliche Wohnung. Eine alte Jungfer hauste darin, die gewöhnlich mit ihrem Taufnamen Kari genannt wurde; auch ab und zu, wie zur näheren Erklärung, wurde sie Knapstad-Kari genannt. Sie besaß weder Feld noch Vieh; sie hatte für nichts zu sorgen als für ihre Nahrung.

Im Sommer arbeitete sie für Tagelohn auf Bergslien, und wenn der Winter eisig heraufzog und Alles rings verschneit dalag, spann sie Garn und strickte. Wo sie einen leidenden Menschen oder ein krankes Thier wußte, war sie immer bereit zu helfen. In dieser Weise hatte sie vierzig Winter in dem baufälligen alten Hause verlebt.

An diesem Nachmittag sah das alte Haus, wie es so dalag zwischen den frischgrünen Wachholderbüschen, mitten im Haidekraut, und die Sonnenstrahlen lustig auf den kleinen Fenstern tanzten, so freudig aus, als ob die Armuth lächelnd ihr Willkommen böte.

Es war still und einsam in Berg und Thal, in der Ferne nur erklang schwaches Hundegebell und in der Nähe ward ab und zu eine menschliche Stimme laut. Da tauchte zwischen den Felsen, wo der steile Weg von Vossevangen hinaufführte, Pilt-Ola auf. Auf der Höhe machte er eine Weile Halt, um Athem zu schöpfen: der Marsch hatte ihn angegriffen. Dann aber ging er schnell auf Knapstad-Kari's Haus zu.

Je mehr er sich ihm näherte, desto langsamer wurden seine Schritte.

Endlich stand er still und athmete tief und schwer. Er zögerte augenscheinlich aus Zaghaftigkeit und wagte deshalb nicht, sich dem Haus zu nähern, obgleich es zweifellos das Ziel seiner Wanderung war.

Endlich faßte er doch Muth; nach einigen hinkenden Schritten stand er an der Thüre. Er nahm den Hut ab, fuhr sich mit dem Aermel über die Stirn; dann drückte er auf die Thürklinke.

Die Thüre war verschlossen. Da schlich er zum Fenster und sah durch die blinden Scheiben in's Haus. Kopfschüttelnd trat er bald zurück: Kari war nicht daheim.

Er setzte sich auf die Schwelle des Hauses nieder, stellte den Korb bei Seite und blickte mit verzagter Miene vor sich hin, schließlich brach er in Thränen aus. Denn Täuschung und Einsamkeit übermannten ihn, wie sie eines Kindes sich bemächtigen. Und schwach und weich und unselbstständig wie ein Kind war Pilt-Ola, obgleich er sich der Grenze des Lebens stark näherte. — Es sind ja auch nicht die Jahre, die mündig machen; der Wille reift den Menschen. Festen Willen hatte Pilt-Ola nie besessen.

„Ahoi!" rief ihn da ein kleiner Sennerjunge an.

Pilt-Ola fuhr auf von der Schwelle und griff nach dem Korb.

„Bist Du es, den sie Pilt-Ola nennen?" fragte der Junge und trat näher.

Pilt-Ola würdigte ihn keiner Antwort.

„Kari ist drüben in Bergslien," fuhr der Junge fort und spuckte aus, so oft er sprach, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben.

Pilt-Ola sah mit unsicherem Blick nach Bergslien hinüber, wandte sich ab von dem Jungen, der augenscheinlich gern weiter geplaudert hätte, und lenkte die schwankenden Schritte auf den Hof zu. Anfangs ging er schnell wie Jemand, der eines guten Empfanges sicher ist, dann wurden seine Schritte wiederum furchtsam und zögernd, wie der Gang Jemandes, der überzeugt ist, daß man ihn nicht gern willkommen heißen wird.

So erreichte er Bergslien. Auf dem Hofplatz stand eine kleine alte Frau und machte sich mit frischgewaschenem Zeug zu thun, das sie auf dem Gebüsch zum Trocknen ausbreitete. Sie ward den Ankommenden sofort gewahr, that aber als sähe sie ihn nicht.

„Guten Tag, Kari," sagte Pilt-Ola gedrückt und trocknete den Schweiß von der Stirn.

Die Frau sah mit zwei klugen, leuchtenden Augen, die aus einem alten mißmuthigen Angesicht blickten, zu ihm auf und nickte zur Antwort mit dem Kopf. Dieses Nicken war gleichgültig genug: es gebot Pilt-Ola weder zu gehen noch zu bleiben.

„Ich war am Haus," fuhr er fort und setzte sich auf einen Baumstamm an ihre Seite.

„Ich bleibe die Nacht über hier," sprach Kari nach einer Weile, sah aber Pilt-Ola nicht an.

„Ah ja, das thust Du wol," seufzte er ergebungsvoll.

„Du mußt also hinübergehen und selbst für Dich sorgen," fügte sie nach einer Pause hinzu.

„In dem leeren Haus soll ich bleiben?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Ich kann nicht gleichzeitig hier und dort sein," unterbrach sie ihn ein wenig kurz.

„Es ist ungemüthlich, wenn Du nicht dort bist."

„Es scheint, Du hast gerade kein großes Verlangen nach Behaglichkeit," entgegnete sie mit einem Anflug von Hohn.

„Solches Verlangen, als müßte mir das Herz brechen," rief er mit erhobener Stimme.

„Stille!" gebot Kari und sah sich nach dem Haus um. „Du mußt nicht so laut sprechen, damit ich hören kann, ob ich gerufen werde. Sigrid ist nicht wohl."

„Wollte Gott, ich läge da, wo sie liegt. Dann fände sich wol auch Jemand, der um mich sich kümmerte ... und ich hätte nicht nöthig wie ein Heimathloser herumzuwandern!" seufzte Ola und seine Stimme erstickte in Thränen.

„Darüber läßt sich nichts sagen, Vater," antwortete Kari und setzte sich zu ihm. „Wer keinen festen Halt hat, fühlt sich stets unglücklich, und das größte Unglück ist Unruhe."

„Sag' mir, woran ich mich halten soll," jammerte er.

„Halt' Dich an unseren Herrgott."

„Er ist so fern."

„Dann geh' Deinen eigenen Weg," sprach sie fest.

„Du bist hart, Kari," seufzte er, „man darf nicht kummerbeladen zu Dir kommen."

„Es ist lange her, daß Du freudig kamst. Was führt Dich denn herauf?"

„Es geht unten so wild her ... man wird müde davon."

„Man muß wol müde werden, wenn man seine Nase in Alles steckt," warf sie ärgerlich hin.

„Man könnte glauben, daß Zauberei im Spiel ist," wendete er ein. „Bald fühlt man sich abgestoßen, bald angezogen ..."

„Ich will Dir Etwas sagen, Vater," unterbrach sie ihn kurz, „Du hast zwei Menschen in Dir: der eine ist jung und wild, der andere schwach und alt und sehnt sich nach Ruhe. — Aber man kann nicht jung und alt sein zu gleicher Zeit — Narrenspossen und Ernst vertragen sich nicht miteinander."

„Ja, Du weißt Alles besser ... Man hat nicht immer das Glück, alle Anfechtungen zu überwinden," seufzte Pilt-Ola, durch die vergossenen Thränen erleichtert.

„Man kann Alles überwinden, wenn man will," erwiderte

Kari. „Denn Gott der Herr hat geboten: Laß' Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

„Ich bin zu alt im Bösen geworden," sagte er demüthig, aber das Bekenntniß kam nicht vom Herzen.

„Nur Einer ist im Bösen zu alt geworden, der Teufel selbst, Vater!"

„Sei nicht so hart, Kari!"

„Gegen Trägheit muß man hart sein."

„Bin ich träge?" seufzte Pilt-Ola zerknirscht, „ich gönne mir nirgends Ruhe."

„Ja, das ist gerade die schlimmste Trägheit," fuhr sie fort. „Du suchst dem Nachdenken zu entfliehen! Jedesmal, so oft unser Herrgott seine Hand Dich fühlen ließ und Dich zum Stillstand nöthigte, warst Du wie besessen ... Erinnerst Du Dich, wie ungeberdig Du Dich benahmst, als Lars mit einem fürchterlichen Schlag Dir das Rückgrat gebrochen hatte und Du hier viele Wochen zwischen Leben und Tod lagst? Bist Du durch das Unglück ruhiger geworden? Hast Du Dein Kreuz geduldig getragen, Vater? — Nein, Du warfst es bei Seite. — Und als dann später die Wunde am Knie, die von dem Messerstich herrührte, den Du vor acht Jahren bei Bolstad-Oeren empfingst, wieder aufbrach, hat Dich das neue Elend gebessert? ... Nein ..."

„Hättest Du fest gehalten an mir, Kari!" stöhnte er. Und diesmal schien es ihm von Herzen zu kommen.

„An welchem Tag, zu welcher Stunde habe ich Dich verlassen?" fragte sie streng.

Pilt-Ola kroch auf seinem Sitz förmlich zusammen, es sah fast aus, als könne er sich ihr gegenüber nicht klein genug machen. Denn wenn er ihr auch widersprach, geschah es doch in so verzagter Weise, daß Kari's Worte Wahrheit schienen.

„In den Augen der Menschen mag es so aussehen," fuhr sie eine Weile darauf fort, „aber vor Gottes Augen habe ich Dich niemals verlassen."

„Vielleicht wendet noch Alles sich zum Besten," sagte er leise und demüthig.

„In diesem Leben niemals mehr," seufzte sie und weinte still vor sich hin.

„Hast Du nicht an jenem Tage, da wir aneinander geriethen, selbst gesagt: Wenn Jemand ernstlich will, so geht es ... und jetzt will ich," rief er aus und richtete sich gerade.

„Gott gebe, daß es wahr würde!" seufzte sie und trocknete die Augen. „Aber Du hast zweierlei Willen; es ist ein Unglück.

Es kann zu nichts nützen, daß Du zwei Pferde vor den Pflug spannst, wenn das eine hierhin und das andere dorthin geht."

„Ich habe es einmal gesagt und diesmal halte ich Wort," sprach er ein wenig zuversichtlicher und erhob sich, um zu gehen.

„Gehst Du in's Haus hinüber?" fragte Kari.

„Nein, ich gehe wieder nach Vossevangen.

„Wenn Du Thore vom Stein triffst, so nimm Dich vor ihm in Acht; er ist ein schlechter Bursch," sagte sie und erhob sich plötzlich.

„Er kam gerade den Berg herunter, als ich mich ein wenig ausruhte und versetzte meinem Korb einen Fußtritt, daß er hinabkollerte. Ich dachte, er wäre toll geworden."

„Ein schwatzhafter Nichtsnutz ist er, der mit Worten um sich wirft, daß man nichts erwidern kann."

„Aber er ist ein Bursch, der eine Messerspitze nicht fürchtet!" rief Ola aus; eine wilde Freude röthete sein Gesicht.

„Ah ja, er beginnt dort, wo Du vor vierzig Jahren auch begonnen hast," sagte Kari trocken. „Du weißt wol nicht, was sich inzwischen hier zugetragen hat? Woher solltest Du es auch wissen? ... Du weißt, daß Sigrid, die Tochter hier vom Gehöft seit Jahr und Tag mit Thore versprochen war ... Eine Zeitlang ging es ganz gut, dann zankten sie sich. Er hat den Pferdehandel angefangen, und das kann weder das Mädchen noch die Eltern leiden, weil es unnöthig ist. Denn Bergslien ernährt seinen Mann ... Sie hat ihm deshalb mehr als einmal sein Wort zurückgegeben, aber heute, als er mit ihr auf der Sennhütte war und sie reizte und lockte wie ein böser Geist, wurde es Ernst. Als sie ihm widerstand und fest blieb, stieß er sie im aufbrausenden Zorn von sich, daß sie taumelte und ohnmächtig niederstürzte. Hätte ich nicht an der Thüre der Sennhütte gestanden und alles mit angesehen, so daß ich Sigrid hülfreiche Hand bieten konnte, ich weiß nicht, wie das Ding geendet hätte."

„Was sagt Einer, stieß sie von sich!" rief Pilt-Ola empört.

„Ah, ich lege darauf nicht so großes Gewicht," fuhr sie fort, „hat man erst einen Schaden erlitten, kann man auch den anderen mit in den Kauf nehmen."

„Ja, aber das Leben, Kari!"

„Es ist besser, bei solcher Gelegenheit das Leben als die Freude für das ganze Leben zu verlieren," seufzte sie und stand auf.

„Du mußt nicht so sprechen, Kari," bat Ola betrübt.

„Das Leben ist nicht viel werth; man lebt nur, um schließ-

lich zu sterben," setzte sie ruhig hinzu. Dann nickte sie ihm zu und wandte ihm den Rücken.

„O Herrgott!" schrie Ola wie aus tiefer Noth auf.

Aber Kari beachtete ihn nicht weiter, sondern ging in's Haus. Sie hatte so oft seine Reue und Zerknirschung gesehen; sein Schmerz war ihr nichts Neues. Pilt-Ola's Harm war eines weinenden Kindes Kummer, das man mit Zuckerwerk leicht zu trösten vermag.

Das wußte Ola selbst; er kannte seine Schwächen sehr wohl; er wußte, daß er schnell und bestimmt einen Entschluß faßte, daß er aber unbeständig und schwach war in der Ausführung, während Kari sich schwer entschloß, aber unerschütterlich ausführte, was sie einmal sich vorgenommen hatte. Aber trotz aller Verschiedenheit der Charaktere, war Kari doch der einzige irdische Trost, den Ola besaß und war es länger als vierzig Jahre gewesen. Er hatte hin und wieder diesen Trost von sich geworfen und doch immer wieder danach greifen müssen; aber jedesmal, so oft auf's Neue der Trost ihm ward, durchbebte ihn die unsägliche Angst, ihn zu verlieren. Deshalb konnte Ola auch jetzt nicht gehen ohne ein Wort des Abschieds, obgleich er nicht wußte, was er Kari sagen wollte. Er schlich sich zum Haus und öffnete sachte die Kammerthüre, demüthig und selbstverleugnend gleich einem reumüthigen Sünder. Als er so in der Thüre stand, und sein Auge dem ihren begegnete in kummervollem, hoffnungslosem Verständniß, wandte er sich ab und ging ohne ein Wort zu sprechen. Kari sah ihm nach, wie er gebrechlich am Fenster vorüberwankte und hinter dem Haus verschwand. Dann setzte sie sich still nieder, und vor ihrem Blick zog die Erinnerung trüb und sorgenvoll herauf. Wie in diesem Augenblick das Vergangene vor ihr stand, hatte es seit vierzig Jahren vor ihr gestanden. Die Zeit hatte die Erinnerung weder gemildert noch verwandelt: es war die gleiche schwere Erinnerung, wie in der Entscheidungsstunde sie einst sich Kari dargestellt hatte.

Knapstad-Kari, nach dem Vater, einem armen Tagelöhner Namens Niels Knapstad genannt, war ein lebensfrohes zwanzigjähriges Mädchen, hübsch und kräftig, als sie sich auf Gravseidet, einem ziemlich großen Gehöft in der Nachbar-Bygd, verdingte. Ihr Dienstherr, die Hausfrau war längst todt, war gutmüthig und wohlwollend und hielt Kari mehr als Tochter des Hauses denn als Fremde. Ein Jahr verging in Sorglosigkeit und Frohsinn.

Von drei erwachsenen Söhnen war Ola auf dem Gehöft der jüngste. Er war wohlgelitten von Allen und gerngesehen, wohin er kam; er hatte gute Anlagen und war ein hübscher, frischer Bursch. Als Kari Dienste nahm auf Gravseidet, galt es bei allen jungen Leuten für abgemacht, daß Kari eine Frau für Ola sei und er ein Bursch, der für das Mädchen passe. Beide waren bei der ersten Begegnung gerade wie zwei Vögel, die in den Zweigen hüpften und sangen, über Alles freudig und froh, aber doch am Meisten über einander.

Als der Winter kam mit seinen langen Abenden, saßen Kari und Ola bei einander und gewannen sich lieber von Tag zu Tag; als der Frühling mit lichtem Schein heraufzog über die frohe Welt, da waren Ola und Kari einig für's Leben.

Die Verbindung war dem Vater Ola's anfangs zwar nicht recht; aber Kari war ein gutes, braves Mädchen, bescheiden und arbeitsam. Deshalb hielt auch der Mißmuth des Alten nicht lange vor, sondern machte bald einer aufrichtigen Freude Platz.

Nachdem abermals ein Jahr vergangen war, starb Ola's Vater. Der älteste Sohn übernahm den Hof, und die zwei jüngeren Söhne mußten sich nach einer anderen Lebensstellung umsehen, während Kari auf Gravseidet weiter diente.

Ola warf sich auf den Handel. Anfangs handelte er mit Wolle, Fellen und Dingen, die zum Hausgebrauch dienten; als es aber damit nicht recht gehen wollte, versuchte er es mit dem Pferdehandel. — Er tauschte und vertauschte, kaufte und verkaufte, er wagte keck, wo andere Händler Bedenken trugen und ließ bei einem Verlust niemals den Muth sinken. — Nichts stand dem Glück der jungen Brautleute im Wege; Ola verdiente viel Geld; er hatte bereits ein kleines Haus in Vossevangen gekauft, und zum Frühjahr sollte die Hochzeit sein.

Allein die Handelsklugheit, der Scharfsinn und die Schlauheit, die Ola bei seinen Geschäften sich erwarb, übten einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter aus. Er ging nicht mehr so regelmäßig wie früher nach Gravseidet, und wenn er dann kam, war etwas Wildes in seinem Benehmen, das eher für ein unlenkbares Pferd als für einen Bräutigam paßte und am Allerwenigsten einem jungen liebevoll und weich empfindenden jungen Mädchen gegenüber am Platze war. —

Sein Benehmen ward mit der Zeit noch rauher. Die vielen Reisen, welche Ola im Interesse seines Geschäftes zu unternehmen genöthigt war, härteten ihn ab an Leib und Seele. Der Winter war streng und erforderte zähen Widerstand. — So trank denn Ola mit seinen Genossen, zuerst um sich zu stärken und zu er-

wärmen, darauf zum Zeitvertreib und endlich, um sich zu betäuben. Er lernte auf eine Lüge schwören; er vermochte zuletzt das Wahre vom Falschen nicht mehr zu unterscheiden. In der ganzen Bygd hieß es zwar noch: „Ola von Gravseidet — ist ein tüchtiger, muthiger Kerl," aber der innere Halt war ihm doch genommen; wohin er den Fuß setzte, strauchelte er.

Der Frühling kam heran, aber der Lenz brachte keine Hochzeit für Gravseidet. Kari hatte über Ola's wilden lasterhaften Lebenswandel wol unzählige Thränen geweint, aber ihren festen, starken Willen hatte der Schmerz nicht zu brechen vermocht. Deshalb besaß sie auch den Muth in einer schweren Stunde ihr Wort zurückzunehmen, und keine Ueberredung, keine Bitten und Thränen Ola's konnten in ihrem festen, unabänderlichen Beschluß sie wankend machen.

Wo Laster und Sündhaftigkeit herrschten und nicht Gottes Wort, war keine Heimstätte für Kari.

Da sank Ola der Muth, und in Reue und Schmerz faßte er die besten Vorsätze. Aber nachdem das erste Weh sich in heißen Thränen Luft gemacht hatte, trank Ola zum Trost sich einen Rausch an, und als er wieder nüchtern ward, hatte er Alle, die sonst ihm wohlwollten, gegen sich. Er stand allein gegen Alle.

Als Ola Hand in Hand mit Kari zum ersten Mal über die blumigen Gelände wanderte, über die Felder, die im warmen, lichten Sonnenschein im ersten Frühlingsgrün sproßten, schien ihm das keimende, schwellende, grünende Leben eine frohe, freudige Vorbedeutung, ein Bild künftiger Tage zu sein, und es war damals nur der eine Wille in ihm lebendig, mit Kari glücklich zu werden. Aber nach des Vaters Tode gesellte sich zu dem ersten Willen ein zweiter, den das Laster erzeugt hatte: eine Neigung, ein Hang zum Trinken. Und jetzt, da Kari das gegebene Wort zurückgenommen, lebte ein Dreiklang in seiner Seele, — kein harmonischer Dreiklang, sondern ein häßlicher, getheilter Ton, der sich aus Unbändigkeit, Verzweiflung und Ohnmacht zusammensetzte. — Bei einem unüberlegten, rohen Worte konnte er aufflammen wie eine Rakete und vor Wuth überschäumen; aber dann folgte die Reaction, und das Bewußtsein seines sündhaften Lebenswandels stieg ernst mahnend auf in ihm, so daß er in unendlicher Seelenqual seines Lebens überdrüssig ward und es für einen Schilling hingegeben hätte, wenn in den Kauf das Gewissen einbegriffen gewesen wäre. Und dann kam der dritte Zustand über ihn, der zwischen gänzlicher Abgestumpftheit und Selbsterhaltungstrieb wechselte. Aber der Zu-

stand war nichts als die Stille vor dem Sturm, eine unheimliche Stille und Ruhe, in der die Leidenschaft auf der Lauer lag und Kräfte sammelte zu neuem vernichtenden Ausbruch.

So verbrachte Ola die Jahre der Jugend, um Schwäche und Krankheit für das Alter einzusaugen. Der Volksmund legte ihm den Namen Pilt-Ola bei, und unter diesem war er bekannt bei Alt und Jung, aber nicht bekannt von der besten Seite.

In Folge des Trunks vernachlässigte er mehr und mehr sein Geschäft; schließlich fristete er sein Leben als wandernder Missionsbote: er vertrieb Bücher und fromme Schriften für eigene Rechnung. Wo er übernachtete, sang er den Leuten bisweilen eine alte vergessene Weise vor oder las einen Bericht über den Sieg des Christenthums über die Heiden. Er wußte gräßliche Dinge von den Qualen und Martern zu erzählen, welchen die Wilden die Verkünder von Gottes Wort unterworfen hatten, und er verstand die Qualen dergestalt auszumalen, daß den Zuhörern die Haut schauderte und sie ihm gern die eine oder andere interessante Schrift abkauften. Dann war ihm für einige Zeit geholfen. Dieses Gewerbe betrieb er bei allem Elend doch mit einem gewissen Hochmuth, und ab und zu leuchtete auch wol ein Funke der alten Kraft in ihm auf, — aber es war nur ein letztes Aufflackern des ausgebrannten Feuers.

Kari war inzwischen ihren eigenen einsamen Weg gegangen. Wohl hatten Sorge und Gram die Rosen ihrer Wangen entblättert, aber in ihren Augen leuchtete noch das klare Licht, über ihrem Haar lag noch der helle Goldschein. Wohl hatte der eine oder andere junge Bursch den Versuch gemacht, sich ihr zu nähern, aber Kari war unnahbar und so zurückhaltend, daß sie zuletzt völlig vereinsamt dastand, wie es immer der Fall ist, wenn ein schwerer Kummer, den man in sich verschließen muß, das Herz bedrückt.

Die Jahre vergingen. Kari bezog als alte Jungfer das alte baufällige Haus auf Bergslien. Ab und zu kam Pilt-Ola zu ihr, damit Kari milde und barmherzig die Wunden heile, welche Unbändigkeit und Leichtsinn ihm geschlagen hatten. Kari nahm immer wieder ernst und still aber freundlich ihn auf, obgleich sie wußte, daß ihre Sorgfalt und Pflege ihm nur neue Stärke gab, neues Ungemach zu ertragen, das er durch eigene Schuld sich zuzog.

Sobald Ola Kari's Pflege nicht mehr bedurfte und wieder so viel Lebensmuth gewonnen hatte, um auf's Neue über die Berge zu ziehen, blieb Kari einsam zurück, — ärmer an irdischem Gut, ärmer auch an Glück. Denn es war ja doch ihre einzige

Luſt, ihres alten Herzens goldner Frühlingstraum, in ſtillem Gedenken feſtzuhalten an „ihrem Bräutigam", an Ola von Gravseidet, dem kecken Burſchen, der mit aller Welt Händel gehabt hatte. Und obgleich zwiſchen dem hübſchen, trotzigen Burſchen von ehemals und zwiſchen Pilt-Ola ein großer Unterſchied war, war es ja doch ihr Ola. So rankte das Gedenken an verblühte Freude ſich um den immer wachen Gram und ſtimmte Kari wehmüthig froh. Wenn Ola fern von ihr war, dachte ſie immer an „ihren Bräutigam" und dieſer Gedanke machte in allem Weh ihr doch das Herz froh, daß die Arbeit leichter ihr von der Hand ging und die langen, einſamen Stunden ſchneller verrannen.

Wenn die Woche zu Ende gegangen war und der Sonntag mit ſeiner Ruhe kam, nahm Kari die Feiertagsarbeit zur Hand. Dieſe Arbeit war das Brauthemd für Ola. Das Hemd war noch immer nicht fertig, obgleich Kari die langen Jahre hindurch jeden Sonntag daran genäht hatte. Und ſie arbeitete fleißig und unabläſſig daran, obſchon ſie wußte, daß es niemals gebraucht werden würde; ſie nähte deſſenungeachtet ſo fleißig, als wüßte ſie, daß das Hemd einmal doch Verwendung finden möchte.

Sie ſaß am Tiſch, die Brille auf der Naſe, den Nähring am Finger und ſummte leiſe vor ſich hin, während ſie mit den feinſten Stichen den Bruſtlatz ausnähte. Raſch ging ihr die Arbeit nicht von der Hand: ihre Augen waren ſchwächer geworden mit der Zeit. Sie hatte keine Eile — ſie konnte ſich Zeit nehmen; die Arbeit war endlich doch beendet.

Hauptſächlich arbeitete ſie während des Winters; im Sommer mußte ſie bald hier bald dort ſein, wo man gerade ihrer begehrte. — Wenn dann der Schnee um das Haus wirbelte und der Wind die ſtarken Schwingen regte, als wolle er das alte Haus emporheben vom Boden und mit ſich tragen in die Weite: wenn Kari dann laute menſchliche Stimmen vernahm, die das Heulen und Toben des Sturmes zu übertönen verſuchten, da lauſchte ſie und lächelte ſtill: es war gerade, als wenn in früheren Zeiten Ola die gewaltige, ſtarke Stimme erhob und allen Lärm überbot.

Kam dann die Zeit, wo Pilt-Ola den Berg heraufhinkte zu ihrem Häuschen, und ſie ihn kommen ſah, ſo nothleidend und muthlos; und wenn er, ſobald er die Schwelle überſchritten hatte, erſchöpft und ermattet zuſammenbrach, da dachte ſie nicht weiter an das Brauthemd, ſondern ſie ſah in Ola nur einen armen, ſchwachen, elenden Menſchen vor ſich, für den ſie ſorgte,

den sie pflegte wie ein Kind. Und weil Ola der Pflege, des Trostes bedurfte, suchte er Kari auf.

Dann saßen sie lange Stunden bei einander und unterhielten sich von gleichgültigen Dingen, aber Keiner sprach jemals aus, was er dachte. Denn der Lebensbaum, welcher in ihren Herzen wurzelte und der in Licht und Freude gar lustig einst gegrünt, war in jungen Tagen geknickt worden; wohl besaß er noch Kraft und Saft genügend zu wilden Schößlingen, nur Stamm und Krone trieb er niemals mehr.

Derart war Knapstad-Kari's und Pilt-Ola's hartes Leben beschaffen. Sie waren gewissermaßen, wenn Kari auch ihr Wort einstmals zurückgenommen hatte, doch immer noch verlobt. Wenn sie auch getrennt von einander lebten, dachten sie doch immer und immer der schönen verschwundenen Zeit und durchlebten so alle glücklichen Stunden stets von Neuem, und dies Andenken, das Beide heilig hielten, näherte sie einander wieder. Sie fühlten, daß sie ein gewisses Recht an einander besaßen. Die verlorene Hoffnung und das Unerreichbare trennte und verband sie auch wieder. — —

An diesem Tage hatte Kari seit langen Jahren zum ersten Mal mit Ola von der vergangenen Zeit und seinem verfehlten Leben gesprochen. Den Anstoß hatte das kranke junge Mädchen gegeben, welches sie pflegte. Denn in ihr glaubte sie das Bild des eigenen Jammers zu sehen. Alle Bitterkeit, die Kari tropfenweise eingesogen, floß über in diesem Augenblick und krampfte ihr das Herz zusammen in unendlicher Qual. Niemals früher hatte sie ihren ganzen Jammer so klar und deutlich vor Augen gesehen. — Der Mann, welcher so elend und gebeugt vor ihr dasaß, er war nicht Ola von Gravseidet, nein, er war nur Pilt-Ola!

„Ich glaube, Ola war heute hinfälliger, als ich ihn jemals gesehen habe," seufzte Kari als er fort war. „Der Aermste! Möchte Gott ihn doch bald eingehen lassen zu seinem Frieden!"

„Ich meine, Kari war nicht so freundlich, wie sie sonst zu sein pflegt," sprach Ola zu sich selbst, als er von Bergslien fortging. „Ah ja, es ist schlimm für sie, — aber für mich ist es nicht besser. — Aber Recht hat sie doch," setzte er eine Weile später hinzu, als er am Bergeshang saß und nach Vossevangen hinübersah. „Mein ganzer Handel ist eigentlich nichts als Tagedieberei. Die ganze Geschichte ist Unsinn. — Wüßte ich nur einen Rath! — Wunderlich genug! So oft ich heraufkomme, erscheint Kari mir noch jung, — ich muß immer daran denken, wie sie sonst sich hinter der Thüre versteckte, um mich zu er-

schrecken, und lachend um mich herumtanzte, wenn ich kam. — Ah ja, das war damals; auf Gravseidet war's. — Aber sie ist doch alt jetzt und ich bin auch alt, — ah ja." Er seufzte tief und schwer.

In diesem Augenblick sank die Sonne hinter den Bergen nieder und warf einen bleichgelben Schein über den westlichen Himmel. Ein frischer Luftzug trug den Lärm des Marktplatzes zu der Stelle herauf, wo Ola saß und sich umsah, als suche er Etwas, mit dem er sich trösten könne. Denn den Mißmuth, den er mitgebracht hatte zu Kari, hatte er diesmal dort nicht zurückgelassen, wie es sonst der Fall war, sondern dieser Mißmuth war im Gegentheil vermehrt und verstärkt worden, und Verzweiflung hatte Ola's sich bemächtigt.

Da tönte ein Schrei herauf zu ihm, dem ein gellendes Gelächter folgte.

„Nun geht der Spektakel da unten los," rief Ola traurig aus, während er hinüberlauschte.

Wieder erklang der ausgelassene Schrei nebst Lachen und anderem Lärm.

„Ich muß wol hinunterzukommen suchen," seufzte Ola erleichtert und erhob sich. „Man kann nicht wissen, ob nicht ein kleines Geschäft zu machen ist."

„Ho ho!" erklang gleich einem Ruf eine einzelne Stimme aus dem Lärm.

„Ho ho!" schrie Pilt-Ola, machte einen Satz und war im selben Augenblick wie umgewandelt. Seine Augen funkelten, den Kopf trug er höher, er richtete sich auf, und alle Verzagtheit und Muthlosigkeit schienen von ihm gewichen zu sein.

Es währte nicht lange, da hinkte er rasch und lebhaft auf dem dunklen Waldweg dahin, den er diesen Morgen schon einmal betreten hatte, und dem Marktplatz zu. —

„Guten Tag, Pilt-Ola," rief ihn eine heisere Stimme aus einer kleinen Schaar Halbtrunkener an, die an einer Bretterbude standen. „Was hast Du in Deinem Korb?"

„Ich habe Seelentrost für Dich und mich," antwortete Ola feierlich und drängte sich herzu.

„Hast Du?" rief der Mann lachend aus. „Ja, ich könnte solchen Trost nöthig haben, — komm her mit Deinem Korb."

„Du sollst mein Eigenthum in Ruhe lassen," sagte Ola und stieß den Kerl zurück, der nach dem Korbe griff.

„Ist es wahr, daß Du ein Lied vom Teufel aus Amerika hast?" fragte ein langer Bursch mit schlaftrunkenen Zügen, der,

mit beiden Händen in den Hosentaschen, mit den Ellbogen sich Platz im Gedränge gemacht hatte und nun vor Ola stehenblieb.

„Ich weiß nicht, daß der Teufel irgend anderswo ist als hier," entgegnete Pilt-Ola kaltblütig.

„Ja," sagte der Bursch mit schlauem Grinsen zu den Anderen, „sowohl der Pferdefuß als auch die Hörner sind von Gold, aber bei uns sind sie nicht anders, als wie sie jedes Rindvieh trägt."

„Um Gotteswillen! welch' gottloses Geschwätz!" rief eine alte Frau aus, die an einem kleinen Tisch Getränke ausschänkte.

„Du brauchst Dir deshalb nicht das Leben zu nehmen!" lachte ein langer, starkgebauter Bursch mit offenem, sonnenverbranntem Gesicht ...

„Wie steht es mit Deinem Muth, Pilt-Ola?" wandte er sich darauf an diesen. „Ich glaube, Du hast geweint, als Du dort oben am Berge saßest?"

„Ich habe nicht viel mehr Muth, als ich nöthig habe, Thore," antwortete Pilt-Ola freundlich, und versuchte sich dem Burschen zu entziehen.

„Komm her und trink', das giebt Muth," sagte der Bursch und packte Ola beim Arm. „Ich bin Dir außerdem Ersatz schuldig dafür, daß ich Deinen Korb den Abhang hinabgestoßen habe."

„Vielen Dank," sagte Ola verzagt, „aber ich glaube, ich gehe doch lieber weiter."

„Ach was, weiter," und der Bursch hielt ihm das Glas an den Mund, „da trinke, alter Herumstreicher! Solch' ein Trunk wird Dir nicht jeden Augenblick geboten."

Pilt-Ola stand einen Moment wie zweifelhaft, dann aber nahm er das Glas und nippte daran.

„Trink' aus bis auf den letzten Tropfen! Es ist Thore vom Stein, der Dir's bietet!"

Ola leerte das Glas rein aus und hinkte dann vorwärts, um es auf den Tisch zu stellen. Seine Züge drückten nicht länger Scheu und Verzagtheit aus, sondern er maß Thore mit festem Blick wie jeden Anderen.

„Wieviel mußt Du trinken, um ein Mannsbild zu werden?" fragte Thore und schänkte ihm von Neuem ein.

„Genau so viel, wie Du brauchst, um ein Weibsbild zu werden," entgegnete Ola keck und leerte das Glas auf einen Zug.

„Hör' Einer den frechen Kerl an, der so klein ist, daß man ihn kaum sehen kann," sagte Thore. „Aber wart', ich werde Dich auf den Tisch stellen, damit Du eben so groß bist wie andere

Menschen." Mit diesen Worten ergriff er ihn bei den Armen und stellte ihn auf einen in der Nähe befindlichen Tisch.

Da ward Pilt-Ola von Uebermuth und Ausgelassenheit derart ergriffen, daß er unter Aller unauslöschlichem Gelächter unter Flaschen und rollenden Gläsern wie toll herumsprang und schließlich mit einem Satz sich Thore an den Hals warf. Aber im selben Moment ergriff ihn dieser und schleuderte ihn auf den Boden, wo Ola, betäubt und seiner Sinne nicht mehr mächtig, sitzen blieb, während sein Korb vom Tisch herab und über den Weg fortkollerte.

„Gieb mir einmal seinen Korb her," sagte Thore zu einem halberwachsenen Burschen, der sich bemühte, den Deckel aufzubrechen.

„Nein, ich geb' ihn Dir nicht," erwiderte der Bursch, „denn ich suche das Lied an seine Liebste."

„Was thust denn Du damit, Du Gelbschnabel?" lachte Thore.

„Ich möchte wissen, wie man ein Lied an die Liebste schreibt," fuhr der Bursch standhaft fort und zog an dem Deckel.

Inzwischen hatte Pilt-Ola sich ein wenig erholt, kroch herzu und griff nach dem Korb.

„Nein, Du bekommst den Korb nicht, bevor ich nicht das Lied an Deine Geliebte gelesen habe," schrie der Bursch und hielt den Korb fest.

„Der Bursch hat Recht. Man muß lernen, so lange man jung ist," sagte Thore, nahm den Korb und brach mit einem Ruck den Deckel auf.

„Gieb mir meinen Korb," bat Ola, erhob sich auf die Knie und streckte beide Arme aus.

„Such' nun das Lied, Bursch," rief Thore und drehte den Korb um, so daß der ganze Inhalt herausfiel.

„Ihr rührt nichts an!" drohte Ola und kroch mühsam herzu.

Ola's Bitten und Drohungen waren vergeblich; Niemand achtete ihrer. Im Verlauf weniger Minuten waren alle die kleinen Druckschriften ergriffen und ein Jeder studirte laut oder leise, wie es ihm gerade paßte.

„Hier ist das Lied!" schrie der Bursch und schwenkte ein altes zusammengefaltetes Papier hoch über dem Kopf.

„Komm her und lass' mich sehen!" rief Thore und suchte das Papier zu ergreifen.

„Nimm und gieb mir es, Du, Thore!" bat Pilt-Ola inständig und erhob sich nochmals auf die Knie.

„Nein, wir wollen sehen, was für ein Kerl Du bist, ob Du ein richtiges Lied machen kannst," sagte Thore lachend, und ent-

faltete das Blatt vor einer Handlaterne, die auf dem Tische stand und in der Abenddämmerung einen schwachen Schein verbreitete. Mit unsicherer Stimme las Thore:

„Auf Gravseidet wohnet ein herziges Mädchen,
Das hält einen Burschen gefangen am Fädchen.
Wie ist sie so licht, so keck und so fein!
Sie strahlet wie Rosen- und Lilienschein."

„Ach nein, ach nein, Thore! daß Du mir solchen Schimpf anthust," stöhnte Pilt-Ola, indem er die Arme um Thore's kräftiges Bein schlang und zu ihm aufsah.

„Laß mein Bein los!" sagte Thore zornig und stieß ihn mit dem Fuß von sich. Und dann fuhr er fort zu singen:

„Es leuchten die Aeuglein so hell wie die Sonne,
Die Wangen erschimmern in rosiger Wonne.
Wie ist sie so freudig, so mild und so weich!
Sie gleichet dem Vogel im grünen Gezweig." —

„Sie gleichet dem Vogel im grünen Gezweig!"
wiederholte der Bursch und ein paar näselnde Stimmen fielen ein.

„Ja, so soll meine Liebste beschaffen sein!" rief der Bursch überlaut.

„Stille," gebot Thore, „man kann ja vor dem Grünspecht sein eigenes Wort nicht hören!"

„Gieb mir mein Lied, Thore!" bat Pilt-Ola, der sich dem Burschen wieder mühsam genähert hatte. „Es ist das Letzte, was ich habe auf dieser Welt," seufzte er und schnappte nach Luft.

„Der Aermste!" rief eine alte Frau aus. „Die Blume ist lange verwelkt! Es ist Knapstad-Kari auf Bergslien."

„Stille!" befahl Thore und sang weiter, während Alle lauschten:

„Es tritt auf der Halde, aus grünen Gehegen
Stets freudig der Bursche dem Mädchen entgegen.
Sie ist ihm die Sonne, sein Stern und sein Mond,
Der goldig am Himmel der Liebe ihm thront."
Und wenn nun im Frühling die Knospen entspringen
Und munter die lustigen Vöglein singen,
Erklingt es in jubelndem seligen Laut:
Ist Bräutigam er und sie glückliche Braut."

„Ist Bräutigam er und sie glückliche Braut!"
fielen Alle lebhaft ein.

Im selben Augenblick stand vor Thore eine Gestalt wie aus dem Boden gewachsen, — es war Pilt-Ola. Es sah aus, als sei er um mehrere Fuß größer geworden, so streckte und dehnte er in übermenschlicher Stärke die verkrüppelten Glieder. Er war bleich wie der Tod und sein Auge flammte.

„Was willst Du von mir?“ fragte Thore hohnlächelnd und suchte ihn bei Seite zu schieben.

„Du hast jetzt die Wahl zwischen einem Messerstich oder dem Lied,“ antwortete Pilt-Ola.

Einen Moment maßen sie sich mit den Augen; Keiner wich dem Anderen.

Da brach Thore in Hohnlachen aus und begann den letzten Vers zu singen, obgleich ein allgemeines Murren sich erhob:

„'s ist Frühling und blumiger Sommer gekommen,
Der Herbst hat die Blüthen hinweg wol genommen,
Doch nimmer erklang es in jubelndem Laut,
Daß Bräut'gam er war und sie glückliche Braut!“

„Verstehst Du die Sprache?“ fragte Pilt-Ola und hielt sein Messer ein wenig seitwärts, den Daumen fest auf die Mitte der Klinge gepreßt.

„Wie sollte ich nicht verstehen, was Jedermann kennt,“ antwortete Thore, indem auch er das Messer zog und den Daumen ein wenig näher an den Schaft drückte.

„Hoho! da ist guter Rath theuer,“ rief Pilt-Ola lachend aus und bohrte zugleich sein Messer in Thore's Arm.

Thore heftete einen schnellen Blick auf ihn und erhob die Faust zum Schlag, aber da kam ihm ein Gedanke; langsam steckte er das Messer wieder in die Scheide, während Pilt-Ola wiederholt hitzig nach ihm stach.

„So, nun dürfte es des Spiels genug sein,“ sagte Thore besonnen und wehrte mit der Hand einen Stoß ab, den Ola in unbändiger Hitzigkeit gerade auf Thore's Gesicht geführt hatte. Dadurch ward diesem das Messer mit desto größerer Kraft in die hohle Hand getrieben und blieb darin stecken.

„J, da soll doch gleich!“ rief Thore vom Schmerz gereizt aus und schlug Ola mit der geballten Faust auf den Arm, daß er das Messer fahren ließ und gelähmt zusammensank. Dann riß Thore das Messer aus der Wunde und warf es weit von sich.

„Es schien fast, als ob Du noch Ola von Gravseidet wärest,“ sagte Thore, „aber jetzt will ich Dir zeigen, wer Du bist, mein Bursch.“ Und damit packte er mit seinen breiten Händen Ola um den Leib und hielt ihn hoch über sich.

„Seht Ihr, daß es Pilt-Ola ist?“ fragte er.

„Ja, ja,“ schrieen ein paar Stimmen.

„Gut! so will ich ihn aus seiner Lage befreien.“ Und damit schleuderte er ihn weit von sich.

Pilt-Ola lag eine Zeitlang vom Fall betäubt und rührte sich nicht, dann erhob er sich, sank aber wieder zusammen, und

diesen Versuch wiederholte er mehrmals, bis er endlich mit einem losen Felsstück weiterrollte und dann liegen blieb.

Eine Weile verging und Niemand schien sich um Ola zu kümmern. Thore's Gewaltstreich hatte allgemeinen Unwillen erweckt, der sich in immer lauter werdendem Murren kundgab. Thore stand trotzig und herausfordernd da: wer einen Strauß mit ihm bestehen wollte, mochte kommen; bis jetzt hatte Niemand mit ihm sich messen können.

Mittlerweile hatten Einige Pilt-Ola gesucht und ihn gefunden; er lag am Fuß eines Hügels; der niedergerollte Stein lag auf ihm. Als er hervorgezogen wurde, wußte Niemand zu sagen, ob er todt oder ob noch Leben in ihm sei.

Da bemächtigte sich Aller eine unheimlich gedrückte Stimmung. Obgleich Thore den Gewaltstreich verübt hatte, war doch Keiner unter ihnen, der sich frei von Schuld gefühlt hätte. — Alle hatten sie in das Hohngelächter eingestimmt, das den Unglücklichen zur Verzweiflung gebracht, und es war keine Entschuldigung, daß sie vorher nicht bedacht hatten, wie tief ein höhnendes Wort ein wundes, verzweifeltes Gemüth verletzen kann. Nun hatten sie auf einmal die Folgen vor Augen.

Selbst Thore, der etwas entfernt stand und Acht darauf gab, was geschah, hatte plötzlich seinen Trotz verloren. Ein heißer Schmerz durchzuckte ihn, und hätte in diesem Augenblick Jemand ihm einen Messerstich versetzt, er hätte ihn nicht abgewehrt, sondern ihn entgegengenommen gleich einer Linderung. Doch Thore, der kein Träumer war, raffte sich bald auf, es mußte Etwas geschehen für Pilt-Ola.

Bald trat er heran zu diesem und beugte sich zu ihm nieder, während ein Bursch, der ihm gefolgt war, den bewußtlosen Körper vorsichtig aufhob und auf Thore's breite Schultern legte. Und Thore schlug mit seiner Bürde auf dem Rücken den Waldweg ein, während der Bursch, der ihm hülfreiche Hand geleistet hatte, ihm auf dem Fuße folgte.

„Nun geht er zu seiner Liebsten," sprach die alte Frau, die zuvor den jungen Burschen die gottlosen Redensarten verwiesen hatte und brach in Thränen aus.

Niemand antwortete ihr; niedergeschlagen und mißmuthig gingen Alle auseinander, und einen Augenblick später lag der Marktplatz im Dunkel der Herbstnacht still und ruhig da.

Ein frischer, angenehmer Wind strich über die Berge, als am nächsten Morgen Kari von Bergslien ihrem eigenen Häuschen zuwanderte.

Sie ertrug es kaum, das Haus im Tagesglanz vor sich liegen zu sehen, während die Sonnenstrahlen es umspielten und umzitterten, und auf jedem Fenster eine helle Lichtrose glühte und blühte. Alle Freude und allen Frieden, der ihr dort Willkommen bot, hatte sie, so schien es ihr, Ola genommen; zum ersten Mal seit langer Zeit war ihm die Thüre verschlossen gewesen, die sich sonst beim ersten Anblick seiner gebrechlichen Gestalt ihm immer sogleich geöffnet hatte.

Aber als sie in die Stube trat, der einzigen im Hause, und Ola todtenbleich auf dem Bett liegen sah, während Thore auf einer kleinen Bank daneben saß, empfand sie eigentlich keinen Schrecken; sie ahnte sofort, was geschehen war. Es war ja nicht das erste Mal, daß Ola in lebensgefährlichem Zustand ihr in's Haus geschleppt worden war.

„Wer hat ihn so zugerichtet?" fragte Kari und sah Thore fest und eindringlich in's Gesicht.

„Ich habe keine Schlägerei mit ihm gehabt, aber ich habe ihn gefoppt, und das kommt auf Eins heraus," antwortete Thore leise.

„Du hast es wol mit ihm wie mit dem Mädchen gemacht, das Du mit Gewalt von Dir gestoßen und sich selbst überlassen hast?" fragte Kari mit leichtem Hohn und setzte sich an's Bett.

Thore stand wie gelähmt von ihren harten Worten und heftete die Augen auf den Boden. Ein harter Kampf zwischen Eigenliebe und Schuldbewußtsein tobte in ihm, und es schien lange Zeit zweifelhaft, zu wessen Gunsten die Wage sich neigen möchte.

Thore stand lange unbeweglich. Eine tiefe Stille herrschte in der Stube, — die Athemzüge des Leidenden waren nicht vernehmbar, und Kari saß in Gram versunken da. Da fuhr Thore auf einmal zusammen, wie aus dem Schlaf geweckt, und strich mit der Hand sich über die Stirn.

„Kari," bat er. Er wollte weiter sprechen, aber die Stimme versagte ihm und er rang nach Athem.

Kari wandte ihm das kummervolle Antlitz zu.

„Sigrid," stieß er heraus; weiter kam er nicht, sondern sank auf die Bank nieder und schluchzte.

„Du brauchst Dich nicht um sie zu bekümmern," sagte Kari und wandte sich wieder ab von ihm.

„Ich möchte nur wissen," sprach er eine Weile darauf leise, „ich möchte nur wissen, wie es dem Mädchen geht."

„Dem Mädchen geht es gut, sobald sie Frieden vor Dir hat," antwortete Kari trocken.

„Sie soll Frieden vor mir haben," sagte Thore und stand heftig auf.

Aber da begann Ola zu stöhnen und mit den Händen um sich zu greifen.

„Mein Lieb," stöhnte er, schlug zugleich die Augen weit auf und sah sich drohenden Blickes um.

„Hier ist Dein Lieb, Ola," sagte Thore weich, zog ein vergilbtes Papier aus der Weste und legte es dem Kranken auf die Brust.

Da ging eine große Veränderung vor mit Ola. Die starren Todeszüge lösten sich und wurden weicher, und in seinen Augen schimmerte es wie milder Thau; er suchte vorsichtig mit der rechten Hand nach dem Papier, und als er sich überzeugt hatte, daß es das rechte sei, blickte er auf zu Thore, als wolle er noch im Tode Trotz ihm bieten.

„Ich will weder Dir noch sonst Jemand mehr Verdruß bereiten auf dieser Welt," sagte Thore und strich Ola sanft über die Hand.

„Unser Herrgott stehe Dir bei, das Wort zu halten," seufzte Kari und trocknete die hellen Thränen ab.

„Hör', Kari!" bat Thore inständig, „bring' Sigrid Botschaft von mir; sag' ihr, daß ich eine Zeitlang fortgehe, — Du kannst bestellen, daß es mir nicht gutgeht, weil ich das Beste verloren habe. — Aber, wenn ich zurückkehre, komme ich zu guter Stunde, und da soll sie mir freundlich begegnen. — Willst Du es bestellen?"

„Ich will es ausrichten," antwortete Kari.

„Wag' es nicht noch einmal," stöhnte Pilt-Ola, „es geht Dir sonst schlecht."

„Erst wägen, dann wagen," sagte Thore fest. „Ich reiche ein gutes Stück weiter als Du, Ola."

„Der Teufel reicht am Weitesten," seufzte Ola und krümmte sich vor Schmerz.

„Nein, Gott im Himmel reicht am Weitesten," sprach Kari feierlich. „Denn der Teufel zerstört, aber der Herr baut auf."

„Gieb mir ein gutes Wort mit als Trost in schwerer Stunde, Ola," bat Thore wehmüthig und beugte sich über den Kranken.

„Meinen Korb, Thore!" bat dieser.

„Den sollst Du haben," sagte Thore, nahm Abschied von Knapstad-Kari und ging.

Kurz darauf zog er frohen Muthes über die Berge. Er hatte einen festen Entschluß gefaßt; dies Bewußtsein gab ihm Kraft. Er ward inne, daß er zwei Herren unterthan sei und

wußte, daß er nur einem recht könne dienen. — Er mußte also zwischen beiden wählen; er sah ein, daß er die Selbstsucht über Bord werfen und demüthig sein müsse.

Und demüthig war er die lange Nacht an Ola's Krankenlager gewesen, so demüthig, daß er nirgends Trost und Entschuldigung gefunden für sein vergangenes Leben. Ueberall und immer, soweit seine Erinnerung reichte, war er hochfahrend gewesen, und das Recht schien niemals auf seiner Seite zu sein. Jetzt auf einmal ward ihm alles Unrecht klar, das er begangen hatte, und das Gewissen erhob die eindringlich mahnende Stimme. Einen Augenblick freilich dünkte es ihn, als hätte er zum ersten Mal etwas Unrechtes begangen, weil er eine solche Unzufriedenheit mit sich selbst, wie sie jetzt ihn beherrschte, früher nie gefühlt hatte. Und deshalb versuchte er, die trüben Gedanken zu verbannen, aber sie kehrten wieder und wieder zurück, bis er jeden Halt verlor und sein ganzes vergangenes Leben ihm wie ein einziges Unrecht erschien. Seine gesunde, kräftige Natur gewann endlich die Herrschaft zurück, und er schwamm nun gegen den Strom, auf dem er früher dahingetrieben war.

Knapstad-Kari saß an Ola's Schmerzenslager, Arzt und Priester zugleich. Kari besaß bei Kranken einen besonders richtigen Blick für Leben und Tod, und sie grübelte allen Zeichen nach, bis sie von der Richtigkeit ihrer Ansicht fest überzeugt war. So lange das Grübeln währte, hatte sie keinen festen Sitz, sondern hatte immer allerlei zu besorgen, ging ab und zu und schien mit sich selber zu kämpfen, — aber von dem Augenblick an, wo sie ihrer Sache sicher war, setzte sie sich fest und ruhig an das Bett, und Gesunde wie Kranke fühlten sich ruhig und erleichtert in ihrer Nähe, ob es nun zum Leben oder Sterben ging. Denn immer konnte man aus ihrem klaren Antlitz und in ihrem ganzen Wesen das Urtheil lesen, — sie gab sich niemals Mühe, die Wahrheit zu verbergen. „Es war einmal Gottes Wille, da half kein Murren!"

Tage und Wochen vergingen. Die Sonne erbleichte mehr und mehr, nur um die Mittagsstunde zitterte ein schwacher, blasser Schein auf den Fenstern des alten Hauses; in das Zimmer selbst drang er nicht. Schließlich verschwand auch dieser Schein, und der Winter zog in stummer, unbeugsamer Strenge herauf. So lange der Winter schwieg, war es nicht schlimm, aber wenn er ab und zu die grimme Stimme erhob und wild gewaltig mit des Sturmes Zunge sprach, da zitterte in Ohnmacht Lebloses

und Lebendes; — und Kari's erbebendes Häuschen, das mitten auf der öden Fläche stand, bis zum niedrigen Dach in Schnee verweht, sah aus, als ob es vor der Uebermacht in die Knie gesunken und nicht im Stande sei, sich wieder zu erheben.

Es hielt schwer für Kari, durch die tiefen Schneewehen sich hindurchzuarbeiten, und doch mußte sie es thun, weil sie ja Allerlei nöthig hatte, um dem Kranken das Leben zu fristen. An sich selbst dachte sie nicht, — das Wenige, das sie gebrauchte, wurde geringer von Tag zu Tage: mit der sinkenden Lebenskraft schwand das Bedürfniß. Und doch war diese Zeit die glücklichste, vielleicht auch die freudenreichste ihres Lebens.

Ihre nächste Zufluchtsstätte war Bergslien; dort klopfte sie nie vergeblich an. Sigrid vergaß die Hülfe nicht, welche Kari ihr einst in schwerer Stunde geleistet hatte, und sie glaubte, Kari nimmer den Dank abtragen zu können, den sie ihr zu schulden meinte dafür, daß Kari ihr Thore's Gruß und Botschaft übermittelt hatte. Denn jetzt konnte sie trotz Schneegestöber und Winterkälte einem warmen, sonnengoldenen Sommer getrost entgegensehen.

Freilich schien es Sigrid, als fiele Kari mehr und mehr zusammen und käme jedesmal gebückter zu ihr, aber dieser Gedanke ging ihr nur gleich dem Wetterleuchten durch die Seele. Denn Sigrid lebte nicht in der Wirklichkeit, ihr Wünschen und Hoffen schaute in die Zukunft.

Inzwischen lag Ola still da, und es schien zweifelhaft, wie die Sache verlaufen würde. Er sah die Schneeflocken an den kleinen Fenstern vorüberwirbeln und in feinen Staubwolken in's Zimmer dringen, wenn der Wind auf den Fenstern lag, aber er dachte doch immer an den Frühling, sah in Gedanken sich frisch und munter wie nur je zuvor, und dann nahm er im Geiste schon den Korb in die Hand, und vom Berg hinab ging's — hinkend und strauchelnd, wie es eben kam, nur fort!

Aber es war ihm doch, als müsse er solche Gedanken verbergen vor Kari: denn gerade, wenn das sonnige Frühlingszauberbild mit Blüthen und grünen Auen vor ihm ausgebreitet dalag, zog in Kari's ruhigem Blick eine Nacht mit Frost und Schnee über die leuchtende Herrlichkeit, und wohin Ola sah, war Alles dann starr und todt, — er fand keinen Weg, der zum Leben führte.

Doch Ola wollte so gern leben; er höhnte und schalt; er erhob die zitternden Arme, um zu zeigen, wie viel Lebenskraft er noch hätte, — aber Kari wich nicht von ihm. — Da bat er und weinte. Er müßte doch am Leben bleiben, er, der so

viel Lebensmuth besäße! — „Ach nein, ach nein!“ seufzte Kari und beugte sich in demüthigem Weinen: solch' Sternflimmern im Aug' war kein Licht für diese Welt, und solch brennend rothe Rosen auf fahler Wange ließen sich nicht in einen Lebenskranz flechten.

Endlich nahte die schwere Stunde der Entscheidung, und als das Leben, bevor es erlosch, noch einmal aufflackerte, schien Ola eine neue Hoffnung aufzugehen.

„Kari!“ rief er plötzlich aus und wandte sich zu ihr. Er wollte noch weiter sprechen, aber der Athem ging ihm aus. Sie verstand ihn nichtsdestoweniger.

„Ach nein, Ola, das ist der Tod,“ sagte sie leise und mild.

Da sah er sie eine Weile lang fest an, schloß dann die Augen, und ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht: er hatte selbst die Hoffnung aufgegeben. — Kari erhob sich und wankte kraftlos zu der mit Blumen bemalten Truhe, aus welcher sie ihre Näharbeit hervornahm, die so lange Jahre ihre Sonntagsfreude gewesen war. — Aus einem alten Kleid wickelte sie das Gesangbuch heraus und aus einem Kästchen nahm sie Nadel und Zwirn. Mit diesen Dingen ging sie leise zurück zum Bett und wachte wieder über dem Kranken.

Tiefe Stille weilte über dem alten Haus; keine Uhr verkündete den Gang der Zeit, kein Laut den Sieg des Lebens. Kari nähte. Die zitternde Hand arbeitete mit fieberhafter Eile, und die rothen Kreuzstiche fügten sich uneben zusammen — Kari bemerkte es nicht. Ihr Auge folgte mit innerlicher Zufriedenheit der Nadel, nur ein einziges Mal hielt sie ihre Arbeit an's Tageslicht, um sich zu überzeugen, daß alles gut gerathen sei. — Eine eisige Kälte herrschte im Zimmer; Kari achtete nicht darauf; sie dachte nicht an sich, und für den Sterbenden war es warm genug.

Da schlug Ola die Augen wieder weit auf und warf einen fragenden Blick auf Kari. Es schien, als besinne er sich auf Etwas. Kari nickte ihm freundlich zu.

„Du siehst so froh aus, Kari,“ flüsterte er.

„Ja, ich glaube,“ antwortete sie lebhaft, „daß man froh aussehen darf, wenn man eine Arbeit beendet, die Einen länger als vierzig Jahre beschäftigt hat.“

Ola wandte den Blick fast scheu auf Kari's Arbeit.

„Das ist Dein Brauthemd, Ola.“ Sie breitete es aus vor ihm. „Es fehlte nur noch der Name, sonst war es fertig. Du sollst es tragen, wenn Du zu Gott eingehst. Deshalb habe ich mich so beeilt, und hier siehst Du den Namen. — Hier siehst

Du O, das heißt Ola, und hier siehst Du G, das bedeutet Gravseidet. — Ola von Gravseidet! —" Da warf der Kranke sich zurück und stöhnte schwer; sein Auge leuchtete wild, er schlug mit den Armen um sich, als wolle er einen Feind abwehren.

„Siehst Du ihn?" preßte er hervor. „Pilt-Ola! — Siehst Du, wie er heraufschleicht? Halt' ihn! — Lass' nicht los! Herunter vom Felsen mit ihm!"

„Um Gottes Willen," seufzte Kari und legte Ola die Hand auf die Brust.

„So — lass' den Elenden liegen," fuhr er etwas ruhiger fort. „Ein unnützer Lump ist er gewesen, — ein Prahlhans und Lügner war er, — Gottes Wort hatte er im Korb und den Teufel in sich — pfui!"

„Lass' ihn liegen, wo er liegt," unterbrach ihn Kari ernst.

Da erhob sich Ola mit voller Kraft im Bett und sah sie mit wildem Blick an. „Weißt Du, wer ihn niederschlug?" fragte er ... „Ola war's, der kecke Bursch von Gravseidet!" — Damit war die Lanze gebrochen mit Dem, der immer Sieger bleibt. Sanft und fügsam ließ Ola von Kari sich beruhigen und wieder zurechtlegen, und ein sanfter Schlaf verlieh der Seele die letzte Ruhe, bevor sie empor sich schwang über Raum und Zeit.

Die Mittagsstunde war vorüber und noch schlief Ola. Ab und zu zuckte es in seinem Gesicht, eine Sprache ohne Worte; bei jedem Zucken verschwand ein Stück des alten Menschen, bis endlich Klarheit und Friede aus seinem Antlitz leuchteten. Das Zerrbild war verschwunden und der Staub wieder zu Ehren gekommen.

In athemloser Erwartung lauschend und über Ola gebeugt saß Kari da.

Es schien fast, als wolle sie der fliehenden Seele ihres Herzens letztes zärtliches Lebewohl mitgeben auf den Weg.

Da schlug Ola die Augen auf und sah Kari an. Der wilde Blick war verschwunden, und der milde Glanz eines ewigen Tages leuchtete ihr entgegen aus seinen Augen.

„Jesus Christus sei gelobt," sprach sie leise und blickte Ola an mit einem innig zärtlichen und fragenden Blick.

Ein schwacher Versuch, die Lippen zu bewegen, ein leichtes Neigen des Hauptes und eine unbeschreibliche Innigkeit in seinem strahlenden Blick war die Antwort. Dann trennten sich Seele und Leib für dieses Leben.

Der Tag schwand schnell dahin, und bei Sonnenuntergang schlangen einzelne blutrothe Streifen sich in die schweren Wolken-

massen. Ab und zu fuhr ein hohler Windstoß gleich einer drohenden Verkündung über's Gebirge, wirbelte den Schnee zu den Wolken empor und ließ ihn plötzlich launenhaft herabfallen, während Schweigen und Grauen über die einsame Hochfläche sich breiteten.

In der tiefen Einsamkeit und Stille beschäftigte Kari sich mit dem Todten, so sorgsam und achtsam, als ob eine ganze Welt auf sie blicke. „Es sollte nicht heißen, daß Ola von Gravseidet gleich einem Bettler in's Grab gelegt worden sei." Das war Kari's einziger Gedanke, und dieser Gedanke gab ihr Kraft und erhielt sie aufrecht, wenn die zitternden Glieder den Dienst zu versagen drohten.

Endlich war die schwere Arbeit vollbracht: mit seinem Brauthemd bekleidet lag Ola auf dem Todtenbett. Dann rückte Kari einen kleinen Tisch an's Bett, bedeckte ihn mit einem weißen Leinentuch, zündete die Lampe an, die sie auf den Tisch stellte und legte endlich das Gesangbuch daneben. — Dann stand sie eine Weile in Betrachtung versunken. Sie fand nichts zu ändern und zu verbessern. Nach ihrer Meinung war Ola niemals so freundlich und anziehend gewesen wie in diesem Augenblick. Unwillkürlich wandte sie deshalb den Blick auf sich selbst. Wie sie jetzt aussah, war sie wol nicht zur Todtenfeier geschmückt, und außerdem mußte sie ja beim ersten Tagesgrauen zu Leuten zu gelangen suchen, — es war für Allerlei zu sorgen.

Unter diesen Gedanken nahm Kari ihre besten Kleider aus der Truhe hervor und legte ihren alten Anzug ab; aber bei jedem neuen Stück, das sie anziehen sollte, kämpfte sie einen Kampf mit sich selbst: Manches war zu weit, Manches zu eng.

Endlich stand sie da wie zum Fest geschmückt; aber bevor sie mit dem Allen fertig ward, waren viele Stunden der Nacht vergangen.

Dann setzte Kari sich gefaßt und festlich bewegt an den Tisch, öffnete das Gesangbuch und stimmte einen Gesang an. Der Sturm nahm zu von Stunde zu Stunde und umtobte wild und wüthend und schauerlich das erbebende, ächzende Haus; ungeheuere Schneemassen wirbelte er mit furchtbarer Gewalt auf und empor, daß Himmel und Erde in einem einzigen Schneegestöber verschwanden. Kari achtete nicht auf das Toben der Elemente da draußen, sondern sie sang andächtig und feierlich Vers um Vers, — und in ihrer Stimme war Kraft und ein wunderbarer Klang. Niemand hörte sie, sie sang nur sich zum Trost allein.

Vers folgte auf Vers. Woher kamen alle die vielen Worte? Was war es nur, daß die Buchstaben wie Gold erglänzten auf

dem vergilbten Papier? Und die Buchstaben wuchsen und wurden größer und größer, bis sie zuletzt zusammenflossen in eine wunderbare Schrift von Sonnen und Sternen. Da schloß Kari die Augen vor dem blendend hellen Schein. Aber vor ihrem inneren Auge stieg ein neues Licht auf, das nicht schmerzte und blendete. Mild und freundlich lächelte wunderherrlicher Sonnenglanz über der grünenden, blühenden, schwellenden Au, und das helle Licht trug die altersgraue, steinerne Kirche hinauf zu den glänzenden Wolken. — Allüberall war Hochzeit. Eine Braut stand vor einer Schaar lächelnder junger Mädchen; sie war so schön und strahlte vor Freude wie die Sonne, und die Brautkrone funkelte wie helles Gold. Gegenüber stand der Bräutigam, schlank und stolz wie die Tanne des Gebirges aber kräftig und derb doch. Wie sie sich nach ihm sehnte! Sehnte, daß die Seele verhauchte und der letzte Seufzer ihr entquoll.

Der Tag brach an, und die Dämmerung brach herein an diesem und am folgenden Tag, aber Kari kam nicht über den Berg gegangen.

Da ward es Sigrid auf Bergslien ängstlich zu Muth: sechs Tage lang war Knapstad-Kari nicht auf dem Gehöft gewesen, — was hatte sich ereignet, daß sie nicht kam? So lange Sigrid sich erinnern konnte, waren sonst höchstens drei Tage vergangen, daß Kari nicht erschienen wäre. Ein Unglück mußte geschehen sein! Nach Feierabend bepackte Sigrid sich mit allerlei Lebensbedürfnissen und wanderte schnell über den hartgefrorenen Schnee dahin.

Schwere, unheimliche Ahnung überkam sie, als sie endlich vor Knapstad-Kari's Thür stand. Denn eine solche Einsamkeit und ein solches Schweigen, wie ringsumher herrschte, hatte sie niemals erlebt. Es kam ihr vor, als sei sie das einzige lebende Wesen auf der Welt, als blicke überall die Ewigkeit sie an! Sie legte das Ohr lauschend an die Thüre; keinen Laut vernahm sie drinnen. Sie ging zum Fenster. Der Wind hatte die Flicken aus einer zerbrochenen Fensterscheibe gerissen. Dort sah sie hinein: große Schneemassen lagen in der Stube. Oder hatte sie nicht recht gesehen? Der bleiche Wiederschein des Schnees verbreitete nur ein schwaches, unsicheres Licht. Sigrid trat zurück.

Aber Gott sei Dank! Da erhob sich Jemand und trat an die Thüre.

„Ach, Kari, wie bange ich gewesen bin!" rief das Mädchen erleichtert aus, als die Thüre aufging. Wie festgewurzelt vor Schreck blieb sie an der Schwelle stehen. Es war nicht Kari, die heraustrat, sondern Thore vom Stein.

„Müssen wir so uns wiederfinden, Sigrid?“ fragte er leise; seine Stimme bebte.

Sigrid war keines Wortes mächtig; sie blickte sprachlos ihn an.

„Du siehst so lieb aus, Sigrid, als wolltest Du mir wohl.“

„Ich weiß nicht, daß ich jemals Dir übelwollte,“ sagte sie leise.

„Ach nein, Der mir übelwollte, war ich selbst,“ seufzte er. „Aber jetzt habe ich einsehen gelernt, daß Du mein einziges Glück bist.“

„Wenn es so wäre!“ flüsterte sie weich.

„Ja. Ich dachte die Nacht hier zu bleiben und bei Tagesanbruch nach Bergslien hinüberzusteuern — da kamst Du mir entgegen; lass' es eine gute Vorbedeutung sein.“

„Ich habe allerlei für Knapstad-Kari; sie hat es sicher nöthig,“ sagte Sigrid bewegt und trat über die Schwelle.

„Nein, kleine Sigrid!“ entgegnete Thore kummervoll und ergriff ihre beiden Hände. „Weder Ola noch Kari haben etwas mehr nöthig in dieser Welt; Beide sind todt. Ich kam gerade hierher, als die Sonne unterging, und seit der Zeit sitze ich hier — und habe über Vieles nachgedacht.“

Dann führte er das zitternde Mädchen in die Stube. Dort setzten sie sich auf Kari's Truhe und sprachen, während sie den Tod vor Augen hatten, vom Leben, so gut es ging. Sie begegneten sich in dem einen Gedanken, die Nacht an der Stätte des Todes zu wachen und sobald der Morgen dämmerte, alles Nöthige in Ordnung zu bringen. So thaten sie. Der Schnee, der überall umherlag, ward fortgefegt, und Thore meinte, daß Kari und Ola auf dem Todtenbett Seite an Seite ruhen müßten — „damit

Ist Bräutigam er und sie glückliche Braut“

wie es in seinem Liede heißt.

Da begegneten sich die beiden jungen Herzen wieder in einem Gedanken, der über Kummer und Sorge aufstieg so hell und freudig wie die Morgensonne über den Schneebergen. Getröstet wanderten sie heim nach Bergslien, während die Morgensonnenstrahlen festlich und freundlich schienen in Pilt-Ola's und Knapstad-Kari's stilles Brautgemach.

Der Weihnachtsstern.

Zwischen Bergen und Drontheim erstreckt sich die kahle, klippenvolle Küste Söndmör. Gegen Westen wellt das wilde, stürmische Meer, im Osten steigt das Gebirge massig auf.

Auf einer Insel im Meer liegt eine kleine aus Stein erbaute Kirche mit grauen verwitterten Wänden und hoher Thurmspitze. Ein Friedhof, der wegen des unebenen, felsigen Bodens Hügel und Thal bildet, umgiebt die Kirche. Kein Baum hat in dem geweihten Grund Wurzel geschlagen. Die fast völlig nackten Felsen liegen überall zu Tage; es gab eine Zeit, da zu eines Todten Begräbniß die Angehörigen die erforderliche Erde mitbringen mußten.

Eine Viertelmeile von der Kirche entfernt liegt auf einer anderen Insel der einsame Pfarrhof. Eine schmale Wasserstraße trennt die Insel von einer Landzunge des Festlandes, das nur wenig über dem Wasser sich erhebt. Zu beiden Seiten der Landzunge ragen in größerer Entfernung schwere Bergmassen auf, unmittelbar vor dem Pfarrhof erglänzt die krystallklare Meerestiefe.

Es war zu später Abendstunde, im Beginn des Herbstes. Der Nordwind hatte seit mehreren Tagen stark geblasen, und obgleich der Sturm sich jetzt gelegt hatte, fuhr er doch zuweilen noch in abgerissenen, heulenden Stößen über die schäumenden Wogen, und starb dann in langen, wehmuthsvollen Seufzern dahin.

Der Pfarrer saß in seinem Zimmer, dessen Fenster auf die See hinausgingen. Ein brennendes Licht stand vor ihm, ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem Tisch. Aber der Pfarrer las nicht, er lauschte, lauschte dem Toben des Windes, dem Rollen der Wogen.

Da kam es ihm vor, als habe er das Geräusch eines an die Landungsbrücke anlegenden Bootes vernommen. Der Pfarrer erhob sich und sah aus dem Fenster; die Dunkelheit verhinderte den Ausblick; die Fensterscheiben spiegelten nur sein eigenes

erleuchtetes Zimmer wieder. Er setzte sich wieder nieder und nahm das Buch zur Hand. Es war sehr unwahrscheinlich, daß so spät am Abend und nach solch' einem Wetter Jemand draußen sich befand.

Eine Weile war Alles still, dann aber erklangen die Fußtritte eines Menschen, der den Weg zum Haus heraufkam, und kurz darauf trat ein Mann, dessen Kleider von Seewasser triefften, zum Pfarrer ein. Es war ein starkgebauter junger Bursch von hartem, unfreundlichem Aeußeren. Er blieb an der Thüre stehen und bot „Guten Abend!"

„Guten Abend," gab der Pfarrer zurück und sah sich den Mann genauer an. „Bist Du es, Ananias? Was hast Du so spät abends draußen noch zu thun?"

„Ja ... das ist nun so ... das," seufzte Ananias und schwieg.

„Bist Du in diesem Wetter allein im Boot gekommen?" fragte wieder der Pfarrer. Er wußte aus Erfahrung, daß man Ananias Alles abfragen mußte, was man zu wissen wünschte.

„Nein, — Leif war mit."

„So. Wo steckt der?"

„Er?" wiederholte der Bursch, schwieg aber und ließ einen wunderlich leeren Blick an den Wänden ringsherumlaufen.

„Ja," fuhr der Pfarrer fort, „ist vielleicht nicht alles in Ordnung?"

„Ach ja, aber leider schlecht," antwortete der Bursch.

„Was?" rief der Pfarrer erschreckt aus.

„Er blieb."

„Blieb er?"

„Ja."

Und damit ließ der Bursch wiederum den inhaltslosen Blick über Decke und Wände schweifen.

„Das ist ein trauriger Todesfall," sprach der Pfarrer. „Er ist seinem alten Vater ein guter Sohn gewesen."

„Ja, das ist wahr," seufzte wieder der Bursch.

„Wie ging es zu?" fragte der Pfarrer.

„Ja, Niemand hat ihn überredet, — es war sein eigener Wille. Ich hatte meinen Eßkorb verloren und wollte mir deshalb von den Inseln Etwas zum Essen besorgen. Er wollte mich hinausbegleiten auf die See, — es war gerade, als heute Mittag der Wind so stark blies, und Niemand konnte ahnen, daß es ein solches Ende nehmen würde. — Wir geriethen in einen Wirbelwind, das Boot schlug um, — es war nichts zu machen."

„Konnte er sich nicht auf den Kiel schwingen?" fragte der Pfarrer.

„Ja, es gelang. Dort saßen wir eine Zeitlang und gaben uns Mühe, uns zu halten, — aber er stürzte in's Meer ... es war wol so bestimmt ... Niemand kommt weiter, als unser Herrgott will ..."

„Nein, Keiner von uns," sagte der Pfarrer. „Gott allein hat das Recht, die Grenze zu setzen. Aber wenn ein eigensinniger, thörichter Mensch einen Sprung über die Grenze hinausthut, so darf man Gott dem Herrn auch nicht die Schuld aufbürden."

„Nein, das ist wahr," entgegnete der Bursch, und es schien, als hätten des Pfarrers Worte ihn erleichtert.

„Und Du warst nicht im Stande, ihm die Hand zu reichen?" fragte der Pfarrer von Neuem.

„Nein, ... es war schwierig genug, bei solchem Seegang den Halt nicht zu verlieren."

„Armer Junge," seufzte der Pfarrer; dann schwiegen Beide eine Weile.

„Ja, ... ich wollte fragen, ob ich die Nacht hierbleiben darf?" fragte da der Bursch.

„Ja, Du kannst die Nacht hierbleiben," erwiderte der Pfarrer. „Bist Du nur deshalb gekommen?"

„Nein ... es war noch ... es war noch Etwas, das ich mit Euch besprechen wollte," näselte der Bursch und blickte in einen leeren Winkel.

„So sprich es aus," fügte der Pfarrer ein wenig ungeduldig hinzu. „Es ist spät und Du hast Ruhe nöthig und mußt machen, daß Du die nassen Kleider vom Leibe bekommst."

„Ja ... es war doch ... es war schlimm."

„Was war schlimm?" fragte der Pfarrer schnell, als sei er plötzlich aus seiner Ruhe aufgerüttelt.

„Ja ... er kämpfte vergeblich mit den Wogen in dem eisig kalten Meer ..."

„Darin hast Du Recht; es war ganz gewiß schlimm," sagte der Pfarrer.

„Es war häßlich zu sehen ... er blickte mich mit so unheimlichen Augen an ... als wolle er mich vor Gott verantwortlich machen ..."

„Wenn Du ihn nicht retten konntest," erwiderte der Pfarrer, „brauchst Du Dir keine Gewissensbisse zu machen."

„Das ist auch meine Meinung," sagte der Bursch und sah zur Decke auf. „Es ist wol richtig ... Man hat nur ein Leben ..."

„O!" rief der Pfarrer betroffen aus und wandte sich schnell

gegen Ananias. „Drückt Dich der Schuh auf der Stelle? Jetzt verstehe ich. Du denkst, es geht mit dem Gewissen wie mit einem breiten Rücken. Ich weiß wohl, daß Du Dich rühmst, aufheben zu können, was zehn Hände nicht bewegen können ..."

Ananias kroch förmlich zusammen und sah zu Boden.

„Sicherlich hast Du nur ein Leben," begann wieder der Pfarrer, „und wenn Du es wagst, um eines Anderen Leben zu retten, dann darfst Du und mußt Du Dich selbstverständlich bedenken."

Ananias richtete sich auf und blickte den Pfarrer mit einem Auge an. Er war unsicher, wie die Sache verlaufen würde.

„Du durftest und mußtest Dich selbstredend bedenken, aber wenn Du Deinen Kameraden retten konntest dadurch, daß Du ihm die Hand reichtest, selbst wenn Du Dein eigenes Leben wagtest, und Du hast es unterlassen, da prophezeie ich Dir, daß er Dich in manch' einsamer Stunde mit vorwurfsvollen Augen anblicken wird."

Der Bursch hustete und fuhr sich über die Stirn.

„Hast Du aber Alles gethan, was in Deinen Kräften stand, um Leif zu retten, und hast Du Dein eigenes Leben in dem Augenblick für Nichts geachtet, so soll es mich Deinetwegen freuen. Denn dann wird Leif beim Allmächtigen ein gutes Wort einlegen für Dich; er nützt Dir dann mehr als durch tausend Leben."

Der Bursch trocknete sich abermals den Schweiß von der Stirn.

„Nun mußt Du ruhen," schloß der Pfarrer und wandte sich ab von ihm.

Ananias ergriff die Thürklinke, bedachte sich aber und ließ die Klinke wieder fahren.

„Willst Du sonst noch Etwas von mir?" fragte der Pfarrer.

„Ich wollte nur sagen ... daß ich gelobe, den Armen zwanzig Thaler zu geben, wenn Gott die Sache ungeschehen machen wollte," sprach eifrig der Bursch.

„Hältst Du Dich nicht mehr als zwanzig Thaler werth?" rief der Pfarrer aus. „Es ist wol das erste Mal, daß Du Dich so niedrig taxirst?"

Ananias sah auf, und ein böser Blitz leuchtete aus seinen Augen.

„Aber gleichviel," fuhr der Pfarrer fort und ging auf den Burschen zu. „Du bist doch nicht der Meinung, daß Du unseren Herrgott bestechen kannst, selbst wenn Du ihm das Gewicht der Erde in Gold böteſt? Es ist doch wol auch Deine Ansicht, daß

Gott, als er Deine Sündenangst sah, Dir das Leben schenkte, damit Du bereuen solltest, um dermaleinst Gnade zu finden? Benutze die gewährte Frist wohl!

„Bedenk' daß von der Erden
Du kannst zu jeder Frist
Von Gott gerufen werden,
Wenn es sein Wille ist."

Wieder ließ der Bursch den ausdruckslosen Blick über Decke und Wände schweifen.

„Aber ich nehme Dein Anerbieten als Zeichen der Reue doch an," sagte wieder der Pfarrer. „Es giebt genug Arme und Schwache, denen das Geld zu Gute kommen soll. Als die Sonne aufging, hatte Leif's alter Vater einen starken, kräftigen Sohn, als die Sonne sank, war er hülflos und kinderlos. Erinnere Dich Dessen! — Du kannst mir die zwanzig Thaler schicken; ich werde sie nach bestem Wissen und Gewissen vertheilen."

„Ich werde es thun," antwortete der Bursch, sagte darauf Gute Nacht und ging.

Am nächsten Morgen, als der Pfarrer nach Ananias fragte, wußte Niemand etwas von ihm. Die Leute auf dem Pfarrhofe dachten, ihr Seelenhirt habe geträumt, weil sie nicht begreifen konnten, was Ananias gestern Abend so spät bei dem Pfarrer zu thun gehabt haben könnte. Als es dann später gar hieß, daß Leif sammt Ananias ertrunken sei, dachten sie, der Pfarrer hätte die Wahrheit geträumt und Ananias sei ihm im Traum erschienen.

Ein Monat war vergangen. Der Pfarrer hörte und sah nichts von Ananias. Da sandte er ihm einen Boten und ließ ihn an sein Versprechen erinnern, doch der Bursch gab zur Antwort: er wisse nicht, daß er dem Pfarrer Etwas schuldig sei. Darauf fragte der Pfarrer Leif's Vater, ob vielleicht Ananias ihm eine Unterstützung habe zukommen lassen, doch Leif's Vater verneinte die Frage. Er gehörte zur Armengemeinde und erhielt die gesetzliche Unterstützung.

Inzwischen wurde es Winter. Die Fischerei ruhte und Jeder hielt sich daheim; Ananias that das Gleiche. Er lebte in guten Verhältnissen: er war dereinst der einzige Erbe eines schönen Gehöftes. Ananias besaß aber einen eigensinnigen, hochmüthigen Charakter, und er saß deshalb auch stolz und vornehm auf dem Bauernhof und ließ Alle, die etwas begehrten, zu sich kommen; er ging zu Niemand.

So lange die Stürme der Tag- und Nachtgleiche dahingebraust waren über das Meer und ihren wilden Klagegesang angestimmt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Bogen, die sich durch [illegible] Stämpfen und Armezusammenschlagen gegen die schneidende Kälte zu schützen suchten und sich immer dichter zusammendrängten, gerade wie eine Schaar halberstarrter Vögel im Schnee.

Nach und nach hatten sich viele Leute versammelt, doch herrschte gleichwohl feierliche Stille, die Stille der Erwartung, unter der das Leben pulsirte. Die Thüren der Kirche standen weit offen. Drinnen wartete ihrer der Feiertag, ja, Gott selbst schien drinnen sie zu erwarten. Dem Ewigen wandten sich die Gedanken zu. Andere standen auf den äußersten Klippen und blickten nach einigen Booten aus, die sich verspätet hatten und

schnell wie die Möven über die wellende Meeresfläche dahinschossen. Die Meisten aber hielten dennoch ein wachsames Auge auf das Haus, in dem der Landhändler wohnte und aus welchem der Pfarrer jeden Augenblick heraustreten konnte, um mit der Gemeinde gemeinschaftlich in die Kirche zu gehen.

Da erschien der Küster auf der Thürschwelle, drückte den Hut tief in's Gesicht, ging schnell über die Anhöhe und verschwand in der Kirche. Der Küster war der Vorbote des Pfarrers.

Einen Augenblick darauf bewegte sich die kleine Glocke in der Thurmspitze. — Die Glocke war schon alt und abgenutzt. Der Zahn der Zeit hatte sichtlich an ihr genagt; doch die Glocke wußte davon nichts, ihr Gedanke war noch jung. — Zuerst stöhnte die Glocke ein wenig engbrüstig und heiser, dann aber erscholl ihre Stimme; eine so gellende, scharfe Stimme, als entquölle jeder Ton einem Uebermaß von Gereiztheit ... Unermüdlich erklangen die Töne. Arme alte Glocke!

Da tönte die Glocke, weit klang es hinaus,
Sie wollte ernst laden zum göttlichen Haus;
Sie tönte, sie lockte, sie bat und sie klang,
Erhob ihre Stimme zum Feiertagsgang.
So sang sie und klang sie und sprach sie dazu:
„Hier blühet die Hoffnung und Trost Euch und Ruh;
Für Kummer, für Thränen thaut Lind'rung allhier,
O glaubet und hoffet und folget nur mir!
Wem Selbstsucht und Hochmuth die Seele nimmt ein,
Der lerne von Christus sanft demüthig sein. —
Ich klage und mahne, da Zeit es noch ist,
O kommet und eilet, benutzet die Frist!
Ich trage die Bitten auf schwingendem Ton
Und lege sie nieder am himmlischen Thron." —
So sang sie und klang sie, so schwamm es empor;
Es gellt von der Klippe der Sturmvögel Chor;
Vom Felsen der donnernde, brausende Fall
Erstücket der Glocke geborstenen Schall.
Die Zunge des Erzes ist matt ach! und lahm,
Es läutet die Glocke sich selber zur Scham.

Es währte lange, ehe der Gottesdienst zu Ende war. Während noch einige Kinder getauft wurden, verließ nach und nach ein Theil der Gemeinde die Kirche und trat in Gruppen zusammen, die sich lebhaft unterhielten — Gott dem Herrn war das Seine geworden, nun verlangte die Welt das Ihre. Der Lauteste von Allen war Ananias. Auf einer Anhöhe, ein wenig abseits von der Kirche stand er, während ihn eine aus Männern und Frauen gemischte Schaar umgab. Es schien fast, als wolle

er von seinem erhöhten Standpunkt aus den Anderen gegenüber Etwas vertheidigen oder angreifen. Denn er allein führte das Wort, die Anderen hörten ihm zu. Ananias hatte aber nichts weiter zu verkünden, als sein eigenes Lob. Und weil er es so laut und in allen möglichen Variationen wiederholte, widersprach ihm Niemand: aber Jeder dachte sein Theil.

Er konnte Alles machen, was er wollte ... Er hatte keine Hinterthüre nöthig ... Er kannte Viele, die sich ihrer Thaten rühmten, aber wenn es zum Klappen kam, war nichts dahinter ... Nein, auf dem Meere konnte man den Muth prüfen ... Man sollte einen solchen Großsprecher einmal auf den Kiel eines Bootes setzen und sehen, wie er dieses Pferd ritte. Das erforderte Kraft und Muth, beim Rollen der Wogen und in der Gewalt des Sturmes den Halt nicht zu verlieren.

Und bei jedem Satz lachte Ananias und sah nach der Seite, wo in einer Schaar von Genossinnen ein junges, hellblondes Mädchen stand, steif und strotzend von Hochmuth. Es war Ragnhild Jonstochter, Jon Näsheims einziges Kind. Sie wußte, daß sie die reichste Erbin weit umher war, der Vater wußte es — und Ananias auch.

Ananias stand da und suchte durch sein hochmüthiges Prahlen die Gunst des hochmüthigen Mädchens sich zu erwerben. Der Versuch gelang recht gut.

Der Bursch gefiel Ragnhild mehr und mehr. Es war nicht Einer da, der so hochmüthig war wie Ananias. Das genügte Ragnhild. Je öfter der Bursch sich ihr zuwandte, desto mehr drehte sie ihm den Rücken. Ananias wußte ganz gut, was dieses Rückendrehen zu bedeuten hatte und Jon Näsheim wußte es auch. Denn so oft die Tochter das Gesicht abwandte, sah er Ananias besonders freundlich an, — und jedesmal warf dieser prahlerischer und unverschämter um sich mit Worten.

Inzwischen war der Pfarrer aus der Kirche getreten und ging gerade auf die Gruppe zu. Ananias that ganz unbefangen.

„Ein fröhliches neues Jahr!" wünschte der Pfarrer und grüßte den Burschen und die Uebrigen.

„Fröhliches Neujahr!" gab der Bursch zurück und schaute doch ein wenig beschämt drein.

„Na, Ananias," wandte sich der Pfarrer an ihn, „Du scheinst vergessen zu haben, daß ich eine Forderung von unserem Herrgott an Dich habe?"

„So?" ... Er wußte nichts davon.

„Ja so," sagte der Pfarrer. „Du weißt es nicht? Du hast vergessen, daß Du an jenem Abend vor drei Monaten,

als Dein Kamerad ertrank, Du aber auf dem Kiel des Bootes sitzen bliebst, den Armen zwanzig Thaler zu geben gelobt hast?"

„Ist es das?"

„Ja. Es ist heute Neujahrstag," fuhr der Pfarrer ruhig fort. „Du erinnerst Dich wol, daß dieser Tag der Abschluß für das ganze Jahr ist ... Ich will hoffen, daß Du keine Schuld auszustehen hast bei Denen, die Hunger und Noth leiden."

„Ich werde die zwanzig Thaler bezahlen; ich habe nicht daran gedacht, mein Wort zu brechen," entgegnete Ananias und stieß die Worte heraus wie den Rauch aus einer Tabackspfeife.

„Ja, ja," sagte der Pfarrer unerschütterlich, „es ist nun bereits drei Monate her und Du weißt, daß alte Schuld verjährt ... Ich wollte Dir die Sache nur in's Gedächtniß zurückrufen."

Damit grüßte der Pfarrer nochmals und ging.

„Ha ha ha!" lachte Ananias, daß es das Gespräch der Umstehenden übertönte. „Er soll die lumpigen zwanzig Thaler haben! ... Er kann hundert bekommen, wenn es sein muß; das ist mir einerlei!"

Darauf wandte er sich und nickte Ragnhild zu, und dann nickte er auch Jon Näsheim zu, — aber als der Alte sah, daß seine Tochter den Gruß nicht erwiderte, nickte auch er nicht, und als Ananias sich anschickte, auf der Heimfahrt ihm zu folgen, wandte Ragnhild ihm kalt den Rücken und ging zum Ufer, während der Vater ihr folgte. Denn seit Ragnhild erwachsen war, hatte Jon Näsheim nur den Willen, der seine Tochter beseelte.

Ragnhild und ihrem Vater folgte eine Schaar Mädchen, die fortwährend kicherten und sich mit den Ellbogen in die Seiten stießen. Dann kam ein etwa vierzehnjähriger Bursch vollen Laufs daher. „Da bist Du abgeblitzt, Ananias — das ist dumm!" lachte er und sprang in weiten Sätzen zum Ufer hinab. Wäre der Blick, den Ananias ihm nachsandte, ein Stein gewesen, dem Burschen wäre für diesen Tag das Lachen vergangen.

Eine Weile darauf stieß das Boot des Pfarrers vom Lande und nach und nach folgten ihm die anderen Boote; zuletzt blieb Ananias allein zurück an der Kirche.

Er fühlte sich tief gedemüthigt und gedrückt. Denn zum ersten Male in seinem Leben hatte er einem Menschen gegenüber die Segel streichen und bekennen müssen, daß er Unrecht habe. Zorn und Wuth kochten in ihm; er suchte nach irgend einem Gegenstand, an dem er seinen Zorn auslassen konnte.

Wäre ein Hund, eine Katze in der Nähe gewesen, so würde er dem Thier einen Fußtritt versetzt haben, und er hätte in den Schmerzenslauten des gequälten Geschöpfes eine Erleichterung gefunden, weil er dann doch wenigstens nicht allein gewesen wäre mit seinem Zorn. Anstatt dessen aber stampfte er jetzt den schweigenden kalten Schnee und vernahm keinen anderen Laut als seine eigenen schweren Athemzüge ... Da ertönte Ruderschlag — es war das Boot des Pfarrers. Ananias sprang auf die äußerste Klippe, die über der See hing.

„Sitzest Du dort, Schwarzrock!" schrie er und drohte dem Boot. „Ich werde Dich bezahlen, ich ... aber nimm Dich in Acht! Jeder Augenblick heischt Buße! Vergiß nur die eigene Schuld nicht, die Du bei unserem Herrgott hast; ich werde sie einfordern, ich. — Könnte ich Dich ertappen ... Könnte ich nur!"

Aber plötzlich versagte ihm die Stimme und er brachte kein Wort mehr hervor. Unter wildem Wuthgeheul warf er eine Faust voll Schnee nach der anderen hinter dem Boot her. — Aber das Boot schoß pfeilgeschwind dahin über das schwarzblaue Meer und war dem Gesichtskreis bald entschwunden. — Die stille Winterlandschaft stieg in großen, schweigend ernsten Bildern rings um Ananias auf, so daß sein wilder Zorn allgemach verrauchte. Aber seine Wuth, sein Zorn waren mit der letzten Hand voll Schnee, die er dem Pfarrer nachgeschleudert hatte, nicht in das Meer geworfen, nein, Wuth und Zorn waren in seiner eigenen Seele zu Boden gesunken und dort ruhten sie einstweilen in dem leisen, zehrenden, bitteren Gefühl, das mit Groll bezeichnet wird. Der Groll war es, der ihm denn auch eine Weile zum Compaß diente.

Nach einiger Zeit sah Ananias ein, daß es besser sei, auf seinem Hof am Tisch zu sitzen, anstatt hier vergeblich und zwecklos gegen sich selbst zu rasen; als der Gedanke zu voller Klarheit geworden, raffte er sich schnell auf und ging zu seinem Boot. — Gerade als er es betrat, sprang hinter einem Schuppen ein kleines scheues Mädchen hervor und bat so inständig, als bäte sie um ihr Leben, daß Ananias sie doch mitnehmen möge; sie wolle ihren Oheim besuchen; — sie hätte schon viele Andere ersucht, sie mitzunehmen, aber alle Boote wären bereits überfüllt gewesen. Sie hätten ihr den Rath gegeben, auf Ananias zu warten, der Platz genug in seinem Boote habe ... Ihre Bitte sei ihm vielleicht unangenehm? ... Sie seufzte und senkte den Blick demüthig zu Boden.

Der Bursch brummte eine Antwort, die das Mädchen nicht verstand; aber er zeigte auf den Hintersteven des Bootes. Die

Sprache war deutlich genug. Es währte nicht lange, so hatte sie den angewiesenen Platz eingenommen, und Ananias schob das Boot in's Wasser. — Das Mädchen gab keinen Laut von sich; sie saß schweigend und in sich versunken da.

Nachdem eine Weile vergangen war, ohne daß Einer ein Wort geäußert hätte, machte das Mädchen endlich den Versuch, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Sie hustete leicht und machte sich an einem alten Korb zu schaffen, den sie während der ganzen Fahrt unbeweglich auf dem Schooß gehalten hatte. Da sah der Bursch sie an, — er hatte rein vergessen, daß er nicht allein sei.

„Ich möchte hier an's Land," sagte sie schüchtern.

„Hier an der kleinen Insel?" fragte Ananias und zog die Ruder ein.

„Ja, mein Oheim wohnt hier. Es ist Leif's Vater ... der Aermste, der ertrank."

„Wo bist Du zu Hause? ..." fragte der Bursch, ohne sie anzusehen und lenkte das Boot dem Lande zu.

„Ich diene auf dem Pfarrhof. — Ich kann nicht viel thun, leider Gottes, aber ich thue, was ich kann. Hier in meinem Korb bringe ich dem armen Alten Etwas."

„Ich werde Dich an's Land tragen," unterbrach sie der Bursch. „Ich kann das Boot nicht tiefer in den Ufersand treiben, weil ich es sonst nicht wieder losbekomme." Zugleich zog er die Stiefel höher herauf und stieg über den Rand des Bootes in's Wasser.

Das Mädchen schwieg. Ihre Lebensgeschichte war erzählt — die Mittheilung war ihr wie eine Art Entschuldigung herausgefahren, weil sie sich allein in die rauhe, wilde Welt hinausgewagt hatte. Sie erhob sich und sah auf den Burschen, welcher dastand und sie erwartete. Der Muth entfiel ihr: sie konnte ebenso leicht auf ein Haus klettern, als auf des Burschen breiten Rücken.

„Ich denke, ich wate an's Land," stotterte sie.

„Komm doch," sagte der Bursch, „ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Ja," stieß sie hervor und sprang im gleichen Augenblick über die Ruderbank und durch den Segelraum zu ihm hin.

„Wenn Du so klein bist, dann kann ich Dich ja auf den Arm nehmen," sprach der Bursch und hob zugleich sie empor. „Warum zitterst Du, Mädchen? Lege den Arm um meinen Nacken und halt' Dich fest."

„Ich bin nicht bange ... es thut mir nur Leid, daß Du Dich mit mir schleppen sollst.“

„Nun helf' leit und halte Dich rechts — dann triffst Du den Weg,“ und damit setzte er sie nieder auf den Uferrand.

„Nun sollst Du vielmals bedankt sein,“ sagte sie und wagte ihm anzulächeln.

Aber ihr Lächeln verschwand sofort. Denn der Burich schaute finster und streng drein: an ihm war jede Freundlichkeit verschwendet. Da ging sie von dannen, der Burich bewieg das Boot und ruderte davon.

Der Tag war in die See hinabgesunken, und ruhig lag die Meerestiefe da und blinkte im Mondlicht. Die Geister der Tiefe schliefen: nur die unbewachten kleinen Wellen spielten ihre Spiele in springender, klingender Lust. Aber aus dem klingenden Rauschen sprach eine warnende Stimme, daß in der Tiefe der Schrecken und das Entsetzen schlummere.

Ananias saß allein im Boot — so allein! Als er das letzte Mal auszog, war Leif dabeigewesen: Ananias mußte seiner fortwährend gedenken und den leeren Platz anschauen. Es war ein herrlicher Winterabend. Ueber dem östlichen Himmel strahlte das Nordlicht in flammenrother Pracht und einzelne Sterne zitterten und blitzten in bläulich-weißem Schein vom dunkeln, wolkenbedeckten Himmel hernieder. Es war eine eisige Kälte. Der leichte Wind, der über die See dahinzog, kam aus Nord, und der Wind, so schwach er auch war, drang doch durch Mark und Bein. Ein halber Athemzug genügte in der Kälte, ein ganzer war zu viel. Aber obgleich Ananias über und über bereift und beschneit in seinem Boote saß, braunte er doch wie in des Hochsommers Gluth. Er legte sich mit aller Kraft in die Riemen, so daß das Boot pfeilgeschwind dahinschoß: er ruderte, als gälte es sein Leben. Aber es war keine Gefahr vorhanden, und er ruderte auch nicht so verzweifelt, um der Gefahr, sondern um seinem bösen Gewissen zu entrinnen. Wie glich das zitternde Meeresleuchten so wunderlich einem brechenden Auge, das noch einmal aufflammte, bevor es auf ewig erlosch: wie ward die lange helle Kielfurche so weiß und plötzlich zur Todtenhand, die nach dem Boot griff und sich fest daran klammerte! Eine solche Fahrt hatte Ananias in seinem Leben noch nicht gehabt. Große Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn, und als er auf seinem Gehöft an's Land stieg, versagten die Beine ihm fast den Dienst.

Den Dienstleuten schien es, als sei Ananias früher niemals so freundlich, so ruhig und sanft gewesen, als an diesem Neujahrs-

abend. — Eine Woche darauf kam Ananias zum Pfarrer und brachte ihm die zwanzig Thaler; es war, als habe er Etwas auf dem Herzen.

„Ich könnte wol mit Fug und Recht eine Quittung verlangen," lächelte der Bursch, „ich wurde ja öffentlich des Geldes wegen gemahnt."

„Eine Quittung kannst Du haben, wenn Du willst," antwortete ruhig der Pfarrer.

„Ach nein, das hat Zeit," sagte der Bursch.

Ananias blieb stehen und machte an seiner Person sich allerlei zu schaffen.

Der Pfarrer bemerkte wohl, daß der Bursch Etwas auf dem Herzen hatte, aber er ließ ihn stehen und beachtete ihn gar nicht.

„Ich wollte Euch fragen, ob Ihr mich nicht in Dienst nehmen wollt?" sagte er endlich nach langem Zögern.

Der Pfarrer wandte sich dem Burschen zu und sah ihn einen Augenblick fest an. „Du bist ja doch bei Deinem Oheim und hast wol nicht nöthig um Lohn und Brod zu dienen."

„Ah ja, mit meinem Oheim ist das nun so, er ist alt und wunderlich; man kann ihm nichts recht machen."

„Du bist ja sein alleiniger Erbe," sprach der Pfarrer.

„Das kommt darauf an," antwortete der Bursch. „Und wenn es auch so wäre, so gehe ich der Erbschaft wol nicht verlustig, wenn ich mir auch einmal mein Brod verdiene. Es ist gut für junge Leute, wenn sie Anstand und Sitten lernen; ein Jeder lernt sie auf seine eigene Art. — Wenn Ihr also nichts dagegen habt ..."

„Ich habe nichts dawider," entgegnete der Pfarrer. „Kannst Du hier etwas Gutes lernen, so nehme ich Dich mit Freuden auf."

„Das ist gut," sagte der Bursch, „im Frühjahr trete ich meinen Dienst an."

„Du wirst willkommen sein," fügte der Pfarrer hinzu und reichte Ananias die Hand.

Es durchzuckte den Burschen wie ein elektrischer Schlag, als der Pfarrer ihm die Hand gab, und sein Blick suchte einen Moment lang unstät an den Wänden herum; er nahm sich aber zusammen, erwiderte den Händedruck des Pfarrers, nickte ihm zu und ging von dannen.

Im Frühjahr, als die Ziehzeit gekommen war und die Fischerei begonnen hatte, trat Ananias wirklich seinen Dienst auf dem Pfarrhof an. Natürlich erregte das Ereigniß unter dem übrigen Gesinde des Pfarrhofes große Verwunderung. Denn auf dem Pfarrhof war Ananias überflüssig, während er daheim

sehr nöthig war. Außerdem war es bekannt, daß zwischen dem Pfarrer und ihm nicht Alles stand, wie es sein sollte; — und wie aus solchem Verhältniß Gutes entspringen sollte, wußte Niemand. Aber die Sache nahm eine für Alle unerwartete Wendung. Ein besseres Verhältniß als zwischen dem Pfarrer und Ananias war kaum denkbar. Ward über irgend Etwas berathschlagt, so wurde Ananias zuerst gefragt; sein Rath gab den Ausschlag. Erklärte der Pfarrer den Nutzen oder Schaden irgend einer Sache, so wandte er mit Wort und Blick sich fast nur an Ananias; er legte auf dessen Antwort besonderen Werth.

Wenn sie auf Reisen nach entfernten Gemeinden, die zu des Pfarrers Kirchspiel gehörten, zusammen im Boot saßen, und der Pfarrer von bestandenen Gefahren, von Mühen und Sorgen und von dem Vertrauen erzählte, das er stets in seine eigene Kraft und Fähigkeit gesetzt habe und wie doch in Augenblicken großer Gefahr Gottes Macht und Wille fast immer den Ausschlag gegeben hätten — war es unwillkürlich Ananias, dem der Blick galt, mit dem sonst der Pfarrer sie alle gemeinschaftlich umfangen und in innigem Verständniß zu sich herangezogen hatte. Dies Verhältniß erregte nach und nach Eifersucht bei den übrigen Leuten des Pfarrhofes. Der Bursch entzog ihnen unwillkürlich Etwas — was, konnte Niemand sagen. Denn Jedem ward wie sonst sein Recht ungeschmälert zu Theil, aber die Sache war, daß Ananias eigentlich keine Gemeinschaft mit ihnen hatte; sie fühlten es, ohne es zu verstehen. — Endlich kam es so weit, daß der Bursch ihnen überall im Wege war, und weil er Alles geduldig ertrug, wurden ihm allerlei Kränkungen zugefügt.

Nur das kleine scheue Mädchen, welches Ananias am Neujahrstag in sein Boot genommen hatte, kränkte ihn nicht, sondern nahm im Stillen seine Partei, weil sie an jenem Tage hoch auf seinem Arm gesessen und sich so erhaben über alle Niedrigkeit gefühlt hatte. Es war nur ein kurzer Augenblick — denn vom Boot zum Strande waren es nur wenige Schritte — aber dieser Augenblick war für sie lang genug gewesen, um zu begreifen und zu fühlen, daß Ananias sie geehrt habe. — So stand der Neujahrstag immer wie ein Glückstag ihr vor den Gedanken; aus dieser Erinnerung schöpfte sie Muth und Trost, so oft Verzagtheit sich ihrer bemächtigte. Und Muthlosigkeit und Verzagtheit überkamen oft das kleine Mädchen, das von Allen als auf dem Pfarrhofe überflüssig angesehen wurde; von dem Alle Nutzen haben, dem aber Niemand Recht widerfahren lassen wollte.

Weil sie immer zu untergeordneten Arbeiten und zur Aus-

hülfe benutzt wurde, genoß sie niemals die Freude, eine Arbeit allein vornehmen und beenden zu dürfen.

Es war selbstverständlich, daß aus diesen Gründen ihre Stimme im Rath nichts galt und daß sie beharrlich schwieg, wenn die Anderen über Ananias herfielen und ihn verlästerten. Aber sie merkte sich Alles, was über Ananias gesprochen wurde; sein Recht und der Anderen Unrecht wuchs und wuchs in ihren Augen.

Ananias war viel zu sehr von sich eingenommen und mit sich beschäftigt, um das arme kleine Mädchen zu bemerken, das Niemand beachtete; und das Mädchen war viel zu bescheiden, um überhaupt Jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — so that sie still und unbemerkt Alles, was ihr aufgebürdet ward.

Aber der Tag des Glücks, der war ihr Eigenthum, und sein Licht durchleuchtete ihr Leben. Nachdem eine Zeit vergangen war, wurde das kleine Mädchen doch beachtet ...

Einer sagte: „Das Mädchen macht sich heraus!"

Ein Anderer fügte hinzu: „Ich glaube, sie wird hübsch."

Ein Dritter meinte: „Mir scheint, sie gleicht einem Unglücksraben."

Der Dritte war ein Mädchen, die beiden Anderen aber Burschen, und die nehmen's nicht so genau. —

Der Pfarrer war ein stiller Beobachter. Daß der Hausfrieden gebrochen war und damit die Hauptquelle des Segens nicht mehr floß, war leider ebenso traurig wie gewiß. Böse Worte und böse Gedanken trieben überall ihre üppigen Ranken. Aber aus welchem Boden dieses Unkraut hervorschoß, woraus es Nahrung sog, begriff der Pfarrer nicht. Ananias' Betragen war wie das der übrigen Leute — ein wenig zudringlich und eigensinnig vielleicht, aber über diese kleinen Eigenheiten sah der Pfarrer hinweg; er hielt sie für die Wirkung von Ursachen, die zu ändern außerhalb seiner Macht lag.

Es kam zuweilen vor, daß, wenn der Pfarrer in stürmischem, gefahrvollem Wetter zur Kirche oder zu einem Kranken wollte, Ananias durch das eine oder andere Wort solche Fahrt zu verhindern trachtete. — Es wären vielleicht nur wenig Kirchenbesucher da; er kenne das Ding: es sei mehr eine Schänke als eine Kirche. — Er wußte das Eine oder Andere über den Kranken zu sagen, und beredt darzuthun, daß weder die Ehre noch die Nothwendigkeit das Wagestück geböten.

Der Pfarrer schwieg zu solchen Reden und that natürlich, was er für Recht hielt; aber mit jedem neuen Tage fühlte er mehr und deutlicher, daß um ihn eine böse Macht ihr Wesen

trieb, die um jeden Preis gebannt werden mußte, — es war eine große Verantwortung, Ananias zu behalten und es war fast eine noch größere Verantwortung, ihn gehen zu lassen. Was sollte er thun? Jede Frage, die er an sich selbst richtete, erweckte Zweifel in seiner Seele, und Zweifel und Unentschlossenheit erzeugten eine trübe, kummervolle Stimmung, die ihn Tag um Tag bedrückte und das Licht der Ruhe verhüllte, wie ein Nebel die Sonne verschleiert.

Es ging in den Sommer hinein, und der Sonnenschein und die langen Tage kamen. Das Verhältniß auf dem Pfarrhof besserte sich — in der arbeitsvollen Zeit war mehr Platz, sich zu rühren. Aber der kurze Sommer war bald vorbei, und wieder stand der Herbst vor der Thüre mit seinen langen sturmvollen Nächten und grauen Regentagen. Als draußen die Natur im Kampfe lag, lebte auch auf dem Pfarrhof die alte Fehde wieder auf: Streit und Frieden standen sich Auge in Auge gegenüber. Da trat eines Tages der Pfarrer unerwartet hin vor Ananias und sagte:

„Ich denke, nun wirst Du Deines Dienstes auf dem Pfarrhof wol bald überdrüssig sein?"

Ananias blickte ihn an und sah dann zu Boden. Er war unsicher, welche Antwort er geben sollte; er schwieg. Er war schlau wie ein Fuchs, wenn es galt auf Umwegen das Ziel zu erreichen; wenn aber ein Anderer ihm gegenüber gerade auf das Ziel losging, verlor Ananias die Ueberlegung.

„Du hast wol auch genugsam Pfarrersitte gelernt, und es ist nicht der Mühe werth, weiter danach zu forschen," fuhr der Pfarrer fort. „Dein Oheim hat sicher auch Jemand nöthig, auf den er sich verlassen kann, und die Winterziehzeit ist vor der Thüre, — viele Reisen in schlimmem Wetter gehören zu meinem Berufe. — Wer das nicht nöthig hat, bleibt am Besten davon."

Der Bursch hörte die letzten Worte des Pfarrers aufmerksam an.

„Ah — ich weiß es nicht," rief er lebhaft, „hab' ich nun die Sommerlust genossen, wie es im Liede heißt, so will ich auch nicht dem Winterschmerz entfliehen. — Es gefällt mir gut auf dem Pfarrhof, und so lange mein Oheim nicht ausdrücklich nach mir verlangt, habe ich keine Eile zu ihm zu kommen. Wenn Ihr also nichts dagegen habt ..."

„Ich habe nichts dagegen," erwiderte der Pfarrer. „Sieh, hier habe ich ein Buch für Dich, aus dem Du manches Nützliche für's Leben lernen kannst, und Du hast ja Lust zu lernen; sieh, ich habe ein Zeichen hineingelegt. Hier erblickst Du die

Abbildung einer kleinen Schlange, die man in heißen Ländern findet. Die Schlange heißt Lanzenschlange; ihr Biß ist tödtlich; sie verkriecht sich in einer Ritze des Fußbodens oder in einem Mauerspalt. Dort kann sie lange verborgen auf der Lauer liegen — gleich einem schlechten Gedanken — aber plötzlich schnellt sie hervor. Nun kannst Du in dem Buch lesen, wie ein Mann drei Monate lang mit dem schleichenden Gewürm Seite an Seite schlief, ohne es zu wissen, bis die Schlange eines Tages auf ihn losfuhr und durch ihren giftigen Biß ihn getödtet haben würde, hätte Gott nicht durch ein Wunder des Mannes Leben gerettet. — Nimm Dir aus diesem Beispiel die Lehre, daß Gottes Auge das Böse sieht, wenn es auch noch so tief sich verbirgt und daß Gott der Herr das Böse vernichten kann, das einen Schuldlosen zu verderben trachtet."

Ananias antwortete nicht, aber er nahm das Buch. Der Pfarrer ging fort. Als Ananias im Begriff war, die Gesindestube zu betreten und auf der Treppe der Sennerjunge ihm begegnete und ihm nicht schnell genug auswich, warf er den Jungen mit dem Buch, so daß er schreiend und scheltend davonsprang. Darauf trat Ananias in die Gesindestube und warf mit bösen Worten um sich. Ein heftiger Wortwechsel entstand, der mit Schlägerei geendet haben würde, wenn nicht ein alter Knecht, der immer, ohne es zu wissen, im Geiste und Sinne des Pfarrers zu handeln pflegte, Frieden zwischen den streitenden Parteien gestiftet hätte.

Aber dann nahm der Eine seine Mütze und ging, kurz darauf that ein Anderer das Gleiche, ihm folgte ein Dritter, und schließlich blieb Ananias allein zurück. Ab und zu stieß er freilich noch ein Zornesbrummen aus, aber die Stille und das Schweigen rings um ihn entwaffneten endlich seinen Zorn.

Ananias besaß wie Jeder, der sich nur von seiner rohen Naturkraft leiten läßt, eine ebenso unbesonnene Nachgiebigkeit, und diese Nachgiebigkeit konnte bei ihm zur Verzagtheit werden. Denn wenn die Nachgiebigkeit nicht einem selbstbewußten Charakter entstammt, ist sie Schwäche. In Ananias' Gemüth herrschte trotz allen Hochmuths und aller unbezähmten Kraft, die sich jeden Tag breitmachten, doch eine gewisse Verzagtheit und Kleinmüthigkeit, die in einsamen Stunden ihn verdrießlich stimmte.

Endlich hatte er sich so weit beruhigt, daß es ihm einfiel, eine Pfeife zu rauchen. Er stopfte sich deshalb die Pfeife, zündete sie an und stieg die Treppe hinab. Er wollte nach der Küche gehen, aber Lachen und lautes Gespräch, das von dort her ihm entgegenklang, ließen ihn von seinem Entschluß ab-

sehen. Er blieb an der Wand des Hauses stehen und blickte in den Lichtschein, der aus der Küche kam.

Da schlich an der Wand des Gesindehauses sich eine kleine Gestalt zu ihm hin. — Es war das Mädchen, das er am Neujahrstage in sein Boot genommen hatte. Sie stand einen Augenblick still und sah ihn verstohlen an, dann hustete sie — schließlich aber faßte sie sich ein Herz und kam näher.

„Du stehst hier," begann sie so leise und weich, wie sie es nur vermochte.

„Ja," brummte Ananias.

„Du weißt, ich heiße Gullau," fügte sie hastig wie zu näherer Erklärung hinzu.

Wieder antwortete Ananias mit einem Brummen.

„Ich bin es, die Du am Neujahrstag in Dein Boot nahmst," stammelte sie unter Herzklopfen. Denn fast wäre ihr herausgeschlüpft: „die Du auf den Arm nahmst und an's Land trugst." Aber sie besann sich rechtzeitig.

Der Bursch sah auf sie, wie ein Habicht auf eine Feldmaus.

„Ich sollte Dir noch tausend Dank von meinem Oheim bestellen," nahm sie wieder das Wort, obgleich sie sichtlich erschrocken war.

„Ah," hustete er und blies den Rauch von sich.

„Mein Oheim hat Deinen Vater gekannt — der war wie ein König."

„Das war er," sagte der Bursch und spie aus.

„Und mein Oheim sagte, daß Du ihm merkwürdig ähnlich wärest."

„Ja so," lächelte der Bursch und sah das kleine Mädchen näher an. Sie war nicht übel.

„Er erinnert sich auch Deiner, als Du noch ein Junge warst."

„Thut er das wirklich?"

„Ja ... Und er sagt, daß Du immer allen Anderen den Rang abgelaufen hättest."

„Das thue ich noch, sobald ich will." Und er richtete sich auf.

„Ja, das ist wahr," sagte sie.

„Ich richte das Gleiche aus wie jeder Andere — und wol noch etwas mehr."

„Ah ja! das thust Du! ..."

„Ich habe nicht nöthig zu dienen, weißt Du?"

„Nein."

„Und doch soll ich mir hier Hohn gefallen lassen!" und damit stampfte er zornig den Boden, erhob den Blick zu den Wolken und ging vor dem kleinen Mädchen auf und ab.

In seiner Miene und in seinem ganzen Wesen spiegelte sich das Mitleid wieder mit der armen Erde, die sein Fuß zertrat, ohne daß sie einen Laut von sich geben konnte.

„Laß' sie auf meinen Hof kommen," hohnlachte er, „ich kann sie alle miteinander in Dienst nehmen."

„Ich wollte Dir gern dienen," seufzte das Mädchen und gedachte zugleich ihrer Armuth.

„Du?" fragte der Bursch und stand auf einmal still.

Es war, als würde er plötzlich wieder zur Erde herabgezogen, die er in seinen hochmüthigen Gedanken fast vergessen hatte.

„Ja, Du mußt nicht böse werden," bat sie dem Weinen nahe, „ich dachte nur an meinen Oheim, und daß ich ihm dann ein wenig näher wäre, — ich weiß wohl, daß ich keinen Anspruch machen kann weder auf Essen noch auf Kleider ... Ich bin klein und kann wenig leisten ..."

Sie seufzte und senkte demüthig bescheiden den Blick.

„Ah, das weiß ich nicht," erwiderte der Bursch und lächelte ihr zu.

„Du bist klein: aber Du bist frisch ... Und hübsch bist Du auch."

„Nein, was Du sagst!" rief sie aus und richtete sich auf.

„Ja, ich sage es. Und ich glaube mich auf das Ding ebenso gut zu verstehen wie jeder Andere."

„Ja da!" fuhr es ihr heraus wie freudiger Gesang, und damit sprengte der Schmetterling die Puppe und flog lustig zum Sonnenlicht. Weit kam der Sommervogel nicht; es war sein erster Flug, aber er konnte doch fliegen.

„Ja, ja," sagte der Bursch, „wir können ja weiter sprechen."

Und dann nickte er ihr zu und ging in die Küche von dem Muth beseelt, den ein armes, verzagtes, kleines Mädchen ihm erweckt hatte.

Einige Zeit darauf trat auch Gullau in die Thüre und setzte sich mit den Anderen zum Abendbrod nieder.

„Ich glaube fast, Du fängst an zu wachsen, Gullau," sprach der alte Knecht und sah sie freundlich an.

„Das wird bös' für ihren Unterrock," sagte das Küchenmädchen und lachte.

„Dann stückt sie etwas an," entgegnete der Alte und kicherte.

„Es ist am Besten, sie bekommt einen neuen," sagte Ananias hochmüthig.

„Den willst Du ihr wol geben?" warf das Küchenmädchen hin.

„Das werde ich auch," erwiderte dieser ... „denn sie nimmt zum Frühjahr Dienst bei meinem Oheim, und der pflegt immer so viel Lohn zu geben, daß ein Mädchen sich nach ihrem Wuchs kleiden kann."

Gullau ward feuerroth, und das Küchenmädchen stand starr da vor Ueberraschung. — Aber Ananias ließ sich auf weitere Erörterungen nicht ein, sondern nahm seine Mütze und ging fort. Er wußte nicht, was der nächste Augenblick bringen würde; vorläufig war er im Vortheil!

Eine tiefe Stille herrschte in der Küche; Jeder machte sich seine eigenen Gedanken über das soeben Gehörte. Gullau wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, weil sie zum Voraus schon genau wußte, daß sie spöttischen Mienen begegnen würde. Sie fühlte sich beängstigt und gedrückt, als ob sie eine Sünde begangen habe. — Sie kauerte sich zusammen; sie schluckte einen Löffel voll Brei nach dem anderen; sie war nahe daran, zu ersticken. Da erhob sich endlich der alte Knecht und ging zur Küche hinaus. Nun blieb Gullau mit dem Küchenmädchen allein zurück, aber war's früher schon unbehaglich gewesen, so wurde es mit dem Mädchen allein noch unerträglicher! Denn das ärgerliche Mädchen, welches vor dem Heerd stand, schaute so drohend in die Flammen, daß Gullau in innerster Seele erbebte. Die große, unbegreifliche Freude, die diesen Abend über sie gekommen war, erschien ihr fast wie Unrecht. — Da stand sie schnell von der Bank auf, auf der sie saß: sie mußte irgend etwas thun, um sich Ruhe zu verschaffen.

Sie scheuerte und wusch, sie schleppte Geschirr und Zober hinaus, sie spülte und trocknete, sprang wieder hinein und stellte alles wieder an seinen Platz, — seifte endlich selbst die Küchenthüre ab, was sonst nur an Festtagen geschah, — und alles mit lautem Lärm und fliegendem Athem. Denn sie glaubte, daß sie den Lärm zur Abwehr von Fragen und Gedanken nöthig habe.

Endlich war Gullau fertig mit ihrer Arbeit, und als die erste Stunde des Morgens schlug, saß sie auf der Kante ihres Bettes und ruhte mit erleichtertem Gewissen sich aus. Sie sollte wol schlafen? Aber die Müdigkeit verlor sich allgemach, und Alles rings um sie war so still und gut. Schlafen! schlafen mit all' der unbegreiflichen Freude in der Seele! Gullau seufzte, lächelte, und ihr kleines helles Angesicht senkte sich wie lauschend:

Das sang und klang so herrlich
Wohl vor der Herzensthür,
Es stand ein allerliebster,
Ein kleiner Schelm dafür. —

Er lehnte an der Thüre,
Sein Blick war Sonnenschein,
Er bat so herzig freundlich:
Laß, liebes Herz, mich ein!
Da that sich auf die Pforte
Eintrat der kleine Wicht,
Und drin ward Alles leuchtend
Und goldnes Sonnenlicht.
Er macht' sich an die Arbeit,
Als sei er hier zu Haus:
Was ihm nicht mocht' gefallen,
Er warf's zur Thür hinaus.
Als aufgeräumt er hatte,
Da freut er sich und lacht';
Wohin den Blick er wandte,
Glänzt' sonnenfrohe Pracht! —
„Du hast rings Glanz gebreitet,
Daß eine Lust es ist,
Nun sag' mir" sprach das Herze
„O sag' mir, wer Du bist."
„Ich?" sprach der holde Schäker,
„Ich bin die Freude, ich."
Darauf das Herz: „O Lieber,
Ich halte ewig Dich!"

Der Herbst war ungewöhnlich stürmisch und regnerisch. Jeden Tag kam Botschaft von Todes- und Unglücksfällen auf den Pfarrhof, und schwerer Kummer lastete auf der Seele des Pfarrers. Aber den bittersten Kummer von Allem verursachte ihm Ananias. Denn des Burschen Unmuth nahm nicht ab, sondern schien vielmehr jeden Tag zu wachsen, und Alle, die mit ihm in Berührung kamen, hatten unter seiner schlechten Laune zu leiden.

Das sonst so friedestille Heim war der Schauplatz heimlichen, schleichenden Unfriedens geworden, der gleich dem Pilz aufschoß, so oft man ihn auch zertrat. Der Pfarrer wußte keinen Rath, er hatte keine ruhige, freudige Stunde mehr; es schien, als ob der Bursch Alles, was er vornahm, mit einem gewissen Groll und Haß thäte. Eine schmerzliche Unruhe überkam den Pfarrer mehr und mehr; es war ihm gerade, als ob Jemand seine geheimsten Gedanken fortwährend belausche. — Ob auch der Bursch in der Gesindestube am Gespräch lebhaft sich betheiligte und der Pfarrer dagegen gedankenvoll und einsam in seinem Zimmer saß, die Beiden waren dennoch nicht getrennt. Es war zwischen ihnen eine unerklärliche, unbewußte Gemeinschaft, wie sie oft

zwischen zwei Menschen sich findet. Wenn dies Bewußtsein erst wachgeworden ist in der Seele eines Menschen, fühlt er dadurch sich so unsicher und beherrscht wie der Gefangene in einsamer Zelle stets durch das Guckloch sich beobachtet glaubt.

Weihnachten, die fröhliche Weihnachtszeit kam heran mit Festzurichtungen und Ruhetagen, — mit Besuch von Bekannten und Freunden und

Mit ihrem schimmernden, lieblichen Stern
Und mit der Geburt Jesu Christi, des Herrn.

Es war am Tage vor dem Weihnachtsabend. Die Uhr zeigte die vierte Nachmittagsstunde und das Licht brannte in allen Zimmern des Pfarrhofs, in denen Menschen thätig waren. Denn der Tag war kurz und schien noch dunkler durch das Unwetter, welches im Anzuge war.

Alle Leute waren zum Vesperbrod in der Küche versammelt. Die Knechte saßen um den großen Tisch, die Mädchen waren am Heerd mit der Mahlzeit beschäftigt. In einem einsamen Winkel saß Ananias und es schien, als schliefe er. Niemand kümmerte sich um ihn. Nur Gullau warf ab und zu einen verstohlenen Blick auf ihn, während die Uebrigen sich lebhaft von den Festtagen und der Weihnachtsfreude unterhielten, die aus allen Gesichtern leuchtete. Zu dieser allgemeinen Freude und Lustigkeit mußte selbst das Unwetter beitragen, obgleich der Sturm die starken Wände umtobte und auf Fenster und Thüren drückte, daß das Haus in seinen Grundvesten erbebte. Aber jedesmal, wenn die wilde Kraft einen Moment lang in ohnmächtiger Wuth sich erschöpft zu haben schien und der Wind heulend über die Klippen fuhr, versuchte bald ein Bursch, bald ein Mädchen, die pfeifenden, heulenden Töne des Windes nachzuahmen, und lautes Gelächter folgte dem Versuch. Sie waren Alle froh, von Herzen froh. Denn diesen Abend waren Alle ohne Ausnahme daheim; die Boote ruhten geborgen auf dem Strand. So durfte man wol des Sturmes ohnmächtiger Wuth spotten.

Nur an einer Stelle im Hause war es still, wehmüthig still, und weder die Freude noch deren Wiederhall drang dorthin. Es war so einsam, so still in des Pfarrers Zimmer! Dem klang der Sturm ganz anders in die Ohren als seinen Leuten in der Küche; ihm schien das heulende Brausen des Windes der Wehruf des Schmerzes der Natur zu sein — der verlorenen Seele Seufzer, der emporstieg zu der ewigen Gnade Sternenthron.

Der Pfarrer that in dieser Stunde der Selbstprüfung viele

Fragen an sich. Die meisten war er zu beantworten im Stande, nur eine Frage stand ungelöst, stand unklar und dunkel vor ihm; sie betraf Ananias. Was konnte er thun, um diese Seele zu retten? — Er wußte keine Antwort zu geben.

Während der Pfarrer so dasaß, in trüben Gedanken verloren, kamen von der Landungsbrücke her sechs in Felle gekleidete und mit hohen Seestiefeln angethane Männer langsam auf das Haus zu. Obgleich ihnen die gute alte Sitte, bei irgend einem Auftrag an den Pfarrer dessen Haus nur durch die Hinterthüre zu betreten, zweifellos sehr wohlbekannt war, gingen sie doch gerade auf den Haupteingang los und traten einen Augenblick später ernst und gewichtig in die Stube.

Der Pfarrer erhob sich, von Schreck und Ueberraschung wie gelähmt.

War denn eine Möglichkeit vorhanden, daß Menschen von weither zu ihm kommen konnten in diesem Wetter? Ja, die Antwort stand vor ihm. — Aber welch' ein Umstand hatte das Wagestück verlangt und nöthig gemacht?

Da trat einer der Männer ein wenig vor und nahm das Wort. Es war der Sprecher seiner Gemeinde, und deshalb war es eine stillschweigend abgemachte Sache, daß er auch diesmal ausspreche, um was es sich handle. — Es war ein kleiner, zartgebauter Mann mit dickem Haar und mürrischem Gesicht. Die Art und Weise wie er sprach, war ebenfalls mürrisch, und es schien, als ärgere er sich über Das, was er sagte. Aber in seinen Worten lag ein tiefer Ernst; man fühlte unwillkürlich, daß Wort und That eins seien bei ihm.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Sie, Sylvi auf Kvalsholm, die Wittwe von Haavar, der vor einem Monat auf dem Meere verunglückte, lag in Kindesnöthen. — Drei Tage lang hatten die Frauen mit ihr sich beschäftigt, jetzt sollte Gott der Herr helfen. — Er habe über den Fall nachgedacht und meine, es sei wol richtig, daß Gott diesmal, wie überhaupt immer, helfen müsse. Aber so weit menschliche Kräfte reichten, müsse Jeder das Seine thun. So habe er gesprochen, und Sjur, der neben ihm dort stände, sei mit ihm der gleichen Meinung gewesen; schließlich hätten sich noch vier Andere dazugefunden. Sie seien alle miteinander gute Bekannte von Sylvi's Mann gewesen, und er wisse recht gut, daß, wenn dieser gelebt hätte, er sich sicher nicht geschont haben würde. Die Aermste! Sie sei noch so jung und sei doch so muthlos. — Nun habe es sich gefügt, daß den ganzen Tag lang der Wind sich nicht gelegt habe, so daß es ihnen völlig unmöglich gewesen sei, das Boot

auszusetzen, — erst heute Morgen habe sich das Wetter soweit aufgeklärt, daß sie in See stechen konnten, und seitdem habe der Herrgott ihnen beigestanden. — Sie wären sonst schon beim Arzt gewesen, aber es wäre sehr wahrscheinlich, daß er sein Leben bei einem solchen Unwetter nicht auf's Spiel setzen würde. Sie hätten deshalb keinen anderen Rath gewußt, als zum Pfarrer zu rudern. Was er meine, solle geschehen.

Einen kurzen Augenblick stand der Pfarrer schweigend und nachdenklich da. Es war eine bedenkliche Sache, denn das Leben ist anvertrautes Gut; der Mensch ist verantwortlich dafür.

„Kann das Boot die See halten?" fragte er endlich.

„Bis jetzt hat es sie gehalten," antwortete der Mann.

„Gut," sagte der Pfarrer, „aber der Sturm nimmt über Nacht zu."

„Das thut er."

„Und man kann das Land aus dem Gesicht verlieren."

„Das kann man."

„So sei Gott mit uns und zeige uns den Weg," endete der Pfarrer entschlossen das Zwiegespräch. — „Geht jetzt in die Küche, damit Ihr einen warmen Trunk bekommt — in einer halben Stunde stechen wir in See."

„Gut," antwortete der Mann und nickte zu dem Wort: Es war abgemacht.

Dann trat er wieder zu den Anderen, und eine gewisse Rührigkeit überkam auf einmal Alle — das einzige Zeichen von Mitgefühl — während sie bis jetzt dagestanden und zur Decke emporgeschaut hatten, als hätten sie weder Sinn noch Verstand; als ob es gälte, den Preis für eine Ladung Fische zu bestimmen.

Sie stiegen schweren Trittes hinab zur Küche. Die Botschaft, die sie verkündeten, erregte dort gerade keine Freude. Im Gegentheil, das muntere Gespräch verstummte allmälig; es ward stille wie in einem Krankenzimmer.

Jeder gab sich den eigenen Gedanken hin. Niemand konnte zwar begreifen, was der Pfarrer eigentlich bei der kranken Frau sollte, aber Alle wußten, daß er Trost und Rath brachte, wo er erschien, und sie fanden aus diesem Grunde es begreiflich und selbstverständlich, daß er sein Leben auf's Spiel setzte. Selbst Die, welche erst seit Kurzem in seinem Dienst standen, wußten, daß er großherzig und glaubensmuthig handelte, und wenn er nur einen Moment diese Gesinnung verleugnet hätte, so hätten auch sie den Halt verloren, in dem Glaube und Lebensmuth wurzeln.

Noch ehe die Mahlzeit beendet war, sandte der Pfarrer

Bescheid, daß er bereit sei. Die sechs Männer eilten voraus zum Boot.

Eine Weile darauf trat der Pfarrer reisefertig in die Küche.

In seinem einsamen Winkel weilte noch Ananias und dachte über alle Kränkungen nach, die ihm zugefügt worden waren. Die Unterredung, welche er mit dem Pfarrer gehabt hatte, stieg wieder und wieder auf in seiner Erinnerung gleich einer Forderung, die sich zwar nicht abweisen ließ, die er aber in seinem Trotz gleichwohl nicht anerkennen wollte. Ananias hatte sich halb und halb eingebildet, daß ihm die Gelegenheit sich bieten würde, an einer morschen Stütze des Hauses rütteln zu können; — als aber auf einmal das Haus in ernster Größe gleich einer Kirche hoch auf in die Wolken stieg und feststand auf unerschütterlichem Grunde, da quoll in ihm ein so drückendes Gefühl auf, daß er sich am Liebsten gleich der Schnecke in das eigene Haus zurückgezogen hätte.

Der Pfarrer sah Ananias eine Zeitlang unverwandt an. Die anderen Leute standen schweigend da und ahnten, daß irgend Etwas jetzt zum Schluß kommen würde und müßte.

„Hast Du nicht Lust dabei zu sein, Ananias?" fragte endlich der Pfarrer.

Ja, wenn er mitfahren sollte, war Ananias' Antwort, so habe er nicht mehr Furcht, das Leben zu verlieren, als jeder Andere auch.

„Nein," sagte streng der Pfarrer, „Du sollst nicht — Dein Wille allein soll entscheiden. Aber ich will Dir in dieser Stunde, die vielleicht für mich die Scheidestunde vom Leben ist, doch sagen, daß, wenn ich Dir an jenem Neujahrstage vielleicht hart begegnet bin und kränkende Worte an Dich gerichtet habe, so hast Du mir das böse Wort hundertfältig zurückgegeben. Und jetzt richte ich an Dich die Frage: willst Du mich auf der nächtlichen Fahrt begleiten, daß wir vereint sind in Leben und Tod? Gott über uns ist Zeuge und Richter über unsere Gedanken. Hier ist meine Hand, — getraust Du Dir, sie anzunehmen? — Wo nicht, mußt Du mein Haus verlassen."

Des Pfarrers Rede ergriff den Burschen tief; er wußte nirgends einen Ausweg. Wie er sich auch drehen und wenden mochte, er sah überall nur Demüthigung, und den echten, wahren Muth, der Alles überwindet, besaß er nicht. Nur eine Schutzwaffe blieb ihm noch: die Kälte. Es giebt keinen Harnisch, der gegen alle Angriffe sich so höhnisch stark erweist wie die Kälte. Sie spiegelt in ihrem blauklaren Eis der gesammten Menschheit Sünde und Kummer wieder.

„Ich habe auch nicht gedacht, länger hierzubleiben," sagte Ananias stolz und richtete sich auf.

„Gut," sagte der Pfarrer, „so sei Gott mit Dir."

Damit wandte er sich den Anderen zu, gab Jedem mit einem freundlichen Worte die Hand zum Abschiede und ging hinaus. Als die Thüre sich hinter dem Pfarrer schloß, und Schrecken und Gefahr sein Theil war, während Licht und Schutz sie Alle umfangen hielt, da machten sie sich fast Selbstvorwürfe, daß sie im sicheren Nest saßen, während der Pfarrer draußen den schweren Kampf mit den Elementen kämpfte.

Im Boot war bereits Jeder auf seinem Posten, als der Pfarrer kam und sich im Hintertheile am Steuerruder niedersetzte. Kurz darauf stieß das Boot vom Lande und die Fahrt begann. Kein Wort über Das, was geschehen sollte, ward gesprochen, sondern Jeder saß schweigend und aufmerksam auf seinem Platz und hielt die Augen auf das Land und die rollenden Wogen geheftet. Es war eine schwere Fahrt, eine gewaltige, anstrengende, kampfvolle Fahrt, aber immer noch war's ein Kampf nur mit der Gefahr — nicht mit dem Tod: der nächste Augenblick ließ sich noch voraussehen und berechnen. — Des Abends letzte Stunde war schon vergangen, als das Boot an der Wohnung des Arztes anlegte, dem der Pfarrer mit der unabweislichen Forderung entgegentrat. Er hatte ja selbst sein Leben gewagt, und wie er nun ernst, mahnend und gebietend hintrat vor den Arzt, da konnte dieser nicht nein sagen. Es währte nicht lange, so ward der Arzt gleich einer kostbaren Waare im Boot verpackt, und dann ging es wieder in die tobende, schäumende Tiefe hinaus.

Eine Weile verging, da verschwand im Seetreiben und Dunkel der Anblick des Landes, und das weite, offene Meer, ohne Ziel und Grenze, breitete sich aus vor ihnen. Schwer, dunkel und drohend wölbte sich der nächtliche Himmel, und weiß wie emporgewirbelte Schneehügel schäumten und rollten und tobten die Wogen ihnen entgegen. Aber Ueberlegung und Kraft steuerten und lenkten das Boot, daß der scharfe Vordersteven gleich einer Hellebarde die Wellen durchschnitt. Hin und wieder ward das Boot hoch emporgeschleudert, daß der Kiel die Wellen nicht mehr berührte — das war des Todes Finger, der anklopfte! Aber immer rauschte eine Woge zur rechten Zeit über das Boot dahin, so daß das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt ward. — Kein Wort ward gesprochen, höchstens ein Zuruf, wenn das Segel gehißt oder das Wasser ausgeschöpft werden mußte. Es war eine fürchterliche Fahrt, eine von denen, bei welchen man den

Athem anhält und das Bewußtsein wie in einem Brennpunkte zusammengedrängt wird. Des Meeres Weg ist wol so breit und breiter wie irgend ein anderer; aber wenn es gilt, das Leben zu wagen, geht's dahin an des Grabes äußerstem Rande wie auf der Schneide eines Messers.

Da saßen nun die acht Männer im Boot — ohne Furcht. Denn der Tod verliert den Schrecken, wenn er so nahe ist. Wer ihm gerade in's bleiche Antlitz schaut, wird inne, daß es eine Macht giebt, die den Tod überwindet. Von Weitem gesehen erscheint der Tod wie ein Gespenst, das mit allen Schreckbildern umgeben ist — von Angesicht zu Angesicht ist er Gottes Urtheil.

Acht Männer waren hinausgefahren in die stürmische Winternacht, acht Leben waren auf's Spiel gesetzt, um ein Leben zu retten; ein Leben von so geringem Werth, daß es halb und halb dem Tode schon verfallen war. Jeder der Acht hatte für eigene Angehörige zu sorgen. Das gab zu denken. Aber die Noth und Angst der armen Frau waren ein Appell an die Menschheit, der nicht abgewiesen werden konnte; es war die vollgültige Forderung der Natur, die zu Recht besteht, an den menschlichen Geist und das menschliche Herz. Niemand hatte das den sechs einfachen Männern gesagt, welche frisch und unerschrocken den Kampf mit dem Tode aufnahmen in jeder neuen Welle, die dahergebrauft kam; — aber diese Forderung der Natur war ihnen gleichwohl tief in's Herz geschrieben, und Mitleid und Menschlichkeit hatten die sechs Leben hinausgetrieben auf das wilde, weite Meer, fort aus dem sicheren, behaglichen Heim, fort, während Weihnachten vor der Thüre stand. Aber sie waren sich auch Dessen bewußt, was sie thaten, — und Jeder soll wissen, was er in der Entscheidungsstunde thut.

Ein solches Bewußtsein giebt Gottvertrauen, und aus diesem Grunde zweifelte auch Keiner, daß Gott mit ihnen, Niemand zweifelte daran, daß das Glück mit ihnen sei. Und wer da recht glaubt, dem hilft der Glaube.

Als das erste schwache Tageslicht die Wolken erhellte, tauchte auch in der Ferne das Land auf:

Es sank in Schreckgefahren
Hinab die bange Nacht;
Im Licht, dem morgenklaren,
Glüht helle Gottespracht.

Sie hatten recht gesteuert durch Seetreiben und Finsterniß hindurch, obgleich sie das Land aus dem Gesichte verloren, obgleich sie auf's Gerathewohl in die Nacht hinausgehalten hatten. Wer hatte sie recht geführt? Eine Weile darauf lief das Boot

in die Bucht ein, wo die Wittwe wohnte, und Pfarrer und Arzt brachten Hülfe und Troſt wie Boten Gottes, wie die milden Engel des Herrn.

Auf dem Pfarrhof war in dieſer Nacht wenig Ruhe. Aber als der Morgen graute, goß ſein Licht etwas Troſt in die bekümmerten Seelen; und wie der Tag heller und heller hereinbrach, glaubte Jeder, daß die Fahrt in der dunklen Nacht gut abgelaufen ſei, weil Alles ſo licht und fröhlich dreinſchaute. Es ward auch von Ananias geſprochen. Niemand hatte ihn geſehen, ſelbſt Gullau nicht, die doch während der ganzen Nacht gewacht und das Feuer in der Küche unterhalten hatte. Endlich berichtete ein Burſch, daß Ananias draußen auf einem Schneehaufen ſitze und während der vergangenen Nacht das Lager nicht geſucht habe.

Das erweckte doch Mitleid bei Einigen, wogegen Andere wieder ſagten: habe Ananias ein ſo böſes Gewiſſen, daß er nicht einmal ſchlafen könne, ſo ſeien ihm auch Wind und Kälte gegönnt. — Doch als der Tag dahinſchwand, die Dämmerung kam und Schneegeſtöber ſich erhob, ſtieg die Beſorgniß bei Allen wieder auf. Obgleich die Kerzen angezündet waren und der Weihnachtstiſch voll reicher Gaben prangte, gingen doch die Leute unruhig ein und aus. Es war kein rechter Zuſammenhalt da.

Da fuhr der Sennerjunge, über die Schwelle ſtolpernd, in die Thüre mit dem Rufe: „Nun kommt das Boot und wird gleich anlegen!“ — Da eilten Alle, Knechte und Mägde miteinander, hinaus; Jeder wollte der Erſte ſein.

Ja, es war der Pfarrer.

Es währte nicht lange, ſo betrat er das Haus, und die Ruderer ſaßen behaglich und warm unter den Leuten des Pfarrhofes, rund um den gedeckten Weihnachtstiſch. Weil der Pfarrer gewünſcht hatte, daß die muthigen Männer die Nacht über auf dem Pfarrhof bleiben ſollten, um am nächſten Tage dem Gottesdienſt beizuwohnen, kam Ruhe und ein gewiſſes Wohlbehagen über ſie, ſich ganz der Freude zu überlaſſen, nachdem die Gefahr beſtanden war.

Noch hatte Niemand weder Eſſen noch Trinken angerührt, obgleich alles auf das Beſte und Reichlichſte vorhanden war. Denn es war eine alte heilige Sitte: der Pfarrer mußte am Weihnachtsabend das Mahl ſegnen — dann erſt war die Feier voll. Deshalb entſtand in dem munteren Geſpräch auch ab und zu eine kleine Pauſe, in der Jeder erwartungsvoll lauſchte.

Endlich kamen schwere Schritte die Treppe hernieder, und kurz darauf trat der Pfarrer in die Stube. Alle erhoben sich und begrüßten ihn, aber er gab den Gruß nur flüchtig zurück; sein Blick durchlief den Raum: war Ananias noch dort?

Ja, er war dort. Er saß zusammengekauert und in sich versunken in seiner Ecke.

Da flammte in des Pfarrers Seele das Gefühl der Festfreude auf, und der Kummer verschwand, der so lange sein Herz gequält hatte. — Die Gefahr war bestanden, dem heiligen Rufe der Pflicht war Genüge geschehen — — — des Todes Stachel war zerbrochen. Hölle, wo war dein Sieg?

Der Pfarrer begegnete des Burschen scheuem Auge mit einem großen, unbefangenen Blick, so daß Ananias ungeachtet all' seines Trotzes den Blick nicht ertragen konnte und das Auge abwenden mußte. Da kehrte der Pfarrer sich den Uebrigen zu mit seinem Weihnachtsgruß:

„Es dunkelt der Himmel, es brauset das Meer,
Es gähnet rings gierig das Grab um Euch her.
Ihr könnt nach dem Ziele, im Gischt zerstiebt,
Nicht fragen, weil Niemand die Antwort Euch giebt.
Ihr schaut nicht die Klippe, die zischend umwellt,
An der Euer Nachen in Trümmer zerschellt.
Ihr könnt nur im Namen von Christus heiß flehn
Und lassen Gebete zur Allmacht ergehn! —
Da klärt sich der Nebel und hellt sich die Nacht,
Es flammet ein Stern auf in leuchtender Pracht;
Er flammet und leuchtet und lichtet ringsrund,
Er leitet und warnt Euch vor felsigem Grund.
Der Stern, der Euch strahlet aus himmlischer Fern'
Von Bethlehem ist es der Weihenacht Stern. —
O Ihr, die Ihr wähnet Euch sicher zur Stund',
Steht doch nur auf wankendem, schwankendem Grund:
Es beben und wanken und stürzen im Sturm
Wol Berge und Burgen und Mauer und Thurm. —
Blickt auf zu des Himmels lichtgoldigem Schein;
Der Himmel, die Sterne, sie stürzen nicht ein;
Die Sterne der Ferne sie drehn sich im Tanz
Und leuchten und schimmern im ewigen Glanz,
Und lieblich und herrlich aus himmlischer Fern'
Flammt über dem Allem der Weihenacht Stern. —
Der lockt uns und führt uns zu jeglicher Frist
Zur Wiege des Herrn, zu dem heiligen Christ;
Der ladet zum fröhlichen, seligen Mahl
Der Gäste unendliche, jubelnde Zahl. —
O kommet, die Alle beladen Ihr seid,
Zu trösten, erquicken ist Christus bereit.

O, schaaret Euch rings um der Weihenacht Baum:
Dort thauet der Liebe urewiger Traum.
Es flimmern und schimmern die Sterne dazu
Und leuchten und lächeln das Herz Euch voll Ruh. —
Der Weihenacht Stern flicht in ewigem Glanz
Die Seelen wie Blumen zum sonnigen Kranz!" —

Darauf ergriff der Pfarrer einen Pokal und stieß mit jedem Einzelnen an; Alle drängten sich heran, denn Niemand wollte in dieser Stunde vom Pfarrer vergessen sein.

Da vernahm man plötzlich ein lautes Stöhnen. Alle wandten sich um — es war Ananias: er schien jeden Halt verloren zu haben und war in Thränen ausgebrochen. Aber als er aufsah und Aller Augen sich auf ihn richteten, fuhr er plötzlich zur Thüre hinaus.

„Folgt ihm und seht was er beginnt," gebot der Pfarrer.

Mehrere Burschen eilten Ananias nach, und eine Weile verging in unheimlicher Erwartung. Da kam einer der Burschen zurück und berichtete, daß Ananias in einem kleinen Boot davongerudert sei und daß alle Rufe, die sie ihm nachgeschickt hätten, unbeantwortet geblieben seien. Nun war die Frage, ob zwei Mann in einem anderen Boot ihm nachsetzen sollten. Denn es war gefährlich, um diese Zeit allein auf dem Meere zu sein.

„Das muß seine Sache sein," antwortete der Pfarrer, „er weiß auf der See so gut Bescheid wie irgend Einer von uns. Niemand ist allein, wenn Gott mit ihm ist."

Dabei blieb es, und der Pfarrer ging auf sein Zimmer. Sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, nahm allerlei Weihnachtsspaß und Kurzweil den Anfang, und es währte lange, bevor die Leute dessen überdrüssig wurden. — Die Lichter auf dem Pfarrhofe erloschen allmälig, und schließlich brannte nur eines noch, das des Pfarrers, der an seiner Festpredigt arbeitete.

Ab und zu fuhr ein Windstoß über's Meer, in dem die Wogen aufzischten. Da war es dem Pfarrer, als müsse er in der Nacht nach dem Burschen sehen. Der Gedanke an die Gefahr, welche die plötzlichen Windstöße bergen, stieg immer unheimlicher auf in ihm. Aber er überlegte sich die Sache: es war klar, daß er bei der Finsterniß keinen weiten Ausblick auf die See hatte, und selbst wenn der Bursch ihm so nahe war, daß er ihm winken konnte, — durfte, konnte er ihm winken und ihn rufen? — Nein. Wollte in Trotz und Wuth der Bursch sein Leben auf's Spiel setzen in der kalten, schneestürmenden Winternacht, so war das eine Sache zwischen Gott und ihm allein.

Die Hülfe, welche der Pfarrer Ananias bieten konnte, war diesem oft tröstlich genaht, aber Ananias hatte die ausgestreckte Hand verschmäht. — Er mußte seinen eigenen Weg gehen.

Der Pfarrer sah ein, daß trotz aller seiner Fehler und Schwächen der Bursch doch eine reife, selbstständige Natur sei, die sich nicht in Ruhe und in das Alltagsleben zu finden vermöge — er war ein mit leichter Kette gefesselter Bär. Aber trotz alledem mußte und wollte der Pfarrer sich von ihm befreien. Er hatte Alles wohl überlegt und geprüft; er fand keinen Ausweg.

Das überdachte der Pfarrer einsam und traurig. Es fand sich dennoch ein Ausweg, ein Umweg freilich.

Ananias verlangte übertriebenes Lob — für Das, was er that und für Das, was er nicht that. Diesen inneren Drang verstand Niemand. Sein verstorbener Vater war ebenso großsprecherisch gewesen wie der Sohn, und die Mutter war gestorben, als sie diesem das Leben gab. So besaß er Niemand, der ihm sanft und liebevoll nahte und ihn verstand. Wenn aber Ananias sich selbst lobte, reizte er Alle zum Widerstand gegen sich auf. Hätte ein Einziger das Lob übertrieben, Ananias hätte ganz sicher bescheiden eingelenkt und hätte Jemand ihn in die Wolken erhoben, er hätte sich in den Erdboden hineingeschämt. Aber es war klar, daß er unter solchen Verhältnissen allein dastehen mußte. Er hatte keinen Nebenbuhler, wenigstens Niemand, den er selbst als solchen anerkannt hätte. Daran lag zum großen Theile die Schuld. Denn obgleich ein Nebenbuhler in vielen Fällen unbequem und lästig ist, so verleiht das gleiche Streben, der beiderseitige Wettkampf doch einen gewissen moralischen Halt. Ananias duldete keinen Nebenbuhler.

Nun saß er in einem elenden kleinen Boot, das dahintanzte vor Wind und Wellen und war allein in der weiten Einsamkeit, die ihn bedrückte. Das Unermeßliche umgab ihn ringsum; er fand Nichts, das ihm Halt verliehen hätte. Er fühlte, daß er sich in der Gewalt einer höheren Macht befand; das Gefühl der Schwäche bedrückte ihn. Hätte er in diesem Augenblick den Willen und die Kraft gehabt, irgend etwas Gutes oder Böses zu vollbringen, so hätte er es ausgeführt; oder hätte er mit der höheren Macht einen Vergleich schließen können für's Leben, er würde nicht gezögert haben, es zu thun.

Er hatte die Ruder eingezogen und saß da, das Gesicht in die Hände gestützt, während das Boot vor dem Strom hin- und herschoß. Da fuhr ein Windstoß daher und riß ihm die Mütze vom Kopfe. Ananias wandte sich um und sah der Mütze nach, und

gerade dort, wo sie gleich einem schwarzen Punkt in der Dunkelheit verschwand, schimmerte ein fernes Licht. Was war das? Ein Stern? Nein, es war Licht. — Der Bursch richtete sich auf und sah genau nach der Richtung hin. — Es war Licht. — Wo Licht war, war Leben. — So ging es denn dem Leben entgegen.

Bei dem Gedanken nahm er die Ruder zur Hand und griff weit aus. Während er Gott Dank stammelte, setzte er sich schon in Gedanken auf seinem eigenen Gehöft an den Festtisch, Bier und Speise vor sich und ein Paar gaffender Dienstmädchen um sich, die starr vor Erstaunen ob dem Wunder dastanden, das Gott in dieser Nacht gethan hatte: solch' einen Burschen wie Ananias nicht auf eine so traurige Weise um's Leben kommen zu lassen. Aber die Gegend kam ihm so wunderlich bekannt vor. — Der Felsabhang? Die Landzunge ... Es war der Pfarrhof ... Das Licht brannte in des Pfarrers Stube. — Nein, eher wollte er in den Tod, als hier an's Land gehen. Er wendete das Boot und ruderte wiederum hinaus auf's Meer; er schalt sich selbst.

Sein ganzer Hochmuth bäumte sich noch einmal auf.

Aber glücklicherweise saß Ananias nicht auf breiter, sicherer Bank auf seinem Gehöft, sondern er saß auf elenden Brettern mitten in Nacht und Dunkel, von den rollenden, schäumenden Wogen hin- und hergeschleudert. Es währte denn auch nicht lange, bis das Gefühl der Nichtigkeit abermals ihn überkam; diesmal in verstärktem Maße.

Was war er, wenn es jetzt zu Ende ging? Nichts als ein schwankes Rohr, ein Nichts im Aufruhr der Elemente.

Da riß ihm ein Windstoß das eine Ruder aus der Hand. Der Bursch schrak zusammen und sah dem Ruder nach. Es tanzte auf den Wellen leicht dahin, als folge es in erwachter Freiheitslust seiner eigenen Bahn. Im nächsten Augenblicke war es dem Gesicht entschwunden.

Der Bursch saß betäubt und wie gelähmt da und starrte vor sich hin — er war zerfallen mit sich selbst und mit Gott. Da kam ein neuer Windstoß und riß ihm fast das andere Ruder aus der Hand. Da erwachte Ananias aus seinem Brüten. Diesmal galt es das Leben.

Er versäumte die Zeit nicht. Die letzte Kraft, die ihm geblieben, setzte er ein. Doch wie war es möglich, mit einem einzigen Ruder gegen einen starken Strom anzukämpfen? Steuerte er nach der einen Seite, so drehte das Boot sich nach der an-

deren. — Schließlich verließen ihn die Kräfte und er brach stöhnend zusammen.

Er sah ein, daß es ihm nicht möglich wäre, das Leben zu retten.

Die Glieder waren ihm schwer und steif von Kälte und Müdigkeit; er hatte seit vierundzwanzig Stunden weder Etwas genossen noch geschlafen. Gott im Himmel mochte mit ihm machen, was er wollte ... Besser wäre es doch gewesen, das Leben an jenem Abend zu verlieren, als Leif mit dem Meer rang ...

Der Bursch brach in krampfhaftes Schluchzen aus — und diesmal erleichterten die Thränen ihm das Herz. Denn nach und nach hatte ein unerträglicher Druck sich auf seine Seele gelagert, so daß aller Hochmuth verschwand und nur der arme schwache Mensch zurückblieb, der rechte Mensch, der immer weiß, was er in schwerer Stunde zu thun hat.

Inzwischen trug der Strom das Boot dahin. Da erhob Ananias das Haupt und sah mit thränenverdunkelten Augen um sich ... War das nicht ein kleiner Stern? Oder war es vielleicht ein Licht? ... Ja, es war Licht.

Da fuhr der Bursch auf aus der Betäubung und sah dem Land entgegen, das vor ihm aufstieg. War das nicht wieder der Pfarrhof, der dort auftauchte? — War Zauberei im Spiel? — — Ein Moment ging hin, in dem Ananias nicht schlüssig werden konnte. Aber plötzlich ward es hell in seinem Innern, — ein Gedanke beherrschte ihn: Ja, so mußte es sein.

Damit ergriff er wiederum das Ruder und trieb den Kahn vorwärts, und es dauerte nicht lange, so landete er auf dem Pfarrhof.

Der Pfarrer wunderte sich durchaus nicht, als eine Thüre vorsichtig geöffnet und geschlossen ward. Es war ja Weihnachten. Aber als er einen Menschen auf Strümpfen die Treppe heraufkommen und vor seiner Thüre Halt machen hörte, erhob er sich und öffnete, um nachzusehen. Unwillkürlich wich er zurück, als er Ananias erblickte.

„Was willst Du?“ fragte endlich der Pfarrer.

„Ich will Euch Etwas bekennen,“ antwortete der Bursch und brach in Thränen aus.

„Was hast Du mir zu bekennen?“ fragte der Pfarrer.

„Könnte ich es nur auf die rechte Weise vorbringen,“ seufzte der Bursch.

„Versuch' es, Ananias. Mann kann Alles sagen in Gottes Namen."

„Ja, nun bin ich ein Jahr lang hier herumgegangen in Unwilligkeit und Trotz," sagte endlich Ananias und nahm sich zusammen. „Und dieser Trotz und dieser Unwille nahmen an jenem Abend den Anfang, an welchem ich nach Leif's Tode zu Euch kam, um mit Euch zu sprechen. Ich war nicht zufrieden mit mir selbst, das ist sicher; aber es wurde noch schlimmer durch Eure Worte. Ich sah ein, wie schlecht ich gehandelt hatte. Hätte ich es für mich behalten, daß ich mich feig benommen hatte in der Stunde der Gefahr, so wäre es gegangen und ich hätte mich beruhigt; aber es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß ein anderer Mensch es wisse. — Jedesmal, wenn ich irgend Etwas zu meinem eigenen Lobe vorbrachte, war es, als ständet Ihr hinter mir und sprächet: „Es ist Alles Lüge." So kam jener Tag — an dem Kirchhügel — Ihr mahntet mich. — Gut, ich hatte Unrecht — Unrecht bis zum letzten Blutstropfen, weil ich nicht daran dachte, die Schuld zu bezahlen, und das schient Ihr zu wissen. Ich wollte ganz unbefangen thun, — aber das Mädchen stand da, das ich gern hatte, und wandte mir den Rücken zu — da war ich meiner Sinne nicht mehr mächtig. Ich habe damals geschworen, mich an Euch zu rächen, sobald die Gelegenheit sich mir böte. — Ich wollte Euch auf einem Unrecht ertappen, das ich als böses Gerücht in der Bygd verbreiten wollte. — Ich hätte ja freilich irgend Etwas zusammenlügen können; aber eine Lüge ist nicht wirksam genug; die Wahrheit, die in böser Absicht verbreitet wird, thut bessere Dienste."

„Gott erbarme sich Deiner, Ananias!" rief der Pfarrer aus und wich zurück vor ihm.

„Ja, Gott erbarme sich meiner! Das sage ich auch. Und ich glaube, daß er es auch thun wird. Denn kein Anderer als er hat diese Nacht mich auf den rechten Pfad geleitet. Sonst wäre ich meinen eigenen Weg zum Verderben gegangen; ich war trotzig wie nie in meinem Leben. Aber es überkam mich auf einmal, daß ich zu Euch gehen und bekennen müsse. Da wurde ich froh, so froh, wie ich niemals zuvor gewesen bin. Nun habe ich Alles gesagt. Gott sei Lob und Dank!"

„Ja, Gott sei Lob und Dank!" fügte der Pfarrer hinzu.

„Das brennende Licht dort hat mich geleitet, — es ward mir zum Weihnachtsstern, von dem Ihr diesen Abend sprachet. Denn der Weihnachtsstern steht wol nicht über den Wolken wie die anderen Sterne; er scheint wol bald hier, bald dort, daß

ihn das Auge erschauen kann. — Wollt Ihr mir nun verzeihen, so kann vielleicht noch Alles gut werden."

„Es fällt mir leicht, Dir zu verzeihen, Ananias; ich hatte Dir bereits vergeben, bevor Du darum gebeten hast."

„So segne Euch Gott der Herr und tausend Dank! Nun ziehe ich in Frieden."

„Willst Du nicht hierbleiben und morgen mitgehen zur Kirche?" fragte verwundert der Pfarrer.

„Nein, Ihr müßt deshalb nicht böse sein auf mich. Aber ich habe gedacht den Alten mit mir zu nehmen, sobald es Tag wird."

„Leif's Vater?" fragte der Pfarrer.

„Ja."

„Und Du willst für ihn sorgen?"

„Ich dachte so."

„Es beginnt in Dir zu tagen, Ananias!" rief der Pfarrer aus. „Nun kommt die rechte Erkenntniß über Dich! ... Geh' mit Gott! Dich erwartet eine freundliche Weihnachten daheim, und ein schönes Jahr wird darauf folgen."

Der Bursch wollte Etwas erwidern; aber er konnte kein Wort hervorbringen. Sie reichten einander schweigend die Hand, und dann ging Ananias.

Als er in die Küche trat, in der er vorhin die Stiefel ausgezogen hatte, damit Niemand ihn gehen oder kommen hören sollte, war er unbehaglich überrascht, als er Menschen und flackerndes Feuer wahrnahm. Als er nähertrat, und aus einem Winkel Gullau's sanftes Antlitz bange hervorschaute, beruhigte er sich und nickte dem Mädchen freundlich zu. — Denn so viel Acht hatte er doch auf Gullau gegeben, daß er einsah, sie hielt es mit ihm.

„Bist Du es, die hier in der Weihnacht an dem Feuer herumspukt?" fragte er.

„Ja."

„Ich glaube, es wäre besser, wenn Du Dich schlafen legtest," brummte er gutmüthig, während er die Stiefel anzog.

„Ich dachte, daß ein warmer Trunk Dir gut thun würde," flüsterte sie.

„Dachtest Du das?"

„Ja."

„Bist Du meinethalben aufgeblieben?" fragte er und stellte sich vor sie hin an den Heerd.

„Ja, das bin ich," und sie wagte es, ihn anzulächeln.

„Du hast so gute Augen," sagte der Bursch und schien sich nicht sattsehen zu können an ihr.

„Ich — gut," entgegnete sie, „nein, Du bist gut."

„Ha ha!" lachte höhnisch der Bursch. „Ja, die Fischotter ist auch gut, wenn man ihr eine Ladung Schrot auf den Pelz brennt. — Aber das ist hübsch von Dir, daß Du gut von mir denkst. — Es ist nicht zu sagen, wie hübsch Du bist, Mädchen! Deine Augen leuchten ja wie ein Paar Sterne."

„Nein, sagst Du das!" rief sie freudig aus und schlug die klaren Augen groß und voll auf zu ihm. Sie begegnete einem Blick, der sie im selben Augenblick mit Leib und Seele gefangennahm. Da senkte sie die Augen und wagte nicht sie wieder zu erheben.

„Wie heißt Du doch gleich?" fragte der Bursch kurz darauf.

„Gullau," sprach sie leise.

„Gullau, na, man muß Dir gut sein, ob man will oder nicht," fügte er dann hinzu und strich mit dem Rücken der Hand über des Mädchens Wange.

„Ja, ja, nun muß ich gehen," unterbrach er sich selbst und wendete sich ab. In der Thüre aber drehte er sich noch einmal um und nickte ihr freundlich zu.

Draußen machte er unwillkürlich Halt und blickte durch's Fenster. Gullau stand mit gefalteten Händen vor dem Feuer — es sah fast aus, als bete sie für ihn. — Er ging bis zur Ecke des Hauses und sah auf's Meer hinaus und dachte, er habe es allerdings nicht so eilig, er käme noch am Tage frühzeitig genug zu Leif's Vater — und dann sollte der Alte es gut haben ... Aber das Mädchen war hübsch. — Und daß sie dastand und für ihn betete —

Nachdem Ananias die Sache sich nochmals reiflich überlegt hatte, drehte er sich um und trat wieder in die Küche.

„Sei nicht bange, Mädchen," flüsterte er, als Gullau einen leichten Schrei ausstieß, da er die Thüre öffnete. „Ich dachte, es sei in der Küche doch besser als draußen auf der See. — Ich will mich hier auf die Bank legen, — Du bleibst wol da? Es ist nicht mehr lange bis morgen" ...

Sie wollte bleiben.

Da legte der Bursch sich auf die Bank, doch so, daß er das Mädchen im Auge behielt.

„War Dir bange, daß ich am Abend auf der See hätte verunglücken können?" fragte er kurz darauf.

„Mir war so himmelangst."

„Du bist ein braves Mädchen," brummte er; dann folgten ein paar tiefe Athemzüge.

„Fürchtest Du Dich, zu mir auf den Hof zu kommen?" fragte er wieder und sah sie an.

„Ich?" entgegnete sie. „Nein, mir ist nicht bange. — Wenn Du mich nur haben willst."

„Ob ich Dich haben will?" lachte er leise und sank wieder zurück auf die Bank. Diesmal folgten die Athemzüge schwer und anhaltend auf einander, und Gullau war überzeugt, daß Ananias schliefe. Sie seufzte erleichtert auf; es war ihr doch ein wenig beklommen zu Muth. Da fuhr Ananias plötzlich auf aus dem Schlaf und starrte sie an, — es war fast, als besinne er sich, wo er sei.

„Na, bist Du es," brummte er, „Gott sei Dank! ... Ich will Dir Etwas sagen, Gullau; ich kann Dich über alle Begriffe gut leiden ..."

Gullau hielt sich am Heerd fest und sah in die Flamme; einen Augenblick später schlief Ananias fest wie ein Stein. —

So wachte Gullau die Nacht hindurch, unterhielt das Feuer und lauschte den tiefen Athemzügen, — und hier in dieser friedemilden Ruhe flocht ihr Herz seinen Kranz um den Weihnachtsstern.

Zuerst kam die glückliche Stunde, als der Bursch sie auf den Arm nahm und durch das Meer trug — diese Stunde prangte als große duftschöne, rothe Blume; dann kamen allerlei kleine bescheidene Blümchen, hier und dort eins: ein freundliches Nicken, ein gutes Wort — aber gesammelt und in den Kranz gewunden nahm sich Alles doch gut aus. — Aus der Mitte ragte ein großer Fichtenzweig hervor: „Du bist klein; aber Du bist frisch, und hübsch bist Du auch." Der Zweig füllte den Kranz und legte sich schmückend und schützend hin über allerlei Grün und Blümelein. — Schließlich kam die ganze Blumenherrlichkeit, die Gullau in dieser glücklichen Weihenacht gepflückt hatte: Tausendschön, blaue und weiße Anemonen, Primeln, Hahnenfuß und Sternblumen, sie alle drängten sich herzu und wollten mit in den Kranz geflochten sein. Und als der Kranz fertig war, war es Gullau, als stände sie an der Seite des Burschen mitten in all' den winkenden, nickenden, lächelnden Blumen; als schlinge der Kranz sich fest um ein langes, glückliches Leben.

Früh am Morgen saß Ananias breit und vergnügt am Tische und hatte eine große Tasse dampfenden Kaffees vor sich

stehen. Gullau lächelte so hell wie die Sonne. Nach und nach betraten auch die anderen Leute die Küche, und bei dem Anblick, der sich ihnen darbot, schien ihnen ein Licht aufzugehen. Aber Ananias wollte auf keine Frage sich einlassen, sondern stand auf und ging hinaus, gab aber in der Thüre Gullau einen Wink, ihm zu folgen.

Ananias ging voraus und Gullau folgte ihm; aber an der Ecke des Hauses mußte sie sich zitternd an die Wand lehnen; sie konnte keinen Schritt weiter thun. Wie der Bursch so vor ihr stand und sie anblickte, ohne ein Wort zu sprechen, schien es, als habe er das Mädchen mit seinem Blick an die Wand gefesselt.

Da kam der Pfarrer daher; sein Blick fiel auf Ananias.

„Was?" rief er erstaunt aus, „ich dachte, Du wärest längst auf und davon?"

„Nein," lachte leise der Bursch und zuckte die Achseln.

„Nein, ich sehe es wohl," setzte der Pfarrer hinzu. „Was willst Du denn von dem Mädchen? Du willst sie wol gleich mitnehmen? Ich höre ja, daß sie zum Frühjahre bei Dir in Dienst treten wird."

„Nein, es ist wol am Besten, wenn es zuerst von der Kanzel verkündet wird," sagte Ananias und sah das Mädchen an, die dem Niedersinken nahe war und nicht wußte, wohin sie die Augen wenden sollte.

„Ja so!" rief der Pfarrer überrascht aus.

„Ja, das will sagen ... wenn das Mädchen nichts dagegen hat," fügte mit leichtem Lächeln der Bursch hinzu.

„So, Du hast noch nicht das Jawort?" fragte lachend der Pfarrer.

„Ah," brummte der Bursch und wandte das Gesicht den Wolken zu. — Er meinte: das müsse ein einfältiger Kerl sein, der nicht so viel in einem Frauenantlitz zu lesen verstehe, daß er die Antwort wisse, bevor er das Jawort habe. — Und er erhielt das Jawort auch nicht. Das Einzige, was Gullau thun konnte, war ein wenig näher herzuzutreten und vor Ananias demüthig das Haupt zu beugen.

„Hör', Ananias," sprach der Pfarrer, indem er den Burschen bei Seite nahm, „ich habe Dir Etwas zu sagen, und wir können ja jetzt wie Freunde zusammen sprechen: Du weißt, Du hast den Hochmuthsteufel in Dir — wenn schon jetzt das Mädchen sich vor Dir beugt wie vor einem heiligen Wort — wohin soll das im Leben führen?"

„Ich glaube, Ihr braucht deswegen nicht bange zu sein,"

antwortete der Bursch. „Ich bin niemals so froh und vergnügt gewesen, als wenn das Mädchen ein freundliches Wort mit mir spricht; und wenn sie mich lobt, schäme ich mich, daß mir ganz bange vor mir selber wird. — Und es leuchtet mir immer entgegen, daß ich denke den Weihnachtsstern zu erblicken, wenn sie die prächtigen, klaren Augen zu mir aufschlägt. Es ist wol sündhaft, so Etwas zu denken? ..."

„Nein, Ananias," sagte der Pfarrer, „wenn es so steht, ist es keine Sünde:

Gottes Licht, die ew'ge Wahrheit
Brennt auf aller Seelen Grund,
Und sie flammt hervor in Klarheit
Ueberall zur rechten Stund'!
Giebst Du ihr, so Dir gegeben
Hat das Herz so freudig gern,
Auch Dein Herz für's ganze Leben,
Grüßt Euch stets der Weihnachtsstern!" —

Niels im erbrochenen Haus.

Auf schneebedeckter Halde lagen zerstreut einige größere und kleinere Häuser. Im Hintergrund stiegen die hohen, himmelragenden Berge ernst und dunkel auf; vor den Häusern breitete der Fjord mit seinen flachen Ufern sich aus. Aus einem der Häuser trat eine ältliche, gebückte Frau hervor und schritt zum Fjord hinab. Ein halberwachsener Junge folgte ihr. Plötzlich machte die Frau auf ihrem Wege Halt, stand still und sah zurück, als habe sie Etwas vergessen oder als erinnere sie sich eines Auftrages. Der Junge stampfte den Schnee von den Füßen und steckte die Hände so tief in die Taschen, daß sie in dem gleichen blaugefrorenen Zustand wie zuvor ein gutes Stück tiefer, als Taschen sonst gewöhnlich zu reichen pflegen, wieder zum Vorschein kamen. Die Frau ging langsam den Weg zurück, welchen sie gekommen war, bis sie eines der kleinsten Häuser erreichte. Dort trat sie ein, und der Junge folgte ihr.

Es fand sich nicht das mindeste Hausgeräth in dem Raume, den sie mit dem Knaben betrat. Der Feuerheerd starrte sie an wie mit leeren Augenhöhlen; kein Gefäß, kein Leuchter, nicht die Ueberreste einer Mahlzeit, nichts erinnerte an eine menschliche Wohnung. Alles war fortgeschafft worden. Nichtsdestoweniger stand die Frau aber doch unter dem Dach, unter welchem sie ihre besten Jahre verlebt hatte — glückliche Jahre durften sie wol genannt werden, obgleich die Armuth immer Hausfreund gewesen war. Ihr Mann war vor einigen Monaten gestorben; wegen Schulden war Alles verkauft worden. Sie selbst fühlte sich zum Tode erschöpft und matt; sie konnte weder einen Entschluß fassen, noch besaß sie die Kraft, ihn auszuführen. Sie hatte abgeschlossen mit dem Leben. Die Lebenskraft, welche die Natur ihr verliehen hatte, war rein aufgezehrt. — Die Nachbarn hatten ihr den Rath gegeben, auf dem jenseits des Fjords gelegenen Pfarrhof Hülfe zu suchen, hatten sie mit Lebensmitteln versehen und ihr auch ein kleines Boot geliehen, damit sie nebst dem Jungen über den Fjord rudern konnte. Sie war jetzt auf dem

Wege zum Boot gewesen. Da war ihr auf einmal der Gedanke gekommen, nochmals von der Stätte Abschied zu nehmen, auf der sie bisher ihr Leben zugebracht hatte, bevor sie vielleicht für immer Abschied nahm. So stand sie da, den Knaben zur Seite, und blickte lange Zeit wie gedankenlos in den leeren, öden Raum.

Aber der Junge, welcher wußte, daß ein neues Leben ihn erwartete, ward ungeduldig. Die Mutter ging die Vergangenheit in der Erinnerung wieder und wieder durch, während es dem Jungen genügte, das Verschwundene seinem Gedächtnisse in flüchtigen Umrissen eingeprägt zu haben. Ein gewisser Lebensmuth leuchtete aus seinen blauen Augen, die Mangel und Entbehrung mit dunklen Ringen umzeichnet hatten. So oft er den unruhigen Blick auf die Mutter richtete, schien es, als wolle er sie aufscheuchen aus ihrem trüben Sinnen. Endlich nahm die Frau sich zusammen und ging zum Hause hinaus in der gleichen Betäubung und stillen Ergebung in ein unerbittliches Schicksal, mit der sie zuvor eingetreten war. Ohne noch einmal zurückzublicken, schritt sie zum Fjord hinab.

Der Tag war kurz, und der bleiche Lichtschein verschwand bereits in der nebeligen Dämmerung. Die Frau ruderte mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft in den Fjord hinaus; sie kam trotz aller Anstrengung nur langsam vorwärts. In der zunehmenden Dunkelheit verschwand das Land ihren Blicken; vom Hochgebirge blies es eisig kalt daher und pfiff über das Meer dahin. Die Frau sprach kein Wort zu dem Knaben, der, den großen, fragenden Blick auf sie geheftet, dasaß. Den Jungen aber, der aus ihrem Gesicht den unendlichen, verzehrenden, sprachlosen Kummer herauslas, überkam eine seltsame, furchtbare Angst: er sah immer — er wußte selbst nicht, wie es kam — seinen verstorbenen Vater deutlich daheim auf dem Todtenbett liegen.

Schon seit geraumer Zeit hatte die Frau die Ruder matt und langsam bewegt; sie erhob sie zwar noch mechanisch, senkte sie aber an der gleichen Stelle wieder in's Wasser. Der Wind trieb sein Spiel mit dem Boot und warf es schließlich gegen eine weit in den Fjord sich erstreckende Landzunge, an deren Klippen die Wellen sich schäumend aufbäumten und in weißem Gischt zerstiebten.

Der Junge stieß einen Schreckensschrei aus; seine Mutter aber warf sich mit halbem Leibe über den Rand des Bootes, um irgend einen Halt am Land zu ergreifen; aber unter der Last legte das kleine Boot sich auf die Seite, und die Frau

stürzte kopfüber in die Wogen. Einen Augenblick später tauchte sie zur Seite des Bootes wieder auf, und da gerade Wind und Wellen einen Moment sich gelegt zu haben schienen, war es, als ob sie aufrecht stehe im Wasser und dem Jungen in's Gesicht sehe — dann aber sank sie in die Tiefe zurück, und die Wellen schlossen sich über ihrem Opfer. — Es war nur ein kurzer Augenblick gewesen; der Ewigkeit Pforte ward geöffnet und geschlossen — der Knabe war eine Waise. Er wußte vor Schrecken nicht, wonach er greifen sollte, er wußte nicht, wo er war. Doch der Erhaltungstrieb machte sich geltend. Als das Boot in der nächsten Minute nochmals mit aller Gewalt auf das Land geschleudert wurde, ließ der Junge rechtzeitig die Ruderbank los, an welche er bisher krampfhaft sich angeklammert hatte, und ergriff ein vorspringendes Felsstück, schwang sich aus dem zerschellenden Boot und sprang von Fels zu Fels, von Klippe zu Klippe, über Schnee und Geröll, bis er, der schlimmsten Gefahr entronnen, auf dem höchsten Punkt der Landzunge erschöpft zusammensank.

Eine Zeitlang war es in ihm gerade so dunkel wie um ihn, aber als das Bewußtsein nach und nach zurückkehrte, suchte sein Blick die Mutter, und er lauschte hinaus in Meer und Wind, lauschte, ob er in den wunderlichen, unheimlichen Klagetönen des Sturmes nicht einen Laut vernehmen möchte, der einer menschlichen Stimme sich vergleichen ließe. — Je klarer und ruhiger sein Bewußtsein ward, desto klarer wurde ihm auch allmälig die fürchterliche Gewißheit, daß die Mutter ertrunken sei. Er hatte deutlich vor Augen, wie sie noch einmal an der Seite des Bootes aus dem Wasser emporgetaucht und dann in die schäumende Tiefe versunken war.

Als der schreckliche Augenblick so deutlich und lebhaft vor ihm stand, sprang der Junge auf und lief davon, ohne zu wissen wohin; er stürmte davon, vom Todesschrecken gejagt, vom Trieb zum Leben aufrechterhalten. Von Stein zu Stein sprang er, von Felsblock zu Felsblock, über Schnee und Eis ging's dahin; er stolperte weite Strecken hinab, kroch auf Händen und Füßen, bis er endlich das flache Land erreichte, das weit und tief verschneit vor ihm sich ausbreitete.

Er versuchte, eine Zeitlang auszuruhen und seine kindlichen Gedanken auf ein bestimmtes Ziel zu richten. Er wußte nicht, wo er sich befand, aber es war ihm bekannt, daß überall dort, wo das flache Land sich erstreckte, auch Menschen wohnten; er wußte auch, daß die Mutter auf dem Wege zum Pfarrhof ge-

wesen war. Vielleicht war das weite, offene Land das Feld, das zum Pfarrhof gehörte?

Der Gedanke verlieh ihm neuen Muth; kurz darauf schritt er dahin über das weite Schneegefild. Er ging lange Zeit, ohne irgend die Spur eines Weges entdecken zu können. Die Thränen, welche ihm über die Wangen liefen, das krampfhafte Schluchzen, das von Zeit zu Zeit ihm entquoll, erstarb in Kälte und Einsamkeit. — Armer Knabe! Er war sich noch nicht bewußt, daß die Thränen nur dann Linderung verschaffen, wenn irgend Jemand den Schmerz vernimmt, wenn irgend Jemand uns Trost einspricht.

Da fand er endlich im Schnee ein Zeichen von Leben, eines Menschen Fußspur, die auf einen dunklen Gegenstand zuführte, einen Gegenstand, der einem großen Felsstück glich. Als er nähertrat, sah er, daß er ein Haus vor sich hatte; als er unmittelbar davor stand, glänzte aus zwei alten blinden Fenstern ein flackernder Feuerschein ihm entgegen. — Durfte er wagen an die Thüre zu klopfen? Die alte, unbezwingliche Scheu und Furcht, welche er als kleines Kind schon empfunden, wenn er in Begleitung der Mutter ein fremdes Haus betrat, kam in verstärktem Maße zurück, so daß er unschlüssig dastand. Aber in die Fenster gucken — nur ein einziges Mal — das konnte er wagen.

Er schlich vorsichtig an der Wand entlang und sah in's Fenster. — Auf einem kleinen Tisch unter dem Fenster standen die Ueberreste einer Mahlzeit: Hafermehlbrei in einer hölzernen Schale und ein wenig saure Milch in einem irdenen Gefäß. Der Junge konnte die Augen nicht wegwenden — solche Herrengerichte hatte er seit langer Zeit nicht gesehen ... Auf dem Feuerheerd brannten Reiser lustig in gelben und blauen Flammen, die zugleich das Zimmer freundlich erleuchteten und erwärmten ... Im hellen Lichtschein saß eine alte Frau und spann. Aus ihrem welken Gesicht sprang eine lange ärgerliche Nasenspitze hervor und senkte sich fast bis in den Wergbüschel des Spinnrades. So oft die Frau das alte wackelige Rad, das langsam und unregelmäßig ging, drehte, nickte sie mit dem Kopfe, und die Nase kam noch näher mit dem Werg in Berührung. Sie schaute klug und gutmüthig drein. Der Junge mußte an vergangene Zeiten denken, da seine Mutter noch vor dem Heerd saß und spann; wie er selbst die Hand an die Radstange hielt und sie durch die Finger laufen ließ.

Als so das Bild der Mutter vor dem Jungen aufstieg im Lichtschein, tauchte zugleich auch ein dunkler Schatten der Nacht

aus dem Meer herauf; das bleiche Antlitz, aus dem die todesstarren Augen auf ihn gerichtet waren. Da seufzte er tief und schmerzlich, und kauerte sich nieder auf den Schnee. Als der Wind in langgezogenem Klagelaut über die Felder dahinfuhr, erleichterte der Junge sein beklommenes Herz und schluchzte. Seinen lebenden Kummer mischte er in des Windes leblose Klage.

Da erhob sich die alte Frau ärgerlich, um nachzusehen, wer eigentlich sie in ihrer Arbeit störe. Sie hatte zuvor einen Schatten am Fenster vorüberstreichen sehen und jetzt vernahm sie Laute, die sie sich nicht erklären konnte.

„Sieh Einer den Landstreicher!" rief sie aus, als sie des zerlumpten Jungen ansichtig ward, der zusammengekauert dasaß und weinte. „Wolltest Du während der Nacht einbrechen und mich berauben?"

Bei diesen Worten packte sie den Jungen mit eiserner Faust und rüttelte ihn auf aus dem Schnee. Als er aber keinen Widerstand leistete und auf die an ihn gerichteten Fragen nur Thränen als Antwort hatte, verrauchte ihr Zorn schnell; sie führte den Jungen in's Haus und an den Heerd, wo sie ihn im Scheine des erlöschenden Feuers von allen Seiten betrachtete. Noch etwas Reisig auf's Feuer zu legen, damit es neu aufflamme und den halberstarrten Knaben durchwärme, fiel ihr nicht ein. Sie stand allein und hatte deshalb auch immer nur für sich zu sorgen gehabt.

Nachdem sie den Jungen nach ihrer Meinung lange genug gemustert hatte, begann sie ihn auszufragen. — Er hatte keine lange Geschichte zu erzählen: er berichtete von seinen Eltern, deren früherem Wohlstand; wie sie endlich mehr und mehr zurückgekommen seien; vom Tode des Vaters und dem plötzlichen traurigen Ende seiner Mutter. Er war heimathlos, hülflos und hatte Niemand, der seiner sich annahm.

Der Bericht des Jungen hatte die alte einsame Frau doch etwas ergriffen, so daß sie ein paarmal aufgeschluchzt hatte. Aber die Rührung verflog so schnell wie sie gekommen war und machte dem Nachdenken Platz, was sie mit dem Jungen anfangen solle.

Bei diesem Ueberlegen fiel ihr doch ein, daß der Junge hungrig sein müßte; sie setzte ihm die Ueberreste der Mahlzeit vor. Noch mehr aufzutischen, daran dachte sie nicht. Aber ihre Verwunderung ward groß und größer, als sie sah, mit welchem Appetit der Junge aß. Als der in ebensoviel Augenblicken den Löffel zehnmal zum Munde geführt hatte, sank sie vor Erstaunen

auf die Bank nieder und schlug die Hände zusammen. Einen solchen Heißhunger hatte sie nicht für möglich gehalten. — Daß es der grimmigste Hunger war, der schnell gestillt sein wollte und den Jungen zu solcher Eile trieb, begriff sie nicht. So weit sie zurückdenken konnte, war sie niemals recht hungrig gewesen; sie konnte ja stets essen, wenn sie wollte. Nach einer Weile ward ihre Verwunderung noch größer, sie verspürte selbst Appetit. Wie in aller Welt war es möglich, daß sie zu so später Stunde hungrig sein konnte? Sollte sie dieser widersinnigen Lust nachgeben? Die Sache war zu einfältig. — Mittlerweile aber zog sie eine Schieblade auf, nahm eine Hand voll Fladbröd*), Käse und Butter heraus, und ehe sie recht wußte, was sie eigentlich that, schmauste sie schon mit bestem Appetit darauflos. Sie brach von dem Fladbröd ab, strich mit dem Finger Butter darauf, bröckelte Käse darüber, strich die Krumen zusammen, und führte sie zum Mund. Das Alles that sie schnell und lebhaft. Nachdem sie ihren Appetit ein wenig gestillt hatte, ward sie plötzlich gewahr, daß der Knabe mit gesenktem Löffel dasaß und sie mit großen fragenden Blicken ansah. Sie ärgerte sich über sich selbst und hielt inne mit Essen.

„Hast Du noch nicht genug?" fragte sie barsch und packte zu gleicher Zeit die Butter und den Käse wieder in die Schieblade.

Ja, er hatte genug. Er fuhr noch einige Male mit dem Löffel an dem Rand der leeren Schüssel herum, leckte dann den Löffel ab und bedankte sich für's Mahl.

Die Alte gab ihm Erlaubniß, während der Nacht es auf der Bank sich bequem zu machen, und als sie dann selbst zu Bett ging, gab sie zum Zudecken ihm ihren Unterrock. Sie hatte ihn nicht nöthig während der Nacht. Der Junge schlief so ruhig und sanft wie im weichsten Federbett. Er hätte auch unter einem Schneehaufen geschlafen, wenn es gerade sich so gefügt hätte; er hätte dort vielleicht sanfter noch geruht als es jetzt der Fall war. Denn von dem Schlaf wäre er nur zum ewigen Frieden erwacht, während er jetzt zu Kampf und Streit die Augen öffnete.

Als am nächsten Morgen der Junge nach dem kleinen in der Nähe gelegenen Holzschuppen gegangen war, um Reisig zu holen, ging die alte Frau in der Stube nachdenklich auf und ab und war lange Zeit uneinig mit sich, was sie beginnen solle. Behielt sie den Knaben bei sich, so konnte er ihr in allerlei

*) Fladbröd: ein dünn gewalztes Haferbrod, das an der Luft getrocknet wird.

kleinen Dienstverrichtungen zur Hand gehen, die ihr lästig waren und ihr bei zunehmendem Alter immer beschwerlicher wurden. Aber der Junge wollte doch essen, und dann die Kleider! — Aber er hatte ja eigentlich rechtlich nichts zu fordern: sie erwies ihm ja nur Wohlthaten, wenn sie ihn bei sich behielt.

Unter solchen Ueberlegungen, bei welchen Lust und Unlust die Wagschale sich hielten, verging der Morgen, und als endlich zur Mittagszeit die dampfende Breischüssel auf dem Tische stand, und die alte Frau mit dem Jungen wieder um die Wette aß — so sehr schmeckte ihr das Mahl in Gesellschaft — kam sie endlich zum Entschluß: der Junge sollte dableiben. Niemals früher in ihrem Leben hatte sie mit solchem Appetit gespeist und niemals früher hatte sie sich so behaglich gefühlt als in der vergangenen Nacht, obgleich der Junge sie durch sein lautes Schnarchen gar oft aus dem Schlaf geweckt hatte. — So lebten sie Wochen und Monate zusammen, und zuletzt dachte die alte Frau überhaupt nicht mehr daran, sich von dem Jungen zu trennen — nicht weil er hülflos war, nein, weil sie selbst hülfsbedürftig war, freilich ohne es zu wissen. —

Olina Pladsen, so hieß die Alte, die den Knaben so zu sagen an Kindesstatt angenommen hatte, war das einzige Kind ihrer Eltern, die vor langer Zeit gestorben waren. Sie hatten ihr eine Summe von zweihundert Thalern an baarem Gelde und das Haus, in dem sie wohnte, in ziemlich baufälligem Zustande hinterlassen. Nach eigener Wahl war sie unverheirathet geblieben. Denn obgleich Olina in ihrer Jugend genau so vergilbt und vertrocknet ausgesehen hatte wie jetzt, hätte sich doch wol ein armer Freier gefunden, wenn Olina sich hätte verheirathen wollen. Allein Olina hatte nie geliebt. Sie besaß, was sie zum Leben nöthig hatte; weshalb sollte sie da sich verheirathen?

Olina war fünfzig Jahr alt, als der Junge zu ihr kam. Bei schwächlichen Menschen macht in diesem Alter sich bereits Hinfälligkeit, bei kräftigeren Naturen dagegen ein gewisser Ernst und auch wol hin und wieder Trauer und Wehmuth über manchen herben Verlust, über verfehlte Hoffnungen geltend. Obgleich Olina keineswegs zu den kräftigen Naturen gehörte, besaß sie doch eine so zähe Widerstandsfähigkeit, daß die Jahre nur geringen Einfluß geltend machen konnten. Sie war stets sich selbst genug gewesen, und wenn sie die Summe ihres Lebens zog und das Resultat vollständig liebeleer ihr vor Augen stand, ärgerte sie sich nur darüber, daß sie nicht im Stande war, alle Arbeiten und Obliegenheiten mit der gleichen Leichtigkeit wie

in jüngeren Jahren zu besorgen; sie arbeitete sich zuweilen halbtodt, um sich selbst zu beweisen, daß sie noch ebenso rüstig sei wie früher. — Sie ging stets schweigsam und nachdenklich einher, als habe sie sich vorgenommen, irgend Etwas auszuführen, und weil sie Niemand eine Freude bereitete, machte ihr auch kein Mensch die geringste Freude. So kam es, daß sie unter den lebensfrohen Nachbarn einem vertrockneten Blatt am laubigen Zweige glich; man gedachte ihrer nur dann, wenn sie sich zeigte, im nächsten Augenblicke war sie schon vergessen.

Unter solchen Verhältnissen trat der Junge in ihr Leben; Olina verspürte die wohlthätige Wirkung der neuen Lebensweise auf ihr Gemüth, aber der Ursache ward sie sich nicht bewußt. Weil sie die Ursache nicht erkannte, erweckte ihr das Zusammenleben keinen neuen Geist, sondern es hatte nur die Wirkung, daß sie etwas gesprächiger und weniger menschenscheu war als früher; sie suchte hin und wieder die Gesellschaft der Nachbarn. Daß der Junge ihr Halt war und sie nicht sein Halt, das ihr klar zu machen, wäre der weiseste und beredteste Mensch nicht im Stande gewesen.

Inzwischen wuchs der Junge heran zu einem hübschen, kecken Burschen, er war zugleich ein wenig eigensinnig und trotzig. Es war selbstverständlich, daß bei ihrem Charakter Olina weder im Stande war, den Burschen zu behandeln, noch auch ihn zu verstehen; ihr verblühtes und verwelktes Dasein paßte nicht zu seinem frischen, knospenden Leben; sie konnte weder von Herzen geben noch empfangen; sie glich einer Brennnessel, der zu nahen man sich hüten muß.

Es war natürlich, daß ein so kaltes, unnatürliches Verhältniß in der Seele des Burschen eine Leere erzeugen mußte, die ihn unzufrieden machte. Er suchte Olina so viel als möglich auszuweichen und beschäftigte sich am Liebsten draußen; er folgte mit einem gewissen Widerstreben ihrem Rufe; und er konnte nicht zehn Minuten mit ihr zusammensitzen, ohne nicht bitterböse auf sie zu sein.

Olina hatte niemals nachgedacht darüber, daß Der, welcher sich das Recht anmaßt über das Leben eines Kindes, damit eine schwere Verantwortlichkeit auf sich nimmt; — ihre Verantwortung lag klar und einfach zu Tage und lautete: von der Hand in den Mund. Daß Niels, so hieß der Bursch, eine eigenwillige Natur besaß, war seine Sache, daß Olina selbstzufrieden in den Tag hineinlebte, war ihre Sache. Aber auf das Gemüth des Burschen in vernünftiger Weise bessernd und veredelnd einzuwirken und zugleich sich selbst zusammenzunehmen, daran dachte Olina nicht.

So vergingen Jahre, und das alte Verhältniß, so ungemüthlich und unbehaglich es für beide Theile auch sein mochte, befestigte sich mehr und mehr. Daß Niels Olina's Erbe war, schien Allen, denen das Verhältniß bekannt war, eine ausgemachte Sache, um so mehr, als Olina keine Verwandte hatte. Dergleichen wird in der Regel nicht nur gedacht, sondern auch ausgesprochen. Es kam denn auch Niels zu Ohren, daß er einst Olina's Erbe sein würde, und bei diesem Gedanken wuchs und reifte er frühzeitig heran. — Der Gedanke stimmte ihn freudig und zugleich hochmüthig.

Olina bemerkte das Alles sehr wohl. Sie fühlte, daß alle Redensarten, welche Niels in dieser Angelegenheit hören mußte, ihm ein Recht gaben, sich als ihren Erben zu betrachten; sie hatte selbst gedacht, daß der Bursch sie beerben sollte. Aber wenn er trotzig war und eigensinnig, war sie zähe: Niels sollte keineswegs im Schlaf dazu gelangen; sie konnte jeden Augenblick einen Strich durch die Rechnung machen. So oft der Bursch gegen sie auffuhr wie ein junger kampfmuthiger Hahn, der sich als Herrscher fühlt, begegnete Olina ihm zwar anscheinend mit der größten Ruhe, — aber ein aufmerksamer Beobachter hätte aus ihrem verwitterten Gesicht eine sehr eindringliche und ernste Schrift herauslesen können, die dahin lautete: Niels konnte hingehen, woher er gekommen war; sie hatte nicht nöthig, ihn zu behalten. — Das Wort ward zwar nicht ausgesprochen, aber es schwebte Olina fortwährend auf der Zunge. Wich dann der Bursch erschreckt zurück vor der ruhigen Uebermacht, so trug Olina die Freude über ihren leichten Sieg offen zur Schau.

Derartige Zusammenstöße machten, wie es in der Natur der Sache lag und wie es auch gar nicht anders sein konnte, auf beiden Seiten böses Blut. Weil die Kämpfe in immer kürzeren Zwischenräumen sich wiederholten, so trugen sie beiden Streitern Wunden ein, die nicht heilten. Im Anfang weinte Niels heiße Thränen über die Demüthigungen, die er zu ertragen hatte, und war unlustig zu jeglicher Arbeit. Aber je öfter, je mehr sich der Streit erneuerte, desto weniger empfindlich und empfänglich ward Niels gegen die Kränkungen, die Olina ihm zufügte, und die Gewohnheit brachte ihn endlich dahin, Hartes gegen Hartes zu setzen. Er wich nicht länger bange und nachgiebig zurück, wenn das Unwetter auf Olina's Stirn sich zusammenzog; er suchte ihm zu begegnen.

Aber das Unwetter brach nicht los, weil Olina sehr gut fühlte, daß der Bursch sonst eines schönen Tages davongehen könne. Ihn missen wollte sie nicht, weil sie sich an ihn ge-

wöhnt hatte und weil seitdem er bei ihr war, ihr Leben sich weit angenehmer und behaglicher als früher gestaltet hatte. Aber er sollte und mußte innewerden, daß er nur aus Gnade geduldet wäre. — Olina fühlte sich dem hübschen, hochaufgeschossenen Burschen gegenüber, der jetzt zwanzig Jahre alt war, und Aller Blicke auf sich lenkte, ein wenig unsicher, weil ihr immer der quälende Gedanke vorschwebte, daß Niels sie doch eines Tages verlassen könnte und sie dann wieder so einsam dasäße wie ehemals. Aber sie wußte zeitweilig über solche Gedanken mit der Erinnerung an die zweihundert Thaler sich hinwegzutrösten. Doch bald stiegen Furcht und Sorge wieder auf, und in das quälende Bewußtsein mischte obenein sich der Gedanke, daß sie Spott und Hohn würde zu erdulden haben von Denen, die jetzt ihr den Burschen mißgönnten. Wenn ihr diese Gedanken kamen, ward ihr so wunderlich bange zu Muth, daß sie Niels alles Mögliche zu Liebe that. Dann nannte sie ihn Niels Pladsen und sprach zu ihm von einem hübschen Mädchen, das beim letzten Kirchgang die Blicke auf ihn gerichtet hätte und Anderes mehr, das der Bursch zu einem Ohr hinein- und zum anderen hinausgehen ließ. Er kannte Olina's Schliche.

Wie das Verhältniß zwischen Beiden jetzt sich gestaltet hatte, war es eigentlich nur ein Schritt zum Bruch, zu dem es unausbleiblich kommen mußte. Der Bursch war sich eben so gut seiner Macht über Olina bewußt, wie diese ihre Gewalt über den Burschen kannte. Es kam nur darauf an, wer den ersten Schritt wagte.

Als sie eines Tages beim Essen saßen, nahm der Bursch das Wort:

„Könntest Du es über Dich gewinnen, zwanzig Thaler auf das Moorland zu verwenden, so könntest Du das Geld bald doppelt wiederhaben, denn aus dem Moor ließe sich ein prachtvoller Acker machen."

„Gott mag wissen," woher ich das Geld nehmen sollte," erwiderte Olina leise und that einen tiefen Athemzug, der einen Seufzer bedeuten sollte.

Der Bursch lächelte und aß weiter.

„Du glaubst wol meinen Worten nicht?" fragte Olina.

„Ah," zog er höhnisch langsam, „Du hast wol zwanzig Thaler und noch zwanzig, wenn es darauf ankommt."

„Du hast wol mein Geld gezählt?" fuhr es ihr zornig heraus.

„Ich weiß nichts von Deinem Gelde," antwortete er und sah sie gerade nicht bittend an.

„Ah, Du weißt wol, was Du weißt — aber jetzt weiß ich es auch und noch etwas mehr," entgegnete Olina und betonte jedes Wort scharf. In ihren Mienen spiegelte sich Aerger und Trotz.

„Du kannst meinetwegen wissen, was Du willst," unterbrach der Bursch sie und warf den Löffel zornig auf den Tisch.

„Wirf den Löffel nicht so," schalt sie laut, „es kommt wol noch die Zeit, da Du auch das Essen fortwirfst."

„Ich danke für solches Essen," sagte er.

„Es gab eine Zeit, wo Du anders dachtest," schnob sie.

Da fuhr der Bursch auf, stemmte beide Fäuste auf den Tisch und sah ihr drohend in's Gesicht:

„Die Zeit kommt nicht wieder."

„Ah nein, wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Das ist die alte Geschichte."

„Hast Du mich einmal angenommen, so mußt Du auch für mich sorgen," fuhr er sie an. „Du hättest mich gehen lassen können, ich habe Dich nicht gebeten."

Olina ward braunroth vor Zorn im Gesicht und bereitete sich auf eine böse Antwort vor, aber das Wort blieb ihr in der Kehle stecken, die der Schrecken ihr zusammenschnürte. Denn der Bursch stand auf und griff nach der Mütze. — Noch ein einziges hartes Wort hätte ihn in vollem Sinne zur Thüre hinausgetrieben. Als aber dieses Wort nicht gesprochen wurde, wandte der Bursch sich um und sah Olina offenen Mundes schreckengelähmt dasitzen. Da bereute der Bursch seine Heftigkeit und ging zurück zu Olina. Aber diesmal irrte Niels in seinen Voraussetzungen sich gewaltig.

Olina hatte bisher stumm dagesessen: Furcht und Ingrimm ließen sie keine Worte finden, als sie aber sah, daß der Bursch einlenkte, fand sie die Sprache wieder; gleich einer Henne, der man die Küchlein rauben will, sprang sie wüthend auf: „Du dankst mir weder für Pflege noch Essen, Du? — Du lauerst nur auf mein Geld. Aber ich werde mich hüten; ich kenne die Landstreicher-Natur, die Du in Dir hast."

Der Bursch war einige Schritte zurückgewichen vor ihr und starrte sie eiskalten Blickes an, und obgleich Olina mit ihren zornigen Augen ihn anfunkelte, mußte sie doch vor seinem ruhigen Blick den ihren scheu zu Boden schlagen.

„Du siehst gerade aus, als wolltest Du Einen schlagen," sprach sie und versuchte den Eindruck des Vorhergegangenen zu verwischen.

Aber Olina's Ueberlegung kam zu spät. Der Bursch schlug

im selben Moment in die Luft. „Das war für Dich!“ zischte er, wandte sich um, ging zur Thüre und zum Haus hinaus.

Olina saß gelähmt an Körper und Geist da; keines Wortes war sie mächtig. Sie sah Niels dicht an den Fenstern vorübergehen, — durch die grünen Scheiben gesehen, erschien sein Antlitz todtenbleich. Da durchzuckte es Olina: sie wollte ihn zurückrufen. Aber den vernünftigen Gedanken verdrängte der schlimme von vorhin: Niels kommt von selbst zurück. Wo sollte er auch hin; er hatte keine Zufluchtsstätte. — Mit diesem Gedanken ging Olina an die Arbeit und fuhr rastlos zum Haus hinaus und wieder hinein. Als sie endlich sich erschöpft fühlte, setzte sie sich vor den Feuerheerd und horchte hinaus in die Stille auf jeden Laut, bis es Feierabend ward, bis die Nacht anbrach und die Einsamkeit sie tieftraurig stimmte. Aber der Zorn des Burschen würde schon verfliegen; Niels würde schon Hunger spüren!

Die Gedanken erleichterten Olina's Herz endlich so weit, daß sie sich zur Ruhe begeben konnte.

Inzwischen war Niels rasch vorwärtsgegangen, und wenn einer oder der andere seiner Bekannten ihm begegnete, so glaubte er, der Bursch habe irgend ein bestimmtes Ziel. Das war keineswegs der Fall; er hatte nur das Verlangen, so weit und so schnell als möglich von einem Orte sich zu entfernen, der ihm länger als vierzehn Jahre eine Heimstätte gewesen war und ihm doch nur Lüge geboten hatte anstatt Wahrheit und Liebe. Niemals dorthin zurückzukehren, stand fest in ihm. So ging er denn eiligen Schrittes hinein in die Welt.

Es war zur Zeit der Heuernte. Der Tag war lang, und die Schatten der Nacht, die in den Thälern schwebten, schienen die Träume des halbwachen Schlummers zu sein, in dem die Natur lag. Die Erde war besäet mit Tausenden von bunten Blumen, die Sonne ging in einem Feuermeer unter, vergoldete die Kuppen der Berge und warf den letzten Purpurschein in die Thäler hinab. Kleine Birkenwäldchen kletterten zu den Höhen hinan und dufteten lieblich in der Abendkühle; hin und wieder sang ein Vogel sein Schlummerlied. Der Bursch hörte und sah von dem Allen nichts. Die Wuth, welche in ihm kochte, machte ihn blind für alles Andere. Er wollte eine möglichst weite Entfernung zwischen Olina's verwelktes und sein eigenes kräftig sprossendes Leben legen. Aus diesem Grunde ging er eiligen Schrittes auf ein unbestimmtes Ziel los, das die Ferne ihm verbarg, und hatte kein Auge für das Naheliegende. Die festliche Einladung der Natur war nicht an ihn gerichtet, sondern

mochte sich für die Schnecke eignen, die dort sich in den Thauperlen streckte und reckte — er hatte Anderes und Größeres vor!

Endlich war es spät geworden, die Nacht war heraufgezogen. Niels war ein gutes Stück gegangen und bis an die Felder des Pfarrhofs gelangt. Hier machte er zum ersten Male Halt, er ward sich bewußt, daß er einen Körper besäße und daß dieser vor Anstrengung bebe. In einiger Entfernung vor ihm zog sich Erlen- und Birkengebüsch in eine Felsschlucht hinauf. Dort ließ sich wol ein Ruheplätzchen finden. Kurz darauf legte Niels im Schutz des schattigen Gestrüpps sich zur Ruhe; die Müdigkeit überwand und milderte seinen Zorn, und er schlief so friedlich und still wie in jener Nacht, als er vor langen Jahren zum ersten Male sein Nachtlager auf Olina's Bank aufgeschlagen hatte.

Stunde auf Stunde verging. Die Schatten der Nacht schwanden dahin, und die kalten Schauer, welche den Anbruch des Tages verkündeten, wechselten mit dem steigenden Sonnenbrand. Der Bursch schlief ruhig und sorglos weiter, aber Traumbilder zogen an ihm vorüber. Etwas Großes, Stolzes, Freudiges und Hohes war immer in die Bilder gewebt, aber sie zerflossen allesammt in eine lange, ärgerlich dreinschauende Nasenspitze, und Olina's gebeugte Gestalt trat überall ihm entgegen, wie es seit vierzehn Jahren jeden Morgen der Fall gewesen war, wie sie jeden Morgen ihn aus dem Schlaf geweckt hatte. Da schlug der Bursch mit wilden Geberden um sich, wie man nach einer Wespe schlägt, die man tödten oder verscheuchen will, und sein hübsches Gesicht verzerrte sich, als habe er bittere Arznei genossen. — Aber der Ausdruck verschwand nach und nach wieder und machte einem tiefen Kummer Platz.

Im selben Augenblick hatte auch der Traum den Schleier zerrissen, welchen die Zeit in den langen sorgenfreien Jahren um Niel's Seele gewebt hatte, und die Erinnerung an längst vergangene Bilder ward wieder wach. — Er erblickte vor sich eine ärmlich ausgestattete Stube; eine bleiche, vergrämte Frau mit gefalteten Händen saß auf einem Stuhl. Ein kleiner blaugefrorener Knabe verbarg weinend sein Gesicht im Schooß der Mutter, und auf dem Todtenbett lag des Vaters Leiche, der die Krankheit ihre tiefen Spuren in die verfallenen Züge gegraben hatte. — Das Bild verschwand langsam in einen undurchdringlichen grauen Nebel, aus dem das Meer seine schäumenden Wogen heranrollte. Ein elendes kleines Boot trieb steuerlos auf den steuerlosen Wellen, und in dem schwankenden Kahn saßen die bleiche Frau und der frosterstarrte, zitternde Knabe.

Das brütende, unheimliche Dunkel der Nacht senkte mit den dichten Wolken sich herab auf die zischende, kochende See, und im Wüthen des Sturmes, im Rollen, im Schäumen, im Toben und Donnern des Meeres entschwand das Land den Augen der müden Schiffer. Da ward das Boot gegen die Felsen geschleudert, und die Frau stürzte über Bord in's Wasser. Aber in dem nämlichen Augenblick tauchte sie dem Boot zur Seite wieder empor und starrte dem Knaben ernst und mahnend in's Gesicht, während der Glanz des Lebens dahinstarb, der noch in ihren Augen sich spiegelte. — Beide Traumbilder traten dem Burschen deutlich wie im Glanz der Ewigkeit vor Augen und wichen nicht von ihm. Aber in dem Kampf mit dieser Qual gelangte das Leben endlich wieder zum vollen Bewußtsein: der Bursch schlug die Augen auf und erblickte um sich sonniges, grünendes Leben. Er trocknete die schweren Schweißtropfen, die ihm der Traum ausgepreßt hatte, von der Stirn, und suchte sich klar zu machen, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war.

Eine wunderliche Schlaffheit und Schwäche überkam ihn, als er des Geschehenen gedachte; es war ihm zu Sinn, als habe der Haß, der in ihm gährte, jedes Band zwischen Olina und ihm zerschnitten. Sein ganzes Verhältniß zu ihr hing gleich einem zerrissenen Gewebe vor ihm; wo er es halten wollte, fühlte er nur die zerflatternden Fäden in seinen Händen. Aber je mehr und je länger er nachdachte über sein Leben mit Olina und sein Verhältniß zu ihr, desto klarer ward ihm Eins: Olina hatte ihn nie geliebt und er hatte Olina gleichfalls nicht geliebt. Denn hätte sie ihn wirklich wie eine Mutter geliebt, er hätte ihr sein Herz zu eigen gegeben, so wahr ein Gott lebte. So aber hatten sie nur Nutzen von einander gehabt. — Der Bursch erhob sich; ein kalter Schauer ging ihm durch Mark und Bein; er zog die Brauen zusammen und starrte finster vor sich hin. Aber die gefaltete Stirn glättete sich eben so schnell wieder und ein rascher, fester Entschluß stand darauf geschrieben.

Noch waren die Erinnerungen der Kindheit in ihm wach, und er vertiefte darein sich und rief sich auch den kleinsten Umstand wieder zurück in's Gedächtniß. Sein Vater hatte die Gesundheit geopfert, um für sich und die Seinen das kümmerliche Brod zu verdienen; die Mutter war unter den schweren Schlägen des Schicksals in jungen Jahren zusammengebrochen, und schließlich war sie in den Tod gegangen, als sie für ihr einziges Kind zu sorgen sich bemühte. — — — Warum war ihm das Alles niemals früher in's Gedächtniß gekommen? Zu jeder Stunde hatte er das Bedürfniß gefühlt, irgend etwas Gutes, Herzliches sein eigen

zu nennen; hier hatte er auf einmal, was er suchte: die heiligen, mit stiller Wehmuth durchtränkten Erinnerungen der Kindheit. In dies Heiligthum konnte er jederzeit eintreten, hier fand er den Halt, der ihm nicht unter den Händen wieder verschwand.

Ein unbeschreibliches Gefühl durchzuckte den Burschen, als die Erinnerungen wehmuthsvoll, aber doch wie erquickender Sonnenschein vor ihm aufbebten und die Thränen seiner Seele hinwegküßten. Er war in dieser Stunde ein neuer Mensch, ein Mann geworden: er hatte das Erbe seines Vaters angetreten. — Eine Thräne perlte in seinen blauen Augen, und innerlich getröstet blickte er auf zum sonnig blauen Himmelsdom — — Ließ sich wol das schwere, ernste Erbe umarbeiten und ausmünzen in Dank und Freude? Es galt den Versuch. — — Kurz darauf brach er durch das Gestrüpp und betrat den gebahnten Weg. Hier machte er eine Weile Halt und überlegte. Er schaute nicht gerade freudig in die lachende, sonnige Welt, als er so dastand, aber guter Muth leuchtete aus seinen klaren Augen. Er war nicht länger Niels Pladsen, wie Olina ihn zu nennen pflegte, um seinen Hochmuth zu wecken und ihn an sich zu fesseln, — er war einfach ein Mensch, der im Begriffe stand, durch seiner Hände Arbeit redlich sein Brot sich zu erwerben. Und hier im heilig-hehren Tempel der Natur und vor Gottes Angesicht gelobte er sich selber, unermüdlich und treu zu arbeiten.

Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen. Viele Leute, die zur Kirche wollten, kamen zu Fuß oder zu Wagen daher und tauschten Gruß und freundliche Worte aus. Der lichte Sonnenschein und die festliche Stimmung der Sonntagsruhe machten gesprächig und stimmten die Saiten der Seele hell und rein. Ein bejahrter Mann, der an zwei Stöcken vorüberhinkte, bot dem Burschen: „Guten Muth!“ und nickte ihm freundlich zu. Niels mußte unwillkürlich lächeln. War es eine gute Vorbedeutung? Er ging mit den Uebrigen zur Kirche.

Vor der Kirche waren zahlreiche Menschen versammelt. Alle drängten sich zu den Stühlen, um, wenn irgend möglich, einen Sitzplatz zu erhalten. Viele mußten mit Stehplätzen vorlieb nehmen; unter diesen war Niels. Er stand ein wenig gebückt, an einen Stuhl gelehnt und sah vor sich nieder; er hatte ein tiefes Bedürfniß, die Augen zu schließen und die Umgebung nicht zu beachten; er wollte nur mit den Erinnerungen der Kindheit sich beschäftigen, die noch in der gleichen herrlichen Klarheit vor seiner Seele standen.

Auf dem äußersten Ende des Stuhls, an welchem der Bursch lehnte, saß ein junges, hübsches und reichgekleidetes Mädchen,

welches das entgegengesetzte Bedürfniß wie der Bursch zu haben schien. Sie hatte nicht einen Augenblick Ruhe. Einen Augenblick saß sie steif und unbeweglich wie eine Bildsäule da, im nächsten Augenblick glich sie einem Insekt, das, während es noch ruht, fortwährend die Flügel entfaltet, um davonzufliegen. Bald hatte sie mit der Broche, bald mit der Schürze zu thun, — dann fiel ihr das Taschentuch zu Boden; sie nahm es auf und rollte es zu einer Düte zusammen, die sie eine Weile zwischen den gefalteten Händen hielt. Unter all' dieser Unruhe und Beweglichkeit heftete sie aber doch die Augen bald auf den Einen, bald auf den Anderen, sehr häufig auf Niels. — Der Bursch war anfangs nicht empfänglich für diese Blicke; schließlich verursachten sie ihm aber eine gewisse Unruhe, und er sah über die hohe Lehne des Stuhles nach dem jungen Mädchen hinüber. Als hätte sie nur auf diesen Moment gewartet, begegnete sie dem schwermüthigen Blick des Burschen mit einem strahlenden Lächeln. Verwundert sah der Bursch nach einer anderen Richtung, allein die Neugierde ließ ihm keine Ruhe und kurz darauf blickte er wieder zu dem jungen Mädchen hinüber, die ihn mit dem gleichen Lächeln von vorhin grüßte. Er fühlte sich wundersam ergriffen, und obgleich er mehrmals die Blicke schnell abwandte, mußte er sie doch immer wieder den strahlenden Augen zukehren und erwiderte schließlich Lächeln mit Lächeln.

Endlich war der Gottesdienst beendet, und alle Leute drängten und beeilten sich, um wo möglich alle auf einmal die Kirche zu verlassen. In diesem Gedränge verlor Niels das schmucke junge Mädchen aus dem Gesicht, und erst draußen, wo die Massen sich entwirrten und trennten, ward er ihrer wieder gewahr. Sie stand an der Seite eines alternden, hochgewachsenen Mannes mit klugem und offenem Gesicht. Nun bemerkte er erst, daß sie das Kopftuch der Frauen trug. War sie verheirathet und mit wem? Der alte Mann, neben dem sie stand und an den sie sich so fröhlich lachend anschmiegte, mußte ihr Vater sein. Niels trat näher.

„Du hast einen weiten Weg zur Kirche, Knud Vebseth," rief einer der Umstehenden dem Manne zu.

„Ah, er ist nur gekommen, um seine junge Frau zu zeigen," sagte ein Anderer, welcher in Niels' Nähe stand, und belachte die eigenen Worte.

Niels fühlte sich unbehaglich berührt und zog sich zurück. Er ging zur Seite, wo die Wagen standen, aber selbst hier fing er das eine oder andere Lächeln der jungen Frau auf — ein

Liebeszeichen, nach welchem er sich so oft von Herzen gesehnt, das ihm aber nie zu Theil geworden war.

Endlich sagte Knud Vedseth den Umstehenden Lebewohl und führte seine junge Frau hinüber, wo das Fuhrwerk stand. — Eine gewisse Strenge lag auf seinem Gesicht, aber so oft er seine junge Frau ansah, ging die Strenge in Milde und Freundlichkeit über. Sein junges Weibchen sah sich überall unruhig um und trug eine solche Lebhaftigkeit zur Schau, als wollte sie entweder jeden Augenblick davonlaufen oder einen Sprung thun. Und das Alles aus reinem Uebermuth und kindlichem Vergnügen. Knud Vedseth brachte den hübschen zweirädrigen Wagen in Ordnung, und bei dieser Beschäftigung trafen seine Blicke einmal auf Niels. Das erste Mal grüßte er ihn nicht, als er aber den Burschen zum zweiten Mal anblickte, nickte er ihm freundlich zu und sagte guten Tag. Niels sah darin eine Einladung, trat näher und bot seine Hülfe an, die mit einem höflichen Dank von Seiten Knud's und mit hundert freundlichen Lächeln seitens der Frau angenommen ward. Endlich war am Wagen Alles in Ordnung, Knud Vedseth hob seine junge Frau hinein, nahm an ihrer Seite Platz und schwang die Peitsche, um das Pferd anzutreiben, während Niels grüßte und zurücktrat.

„Wo bist Du her?" fragte Knud, während er Niels nochmals ansah.

„Ah ... ich gehöre eigentlich nirgends daheim," antwortete der Bursch.

„Was bist Du denn?" fragte wiederum Knud.

„Ah," zog Niels langsam, „ich bin was Du siehst."

„Das kann vielerlei sein," lachte der Mann. „Dienst Du irgendwo?"

„Nein, das thu' ich nicht," seufzte Niels und sah vor sich nieder.

„Wenn Du Lust hast, während der Heuernte in Dienst zu treten, kannst Du zu mir kommen," sprach Knud freundlich. „Mein Hof heißt Vedseth und liegt dort drüben, und mein Name ist Knud Vedseth. Du kannst meinen Hof bis Feierabend erreichen, und Du wirst willkommen sein."

„Ich weiß nicht," sagte Niels ausweichend. Wohl wünschte er, den Vorschlag anzunehmen, aber die Unruhe, die ihn durchbebte, machte ihn wankend in seinem Entschluß. Das Lächeln, das ihm jeden Augenblick gleich einem freundlichen Sonnenstrahl entgegenleuchtete, lockte ihn: das war eine freundliche Aussicht für die Zukunft. Aber wohin führte ein derartiges Verhältniß?

„Ja, thu' was Du willst," meinte Knud und versetzte dem Pferd einen Peitschenhieb, daß es pfeilgeschwind dahinschoß.

Je kürzer die Zeit, desto schneller pflegt der Entschluß zu sein.

Niels überlegte sich noch einmal den Vorschlag, seine Bedenken wichen und er rief so laut er konnte, den Davonfahrenden nach: „Ich komme!"

„Ja, gut!" schrie der Mann zurück, und der Wagen verschwand in einer Staubwolke, in welche die hellen Sonnenstrahlen flimmernde Goldkörner streuten.

Niels stand eine Weile wie betäubt da, — sein Schicksal hatte sich wie mit einem Zauberschlage geändert. Aber wenn er noch heute das Ziel seiner Wanderung erreichen wollte, so durfte er keine Zeit verlieren. Sonst brach abermals die Nacht über den Heimathlosen herein. Er raffte sich auf und folgte der Spur des leichten Wagens, die ihm ein Winken zu einer freundlichen Begegnung zu sein schien.

Die Sonne war bereits hinter die Berge gesunken, als Niels auf Knud Vedseth's Gehöft anlangte. Mit klopfendem Herzen betrat er die Stube, in der Knud Vedseth an der Seite seiner hübschen Frau saß und mit den Dienstleuten gemeinschaftlich die Abendmahlzeit verzehrte. Er wurde freundlich aufgenommen, und es währte nicht lange, so saß er wohlgeborgen da, und die strahlenden Augen der jungen Frau weilten wieder auf seinem Antlitz. Es war plötzlich eine Scheu über ihn gekommen, so daß er nicht wagte, den leuchtenden Blicken zu begegnen — er wußte selbst nicht recht warum. Die Erinnerungen der Kindheit zogen in diesem Augenblick noch einmal in wechselreichen Bildern vor ihm herauf, und zwischen diesen Erinnerungen und den lockenden, strahlenden Augen lag eine weite, weite Entfernung.

Einige Fragen wurden an ihn gerichtet: ob seine Eltern am Leben wären, — ob er keine Geschwister habe? — Niels antwortete, daß er keine lebende Seele sein nennen könne, daß er ein angenommenes Kind sei, daß er nun sein Brod verdienen wolle. Bei seiner Antwort sah er auf und begegnete wieder den sanften Blicken, und Alles, was die Augen in diesem Augenblick ihm boten an Güte und Trost, das zog wie lichter Sonnenschein erquickend friedereich ihm durch die Seele, daß alle trüben Erinnerungen verschwanden wie der Nebel vor dem siegenden Himmelsstrahl zerflattert und zerstiebt. — Da fühlte der Bursch sich wie von einer schweren Verantwortung befreit, und in seinem Blicke gab er Dank und Güte zurück. — Unbefangen ließ er die Augen über das versammelte Gesinde schweifen, um sich

mit Allen näher bekannt zu machen, und überall trafen seinen Blick freundliche Blicke wieder; nur ein einziges junges Mädchen begegnete ihm kalt, ja, mit höhnischer Kälte. Hoch und stolz aufgerichtet saß sie da und ließ den frostigen, spöttischen Blick über Alle kalt dahinschweifen. Das Mädchen trug eine ungewöhnliche Schönheit zur Schau: sie war licht und schmuck wie die Blume des Lenzes, aber ihre Wangen waren eingefallen und um ihren Mund zuckte ein tiefer Zug von Gram und Kummer. Niels konnte den Blick nicht abwenden von dem Mädchen; verloren in Gedanken saß er da und starrte sie an. Wie kam es nur, daß bei ihrem Anblick der Kindheit Traum auf's Neue emporblühte und rege ward in seiner Seele? Er senkte einen Moment den Blick; als er die Augen wieder erhob, begegneten sie einem Blick des Mädchens, so rein und klar, daß er in Demuth die Augen wieder niederschlagen mußte. Denn dieser klare, scharfe, feste Blick ließ gleich einem Stern über seinen Gedanken den Wunsch aufgehen: eben so stark und selbstbewußt zu sein.

„Das ist meine Tochter Sylvi, die Du dort siehst," sagte Knud, der mit den Augen dem Blick des Burschen gefolgt war. Das Mädchen ward feuerroth. „Ich vergaß Dir zu sagen, daß wir ihn an der Kirche getroffen haben," wandte Knud sich an das Mädchen, während er dem Burschen freundlich zunickte.

„Damit habe ich ja nichts zu thun," entgegnete sie stolz, erhob sich und ging eilig zur Thüre hinaus.

„Hm," machte Knud und sah dem Mädchen mit einem mißmuthigen Blicke nach. Niels fühlte sich unbehaglich berührt. Es schien ihm, als gäbe es in der Familie ein Verhältniß, das die Quelle von Mißvergnügen und Verdruß wäre; als er dann die Blicke forschend der jungen Frau zuwendete, glaubte er auf ihrem Gesichte noch den Ausdruck leichten Schreckens zu sehen, aber dieser Ausdruck, wenn er überhaupt vorhanden gewesen war, ging schnell genug in das alte Lächeln über.

Niels schloß sich den anderen Dienstleuten an und that die ihm übertragene Arbeit mit Eifer und Lust. — Aber in seine Seele waren zwei Saamenkörner niedergelegt, die gleichzeitig aufkeimten und sich entfalteten. Der Augenblick mußte kommen, wo er zwischen beiden zu wählen hatte. Von beiden die Frucht zu pflücken, war nicht möglich. Dieser Gedanke kam dem Burschen indessen nicht, sondern er fühlte in sich nur die wachsende Unruhe, welche in jedem Herzen lebt, das nach einem Lebensziel sich sehnt. — Das größte Lebensziel — das Ziel, das alle anderen in sich begreift — ist für Mann und Weib eine Wahl für's Leben

zu treffen. Diese Wahl verursachte Niels tiefe Seelenqual und Unruhe.

Inzwischen verging die Zeit; zwei Monate waren bereits vorüber, und Knud hatte den Burschen im Zusammenleben und bei der Arbeit derart liebgewonnen, daß er ihm nicht allein einen festen Dienst anbot, sondern ihn sogar bat, daß er bei ihm bleiben möge. Wieder überlegte Niels seine Stellung und das Verhältniß auf dem Hof, seine Aussichten für die Zukunft. Bisher hatte er sich in keiner Weise gebunden, nun sollte er zusagen für längere Zeit, vielleicht für's Leben. Wohin führte es, wenn er Knud's Vorschlag annahm?

Eines Abends saß Niels beim Sonnenuntergang auf einem stillen, einsamen Plätzchen in der Nähe des Gehöftes. Die Bäume standen noch grünbelaubt, prangend da, und in einem größeren stillen Gewässer spiegelten sich die röthlich angehauchten Abendwolken. Niels war in Nachdenken versunken, das schließlich mit der Frage endete, mit welcher es begonnen hatte: sollte er Knud's Vorschlag annehmen oder seiner Wege gehen? Auf der einen Seite stand eine ungewisse Zukunft und die liebeleere Einsamkeit, ein langer dunkler Winter und unfreundliche Menschen; auf der anderen Seite war Sorglosigkeit, stille Freude und — — Das, wo vor ihm bange war, das ihn aber unwiderstehlich anzog: die freundliche Güte der jungen Frau — und Sylvi's stolze Zurückhaltung. Das Mädchen war und blieb in Verbindung mit den Erinnerungen seiner Kindheit und hielt in ihrer stolzen, abweisenden Haltung ein ernstes, hohes Lebensziel ihm aufrecht — so daß er mit innerlicher Zuneigung zu ihr sich hingezogen fühlte: zugleich aber konnte er auch nicht der kindlichen Zärtlichkeit der jungen Frau entbehren, die ihm Ersatz und Schutz gegen die Kälte des Mädchens zu bieten schien. Bisweilen zog Sylvi ihn an mit jenem Blick, der ein Widerschein alles Leuchtenden in der Welt zu sein schien, aber wenn er dann sich ihr näherte, und jeder Zug in seinem hübschen Antlitz die stumme Bitte aussprach, mit seinem ganzen Leben dieser leuchtenden Klarheit zu eigen sein zu dürfen, wußte sie ihn auf eine Art und Weise abzuweisen, daß nach Niels' Meinung eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Beiden sich aufbaute.

In solchen Gedanken saß Niels da und träumte sich schließlich in ein stilles Wohlsein hinein, das mit den herrlichen Bildern des Abends in Eins zusammenfloß. Da kam Jemand schnellen Schrittes auf ihn zu. Der Bursch sah auf, und eine brennende Röthe überflammte seine Wangen — es war die junge Frau,

die gerade auf ihn zuschritt. Er hatte sich erhoben und versuchte, ihr zuzulächeln, aber der Versuch glückte nicht; — es war ihm so angst zu Muth, er wußte selbst nicht weshalb.

Auch sie that die letzten Schritte zögernd, obgleich sie anfangs schnell herangekommen war. Obwohl sie das Haus verlassen hatte mit dem Vorsatz, Niels zu treffen, den sie hatte fortgehen sehen, und obgleich ihr freundliches Lächeln sie während des ganzen Weges begleitet hatte, stand sie doch jetzt vor dem Burschen befangen und keines Wortes mächtig. Nachdem sie einige Male vergeblich versucht hatte, ihn anzulächeln, senkte sie die Augen zu Boden und brach in Thränen aus.

„Weshalb weinst Du?" fragte der Bursch weich. Sie gab keine Antwort; eine Weile standen sie so einander schweigend gegenüber. Da erhob sie das thränenbenetzte Angesicht zu ihm — ihre Lippen bebten; über ihrem Antlitz schwebte nicht länger der kindliche Zug von früher, der sich unter Thränen in Lächeln verwandelte, nein — die junge Frau schien in diesem Augenblick körperlich und geistig gewachsen zu sein: der Verstand war in ihr zum Bewußtsein erwacht; sie fühlte, daß sie ein Herz hatte, dem jetzt Schmerz oder Lust zu Theil werden sollte. Und Schmerz oder Freude konnte der junge Bursch, der dort vor ihr stand, ihr mit einem einzigen Worte geben.

Niels stand vor ihr klopfenden Herzens, und das ungesprochene Wort, das auf ihren Lippen bebte, traf ihn in die tiefste Seele. Er mußte dieser Ungewißheit ein Ende machen, und so sprach er klar und fest, indem er jedes Wort betonte: „Du weißt wol schon, daß ich morgen fortgehe?"

Sie sah ihn erschreckt an; dann suchte ihr Blick wieder den Boden, sie wurde bleich wie der Tod und zitterte wie Espenlaub, — es schien, als müßte sie in die Knie sinken.

„Nimm Dich zusammen!" bat der Bursch und stützte sie. „Du stehst hier nicht gut, — komm, lass' uns heimgehen — Dein Mann erwartet Dich gewiß."

Sie rührte sich nicht von der Stelle, ihre Hände nur machten sich mit ihrem Anzug zu schaffen, und dann wich sie langsam zurück vor seinem ausgestreckten Arm, als wolle sie auf immer sich von ihm trennen.

„Geliebte!" bat er mit bebender Stimme und streckte die Hand nach ihr aus.

Da schlug sie die Augen zu ihm auf und sah ihn sanft und wehmüthig an, schob leise seine Hand zurück und seufzte. Aber dieser Seufzer kam aus tiefstem Herzen und galt dem Ernst des Lebens. — „Hab' Dank, ich kann allein gehen," sagte sie

tonlos, und als besinne sie sich einer Lehre, fügte sie lauter hinzu: „Mein Mann erwartet mich gewiß.“ Damit ging sie fort, ohne sich umzusehen und verschwand an einer Krümmung des Weges.

Niels stand wie gelähmt da; ein schmerzliches Gefühl durchzuckte ihn.

Es war ihm, als müsse er sie zurückrufen, und doch hätte er um Alles in der Welt es nicht gethan. Da erklang in seiner Nähe ein kurzes, spöttisches Lachen; er fuhr unwillkürlich zusammen; als er sich umsah, stand Sylvi vor ihm.

„Ha, ha! — also das hattet Ihr miteinander!“ rief sie aus und trat gerade vor ihn hin. „Du weichst vor mir zurück?“ fügte sie hinzu, als der Bursch sich zur Seite kehrte und sie zornig anschaute.

„Ja, wenn ich zurückweiche, weiche ich nicht vor Dir, sondern vor dem Bösen zurück,“ antwortete er. „Ich bin oft genug vor Dir zurückgewichen, aber nur, weil ich mich zu Dir hingezogen fühlte, und weil ich jedesmal dachte, es sei thöricht, mich an Dich zu wagen.“

„Glaubst Du das noch?“ fragte sie.

„Ja, ich glaube es noch,“ erwiderte er gedehnt.

„Hast Du sie nicht gern?“ fragte sie wieder.

„Nicht anders, als wie man jedes hübsche Frauenzimmer gern hat,“ antwortete der Bursch. Aber die Antwort gab ihm einen Stich in's Herz, es schien ihm, als habe er ein Unrecht begangen, als habe er sie verleugnet. Und doch hatte er die Wahrheit gesprochen.

„Ja, dann hat sie Dich gern,“ unterbrach ihn stolz das Mädchen. „Und nun geht sie hin und weiß sich einzuschmeicheln — und er glaubt an sie wie an das Evangelium.“

„Meinst Du Deinen Vater?“ fragte der Bursch. „Wenn Du ihn meinst, so wüßte ich nicht, daß er irgend Jemand mehr glauben und vertrauen könnte als seiner Frau. Wir trafen uns hier, das ist wahr, aber es war eine zufällige Begegnung. Ich wollte sie heimgeleiten, weil ich glaubte, ihr sei nicht wohl; aber sie lehnte meine Begleitung ab.“

„Was sagte sie?“ fragte Sylvi und heftete die Augen klar und durchdringend auf ihn.

„Nichts, was Du mir glauben würdest.“

„Ich weiß dennoch, was sie meinte,“ schnitt das Mädchen ihm das Wort ab und drehte ihm den Rücken.

„Es ist gut, daß ich es weiß,“ sprach er. „Aber Du denkst Schlechtes von Deiner Stiefmutter und das ist nicht hübsch.“

Sylvi drehte sich um und sah ihn höhnisch an.

„Aber mir kann es ja schließlich gleichgültig sein," warf er trotzig hin. „Ich gehe morgen fort — und ärgere mich nicht weiter über Das, was Du denkst." Mit diesen Worten ging Niels fort und Sylvi blieb allein zurück; eine seltsame Unruhe und Ungewißheit überkam sie.

Es war spät am Abend, als der Bursch die Wohnstube betrat. Das Abendessen war vorüber, und das Gesinde bereits zur Ruhe gegangen. Nur Knud und seine junge Frau saßen noch am Tisch. Niels blieb unwillkürlich an der Thüre stehen und scheute sich, das Schweigen zu brechen; die Anderen schwiegen auch. So verging eine Weile. Was war geschehen? Knud schien plötzlich um mehrere Jahre gealtert; es sah fast aus, als sei er von einer tödtlichen Krankheit erstanden. Sein junges Weib lehnte bleich und mit geschlossenen Augen sich an ihn, als suche sie nach Kampf und Streit Frieden und Ruhe bei ihm.

Endlich nahm Knud das Wort und sprach mit tiefer Stimme: „Du willst morgen fort, wie mir meine Frau sagt?"

„Ich dachte," antwortete leise der Bursch.

„So zieh' mit Gott," setzte der Mann hinzu.

„Habt Dank für alles Gute!" sprach der Bursch mit zitternder Stimme und wandte sich, um zu gehen.

„Hab' selber Dank!" sagte Knud, richtete seine junge Frau behutsam auf und ging mit ausgestreckter Hand auf den Burschen zu. Niels sah einen Augenblick lang zu ihm auf und wollte Etwas sagen, doch Knud's Miene schien die Worte abzuwehren. So schwieg er. Dann schüttelten sie einander kräftig die Hand, und der Bursch ging.

Schon bei Tagesanbruch war Niels wach und bereitete sich vor zum Aufbruch. Er fühlte sich erleichtert durch den Gedanken, in andere Verhältnisse zu kommen, und eine trostreiche Milde durchzog seine Seele, als er im Glanze der aufgehenden Sonne das Gehöft verließ. Er hatte sich in der Nacht vorgenommen, auf dem Pfarrhof seine Dienste anzubieten, und weil er den Pfarrer als einen wohlgesinnten braven Mann kannte, der ihm gewiß mit Rath und That gern beistehen würde, verursachte diese Vorstellung ihm Ruhe und Zufriedenheit. Auch das Gedenken an den gestrigen Tag erregte eine gewisse Befriedigung in ihm, weil er durch sein Verhalten das Unrecht in Recht verwandelt hatte. Er ging nun allein und einsam seinen Weg. Dem jungen Weibe war auf einmal das Verständniß des Schicksals gekommen, dem sie gleichsam im Kinderspiel zu eigen sich gegeben hatte, — und auch Knud Vedseth, so schien es,

waren plötzlich die Augen geöffnet darüber, welche Schuld und Verantwortung er mit dieser ungleichen Verbindung auf sich geladen hatte. Nur Sylvi allein schien unversöhnt. Der Gedanke an das Mädchen war Niels unangenehm und erweckte ihm Pein; er suchte sie zu vergessen, aber im selben Augenblick trat das Mädchen hinter dem Felsvorsprung hervor, der sie gestern seinen Blicken verborgen hatte. Der Bursch machte Halt und wich wie zögernd zurück; aber es ward ihm doch so freudig froh zu Sinn, und in seinem strahlenden Blick flog ihr doch sein Herz entgegen. Das Mädchen schwieg und blickte verlegen drein.

„Treffen wir uns zufällig oder bist Du absichtlich gekommen?“ fragte er.

„Ich mag nicht, daß Du von mir sagst, ich sei schlecht,“ antwortete sie.

Der Bursch wollte sprechen. „Nein, schweig',“ schnitt sie ihm das Wort ab, „es soll kein Wortwechsel daraus entstehen. — Ich weiß wohl, Du denkst gleich den Anderen, daß ich schlecht bin gegen meine Stiefmutter. Ja, ich kann sie nicht leiden. Denn es ist kaum ein Jahr her, daß meine Mutter starb, und jetzt sitzt er da mit einer neuen Frau. Ich muß es täglich ansehen und kann es nicht ertragen! — Meine Mutter hatte sie aus Mitleid auf den Hof genommen. Sie war ein armes kleines Ding, das weder Eltern noch Geschwister hatte.“

„Gerade wie ich,“ unterbrach sie der Bursch.

Sylvi schaute ihn an und bedachte sich einen Moment lang. „Aber ich weiß, Du hast Dir nichts erschlichen, wie sie es gethan hat. Nun sitzt sie übermüthig da, und ich muß zurückstehen. So etwas wurmt.“

„Sie gönnt Dir alles Gute,“ sagte Niels.

„Ich sollte ihr eigentlich alles Gute gönnen und nicht sie mir,“ unterbrach ihn das Mädchen.

„So geh' doch fort,“ sprach muthig der Bursch.

„Meinst Du, ich sollte um Brot dienen?“ fragte sie und sah ihn kalt an.

„Nein,“ entgegnete er, „das ist meine Meinung nicht, — aber — — — wenn Du wolltest wie ich — liebtest Du mich, wie ich Dich liebe — — — und wolltest Du mir folgen — — —.“

„Der Tag wird wol nicht kommen, an dem ich vom Hof gehe mit einem Knecht, der weder Haus noch Heimath hat!“ fiel sie ihm in's Wort und lachte höhnisch auf.

„Aber wenn er von Dir so viel hält wie von seinem eigenen

Leben, und wenn er Muth besitzt, sich selbst seinen Weg zu bahnen?"

„Nein, Du sollst bedankt sein," sagte sie, nickte ihm zu und ging fort.

„Wart'!" rief der Bursch ihr nach. Sie stand still und sah zurück.

„Ich weiß doch vielleicht Rath. Wo treffe ich Dich, wenn die rechte Zeit gekommen ist?"

Wiederum erhob sie die Augen voll und klar zu ihm und wieder strahlte der leuchtende Blick ihm entgegen. „Wenn Dir Dein Vorhaben gelingt, triffst Du mich an dieser Stelle," sprach sie fest, sagte ihm Lebewohl und ging dem heimathlichen Gehöfte zu.

Niels sah dem Mädchen nach, bis dessen schlanke Gestalt seinen Blicken entschwunden war. Dann aber verfolgte er seinen Weg schnell und ausdauernd, während ein glückliches Lächeln um seine Lippen spielte. Eine neue Hoffnung war in dieser Stunde ihm aufgegangen, die ihm ein tröstender, freundlicher Stern für's Leben zu werden versprach.

Ein Gedanke war ihm gekommen, den er auszuführen beschloß: er wollte den ersten Schritt thun zur Aussöhnung mit Olina und sie um Verzeihung bitten. Denn ein so reiches, volles Licht hatte Sylvi's klarer Blick in seiner Seele entzündet, daß selbst Olina mit guten wohlmeinenden Zügen in dem welken Gesicht vor ihm stand, und daß er allein fast alle Schuld an dem Geschehenen sich beimaß. Dies Bewußtsein stärkte seinen Muth: je größeres Unrecht er hatte, desto mehr Hoffnung durfte er hegen. — Hatte er Olina nur erst versöhnlich gestimmt, so wollte er sie schon gewinnen für seine Pläne. Aber Olina versöhnlich zu stimmen — ihrer höhnenden Reizbarkeit gegenüberzustehen und für Böses Gutes zurückzugeben — machte dem Burschen doch schwere Sorge; ein kalter Schauer durchrieselte ihn. Nichtsdestoweniger ging er hurtig darauf los, um noch beim Tageslicht Olina's Haus zu erreichen. War sie hart und rauh, so wollte er sanft und gefügig sich zeigen. Er bat ja nicht für sich allein.

Mit diesem Gedanken, der seinen Muth stets neu belebte, erreichte er bei sinkender Sonne endlich Olina's Wohnung. Er hatte nur nöthig den Abhang hinabzugehen und den Bach zu überschreiten, so war sein Ziel erreicht. Niels setzte sich, um ein wenig auszuruhen. Er war von frischem Muth beseelt und erwartete das Beste; er wollte in jeder Weise sich zusammennehmen.

In dem gleichen Augenblick trafen seine Blicke Olina, die

mit einer Ladung Wachholdergesträuch aus dem Gestrüpp hervortrat. Sie trieb eine Ziege vor sich her, die an einen Strick gebunden war, den Olina sich um den Leib befestigt hatte. Sie ging langsam und schwerfällig dahin, vornübergebeugt und stützte sich auf einen knorrigen Ast; die Wachholderzweige standen ihr gleich einem Busch über den Kopf; sie sah so sonderbar aus, daß der Bursch fast in lautes Lachen ausgebrochen wäre; ja, es wunderte ihn eigentlich jetzt, daß er sie nicht früher stets mit Lachen empfangen hatte. — Aber Olina hätte sich sicherlich nicht auslachen lassen; sie war zu hart und fest dazu. Wäre sie das nicht gewesen, so hätte sie auch nicht einsam und verlassen durch's Leben zu gehen brauchen. Denn Der, über den man sich lustig macht, hat doch Freunde; die Fehler, welche bei Anderen noch so viel Theilnahme erregen, daß sie belacht werden können, sind stets der Vergebung sicher.

Der Bursch hatte sich erhoben, um Olina von Weitem seinen Gruß zuzusenden. Aber ob Olina ihn nicht sah, oder ihn nicht bemerken wollte, genug, sie schritt zum Bach hinab, ohne sich um ihn zu bekümmern. An der Brücke, die auf das jenseitige Ufer führte, machte sie eine Weile Halt, um den Strick mehr zu befestigen. Dann versetzte sie mit dem knorrigen Zweig, den sie in der Hand trug, der Ziege einen Schlag, so daß das Thier in weiten Sätzen dahinsprang, daß Olina nur im Stande war, stolpernd und hinkend über die nur aus unbehauenen Baumstämmen bestehende Brücke der Ziege nachzufolgen.

„Nimm Dich in Acht!" schrie der Bursch ihr zu und kam zugleich vollen Laufs den Abhang herunter.

„His!" zischte Olina und versetzte der Ziege einen zweiten Schlag, so daß diese wild aufmeckerte, mit einem Sprung in den Bach setzte und Olina nachzog. Da schwamm nun die Ziege lustig stromabwärts und Olina trieb hinterher gleich einem Wachholderbusch.

Der Bursch war zur Hülfe bei der Hand. In einer Minute war er über die Brücke und jenseits, wo das Ufer flach und niedrig war. Hier warf er die Jacke von sich und sprang in den Bach. Olina und die Ziege wurden rechtzeitig gerettet.

Olina saß eine Weile wie betäubt am Ufer und erholte sich von dem Schrecken, und Niels suchte seine Jacke. Aber sobald Olina ihrer Sinne wieder vollkommen mächtig, sobald ihr zum Bewußtsein gekommen war, was eigentlich mit ihr geschehen sei, sprang sie auf, zog die Ziege fort, die nach dem kalten Bade an einigen Büscheln Gras sich zu erholen suchte, schüttelte einen

Regenschauer aus den Wachholderzweigen und setzte sich abermals in Gang, ohne von dem Burschen auch nur Notiz zu nehmen.

Dieser war keineswegs gewillt, eine so vortreffliche Gelegenheit unbenutzt sich entgehen zu lassen; er folgte Olina auf dem Fuße.

„Soll ich nicht die Ziege nehmen?" rief er Olina zu.

„Ich kann meine Sachen allein besorgen," entgegnete sie, „ich habe es nun zwei Monate lang gethan."

„Ah, in der gleichen Weise, wie dort im Bach," sagte lachend der Bursch.

„Es hat Dich Niemand gebeten, mir zur Hülfe zu kommen," zischte Olina ihn an.

„Nein, nein," beruhigte er sie, „Du sollst auch weiter nichts Böses von mir hören, — ich sehe ein, daß ich ohnedies Unrecht habe."

„Also bist Du endlich zu der Einsicht gekommen, Vater?" fragte sie spitz und lachte dazu.

In der Seele des Burschen leuchtete ein Rachegedanke auf, aber weich gestimmt wie er war, verscheuchte er den Gedanken und seufzte nur. „Du solltest mir ein gutes Wort gönnen, Olina!" bat er. „Ich weiß wohl, daß ich Dir nicht immer auf die rechte Weise entgegengekommen bin und erkannt habe, was Du für mich gethan hast, — aber ... ich will es wieder gut machen ..."

Olina's Augen strahlten vor Freude. Das war Wasser auf ihre Mühle. Aber diese Mühle mahlte kein Getreide für Gottes Reich. Den Burschen gedemüthigt zu sehen, bereitete Olina unsägliche Freude, — ihn gänzlich niederzudrücken, um ihn nachher zu belohnen gleich einem kriechenden Hunde, — derartige Gedanken durchzuckten sie. „Was willst Du denn von mir?" fragte sie und schüttelte einen neuen Regenschauer aus den Wachholderbüschen.

Der Bursch athmete schwer; eine dunkle Röthe überzog seine braunen Wangen. „Ich habe ein Mädchen getroffen," sagte er.

„Ein Mädchen!" rief Olina aus und blies sich auf. „Was willst Du mit einem Mädchen? Armer Schlucker! der Du Nichts besitzest und Nichts zu erwarten hast."

„Ich dachte," fuhr er demüthig fort, „wenn Du uns Wohnung geben wolltest ..."

„Oho! Schaut der Fuchs aus dem Loch? — Ja, das könnte Dir passen, wenn Du mein Haus bekämst."

„Ich würde Tag und Nacht arbeiten, — Du solltest es niemals zu bereuen haben," bat er inständig.

„Ah, die Arbeit, die ich habe, kann ich selbst besorgen, und als wollte sie die Worte illustriren, trieb sie von Neuem die Ziege an.

„Aber die Arbeit eines Mannes schafft viel mehr," sagte er leise. „Wolltest Du obenein Dein Geld zulegen."

„Ja, mein Geld steckt Dir in der Nase," unterbrach sie ihn.

Der Zorn flammte wild auf in dem Burschen; er erhob die Jacke und hätte damit fast nach Olina geschlagen; aber er bedachte sich zu rechter Zeit und ließ den Arm sinken wie zu einem Liebeszeichen.

„Du siehst doch, daß ich es wirklich gut mit Dir im Sinne habe und Dir das Beste biete," sprach er leise.

„Du kannst ja Deine Verwandten aufsuchen," höhnte sie und lachte dazu.

Der Bursch machte Halt und athmete tief auf. Während der ganzen Zeit hatte er muthig ausgehalten und allen Hohn und allen Spott ertragen, aber das letzte schlimme Wort hatte ihm Olina's schadenfrohes Gemüth in seiner ganzen Nacktheit offenbart, und der Eindruck, den er empfangen, war im Leben nicht mehr auszulöschen. „Du bist eine alte Hexe!" rief der Bursch ihr zu, wandte sich um und ging seines Weges.

„Nun hat er, was er haben sollte," brummte zufrieden Olina, schüttelte die Wachholdersträuche, trieb die Ziege an und wanderte langsam ihrem Hause zu.

Aber als Olina die Ziege in den Stall gesperrt und das Wachholdergesträuch unter großen Beschwerden sorgsam aufgeschichtet hatte, war die Schadenfreude, die bis dahin noch immer in ihr mächtig gewesen war, bereits gedämpft. Als sie dann später einsam beim Mahl saß und die Erinnerung sie besuchen kam — die Erinnerung an jenen Abend, an dem der halbverhungerte Knabe zum ersten Male ihr Haus betreten und sich an ihren Tisch gesetzt hatte; die Erinnerung: wie sie ihn mit einem so ungeheueren Appetit hatte essen sehen, — da versank und verging alle Schadenfreude, und nur die Sehnsucht, die sie während der vergangenen langen zwei Monate Tag für Tag empfunden, die Sehnsucht nach dem früheren geselligen Leben regte die Schwingen und bedrückte ihr das Herz. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. War sie nicht doch zu hart gegen ihn gewesen? — Er hatte so inständig gebeten — — — Nein, er sollte noch Einiges hören, sobald er zurückkam! Unter diesem Selbstgespräch fand Olina sich ab mit ihrem Gewissen, und nachdem sie ihr Lager gesucht, schlief sie den Schlaf des Gerechten.

Der Bursch war während der Zeit den nämlichen Weg dahin-

gegangen, welchen er vor zwei Monaten zurückgelegt hatte. Der gleiche Haß gegen Olina, der damals ihn beseelte, war auch jetzt in ihm rege. — Mußte er denn jedes Mal, so oft er diese Stätte betrat, um Segen zu suchen, Fluch auf sich laden? Hatte er vielleicht Unrecht gethan, einen so leichten und einfachen Ausweg zu wählen, um sein Ziel zu erreichen? Er legte die Frage wieder und wieder sich vor. Er hätte für sich selber ganz gewiß nicht so demüthig gebeten; nur des Mädchens halber, an dem die Hoffnung seines Lebens hing, hatte er es über sich vermocht, Olina mit Bitten zu nahen; nur ihretwegen hatte er Spott und Hohn ertragen, hatte er Gutes geboten und Böses geerntet. Nun war seine Hoffnung gebrochen; das Mädchen war für ihn nicht bestimmt. Aber wenn sie in der rechten, wahren Liebe an ihm hing, war das für Nichts zu rechnen? Konnte und mußte sie da nicht mit ihm durch's Leben gehen im Guten und im Schlechten? Er wußte auf diese Fragen eine entscheidende, eine befreiende, erlösende, tröstende Antwort nicht zu geben. Der Schmerz der Hoffnungslosigkeit nagte ihm tief im Herzen. Aber aus jedem Kampf und Streit, der nicht zur Unterwerfung und Schlaffheit zwingt, entwickelt sich Widerstand. Vor zwei Monaten hatte Niels die Kraft besessen und eine Ehre darin gesucht, den Schicksalskampf, den seine Eltern gekämpft, wieder aufzunehmen und ihn siegreich fortzuführen zum Licht, das endlich über jedem Dunkel siegend, strahlend und tröstlich aufflammen muß. Diesmal aber rüstete er sich zum Widerstande aus einem ganz anderen Grunde. Er nahm sich vor, von jetzt ab keinem Menschen mehr zu trauen, der seinen Lebensweg kreuzte. Einsam und allein wollte er von nun an durch's Leben gehen.

Unter solchen Gedanken nahte er dem Pfarrhof, der früher bereits sein Ziel gewesen war, und nachdem er sein jetziges Verhältniß zu Olina dem Pfarrer mitgetheilt hatte, wurde er freundlich aufgenommen und erhielt den Dienst, um den er sich beworben hatte. — Durch seinen Fleiß und durch die Sorgfalt in der Ausführung der ihm übertragenen Arbeiten gewann er sich bald die Achtung Aller. Aber er verrichtete seine Obliegenheiten doch eigentlich ohne Freude und scheute allen näheren Verkehr mit den Leuten des Pfarrhofs; er lebte einsam und still dahin; die Jugend kam bei ihm kaum mehr zum Durchbruch.

So vergingen Herbst und Winter. Niels war mehrmals in der Nachbarbygd gewesen, zwar nicht mit dem ausgesprochenen Gedanken, das Mädchen zu treffen, aber doch von der heimlichen Hoffnung beseelt, daß er Sylvi's ansichtig werden würde. Die Besuche in der Bygd gestalteten nichtsdestoweniger sich zu

einer Art Rundgang um den Vedseth-Hof; auf dem Gehöft selbst war er nicht gewesen und auf dem verabredeten Stelldichein hatte er sich ebenfalls nicht eingefunden. Denn er war sich bewußt, daß er mit Dem, was er bieten konnte, kein Recht erworben hatte, weder auf dem Gehöft noch an der verabredeten Stelle sich einzufinden. — So ließ er endlich ganz ab von seinen Besuchen in der Bygd, blieb daheim und beschäftigte sich nur mit seinem Kummer und seiner Sorge.

Da tauchte das Gerücht auf, daß mehrere junge Leute aus verschiedenen Orten der Umgegend sich entschlossen hätten, im Frühjahr nach Amerika auszuwandern. Viele der älteren Leute mißbilligten das Vorhaben; der Pfarrer rieth ebenfalls ab. Allein die Jugend, welche sich von ihrem Entschluß nicht abbringen lassen wollte, stellte die Behauptung auf, daß in Amerika die Arbeit weit besser als daheim bezahlt würde. Von den Abenteuern, denen sie entgegengingen, sprach Niemand, und doch waren es eigentlich nur die Abenteuer, welche ihnen die bunten, schönsten Bilder vorgaukelten und sie unwiderstehlich anzogen und reizten.

Niels Pladsen, der Alles hörte, was für und gegen die Auswanderung gesprochen wurde, war lange Zeit in seiner schweigsamen Weise herumgegangen und konnte zu keinem Entschluß gelangen. Endlich war aber doch der Wunsch in ihm rege geworden, den Auswanderern sich anzuschließen. Aber zu gleicher Zeit tauchte das Bild des Mädchens vor ihm auf, und eine unwiderstehliche Sehnsucht bemächtigte sich seiner; er konnte das Mädchen nicht lassen.

Eines Sonnabends war der Bursch mit seiner Arbeit früher als gewöhnlich fertig geworden und hatte um die Erlaubniß gebeten, nach der Nachbarbygd gehen zu dürfen. Er begab sich auf die Wanderung; sein ausgesprochenes Ziel war diesmal des Mädchens heimathliches Gehöft. Heute schien es ihm, als habe er ein größeres Recht als früher, sich ihr zu nahen; aber er wagte doch lange Zeit nicht, dem verabredeten Stelldichein sich zu nähern. Endlich schlich er langsam und vorsichtig wie ein Dieb auf den Felsvorsprung zu und in dessen Nähe ließ er auf einen Baumstamm sich nieder und versuchte die Miene anzunehmen, als habe er gleich einem Wanderer, der ein anderes Ziel vor Augen hat, zufällig hier sich niedergesetzt, um auszuruhen.

Er saß lange Zeit da. Der Tag ging zur Rüste, und die Hoffnung zeigte ihm keinen Ausweg. Da erklang ein leichter Schritt, der langsam näher kam. Der Bursch schaute vorsichtig

hervor aus seinem Versteck — es war Sylvi. — Langsam und zögernd, als ginge sie dem Unglück entgegen, kam sie auf den Felsvorsprung zu. Da hielt der Bursch sich nicht länger. Sprach nicht dies Zögern stärker als alle Worte? — „Sylvi!" rief er mit so frischer, freudiger Stimme, daß es sich anhörte, als ob der Kummer und die Sorge eines ganzen Lebens mit diesem hellen Klang gebrochen wären. Das Mädchen schrak zusammen und sah ihn an. „Warum bist Du nicht dort?" fragte sie und zeigte auf den Felsvorsprung.

Der Bursch vermochte nicht zu antworten; er verstand, was sie meinte. Er erhob die Augen zu ihr und sah sie an mit all' seines Herzens Qual und Sehnsucht. Das war seine Antwort.

Sylvi blickte ihn wieder an, forschend und strenge. „Ich dachte, Du hättest mir Etwas zu sagen," brachte sie endlich hervor, und dann ging sie nach der entgegengesetzten Seite, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Niels mußte sich an einen Baum lehnen, ein quälender Gedanke ging in seiner Seele auf. Ein Mädchen, das auf solche Weise von ihm ging, konnte ihn nie geliebt haben. Es war thöricht, daß er ihr Bild so lange im Herzen getragen hatte wie ein heiliges Zeichen des Segens und der Hoffnung.

Aber er war nicht stark und willenskräftig genug, um Kälte gegen Kälte zu setzen. Der bittere Trank, den er schlürfen mußte, verlieh ihm keine Stärke, sondern flößte ihm Widerwillen ein. — Nachdem eine Weile vergangen war, raffte er sich auf und ging — aber nicht den Heimweg: noch einmal — das letzte Mal! wanderte er im Kreis herum, bis er unwillkürlich stehenblieb, wie von Rührung gepackt. Gerade vor ihm lag eine tiefe, steile Felswand und gegenüber Sylvis Heimath. Sollte er hier Halt machen und umkehren?

Ein Augenblick verging, in dem er die Tiefe des stillen Wassers, das drunten im felsigen Grund träumte, zu ergründen suchte. Er erinnerte sich, wie vor langen Jahren seine Mutter lautlos in die Meerestiefe gesunken war, ohne auch nur einen Griff zu ihrer Rettung versucht zu haben. Er verstand jetzt, was er früher nicht begriffen hatte, daß ein Mensch so müde und kummerbeladen sein kann, daß er das Grab als der Ruhe stillsten, freundlichsten Ort begrüßt.

Es war ja schnell geschehen: ein kurzer Kampf und ewiger Friede. — Aber das Leben! flüsterte auf dem Grunde der Seele eine Stimme, das Leben, das so viele Knospen bot, die noch nicht zur Blüthe entfaltet waren. Das Leben, dessen Knospen Hoffnung und Sehnsucht und Schmerz waren. — Aber ein Leben,

das ihm nur die Hoffnung gezeigt hatte, die Hoffnung, deren er bedurfte, nur um sie ihm wieder zu rauben, ein solches Leben vermochte er nicht zu ertragen. — Und doch schien es ihm verlockend.

Da kam jenseits des Abgrundes und des Wassers das Mädchen zum Vorschein. Einen kurzen Augenblick blieb sie wie angewurzelt stehen und sah zu ihm hinauf, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Da kehrte sie um; kurz darauf stand sie wenige Schritte von ihm da. Nun erst ward er ihrer gewahr und fuhr auf aus seinem Brüten; aber zweifelnd wagte er nicht, ihr entgegenzugehen, sondern ließ sie dicht herankommen.

„Was thust Du hier?" fragte sie und sah ihn erschreckt an. „Wolltest Du Deinem Leben ein Ende machen?"

„Nein," sagte der Bursch und war ganz sicher, daß ihm der Gedanke überhaupt nicht gekommen sei.

„Ja wäre es nur vorbei," seufzte sie und ließ matt die Arme sinken.

„Du wirst doch nicht etwa solche Gedanken haben?" fragte er und schlang den Arm um sie. Denn wie sie so dastand und sich vornüberbeugte schien es, als wolle sie sich hinabstürzen.

„Ah, ich weiß nicht," entgegnete sie. „Ich bin des Lebens überdrüssiger als jemals. — Jetzt ist sie jeden Augenblick um ihn, und er hat für nichts Anderes mehr Sinn."

„Willst Du nicht wagen, das Leben mit mir zu tragen — wie es die Arbeit bieten kann?" fragte Niels leise und furchtsam.

„Kamst Du nur deswegen?" fragte sie.

„Ich kam, weil ich es nicht länger ertragen konnte; ich mußte Dich sehen," erwiderte er.

„Du kennst meine Meinung; ich ändere sie nicht," unterbrach ihn das Mädchen. „Es soll ihr nicht gelingen, sich lustig über mich zu machen." Und Sylvi richtete sich stolz auf, während sie ihm kalt in die Augen sah.

„Wenn Du nun aber nach Amerika gingest wie die Anderen?" rief der Bursch wie von einer höheren Eingebung ergriffen aus.

Das Mädchen fuhr zusammen und starrte ihn erschreckt an. „Willst Du auswandern?" fragte sie.

„Ja," antwortete er muthig.

„So zieh' ich mit Dir," sagte sie und wurde glühend roth.

„Gut," sprach der Bursch und ergriff ihre Hand, die kalt und zitternd in der seinen lag. „Und sobald wir unser Ziel erreicht haben, schließen wir den Bund für's Leben. Es giebt

dort wol auch Pfarrer. — — Aber bald muß es geschehen; der erste Tag ist der beste. Meinst Du nicht auch?"

„Ja," antwortete sie schnell und schaute furchtsam sich um. „Aber nun mußt Du gehen; ich werde am Morgen zu Dir kommen. Ich thue, als ob ich zur Kirche will. Niemand darf Etwas davon wissen, sonst geht es nicht gut. Sind wir erst fort, dann mag meinetwegen kommen, was da will."

„Aber die Reise kostet viel Geld," sagte zögernd der Bursch und sah das Mädchen niedergeschlagen an. Während er sprach, war der Gedanke gleich einem Gespenst ihm aufgestiegen: — ohne Geld konnten sie nicht fort.

Das Mädchen starrte ihm einen Augenblick unsicher in's Gesicht, dann aber senkte sie den Blick zu Boden; die alte Todesblässe bedeckte wiederum Stirn und Wangen. — Eine Weile verging; Keines von Beiden konnte ein Wort hervorbringen. Der Bursch hatte mit dem Rücken an den Felsen sich gelehnt, der ihn und Sylvi hoch und schützend überragte, und schien einem Gedanken nachzuhängen, der ihn augenscheinlich mit Schrecken und Unruhe erfüllte. Denn die Adern auf seiner Stirn schwollen an, im Auge leuchtete wildes, unruhiges Feuer. Endlich hatte das Mädchen eingesehen, daß es unmöglich sei, weiterzugehen in dieser Angelegenheit, und als ihr das klar geworden war, seufzte sie tief auf, nickte ihm kummervoll zu, bot ihm Lebewohl und ging fort.

Der Bursch raffte sich gewaltsam auf und blickte ihr nach. Er athmete unnatürlich schwer, das Blut stieg ihm dunkel in die Wangen; es schien fast, als ringe er mit einem Stärkeren und erlange durch einen kühnen Handgriff die Uebermacht. „Du kannst ruhig kommen, ich schaffe das Geld!" rief er dem Mädchen nach. Sie machte plötzlich Halt und blickte zurück. „Komm nur, wie Du es versprochen hast," setzte er hinzu, wandte sich hastig ab und trat in der entgegengesetzten Richtung den Heimweg an — ohne ein einziges Mal zurückzusehen.

Das Mädchen war stehengeblieben, als habe das letzte Wort des Burschen sie an den Boden gefesselt. Sie erhob mehrmals die Augen und sah ihm nach. Als sie ihn das letzte Mal erblickte, bog er gerade um eine Felsecke und verschwand hastig, ohne sich umzusehen, wie vom Schrecken gejagt. — Sie stand noch eine Weile da, dann aber sank sie ermattet zusammen und setzte sich am Wege nieder, um auszuruhen.

Sie saß da und dachte nach über ihr Leben und ihren Kummer und die Zukunft; eine Bangigkeit, wie sie solche nie zuvor gefühlt hatte, zog ihr durch die Seele. Was hatte sie gethan?

Sie hatte einem fremden Burschen versprochen, auszuwandern mit ihm; — sie hatte gelobt, heimlich mit ihm zu flüchten. Sie war nahe daran, dem Burschen nachzurufen.

In einem kurzen Augenblick hatte sie das Alles überdacht. Der Schrecken jagte ihre Gedanken — der Schrecken über einen endgültigen Entschluß, bei dem kein Ausweg, keine Umkehr möglich war. — Sie sah unwillkürlich nach einem Gegenstand sich um, an dem sie sich halten konnte. Denn es kam ihr vor, als öffne vor ihren Füßen sich ein Abgrund, in den sie in unabwendbarem Fall hinabstürzen müsse. Da fielen ihre Augen auf das Heimathsgehöft, das jenseits des Wassers so friedlich dalag, von der sinkenden Sonne freundlich golden beschienen. So friedeleuchtend, so still lag der Hof da zwischen den grünen Bäumen; dahinter erhob sich das Gebirge gleich einer Stütze, die nicht wanken konnte. — Nur wenige Stunden noch, und sie sollte die Heimath niemals wiedersehen. Ja, hätte sie die Heimath verlassen müssen, um dafür Reichthum und Ehre einzutauschen, so hätte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht; aber an der Seite eines gewöhnlichen Knechtes um das tägliche Brod zu arbeiten — — das war ein Todesgedanke für sie.

Da trat der Vater auf die Thürschwelle und sprach mit den Leuten, die nach und nach über den Hofplatz daherkamen, um sich zur Abendmahlzeit zu versammeln. Kurz darauf erschien auch der Stiefmutter sanftes Antlitz in der Thüre; es schien, als böte sie Allen Willkommen. Es währte auch nicht lange, so waren Alle in's Wohnhaus getreten. Da kam der Vater plötzlich nochmals in der Thüre zum Vorschein, sah sich nach allen Seiten um, ging dann um die Ecke des Hauses und blickte auch hier nach allen Richtungen aus. Das Mädchen brach in Thränen aus; sie wußte, wen der Vater suchte. Morgen würde er noch ganz anders suchen nach ihr — und dann niemals mehr.

Aber dieses niemals mehr wurde nach und nach zu einem bohrenden, stechenden Schmerz, überkam sie wie ein körperliches Leiden. Was hatte sie gethan — welcher Zukunft ging sie entgegen? Hätte sie Tage und Wochen zur Ueberlegung gehabt, so wäre es wol bei der Ueberlegung geblieben, aber jetzt gab es keine Ueberlegung, keine Umschweife mehr; sie mußte handeln. — Wie alle diese Gedanken, ihr ganzes Leben an ihr vorüberzogen, drang die Wahrheit siegreich an den Tag. — In dieser Stunde erkannte Sylvi klar, daß der Vater zu keiner Zeit das Kindesrecht ihr verkürzt hatte, daß die Stiefmutter nie ver-

sucht hatte, sie zu unterdrücken und die eigene Autorität geltend zu machen, daß sie ihr immer gute und freundliche Worte gegeben hatte. Und es ward dem Mädchen zugleich auch zur unumstößlichen Gewißheit, daß sie selbst alles Gute, das ihr zu Theil ward, stets in Groll und Verbitterung getaucht hatte. Daß die Stiefmutter schön war und gutgekleidet einherging, nachdem sie vor einem Jahr noch auf dem Gehöfte gedient hatte, erregte in dem Mädchen eine peinliche Empfindung. Um dieser Empfindung Ausdruck zu verleihen, hatte sie selbst die schlechtesten Kleider benutzt, die sie besaß, nur, um den Unterschied zwischen sich und der Stiefmutter recht auffällig zu machen und Zweifel zu erregen. — Daß der Vater sich seiner jungen Frau freute, hielt sie nicht aus, und weil sie nicht im Stande war, ihm diese Freude zu rauben, suchte sie der Freude den Segen zu nehmen. — Das Ende der Ueberlegung war, daß sie unter unerträglichen Selbstvorwürfen einsah, daß das Recht, auf welches sie stets getrotzt hatte, nichts Anderes war als Unrecht.

Unter diesen strengen Selbstanklagen war die Sonne niedergesunken hinter den Bergen; bläulicher Abendnebel bebte sanft auf aus dem Thal, der Schatten der Felsen verdunkelte das stille Wasser.

Es waren die Vorboten der Nacht, der einsamen Nacht mit all' ihren Räthseln und ihrem Schweigen, das der Stille des Todes glich. Sylvi schauerte zusammen und sah sich bange ringsum. Doch die tiefe Einsamkeit und das Schweigen rings umher war es nicht, was sie am Meisten bedrückte; was am Meisten sie bedrückte und das Herz so unsäglich beklommen und schwer ihr machte, war das Bewußtsein, daß mit jeder Stunde, die dahinging, auch die letzte Stunde, welche sie in der Heimath zubringen sollte, immer näher kam; daß auch das ungewisse Schicksal, dem sie entgegenging in der fernen, lauten Welt näher und näher rückte und seinen Einfluß allgewaltig geltend machte. Welchem Unglück ging sie möglicherweise entgegen? —

Die Angst und die unendliche Seelenqual, welche sie erduldete, preßte ihr einen Schrei aus, den der Wiederhall weiter und weiter trug, bis er zuletzt einem klagenden Seufzer gleich aus weiter Ferne zurücktönte — von dorther, wo das ungewisse Leben vor ihr lag.

Es war dem Mädchen, während sie jeden Tag sich vorredete, daß sie ein höchst unglückliches Leben führe, nicht in den Sinn gekommen, daß sie einmal so ernst mit sich selber in's Gericht gehen würde, wie es in diesen kurzen Augenblicken der Fall gewesen war. Hätte früher Jemand nur eine leise An-

deutung gewagt, daß sie Unrecht habe, so hätte sie ganz gewiß trotzig und ihres Rechtes sich bewußt gegen eine solche Andeutung sich verschlossen. Jetzt stand sie vor einer eigenmächtigen Handlung, in wenigen Stunden war diese vollbracht, und die Verantwortung mit allen Folgen hatte sie allein zu tragen. Sie wünschte den Schritt zurückthun zu können; es gab dazu nur einen Weg, den Weg der Demüthigung. Sie konnte sich nicht entschließen, diesen Weg einzuschlagen.

Nach und nach breitete die Nacht ihre dunklen Schatten aus. Dunkel und lautlos entfalteten sie ihre Schwingen und hüllten Berg und Thal ein, — und immer noch stand das Mädchen unentschlossen auf der gleichen Stelle. Da krähte auf dem Gehöft der Hahn. Der Schall klang durch die Stille der Nacht deutlich herüber; es war als riefe der Hahn: halt' Dich bereit! Ein kalter Schauer durchlief das Mädchen: die entscheidende Stunde kam heran. Auf welche Weise erhielt sie ihr Wort zurück? Band dieses sie denn unlösbar? Sie wollte den Burschen aufsuchen — noch in dieser Stunde wollte sie zu ihm gehen. Er mußte sie ihres Versprechens entbinden, und dann mochte Gott ihr rathen. — Mußte sie sich demüthigen? Ja, sie wollte den Vater und die Stiefmutter um Verzeihung bitten; aber ihre Unbesonnenheit sollten sie niemals erfahren.

Der Entschluß blinkte gleich einem Stern durch das trübe Gewölk ihrer Seele, und wenn auch Wolken den Stern verschleierten, der Ausweg war erkannt.

Endlich stieg ein bleicher Schein über den Bergen empor, des Tages scheuer Vorbote, der die Vögel in Busch und Baum rings erweckte, daß sie erst leise ihr Morgengebet zwitscherten, bevor sie der Sonne ihren jubelnden Gruß lustig entgegenschmetterten. Das Mädchen hatte sich aufgerafft und war auf dem nächsten Wege zum Pfarrhof; jetzt befand sie sich auf einem Pfad, der um die Nebengebäude des heimathlichen Gehöftes auf das Wohnhaus zuführte. Daß sie vermißt werden könnte, daran dachte sie nicht. In ihr lebte nur der Wille und der Entschluß, den Pfarrhof zu erreichen, dort den Burschen zu treffen, ihr Wort zurückzuerhalten, und dann das Uebrige zu nehmen, wie es kam.

Aber gerade, als sie in einen Seitenweg einbiegen wollte, kam ihr eine Gestalt entgegen. Sie blieb zitternd stehen; es war ihr, als solle sie in den Erdboden sinken: sie erkannte den Vater. — Einen Augenblick stand er vor ihr still und erwartete, daß sie das erste Wort sprechen sollte; allein Sylvi fand keine

Worte für Das, was sie bewegte, sondern brach in krampfhaftes Weinen aus.

Der Vater strich mit der breiten Hand ihr sanft über das bleiche Antlitz und sagte leise: „Was thust Du denn in der Nacht hier draußen, Kind?“ Er athmete tief auf und vermochte nicht mehr zu sprechen. Dann strich er ihr noch einmal über's Gesicht, nahm ihre Hand in die seine und führte Sylvi langsam und liebevoll heim. Hand in Hand betraten sie das Haus. Der Vater setzte sich und zog sie an seine Seite nieder. Sie ließ es willenlos geschehen. Nach und nach drängte sich denn auch das Geständniß ihres Fehltritts über die Lippen und sie weinte bittere Thränen der Reue.

Mit Tagesanbruch erschien auch die Stiefmutter; obgleich sie erbleichte, als sie vernahm, was sich zugetragen hatte, obgleich ihr eine schmerzliche Erinnerung durch die Seele zuckte, nahm sie doch an der Berathung Theil, und es ward bestimmt, daß alle Drei zur Kirche fahren wollten. Dort sollte dann der Vater mit dem Burschen sprechen und die Angelegenheit ordnen. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, setzten sie sich zum Frühmahl, und die Sonne sah freundlich durch die Fenster auf frohe Angesichter. Seit Jahr und Tag war ein solcher Sonntagsmorgen nicht über dem Gehöft aufgegangen. Wie still und ruhig die Stiefmutter auch ihre Obliegenheiten erfüllt hatte, es hatte doch sie immer schmerzlich berührt, in jedem Augenblick des Mädchens Groll zu begegnen; und auch der Vater hatte sich gedrückt und gleichsam bedroht gefühlt bei Allem, was er that. Nun war ein neues, gesegnetes Leben für alle Drei aufgegangen wie ein wunderprangender, sonnenstrahlender Tag nach einer Regennacht, und Alles glänzte in Licht und Freude. Nur ein leichter Schatten glitt ab und zu über des Mädchens Gesicht: der Gedanke an den Burschen.

Der Vater hatte freilich die ganze Angelegenheit auf sich genommen, — aber war er im Stande, die Sache wirklich zu ordnen? War nicht der Bursch auf so sonderbare, eigenthümliche Weise von ihr gegangen, als ob er in den Tod ginge? — Sie versuchte sein Bild hell und freundlich, wie es früher vor ihr gestanden hatte, in die Erinnerung sich zurückzurufen, versuchte, es mit all' dem lichten Farbenglanz zu umgeben, der sie selbst umblühte und umstrahlte. Der Versuch glückte ihr nicht. Im Gegentheil! Des Burschen Bild wich zurück vor ihr weit und weiter, und endlich schienen es die gespenstischen Nebel der Nacht, denen sie glücklich entflohen war, gänzlich zu verhüllen.

Im Thale, in dem die Hauptkirche lag, in der an diesem Sonntag Gottesdienst gehalten werden sollte, schien die Morgensonne warm und freundlich hell. Im Wald, der unmittelbar hinter der Kirche begann, träumten die Morgenschatten noch zwischen den Fichten und lichtlaubigen Birken, sangen Drossel und Buchfink ihr kurzes, einförmiges Lied; sobald der eine der gefiederten Sänger verstummt war, fiel der andere ein: es war ein fortwährender Wechselsang. — Auf den zahlreichen kleinen Fenstern der Kirche zitterten und flimmerten die Sonnenstrahlen in hüpfendem, wechselndem Spiel; die Schwalben umkreisten den Thurm, die Sperlinge flogen auf die Dachbalken und zwitscherten so gut sie konnten. Alles stimmte zur Andacht und lud zum Gotteshaus. Glücklich Der, welcher freudigen Herzens kam.

Im Pfarrhaus stand am offenen Fenster, das nach dem Garten hinausging, der Pfarrer, welcher bereits sein Ornat angelegt hatte zum Gottesdienst. Er stand in Betrachtung versunken da und schaute zufällig in den Garten. Da erblickte er einen Menschen, der am Zaun entlang auf die Gartenthüre zuschlich. Kurz darauf tauchte vor dem offenen Fenster, an welchem der Pfarrer stand, ein todtenbleiches Gesicht auf und war im selben Augenblick wieder verschwunden. — Der Pfarrer stutzte und beugte darauf sich zum Fenster hinaus, um zu sehen, wer es sein könne. Aber er erblickte Niemand und konnte sich auch auf keinen Menschen besinnen, der dem eben Geschauten geglichen hätte. — Da trat er vom Fenster zurück, schloß es, versenkte sich auf's Neue in seine Betrachtungen und hatte den Anblick bald vergessen.

Endlich sollte der Gottesdienst beginnen; der Küster läutete; die Andächtigen ordneten sich in Gruppen. — Einzelne kamen noch schnell herangefahren, überall entwickelte sich freudiges Leben. Da verließ der Pfarrer, ernst und andächtig gestimmt, sein Zimmer, um mit der Gemeinde vor Gott sich zu beugen.

Als er über die Schwelle trat, stieß er mit dem Fuß an einen Gegenstand; als er sich bückte und ihn aufhob, erkannte er ein altes, messingbeschlagenes Gesangbuch. Als er das Buch näher betrachtete, bemerkte er, daß an einer Stelle die Blätter weit auseinanderstanden. Dort waren zusammengefaltete Papiere in das Buch gelegt. Der Pfarrer dachte einen Augenblick über den Zufall nach, dann ging er zurück in's Zimmer, um das Buch näher zu untersuchen. Denn aus irgend einem Grunde war das Buch absichtlich auf die Schwelle gelegt worden; der Pfarrer sollte es finden und an sich nehmen. Die in das Gesangbuch gelegten Papiere erwiesen sich als Banknoten von größe-

rem oder geringerem Betrage. Die Noten waren mit einem Faden zusammengebunden, und ein vergilbtes, durch häufiges Anfassen beschmutztes Papier war um das Ganze geschlagen. Auf dem ersten Blatt des Buches war eine Reihe von Namen, mit Angabe der Geburts- und Todestage, verzeichnet, und unten in der Ecke stand „Olina Pladsen". Unter diesem Namen war mit einer Nadel und kaum leserlich eingeritzt: „Niels Pladsen". — Daß es Olina's Gesangbuch und Geld war, an welchem sie so sehr gehangen hatte, ließ sich nicht bezweifeln. Wie kam das Buch auf des Pfarrers Schwelle?

Der Pfarrer erinnerte sich bestimmt, daß während der Morgenstunden, in denen er mehrmals das Haus verlassen, das Buch nicht vor der Thüre gelegen hatte. Hatte Olina selbst es dorthin gelegt, bevor sie in die Kirche ging? Unwahrscheinlich war die Annahme nicht. Denn sie war am Tage zuvor gegen Abend bei dem Pfarrer gewesen und hatte mit ihm eine vertrauliche Unterredung gehabt. Sie war während des Winters krank und hinfällig gewesen und war überzeugt, daß es mit ihr zu Ende ginge; sie hatte immer erwartet und gehofft, daß Niels zurückkehren solle. Als die Hoffnung sich nicht erfüllte, hatte sie sich auf den Weg gemacht, um ihn beim Pfarrer aufzusuchen, ihn aber dort nicht getroffen, weil er in die Nachbarbygd gegangen war. Daß auch diesmal ihre Erwartung getäuscht worden war und sie Niels nicht gesprochen hatte, griff sie sehr an. Sie war so gut vorbereitet! Sie war so weich in ihrer Schwäche und fühlte eine solche Sehnsucht nach dem Burschen, daß sie von Herzen gern auf ihren zitternden Knieen zu ihm gerutscht wäre, wenn sie nur gewußt hätte, wo sie ihn finden konnte. — Was der Pfarrer in Betreff des Geldes ihr vorgehalten hatte, konnte wol die Wirkung gehabt haben, daß Olina sich von einer Last, wie das Papiergeld es war, das während ihres ganzen Lebens in dem Gesangbuche gelegen hatte, zu befreien trachtete. Aber sie hatte dem Pfarrer doch anvertraut, daß der Bursch sie beerben solle, — warum hatte sie sich des Geldes auf eine so sonderbare Weise entledigt? Der Pfarrer verschloß einstweilen das Buch und schickte sich an, zur Kirche zu gehen. Nachdenkend über das Geschehene ging er nicht wie gewöhnlich zum Haupteingange des Hauses hinaus, von dem der Weg gerade auf die Kirche zuführte, sondern er nahm den Weg durch den Garten. Gerade als er im Begriffe war, die Gartenthüre zu öffnen, schlich ein Mensch vom Zaun sich fort. Es war Niels, der hinter einem Busch, der an der Einfriedigung stand, sich zu verbergen suchte. Der Pfarrer stutzte, als er den

sie wollte Dich aufsuchen, hat Dich aber nicht getroffen. Sie sprach viel und Gutes von Dir und bereut tief Eure letzte Begegnung."

Der Bursch sah den Pfarrer mit verzweifeltem Blick an; ein Blitzstrahl hätte in diesem Augenblick ihn nicht schwerer treffen können als die wenigen Worte, die so tröstlich und milde klangen, sich aber qualvoll in sein Herz bohrten. Konnte die That ungeschehen gemacht werden?" schien jeder Zug seines Angesichts zu fragen.

Der Pfarrer schüttelte das Haupt; er schien die Gedanken des Unglücklichen errathen zu haben. „Was geschehen ist, ist geschehen. Du hast sie gesucht und sie Dich; Ihr habt einander nicht zur rechten Zeit gefunden; es kam zu keiner Versöhnung. Nun sollst Du mit der Todten Dich aussöhnen. Aber bedenke, daß Gott der Allwissende Dich hört und Dein Herz ansieht. Vor ihm sollst Du Zeugniß ablegen, und wenn Du schuldlos bist, wird er für Dich zeugen."

Die Gemeinde hatte schweigend den Worten des Pfarrers gelauscht und kein Auge von dem Burschen abgewandt. Es stand fest bei Allen, wenn sie es auch nicht aussprachen: er sollte nicht entwischen! — Aber als der Pfarrer zum Schluß kam und sie sicher waren, daß der Bursch in ganz kurzer Zeit vor ein Gottesgericht gestellt werden sollte, legte sich die Unruhe, aber Strenge und Ernst ruhte auf Aller Angesicht; das Gesetz forderte Untersuchung und Sühne.

„Folgt mir nun in die Kirche," gebot der Pfarrer, „folgt mir zu Ihm, zu dem wir Alle beten:

Gott, Du willst des Sünders Leben,
Seine Seele ist Dir werth;
Gnädig willst Du ihm vergeben,
Wenn er sich zu Dir bekehrt."

Bei diesen Worten winkte er Allen und ging auf die Kirche zu. — Es folgten auch Alle dem Pfarrer, aber langsam und zögernd, und obgleich gerade Niemand auf Niels besonders Acht gab, ob auch er zum Gotteshaus ging, verlor ihn doch kein Einziger aus dem Auge.

Der Bursch dachte nicht daran, zu entfliehen; man sah es ihm an, daß er in das Unvermeidliche sich gefügt hatte und mit einer gewissen apathischen Ruhe und Gleichgültigkeit ihm entgegenging.

Während sich diese Begebenheiten zutrugen, stand von den zahlreichen Menschengruppen etwas entfernt Knud Bedseth mit seiner Frau und Tochter, Beide in sonntäglichem Putz prangend.

Die junge Frau trug nicht länger ihr lächelndes Antlitz für alle Welt zur Schau, und ein aufmerksamer Beobachter konnte aus einzelnen kummervollen Linien, die sich um den Mund zogen, herauslesen, daß es sie einen harten Kampf gekostet haben mußte, die äußere Ruhe zu gewinnen und zu bewahren. Sie schien sich bewußt geworden zu sein, daß sie eines angesehenen Mannes Frau wäre. Als sie das letzte Mal beim Kirchgang wie zur Schau stand, waren der kindliche Uebermuth, die reine kindliche Fröhlichkeit noch in ihr wach gewesen, jetzt sprach tiefer Ernst aus allen ihren Zügen. — Sylvi fühlte sich einsam und verlassen. Wohl war sie erschienen, um die abweisende Antwort zu bekräftigen, welche der Vater Niels ertheilen wollte, und sie bemühte sich auch, die Miene anzunehmen, als sei sie zum Voraus mit Allem einverstanden, was Knud sagen und bestimmen würde. Im Grunde genommen hatte sie eigentlich nicht die wahre, rechte Liebe für den Burschen gefühlt, aber als sie bemerkte, daß die Stiefmutter ihn an sich zu fesseln suchte, erwachte in ihr die Eifersucht und nach und nach faßte sie Interesse für den hübschen Burschen. Es war etwas Besonderes in ihm, von dem sie sich unwillkürlich angezogen fühlte. Später hatte sie ihn zum Vertrauten ihres Kummers gemacht, und dann hatte er ihr seine Liebe gestanden.

In dem Augenblick, da die drohenden Beschuldigungen von allen Seiten gegen den Burschen lautwurden, ward Sylvi sich klar bewußt, daß auch sie ihn liebe und daß sie nicht im Stande sei, von ihm sich loszusagen. Sie hegte keinen Zweifel, daß der Bursch das Verbrechen begangen hatte, weil sie sich erinnerte, in welch' fieberhafter Aufregung er gestern Abend von ihr gegangen war. Sie fühlte, daß sie Theil hatte an dem Verbrechen.

„Ich glaube, es ist unnöthig, jetzt noch mit dem Burschen zu sprechen," sagte Knud. „Es schickt sich auch nicht für mich; ich denke wir fahren heim."

„Thu' Du das — ich bleibe," erwiderte Sylvi zitternd und todtenbleich.

„Die Sache bekümmert Dich nicht weiter," sprach streng der Vater.

„Ja — ich weiß, wessen die Schuld ist," entgegnete sie und trat einige Schritte zurück.

„Ein Mann muß sich selbst zu rathen wissen," wendete der Vater ein. „Der die That begangen hat, trägt auch die Verantwortung dafür."

Da richtete Niels den kummervollen Blick gleich einem letzten Lebewohl auf Sylvi, und ihr leuchtendes, klares Auge begegnete

dem seinigen voll innigen Mitgefühls, voll Kummer und Sehnsucht.

Der Pfarrer rief die Gemeinde zur Kirche und winkte Niels, ihm zu folgen. Noch einmal richtete der voll verzweifelten Schmerzes den Blick auf das Mädchen — dann ging er mit den Anderen. Da schien es Sylvi, als sei das Licht ihres Lebens erloschen. Nie früher hatte des Burschen jugendschönes Antlitz mit den strahlenden Augen sie verlockt, — nun aber, wo Unglück und Verzweiflung ihr entgegenschienen aus allen seinen Zügen, fühlte sie sich unwiderstehlich hingezogen zu ihm. Wohin es auch war, zu Scham und Noth, zum Leben oder zum Tode, sie — folgte ihm!

„Ich gehe zu ihm — Vater," wandte sie sich an Knud und sah ihm klar und muthig in's Gesicht.

Der Vater wollte Etwas erwidern, aber die Worte erstarben vor innerer Erregung ihm auf den Lippen. Er fühlte wohl, daß jetzt nicht die Tochter zu ihm gesprochen hatte, sondern ein liebendes Weib, das sein Recht verlangte, das die Verantwortung auf sich allein nahm; er fühlte wohl, daß an diesem Punkt die Wege sich trennten. — Einen Augenblick sah er Sylvi kummervoll und bangend an; aber in ihren festen, ruhigen Zügen konnte er klar und deutlich lesen, daß ihr Entschluß unabänderlich sei. — Hier war seine väterliche Gewalt zu Ende.

„Gott segne Dich — und Dank!" sagte Sylvi leise, sah ihn mit ruhigem Blick an, nickte dann der Stiefmutter freundlich zu und verließ Beide.

In des Vaters Auge schimmerte eine Thräne; er sah auf seine junge Frau, die neben ihm stand. Allein von ihr konnte kein Trost ihm werden in dieser schweren Stunde: sie war zu jung und zu sorglos, um Verständniß für die Handlungsweise des Mädchens zu haben. Da seufzte Knud tief und schmerzlich.

Inzwischen hatte Niels den Weg zur Kirche eingeschlagen. Es war nur ein kurzes Stück Weges, aber es war ihm, als müsse er straucheln, als müsse er in den Erdboden sinken. Obgleich er die Blicke niederschlug, fühlte er doch instinktiv, daß Aller Augen drohend auf ihn gerichtet waren. — Da war es ihm auf einmal, als käme Jemand in seine Nähe, näher als bis jetzt irgend ein Anderer ihm gewesen war. Es war Jemand, der ruhig und ohne ein Wort zu sprechen, sich zu ihm gesellte und neben ihm dahinging. — Es durchrieselte ihn kalt, er wollte zur Seite weichen. Da begegnete sein Blick den großen betrübten Augen des Mädchens. Ihre Wangen waren bleich wie das weiße Tuch, das sie um den Hals geschlungen hatte,

ihre Lippen bebten krampfhaft. Aber nie zuvor hatte der Bursch ein klareres, trostvolleres Antlitz erblickt, und dieses Angesicht, dieses ganze helle, klare Sein gab sie ihm zu eigen, ihm, dem Gebrandmarkten. Es war ihm, als müsse er von ihr weichen, um sie nicht zu beflecken; aber — sie ging ja an seiner Seite, sie wollte sich nicht trennen von ihm. Da lösten sich seine Hände, die er bis dahin ineinandergelegt auf dem Rücken gehalten hatte; langsam sank die eine an die Seite herab und begegnete dort des Mädchens zitternder Hand. Sie hielten fest und treu zusammen die beiden Hände.

Der Anblick brachte eine eigenthümliche Wirkung auf die Anwesenden hervor: andere Gedanken mischten sich in die erregte Stimmung. Viele hatten wol das Mädchen vom Vater fort- und auf den Burschen zugehen sehen, aber die Meisten hatten in dieser Handlung nur Neugierde erblickt. Nun, da das Mädchen Hand in Hand mit dem Burschen ging, mußte die Sache doch einen tieferen Grund haben, und Verwunderung und Muthmaßungen wurden laut: „Eines so angesehenen Mannes Kind! Die einzige Tochter — ein so hübsches Mädchen! Vielleicht kann sie sich mit der Stiefmutter nicht vertragen? Es ist aber doch immer die reichste Erbin in der Bygd. Und sie geht neben dem Burschen einher, als wollte sie ihn nimmer verlassen mehr, weder im Leben noch im Tode."

Der Gottesdienst währte der Gemeinde eine Ewigkeit; sie konnte das Ende kaum erwarten. Schließlich aber war die heilige Handlung beendet, und Alle folgten dem Burschen und dem Pfarrer zu Olina's Haus.

Hier drängten sich die Anwesenden vor der Thüre zusammen. Als diese erbrochen ward und weit offenstand, wich die Menge scheu zur Seite, nur einige ältere Männer und Frauen folgten dem Pfarrer und dem Burschen in's Zimmer. Es war ein erschütternder Augenblick. Niels hatte die Hand des Mädchens losgelassen; er fühlte, daß er jetzt allein stehen müsse. So stand er mitten im Zimmer und wartete, während der Pfarrer sichtlich ergriffen auf das Bett zuschritt und einen Augenblick gesenkten Blickes vor der Todten dastand. Er erbleichte und bebte und athmete tief und schmerzlich auf. Doch er mußte sich zusammenraffen und handeln. — Langsam erhob er den Blick und ließ ihn prüfend auf der Todten ruhen. Da verschwand die furchtbare Angst, die bisher ihm das Herz beklemmt hatte, und wie klarer Sonnenschein zog es ihm hell über das Antlitz.

Der entseelte Körper vor ihm auf dem Bett war nur von Gottes Hand berührt. — Nirgends waren Zeichen äußerer Ge-

walt sichtbar. Der Todesengel hatte die Seele leicht und sanft hinweggeküßt, denn die scharfen Züge, die Olina's Gesicht im Leben getragen hatte, alle eigensinnigen Falten, die es sonst aufzuweisen gehabt, waren in einem freundlichen Lächeln geglättet. Es schien fast, als habe Olina den Tod geahnt und sich darauf vorbereitet. Denn in der Stube war jedes Ding an seinem Platz. Unter den Kopf war ein weißes leinenes Tuch gebreitet, mit einer neuen Bettdecke hatte Olina sich zugedeckt, die Hände waren über der Brust gefaltet, und zur Seite lag auf einer kleinen Bank eine Hand voll Fichtengrün mit Birkenzweigen vermischt, die bereits anfingen zu welken, aber noch dufteten und grünten.

Der Pfarrer wandte sich an den Burschen, der sich nicht von der Stelle gerührt und nicht gewagt hatte, die Augen aufzuschlagen. „Tritt heran, Niels Pladsen," gebot er sanft. „Es war Dir nicht vergönnt, mit der Lebenden Dich auszusöhnen, versöhne Dich nun mit der Todten. Wie Du siehst, hat sie die Hände gefaltet zum Gebet — sprich Dein Gebet über sie — Gott hört es und richtet."

Eine athemlose Stille folgte den Worten des Pfarrers, obgleich so viele Leute, wie nur irgend das Zimmer fassen konnte, nach und nach sich hineingedrängt hatten und sich erregt an einander preßten. Aber als nun Niels zu der Leiche trat und seine Hand fest auf die gefalteten Hände der Todten legte und dann das Vaterunser sprach — mit einem leisen Beben in der Stimme, aber klar und deutlich, da wich die Spannung aus den Gesichtern Aller. Als der Bursch das Gebet sprach, wurde sein bekümmertes Antlitz klar und klarer. Denn das Bewußtsein, daß er nun gereinigt dastehe von aller Schuld, träufelte wie milder Balsam himmlischen Trostes ihm in die Seele.

Als das Gebet beendet war und der Pfarrer hinzufügte: „Amen in Jesu Namen" und zugleich die Hand wie segnend auf Niels' Hand legte, da sank der Bursch schluchzend nieder an der Leiche der Pflegemutter, verbarg sein Antlitz an ihrer kalten Brust — kälter noch im Leben als im Tode und schickte ein inniges, brennendes Herzgebet empor zu Gottes Thron, ein Gebet, das sich nicht in Worten ausdrücken ließ, sondern nur stumm ihm durch die Seele zog.

Da erst beruhigten sich alle Umstehenden vollständig. Denn Niels, der augenscheinlich unbekümmert dem Zorn, der Wuth und den drohenden Mienen entgegengesehen hatte und kein Mitleid wollte, er kniete nun dort an Olina's Leiche und weinte

wie ein Kind an der Mutter Bruſt! — Da wurden Aller Augen naß und Seufzer des Mitgefühls laut.

Der Pfarrer war ſich bewußt, daß er nun der Scene ein Ende machen müſſe, wenn nicht die Wirkung verlorengehen ſolle. Er zog deshalb den Burſchen ſacht fort von der Todten und indem er alle Anweſenden zurücktreten ließ, nahm er das Tannengrün von der Bank und legte es auf Olina's Bruſt. Dann wandte er ſich an die Verſammlung: „Ihr ſeid nun alleſammt Zeugen geweſen, was in dieſer Stunde hier geſchehen iſt; ich denke, wir müſſen uns von Herzen freuen, daß kein Unrecht begangen worden. Hier iſt keine Gewaltthat verübt — denn ſeitdem Olina Pladſen ſich zur Ruhe gelegt hat, iſt nur Er hiergeweſen, der auch durch verſchloſſene Thüren zu gehen vermag. Friede ſei ihrer Aſche, Gott ſei ihrer Seele gnädig!"

Und mit einem Wink an die Einen, mit einem Gruß an die Anderen gab er den Anweſenden zu verſtehen, daß nun, nachdem ihnen ihr Recht geworden, es auch ihre Pflicht ſei, ſich zu entfernen. Das thaten Alle in guter Ordnung und ohne Murren. Der Burſch hatte ſich in Jedermanns Augen vollkommen gerechtfertigt, aber die Ueberzeugung ſeiner Unſchuld ſchöpften ſie mehr aus ſeiner Handauflegung als aus dem Beweis, welchen die Verſtorbene ſelbſt gegeben hatte. Aber Etwas war und blieb dennoch unaufgeklärt, und zu näherer Unterſuchung gingen Alle rund um das Haus herum und betrachteten aufmerkſam die Einſchnitte in der Bretterverkleidung. Der Schluß war wie früher: ein Dieb war dort geweſen. Der Pfarrer hatte freilich geſagt, daß das Geld bei ihm läge, — aber er hatte auch hinzugefügt: „Der, welcher dachte, den Diebſtahl zu begehen, hat ihn vor Gott zu ſühnen, nicht vor der Welt." — Damit beruhigten ſich Alle und gingen heim.

„Willſt Du mit mir gehen oder willſt Du hierbleiben?" fragte der Pfarrer, als er mit dem Burſchen allein daſtand.

„Wie Ihr wollt," antwortete Niels. — „Darf ich aber ſelbſt beſtimmen, ſo bleib' ich hier," fügte er demüthig hinzu und ſchlug die Augen nieder vor des Pfarrers feſtem prüfenden Blick, den dieſer auf ihn gerichtet hielt.

„Haſt Du Strafe verdient?" fragte der Pfarrer.

„Ja," ſagte leiſe der Burſch. Aber im ſelben Augenblicke trat aus einem Winkel das Mädchen hervor und nahm wiederum ihren Platz an Niels' Seite ein. Aus ihrem Angeſicht ſprach der gleiche Kummer, die gleiche Treue wie vorhin, eine Treue, die bis in den Tod reichte.

„So bleib' wo Du biſt," ſprach wehmüthig der Pfarrer.

„Nicht nur Wasser und Brod hinter der Kerkerthüre, nicht nur eine Kette am Bein dient zur Sühne, nein, Gott im Himmel hat andere Ketten und Kerkerthüren und Wächteraugen, die Niemand täuschen kann, — halte Deine Gefangenzeit getreulich bei ihm aus und habe Ihn allzeit vor Augen und im Herzen. Dann wird Dir seine ewige Gnade, die er keinem reuigen Sünder versagt, auch zu Theil werden, und Deine Sünde ist Dir vergeben. Das ist der Weg, den ich Dir weisen kann. Getraueſt Du Dir, ihn einzuschlagen?"

„Ja," erwiderte der Bursch und sah dem Pfarrer fest in's Auge.

„Gott stärke Dich," sprach dieser leise und wandte sich dann dem Mädchen zu. „Und Du willst ihm folgen?" fragte er.

„Ich hatte es mir anders gedacht, nun sehe ich ein, daß es so besser ist," entgegnete sie und sah den Burschen mild und liebevoll an.

„Wohl, wenn Zwei zusammenhalten in Liebe, trägt sich auch das Schwerste leichter, — aber die Schuld wird deshalb doch nicht ausgelöscht," sprach warnend der Pfarrer.

Dann ging er, und der Bursch und das Mädchen blieben allein zurück bei der Todten. Sie wachten zusammen, und Bekennen und Reue, Kummer und Trost rankten sich gemeinschaftlich um die jungen Herzen und ließen den gleichen Gedanken und Entschluß erblühen für das ernste, schwere Leben, dem sie entgegengingen.

Zehn Jahre waren vergangen seit jenem Tage. Es war eine schwere Zeit gewesen für Niels und seine treue Frau. Denn die böse Nachrede verfolgte ihn auf Schritt und Tritt; er mußte stets auf der Hut sein, er fühlte sich keinen Augenblick sicher. Das Gewissen peinigte ihn, und wenn er während des Tages bei der Arbeit auch seinen Kummer vergaß, wenn auch die Hoffnung auf eine ferne, glückliche Zeit in ihm auflebte, in der Nacht schlug ihm das Gewissen desto mehr. Die dunkle Nacht war seines Geheimnisses und seiner Qual Mitwisser. Die Einschnitte und die erbrochene Bretterverkleidung klafften noch weit offen gleich unheilbaren Wunden, und Niels that nichts zu ihrer Ausbesserung, obgleich seine Frau ihn flehentlich bat, doch diese ewigen Selbstvorwürfe aus der Welt zu schaffen. Das Volk schwieg freilich zu der Sache, aber es begegnete Niels doch mit einer gewissen Scheu. Er ward zu einem schweigsamen, zurückhaltenden Manne, der an Nichts rechte Freude hatte. Das Gerücht, daß er irgend eine Unthat begangen habe, war überall

verbreitet, nah und fern, und dieses Gerücht wehte ihn an wie erkältender Hauch.

Zehn Jahre waren dahingegangen seit jenem Sonntage. Das schwere, ernste, stille Leben, das Niels seit jener Zeit geführt, hatte doch wol seine Schuld gesühnt; er sah wenigstens ruhiger und freier in die Zukunft.

Die Zeit ging dahin, die alten Leute starben, und ein neues Geschlecht wuchs und blühte lustig heran. — Da schien es Niels, als würde mit der Zeit sein Gesichtskreis weiter und weiter, hell und heller. Kein erkältender Hauch kam ihm mehr entgegen, sondern frischer, würziger Lufthauch wie von Firnhöhen zog erquickend und belebend ihm durch die Seele. War er nun frei, war die Buße vollendet, die Sünde gesühnt? Tausend Stimmen in seinem Innern sprachen ein zuversichtliches Ja.

Da ward es Frühling rings um ihn und in ihm; die schwellenden, springenden Knospen des Lenzes umdufteten ihn süß und wunderbar, und die Freude hielt jubelnden Einzug in sein Herz. Die Wandervögel kamen alle, alle zurück und sangen und zwitscherten ihm zu: Wach' auf, wach' auf, der Lenz ist da! Und beim Kirchgang hatten gar Viele ein freundliches Wort, einen herzlichen Gruß für ihn. Aber es kam ein noch schönerer, reicherer Freiheitsbote zu ihm und zu *ihr*, welche die langen, schweren Jahre geduldig und zuversichtlich, hoffend und glaubend mit ihm gemeinschaftlich getragen hatte. Es ward ihnen ein Sohn geboren und somit eine Hoffnung ihnen erfüllt, die Beide schon aufgegeben hatten. — Da ward Niels so froh, daß er die beschädigte Seite des Hauses abreißen und neu errichten, daß er auch die nöthigen Nebengebäude aufführen und das ganze Grundstück einzäunen ließ — soweit zwei Hundert Thaler reichten. Und dann taufte er bei einem großen Schmaus, zu dem er alle Bekannten einlud, sein Haus „Sörlien".

Aber die Nachbarn konnten an den neuen Namen sich nicht gewöhnen — der alte war ihnen geläufiger. So blieb der alte Name hängen an Niels wie die bleiche Kerkerluft einem Gefangenen anhaftet für's Leben — und Olina's Erbe hieß bis zu seinem Tode: Niels im erbrochenen Haus.

Skizzen.

I.

Ein Abend in Bergen.

Es war einer jener dunklen, regnerischen Tage gewesen, wie sie die Stadt Bergen fast zu jeder Jahreszeit heimzusuchen pflegen. Die Luft ist dick und schwer, der Regen strömt mit dumpfem, einförmigem Geräusch senkrecht hernieder, und innerhalb der Berge, welche die Stadt rings einschließen, giebt es unter Gottes freiem Himmel auch nicht einen trockenen Fleck so groß wie ein Fingernagel, auf dem die Phantasie einen Augenblick weilen und ein luftiges Schloß errichten könnte.

Der Regen hatte zwar nachgelassen, aber der Himmel hing noch voll schwerer Wolken, die vor dem aufsteigenden Wind zerflatterten und gleich ungeheueren Wasserhosen über das Gebirge dahingejagt wurden. Es war dunkel ringsher. Denn obgleich der Mond für diesen Abend freundwillig die halbe Beleuchtung der Stadt übernommen hatte, vermochte sein mildes Licht doch nicht die Wolkenschatten zu durchdringen.

Aus der Thüre eines Hauses, das in der Nähe der Kirche gelegen war, trat eine hohe männliche Gestalt, welche die Last der Jahre augenscheinlich gebeugt hatte. Dem Manne folgte in ehrerbietiger Entfernung ein Dienstmädchen; Beide gingen, so schnell die Dunkelheit es erlaubte, schweigend durch die stillen Straßen dahin.

Das Dienstmädchen war auf einmal rasch an ihm vorüberund auf ein kleines, unregelmäßig gebautes Haus zugeeilt, dessen Hausthüre sie vor dem ehrwürdigen Herrn weit öffnete. Beim Schein einer Küchenlampe konnte man in diesem einen der Pfarrer der Stadt erkennen. Er stieg die schmale Treppe zu einem der höher gelegenen Zimmer empor.

Der Eigenthümer des Hauses, ein wohlhabender Schmied, war als armer Bauernbursche in der Stadt in die Lehre getreten

und hatte durch Fleiß und Sparsamkeit nach und nach zum gutgestellten Meister sich emporgeschwungen. Er galt als ein streng rechtschaffener, tüchtiger und fleißiger aber unumgänglicher Mann. Sein verschlossenes, barsches Wesen flößte Allen und besonders seinen Leuten Furcht und Zurückhaltung ein. Die Arbeit in der Werkstatt ging unter diesen Umständen rasch von Statten, aber die Munterkeit, das große Triebrad, welches manches schwere Werk leicht macht, stand still; das Gemüth litt unter einem Druck, den weder Jugend noch Leichtsinn abzuschütteln im Stande waren. Der Meister war die Ehrlichkeit selbst. Dem zwölfjährigen Lehrbuben, der zu dem strengen Meister in Zucht kam, zitterte zwar an den Augenwimpern die Angstthräne, aber wenn die Lehrzeit bestanden war, und der Geselle den ehrlichen Lehrmeister verließ, um auf die Wanderschaft zu gehen, da trocknete er dennoch mit dem Hemdärmel die hervorquellenden Tropfen ab. Denn das Herz hing fest und treu an dem ernsten Lehrherrn.

So war der Mann im äußeren Verhalten und Benehmen, im inneren war er noch finsterer, noch wortknapper; man sagte sogar, daß er niemals ein Wort mit seiner Frau spräche, obwohl sie, gar viele Jahre jünger als er, ebenso fleißig und strebsam war wie er selbst; für rechtschaffen ward auch sie gehalten.

Dieses Verhältniß war ein Räthsel, das die Nachbarn vergeblich zu lösen sich bemühten. Denn in dem Hause des Schmiedes herrschten Gesundheit und Wohlstand, und sowohl ihm als seiner Frau ward die Achtung der Mitbürger zu Theil, — aber trotzdem hatte die Frau stets verweinte Augen, blasse Wangen und ging kummerbeladen einher. Wie kam es nur, daß unter diesen glücklichen äußeren Umständen der Mann keinen Gefallen fand an den Genüssen, die das Leben bietet; warum zeigte er sich immer so feindselig kalt gegen seine hübsche Frau, die sich doch seinem Willen völlig beugte und ihre Obliegenheiten mit solcher Treue und Hingebung erfüllte? — —

Hier lag in der That ein Räthsel vor; aber durch eine Mauer ward es abgesperrt von der Welt, so dicht abgesperrt und so wohl verwahrt, daß kein Auge bis zu ihm zu dringen vermochte. Die Mauer, welche das Geheimniß umschloß und verwahrte, war das Schweigen, und wenn ein starker, fester Wille das Wort bannt, dann ist keine irdische Macht im Stande, den Lippen des Schweigenden auch nur eine Silbe zu entlocken. —

Der Pfarrer stand in dem Zimmer, in welchem des Meisters todtkranke Frau auf dem Sterbebette ruhte, — um ihr den letzten Trost zu spenden, war er gerufen worden.

Der Pfarrer gehörte zu den Dienern des Herrn, die, wenn

sie auch nicht in der strengsten Bedeutung des Wortes das Kreuz auf sich nehmen und Christo nachfolgen, dennoch im Geiste der christlichen Liebe wirken und schaffen, von dieser Liebe mildem Hauch beseelt. Wo aber dem Pfarrer Unverstand und thörichter Trotz gegen den Ruf der Gnade entgegentraten, da ließ er vor den tauben Ohren den Donner der Worte von Gottes Gesetzen erschallen; jedes seiner Worte war da vollwichtiges, gediegenes Gold. Denn er verkündete den Willen seines Vaters im Himmel. Mit solchen Tugenden geschmückt, war der Pfarrer von Allen, die ihn näher kannten, besonders von seiner Gemeinde, geliebt und auf das Höchste geachtet. Er ward deshalb manchmal ein Engel des Trostes. auch für Viele, die nicht zu seiner Heerde gehörten. Wohin man ihn immer rief, ging er gefaßt und ohne Murren. Gott selbst rief ihn ja.

So stand er denn auch nun wieder in des Kummers dunklem Haus.

Vor ihm lag auf einem einfachen, aber reinlichen Lager die sterbende Frau. Sie schien dreißig und einige Jahre alt zu sein; sie war klein und zart gebaut, das Haar hing ihr wirr um das abgemagerte, feingeformte Antlitz. Die Augen lagen tief in den Höhlen, aber ein wilder, unruhiger und forschender Blick schien von innerer, verzehrender Gluth aufzuflammen, und verrieth eine Kraft, die man bei der geknickten Rose nicht vermuthet haben würde.

Der Blick sprach Wahrheit.

Dieser Blick war das letzte Aufflackern der knisternden Lampe: der Tod saß der Frau bereits auf der röchelnden Lippe.

Der Pfarrer beugte sich zu ihr nieder, er forschte, ob die Sterbende noch bei Bewußtsein sei. Obgleich sie den Pfarrer einen Moment lang anstarrte, zeugte doch der Blick nicht mehr von Verständniß, sondern schweifte unruhig im Zimmer umher. Oftmals haftete er auf der dem Eingang gegenüberliegenden Thüre. Der Körper schien zu beben vor Anstrengung, die das Lauschen nach jener Thüre hin ihr verursachte. Sie erhob die kleine magere, von der Arbeit gebräunte Hand und hielt den schweren Athem an, so daß die Adern an den bleichen Schläfen schwollen, und der Mund in krampfhaften Zuckungen sich verzog.

So vergingen einige Minuten. Da ertönten im Nebenzimmer Schritte; schwer und einförmig bewegten sie sich auf die Thüre zu und wieder zurück. Ohne jede Hülfe richtete plötzlich die zitternde Frau sich empor im Bett, griff mit fieberhafter Hast nach einer Handarbeit, die neben ihr lag und begann mit einer Eile zu nähen, als hinge davon Leben und Tod ab.

Es war ein sonderbarer Gegensatz: die Sterbende in eifriger Sorge für das Leben.

Der Gedanke vermochte nicht, der fleißigen Hand zu folgen; dieser lauschte, lauschte nach jener Thüre, lauschte jenen Schritten, die Halt gemacht hatten. Als der Frau das allmälig klar geworden war, ging eine tiefe Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit über die flüchtig belebten Züge, die Spannung ließ nach, und betäubt sank die Kranke wieder in die Kissen zurück.

Es trat eine Pause ein — ein Augenblick der Ruhe. Obgleich der Pfarrer während dieser Scene wie gebannt und versteinert dagestanden, hatte er doch sich seine Gedanken gemacht.

Er wandte sich fragend an eine alte Frau, die sich mit liebevoller Sorgfalt um die Kranke bemühte. Denn hier lag irgend etwas Besonderes vor, das er ergründen und kennen mußte, wenn er rathen und helfen sollte.

Das Wenige, was die Alte wußte, war bald erzählt.

Sie war eine Schwester der Mutter der Kranken, und als die Schwester starb, war sie zu ihrer Nichte in das Haus gezogen. —

Zwölf Jahre lang waren der Schmied und seine Frau verheirathet gewesen. Die ersten vier Jahre ging Alles gut, Jeder that freudig seine Pflicht, und als Gott ihnen ein gesundes, prächtiges Kind schenkte, schien das eheliche Glück den Höhepunkt erreicht zu haben. Das Kind starb ein halbes Jahr nach der Geburt; aber die Eheleute trugen getreulich den Kummer gemeinschaftlich, wie sie zuvor die Freude getragen hatten. Plötzlich trat eine Aenderung in dem Verhältniß der Gatten zu einander ein. Niemand kannte die Ursache. Der Mann war von dieser Zeit an kalt und wortkarg; mit seiner Frau sprach er nie mehr ein Wort, so demüthig sie ihn auch auf den Knieen darum bat, so sehr sie sich auch Tag und Nacht abmühte und mit Treue und Fleiß dem Hauswesen vorstand. Der Mann schwieg zu alle Dem, alle Bitten waren vergeblich verschwendet an ihn. Nachdem Jahr auf Jahr dahingegangen war, und in dem schweren Kampf, des Mannes Zuneigung wieder zu gewinnen, trübe Schatten das Lebenslicht der armen Frau verdüstert hatten, da brach diese endlich zusammen. Aber selbst auf dem Todtenbette noch stritt sie mit der Verzweiflung, die kalt und schonungslos auch den kleinsten Hoffnungstrieb vernichtete, der diesem spärlichen Boden entkeimte. Durch Bekannte hatte die Aermste ihren Mann bitten lassen, noch einmal sie aufzusuchen, bevor der Tod sie hinwegnähme. Seine kurze Antwort war jedesmal nein gewesen, dann hatte er hartnäckig geschwiegen. Dennoch lauschte

das arme Weib jenen Schritten, dennoch sandte sie ihrem Manne die bittendsten, demüthigsten Gedanken, die da erzählten von all' dem Kummer und Gram, der ihre Seele erfüllte; wie sie stets emsig und gewissenhaft ihre Arbeit gethan, obgleich nur der Schmerz ihr Gewinn gewesen war. Er mußte sie ja doch hören — er mußte endlich doch kommen! Deshalb kämpfte sie den schrecklichen Kampf, in dem sie unterliegen mußte: der Tod hatte die Uebermacht. Bevor sie in's Jenseits ging, sehnte sie sich ein Wort zu hören, und dieses Wort sollte er, ihr finsterer, schweigsamer Mann sprechen, — und bevor ihr dies eine, so sehnsuchtsvoll erwartete und erharrte Wort nicht in's Ohr geklungen war, eher vermochte sie auch dem bleichen Führer nicht zu folgen, obgleich er den Weg ihr zeigte zu Frieden und Ruhe — vielleicht zur Gnade.

Das war ungefähr, was die Alte zu berichten hatte, aber damit war der Schleier nicht gelüftet.

Die Kranke lag jetzt ruhig, mit geschlossenen Augen da, und man hätte sie für todt halten können, wenn nicht ein leichtes, krampfhaftes Zucken um den Mund verkündet hätte, daß das Leben noch nicht erloschen sei.

Der Pfarrer verweilte noch eine Zeitlang in andachtsvoller und wehmüthiger Betrachtung der Leidenden. Was konnte er thun? Nichts. Brachte er auch den Balsam des Trostes, den der große Arzt des Himmels hat für alle, alle Wunden, — so war doch ein Ding vonnöthen: das Bewußtsein, und gerade das suchte er vergebens. Sollte er zum ersten Male in seinem Leben unverrichteter Sache umkehren und der Sterbenden jede Hoffnung rauben?

Im Nebenzimmer erklangen wieder die einförmigen Schritte, die der Pfarrer vorhin vernommen hatte.

Einen Moment heftete dieser die Augen gespannt auf die Kranke, aber sie lag still und ruhig da und schien das Geräusch nicht vernommen zu haben. Da kam dem Pfarrer plötzlich ein Gedanke; er wendete sich um und ging zu der Thüre, von welcher her man die schweren Tritte vernahm.

Die alte Frau bekreuzte sich und meinte: der Meister würde schrecklich zornig sein, wenn Jemand zu ihm sich hineinwage. Aber der Pfarrer ging dennoch, wie der Herr es ihm gebot, um an die eisenbeschlagene Thüre der Verhärtung zu klopfen.

Das Zimmer, welches der Pfarrer betrat, war ziemlich groß; es war kalt in der Stube, der Raum wurde durch ein dünnes Talglicht spärlich erhellt, dessen matte Flamme sich mit dem

hellen Schein des Mondes seltsam vermischte, dem es gerade jetzt geglückt war, durch die Wolken zu blicken.

Der Meister, denn er war es, hatte, als die Thüre geöffnet wurde, sich in der Nähe des Lichtes auf einen Stuhl niedergelassen. Die Hände in den Taschen, die gekreuzten Beine weit von sich gestreckt, während das Haar in wirren Büscheln ihm um die gefurchte Stirne hing, die Augen halb geschlossen und den Mund fest zusammengekniffen, bildete er das vollständigste Bild erbitterten Trotzes und unbeugsamer Härte.

Der Pfarrer stand einen Moment lang ruhig da und bebte doch ein wenig zurück vor dem Anblick, der sich ihm darbot; aber er faßte sich sofort, weil er gewohnt war, bösem Willen zu begegnen und ihn siegreich zu überwinden. Nur der gute Wille ist stark; der böse Wille ist nichts als Ohnmacht, so gewiß Gott die Allmacht ist.

Dann wandte der Pfarrer sich an den Unglücklichen. Denn unglücklich war der Mann, das sprach aus jedem seiner Züge.

Ein großer Schmerz verhärtet häufig das Gemüth, so daß es Gott und der Welt Trotz bieten zu können vermeint. Denn nicht gern küßt der Mensch die Ruthe, welche ihn züchtigt.

Doch der fromme Lehrer verkündete die Worte der Liebe — verkündete Gottes Wort — dem Elenden und Unglücklichen: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!“ Und wie des Thaues Perlen segnend niederträufeln auf den verdörrten Acker, und der Erde harte Rinde erweichen, so zogen die Worte der Milde und Versöhnung durch diesen starren Sinn. Denn, daß es gährte und arbeitete in des finsteren Mannes Herzen, das entging dem scharfen Blicke des Pfarrers nicht.

Plötzlich sprang der Schmied auf; es war, als habe er mit einem Ruck den Zauber abgeschüttelt, der ihn in sein Netz zu ziehen drohte, und mit funkelnden Augen trat er vor den Pfarrer hin, der im Bewußtsein seiner heiligen Pflicht und der Würde seines Amtes wie ein Patriarch dastand, ein Rest noch der großen dahingeschwundenen Zeiten, da der Glaube seine Bekenner das Leben kostete.

Nun begegneten sich der böse und der gute Wille — der finstere und der milde Blick.

„Ich habe nicht verlangt, mit einem Priester zu sprechen,“ hob der Schmied nach einer Pause an, „ich habe überhaupt keinen Menschen rufen lassen.“

„Ich will auf diese Rede die Antwort Dir schuldig bleiben,“ entgegnete ruhig der Pfarrer. „Aber drinnen liegt Deine Frau

im Todeskampf; lass' uns von ihr sprechen. Sie hat doch so oft Dich gebeten und durch Andere bitten lassen, zu ihr zu kommen. Wie kannst Du so hartherzig sein, Deine Pflicht, die Dich ruft, nicht zu erfüllen?"

„Pflicht!" schnaubte der Mann und warf sich wieder auf den Stuhl. „Ich hab' das Meine zu tragen und sie das Ihre. Frag' sie und lass' sie sich vertheidigen."

„Sie hat auf Erden gewiß ihr letztes Wort gesprochen," fuhr der Pfarrer fort. „Dir aber wäre es wohl, wenn einst Deine letzte Stunde schlägt, daß Du zuvor Dich beugen und an Dein Weib das Wort der Versöhnung richten möchtest, nach dem sie so sehnsüchtig verlangt."

Rasend vor Zorn fuhr der Mann auf und schlug mit der geballten Hand auf den Tisch, daß er in allen Fugen krachte. „Ich sprechen," rief er, „ich mit ihr reden! Wißt Ihr, was sie von mir will? Wißt Ihr, was sie ist, oder was sie war? Ich habe am Pflug des Lebens Seite an Seite gezogen mit ihr und ich kenne sie; ich weiß, was sie werth ist."

„Und wäre sie auch nur Spreu in der Wagschale der Gerechtigkeit," unterbrach ihn der Pfarrer streng, „so willst doch Du Dir wol nicht anmaßen, ihr Urtheil zu sprechen? Nur Einen giebt es, der verurtheilen darf, und das ist allein Er, der da die Kraft wiegt wie auch die Kraftprobe."

„Na gut, schwatzt Ihr nur immer zu, Ihr bekehrt mich doch nicht. Was ich nicht will, will ich nicht!" antwortete der Mann, der seine Raserei bezwang. Und mit einer gewissen trägen Gleichgültigkeit putzte er das matt brennende Licht ab, ergriff dann einen Schleifstein, zog ein Messer aus dem ledernen Gürtel, setzte sich nieder auf den Stuhl und begann mit solcher Sorgfalt und Achtsamkeit die Klinge zu schleifen, als wäre außer ihm Niemand weiter im Zimmer. Aber der Pfarrer blickte tiefer, als der Schmied glauben mochte. Der treue Seelsorger sah sehr wohl, daß unter der anscheinend gleichgültigen Hülle das Böse mit dem Guten hart um die Herrschaft rang. Und so fuhr er denn fort:

„Eine wie schwere Rechenschaft Dein Weib auch abzulegen haben mag, und wie groß auch immer ihre Schuld ist, so sollst Du immer eingedenk sein Dessen, daß Du selbst nur ein Wurm bist im Staube. Und ob Du auch gleich mit Deinem Stachel im Licht spielst, das ausgeht über alle Welt von dem Glorienschein um Deines Erlösers Haupt, so mußt Du doch ausrufen unter dem Kreuz: Herr, Herr! ich habe gesündigt und will Buße thun; oder Du mußt ewig den Groll und die Bitterkeit mit Dir herumtragen, die Du in Deinem Herzen angehäuft hast.

Hat Dein Weib sich vergangen gegen Dich, so hat sie wahrlich auch hart genug dafür gebüßt. Aber willst Du dagegen Deine Augen verschließen, ein Auge bringt doch bis auf der armen Seele Grund, wo all' der Gram, alle Seufzer und alle Reuethränen entspringen, welche der Sünde Folgen sind. Und wenn der Reue Scheiterhaufen angezündet ist, wenn der Boden brennt unter dem Fuß des Sünders, und alle erfrischenden, belebenden Quellen dieser Erde versiegt und ausgetrocknet sind, da bestimmt Gott der Herr, wie lange die Qual währen soll. Denn bis zur Verzweiflung, die der Schmerzensschrei ist, den der Kranke ausstößt, wenn alle Wunden zusammengepreßt werden und wenn dann die Wunden zehnfältig brennen — bei diesem wilden Weh, das so groß ist, daß das Herz Gott verleugnet, und die Gedanken sich verwirren — bei diesem Weh darf der reuige Sünder seine Zuflucht nicht suchen, wenn er nicht die offene Thüre der Gnade aus dem Gesicht verlieren und sie verfehlen will. Nimm Dich in Acht, Du, der Du Dich behaglich in Deinem Hochmuth wiegst und Dein Gewissen mit dem Aufzählen der Fehler Anderer zu beschwichtigen meinst, der Du den Splitter in Deines Bruders Auge, aber den Balken in Deinem eigenen Auge nicht siehst! Standest Du auf der Wacht gegen den Bösen früh und spät, und ward Dein Auge niemals müde? Dein harter Sinn beweist mehr als genügend, daß Du schlecht gewacht hast. Aber wenn Du Dein Auge schlossest, weißt Du da, ob nicht gerade ihr Auge offen stand, während es ermüdet war, da Du die Wacht hieltest?"

„Ihr schwatzt, wie Ihr es versteht, Pfarrer," unterbrach der Mann den strengen Redner. „Aber schwatzt nur!" Und wieder strich er das Messer hin und her; aber die äußeren Zeichen des schweren inneren Kampfes waren sichtbarer geworden: die Adern der Stirn waren angeschwollen, er bewegte sich unruhig hin und her, und der Athem entrang sich schwer und pfeifend seiner Brust.

Der Pfarrer fuhr unerbittlich fort: „Die schwere Stunde, in der Du ernten wirst, was Du gesäet hast, kommt sicher. Salz hast Du gesäet auf Deines Lebens Acker, und Dorn und Distel sind üppig in's Kraut geschossen, so daß Du Dich bei jedem Schritt bis auf's Blut verwunden mußt, und kein laubiggrüner Zweig ist vorhanden zum Schutz und Schirm für einen noch so kleinen Vogel, der im letzten Augenblick Dir Trost und Ruhe zu singen vermöchte; — ja, wahrlich, die Qual, die der vom Hunger Gepeinigte leidet, wenn der Anblick und der Duft von des Ueberflusses Tisch ihm die Qual noch vervielfältigen, ist nicht zu vergleichen mit der Qual, die Du fühlen wirst, wenn

Du nach der Seligkeit schmachtest, und alle Thüren zu den vielen Wohnungen des Herrn Deinem harten Sinn verschlossen bleiben."

„Du kannst mich zu den Wohnungen des Herrn begleiten!" rief der Schmied. „Denn ich bin überzeugt, Du redest weit besser und eindringlicher als ich."

„Ich rede nicht," erwiderte der Pfarrer, „Dein Richter spricht nur durch meinen Mund zu Dir, und wenn es nöthig ist, werde ich noch eindringlicher werden."

Bei diesen Worten schwand auf einmal alle Selbstbeherrschung und Mäßigkeit des Mannes. Wild sprang er auf, warf Stein und Messer auf den Boden, ging auf den Pfarrer zu, hielt ihm die erhobene Rechte vor das Gesicht und schrie:

„Siehst Du diese Finger, Du? Das ist eine Sprache, die keine Zunge nöthig hat. Beweise, daß es eine Lüge ist, daß ich wie ein Sklave für mein Brod gearbeitet habe, daß ich vor der Sonne auf war, daß ich der Letzte gewesen bin, der sich zur Ruhe begab. Behaupte doch, daß Alles Lüge ist, Pfarrer!"

Und wieder schlug er auf den Tisch, daß es krachte, und in seinem finsteren, rußgeschwärzten Angesicht spiegelte sich ein so wilder und verzweifelter Ausdruck, daß der Pfarrer unwillkürlich zurückwich.

„Aber Du weißt eben gar nicht, was ich gelitten habe," fuhr er in dem gleichen Tone fort. „Du legst für mein Weib ein gutes Wort ein; nun gut, schön; Du sagst, daß die Wunde am Meisten schmerzt, wenn sie zusammengepreßt wird — o ja in meinem Herzen ist eine tiefe Wunde. Aber weiß Jemand davon? — Ja, sie weiß es, und Du sollst es auch wissen, daß es ein heißer, wilder Schmerz ist, der mich jahrelang durchzuckt hat. Du sagst, daß ich Salz ausgesäet habe, schön — aber, sie ist es, die all' das Unkraut hat wuchern lassen, von dem Du sprichst."

„Deine Frau steht bei allen Menschen hoch in Ehren, und Alle sprechen von ihrem Fleiß und sittlichen Lebenswandel," wandte der Pfarrer ein.

„Sittlicher Lebenswandel!" schrie der Mann, „ha, ha, ha, gut, mag es so sein! Sie trägt also die Ehre davon und ich habe die Schande. — Aber unser Herrgott hat sie gezeichnet und hat gesagt: Sieh, da ist Eine mit einer ehrbaren Miene; sie geht demüthig gebeugt einher und sitzt andächtig in der Kirche. ... Aber der Teufel läßt sich kein X für ein U machen; er weiß es besser, er liegt auf der Lauer und präsentirt schon einmal seine Rechnung und streicht Nichts davon, sondern Madame muß bezahlen. Und hat der Schmerz mich gepeinigt und versengt,

und das hat er, so wird er sie und so soll er sie noch weit schlimmer quälen."

„Keiner ist ein so großer Sünder, daß er nicht Gnade erlangen könnte," sprach der Pfarrer feierlich.

„Weißt Du, was sie mir gethan hat, weißt Du es?" raſ'te der unglückliche, halb wahnsinnige Mann. „In den Boden hat sie mich getreten, mit Füßen hat sie mich gestoßen ... und ich bin ja verdammt — war es nicht so? Und weißt Du, was ich ihr gethan habe? Ich hab' sie getragen, auf diesen meinen Händen getragen, wie man ein verzogenes Kind trägt — ja, ich vergaß fast unseren Herrgott, weil in meinem Herzen außer ihr Nichts mehr Raum hatte. Ich bin ihr stets voraufgegangen auf jedem Pfad und habe auch das kleinste Steinchen aus dem Wege geräumt, damit sie sich nicht daran stoßen sollte. Siehst Du die Schwielen an meinen Händen — siehst Du die krummen Gelenke — hab' ich gewollt, daß ihr irgend Etwas mangeln sollte? Aber sie, wie vergalt sie mir das Alles? Schande und Scham — den Teufel gab sie mir. Meine Augen haben selbst das Verhaßte geschaut! Hätte Jemand zu mir gesprochen: Deine Frau ist ein unzüchtiges Weib, denn während Du arbeitest für sie und ihr Glück, betrügt sie und hintergeht sie Dich, er hätte ganz gewiß nicht den Mund zu einer zweiten Beschuldigung aufgethan. Aber meine eigenen Augen sind Zeugen gewesen, daß es so war. Hätte ich sie doch ausreißen können diese Augen und sie von mir werfen zugleich mit Dem, was ich sehen mußte, so wäre die Sache abgethan gewesen; aber so wußte ich ja nun, daß mein Weib von einem Anderen mehr hielt als von ihrem eigenen Manne ... Wie soll man es machen, um die Erinnerung loszuwerden, Pfarrer, kannst Du das mir sagen? Hätte ich doch im selben Augenblick den Verstand verloren, so hätte ich unserem Herrgott den Rest überlassen können. Aber der Teufel ist viel zu schlau; er sorgte schon dafür, daß ich nicht wahnsinnig wurde, damit er die Sache allein in die Hand nehmen konnte. Aber da habe ich auch geschworen, daß ich in diesem Leben nie wieder ein Wort mit ihr wechseln, daß ich sie fliehen wolle, als ob sie den Aussatz habe. Und das habe ich gehalten und das halte ich! — Aber nun komm wieder mit Deinen großen Worten ... Hast Du Aehnliches erfahren, dann darfst Du mitreden; hast Du versucht, wie es thut, Tag für Tag mit der offenen, blutenden Wunde herumzugehen, in die der Teufel jeden Tag sein Gift träufelt? ... Was habe ich gelitten! Aber sie — sie ist ja blank und fein, und ich allein trage die Schuld. Ist's nicht so?" Er schlug sich auf die Brust

daß es dröhnte, als hämmere er auf einen Ambos los, er ging wiederholt auf den Pfarrer zu und heftete den Blick so stechend und durchbohrend auf diesen, daß ein minder Gefaßter und Muthiger bebend zurückgewichen wäre. Der Pfarrer aber stand da, die gefalteten Hände auf der Brust mit einem so sicheren und theilnehmenden Blick vor dem unglücklichen, von seiner Leidenschaft beherrschten Manne, wie der Fels im Sturm steht — ohne Trotz, ohne zu wanken und zu weichen.

„Und hätte auch ihre Sünde zwischen Euch eine Mauer errichtet für dieses Leben," sagte der Pfarrer sanft, „an der Pforte des Todes mußt Du doch Dich mit ihr versöhnen und ihr alle Schuld vergeben. Ihr Weg ist dennoch schwerer gewesen als der Deine."

Diesmal sprach der Pfarrer tauben Ohren. Der Mann hatte sich in dem dunkelsten Winkel des Zimmers auf den Boden geworfen, und was auch der Pfarrer sprach, er that, als ob er nicht ein Wort höre.

Inzwischen war in dem Zimmer der Sterbenden eine eigene Unruhe entstanden, die den Pfarrer vermuthen ließ, daß der Tod das Opfer bereits gefordert habe; und daß seine ferneren Bemühungen vergeblich sein würden. Als er noch mit diesem Gedanken sich beschäftigte, öffnete sich die Thüre, und unterstützt von der alten Frau und einer Nachbarin, schleppte das halbtodte Weib sich über die Schwelle und in das Zimmer.

Bei diesem schrecklichen, spukhaften Anblick sprang der Mann aus seinem Winkel auf und eilte an das entgegengesetzte Ende der Stube, indem er die Hände abwehrend gegen die Frau ausstreckte, als ob er von einem unbezwinglichen Entsetzen ergriffen worden sei.

Mittlerweile hatte die Frau sich etwa bis in die Mitte des Zimmers geschleppt; hier sank sie zusammen, und halb auf dem Boden liegend, halb sich auf die Alte stützend, versuchte sie mit der letzten Kraft, die Hände zu falten und sie nach ihrem Manne auszustrecken, der noch immer wie gelähmt dastand und sie anstarrte. Dann versuchte sie mit heiserer, gebrochener Stimme ein paar Worte zu ihm zu sprechen, aber sie brachte es nur bis zu einigen pfeifenden Athemzügen, einem schmerzlichen Stöhnen.

Mit der innigsten Theilnahme hatte der ehrwürdige Geistliche sich ihr genähert; er nahm ihre gefalteten Hände in seine beiden Hände, er sprach die Bitte aus, welche in ihrem flehenden Blick lag und welche die schwindende Lebenskraft nicht mehr hervorzustammeln im Stande war.

Aber damit war auch das lähmende Band gelöst, die Raserei

kam bei dem Schmied abermals zum Ausbruch: mit geballter Faust stürzte er auf die unglückliche Frau zu, und als der Pfarrer unerschrocken sich zwischen sie und ihn stellte, um den Rasenden abzuwehren, schrie er:

„Hinaus mit ihr! Fort, sage ich, oder ich stehe nicht für mich ein!"

„Du sollst vergeben, wo Gott der Herr vergiebt," sprach ernst der Pfarrer.

„So, glaubst Du, daß er vergiebt? Ah ja, denn je böser ein Mensch, ein je größerer Schelm er ist, desto mehr Glück hat er!" schnaubte der Mann. „Aber ich will Dir eine Geschichte erzählen; willst Du sie glauben, so ist's gut; wo nicht, ist mir's auch gleich. Ich mußte einmal eine Reise machen, es sind jetzt acht Jahre her, und damals war mein Weib hübsch und fein, das kannst Du mir glauben." Und mit wildem Blick und fieberhaft zitternden Händen deutete er auf die gebrochene Frau. „Ich hatte einen Gesellen, es war ein armer Teufel, aber ich hatte ihm fortgeholfen; ihm sagte ich: „Lars, pass' gut auf's Geschäft, bis ich wieder da bin," und zu ihr sprach ich: „Du darfst nicht zu große Sehnsucht nach mir haben, Margarethe. Sieh, in vier Wochen bin ich wieder bei Dir" ... Gut, ich reiste fort und kam zurück. „Lars, leg' Rechnung ab!" sprach ich. Und Lars legte Rechnung ab, und Alles war in bester Ordnung. Aber Jemand, der es gut mit mir meinte, sagte eines Tages zu mir: „Meister, Euer Gesell schlägt gut zu: er wirft mit den Thalern um sich wie Andere mit Schillingen. Könnt Ihr ihm auch wirklich trauen?" Gut, dachte ich, Du wirst ein wachsames Auge auf den Kerl haben. Ich versteckte mich in der Dachstube, wo ich meinen Sparpfennig verwahrte. Als es gegen Abend ging, kam Jemand die Treppe heraufgeschlichen ... öffnete die Thüre ... öffnete die Schieblade meiner Kommode ... nahm ein Paar Kassenscheine heraus, schloß wieder zu und ging seines Weges."

Die Frau ließ ein heiseres Stöhnen vernehmen und machte nochmals einen schwachen Versuch, die gefalteten Hände zu erheben, aber der Mann fuhr fort:

„Und das war mein Weib dort! Ich ging ihr nach; ich mußte wissen, zu welchem Zweck sie das Geld stahl. Denn gestohlen hat sie es. Das Brod, welches ich essen sollte in meinen alten Tagen, stahl sie mir. Gut, ich schlich ihr leise nach, und drinnen in der Kammer ... dort war er ... der Gesell, und sie setzte sich an seine Seite, und dann ging's lustig zu, das könnt Ihr glauben ... Sie gab ihm das Geld und obenein das Versprechen,

daß er noch mehr haben solle ... und das Alles sah und hörte ich ... Es gab mir einen Stich in's Herz. Aber ich dachte der Schande, faßte Muth und ging von dannen. Als es Tag ward, rief ich den Gesellen und sagte: „Du sollst eine kleine Reise für mich machen, schnür' Dein Bündel und folge mir." Er that es; er ahnte Unrath. Wir gingen ein gutes Stück zum Thore hinaus, er schwieg und ich schwieg — dann stand ich still — gab ihm einen Zehrpfennig zur Reise, hielt die geballte Hand ihm vor's Gesicht und sagte: „Nun kannst Du gehen, wohin Du willst, aber wenn Du es wagst, wieder zurückzukehren und mein Haus noch einmal zu betreten, dann bist Du verloren ... Du kannst versuchen, ob ich mein Wort halte." Er schlich sich kleinlaut davon, und das war das Vernünftigste. Ich ging wieder heim und sprach kein Wort, damit die Leute nicht Stoff zu Klatschereien haben sollten. Mein Weib ging ihren Weg und ich den meinen; aber ich war nicht allein — wo ich ging und stand, da war auch der Teufel. Und die Tage sind lang gewesen — noch länger die Nächte ... und ich habe schwer mit Gram und Kummer gekämpft; aber es half mir wenig ... Da hast Du die Geschichte, Pfarrer, nun schaff' mir Frieden!"

Todtenbleich, einem Trunkenen gleich, taumelte der Schmied im Zimmer herum. Endlich verging die erregte Stimmung; er sank auf einen Stuhl. Die physische Kraft hatte ihn anscheinend gänzlich verlassen unter der ungeheueren Anstrengung und Qual, welche ihm die Erzählung seiner dunklen Lebensgeschichte verursacht hatte. Er weinte, weinte so heftig, so unaufhörlich, als ob aller heimliche Gram und bittere Groll hinweggeschwemmt werden sollte durch die Thränenströme, welche sein gequältes Herz erleichterten.

Die Sterbende war mit vollem Bewußtsein jedem Worte gefolgt; man sah es an ihrem Blick. Nun erhob sie das Haupt von der Schulter der Alten, die ganz starr vor Schrecken die Arme um sie geschlungen hatte, mit übernatürlicher Kraft streckte sie die Hände aus nach dem Manne, und mit einer Stimme, die dem Laut glich, welcher sich der Brust eines Schlafenden entringt, den ein angstvoller Traum bedrückt, rief sie:

„Gnade, Erbarmen, Gnade!"

„Hinaus mit ihr! sage ich, und dort hin mit ihr, wo sie ihn getroffen hat," fuhr der Mann wie rasend auf.

Aber der Pfarrer trat auf die Kranke zu. Nun war die Zeit gekommen, seines erhabenen Berufes zu warten: er richtete der Erlösung und der Gnade milde Worte an das arme Weib.

Die Frau wurde in das andere Zimmer getragen, der Pfarrer

folgte ihr; in dem Augenblick aber, als er über die Schwelle trat und die Thüre hinter sich schloß, hörte er, daß der Mann wieder schluchzend sich auf den Stuhl warf.

Die Sterbende ruhte auf ihrem Lager; sie lag still da und lauschte den Worten des Pfarrers; obgleich sie des gekränkten Ehemannes Verzeihung nicht erlangt hatte, war doch eine eigene, stille Milde in dem matten Blick, und ein Lächeln, in dem Schmerz und Entsagung sich vereinten, lag sprechend auf den schmalen, blauen Lippen. Da stimmte der Pfarrer mit leiser, tiefer und vor Alter zitternder Stimme einen Gesang an, und als er damit zu Ende war, sprach er, indem er der Sterbenden das heilige Abendmahl reichte, der Gnade Himmelsworte: „Deine Sünden sind Dir vergeben!"

Die Frau lag still und ruhig da, nach und nach schien auch der letzte Rest des gequälten Lebens zu erlöschen. Der Athem hob und senkte die Brust nicht mehr, die eingefallenen Züge verloren die Spannkraft, des Todes eiskalter Odem schien dahinzuwehen über das arme Weib.

Da ward die Thüre zu der Stube geöffnet, in der ihr Mann sich aufhielt; eine Stimme, durch Thränen und Bewegung erstickt rief hinein: „Fahr' wohl, Margarethe!" Dann wurde die Thüre wieder geschlossen.

Armes getäuschtes Herz! Am Rand des Grabes, ertönt dir noch ein Ruf des Lebens, der lang erwartete Ruf — der sehnsuchtsvoll begehrte! Vor dem Laut, dem einzigen in der Welt, dem diese Kraft innewohnte, öffnete sich noch einmal das Ohr, und die süße Himmelswonne, welche die Seele durchdrang, breitete fast einen Glorienschein über das bleiche Antlitz. Nun war der letzte rauhe Ton, der das arme Herz durchbebt und durchschauert hatte, in einem reinen, trostreichen Klang zerthaut.

Der Pfarrer stand noch auf seinem Platze, die Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen hinab. Da beugte er sich über die Sterbende; sie schloß die sanften Augen, der letzte Seufzer flog leicht wie ein Schmetterling in die Ewigkeit — die Seele ging ein zum Frieden. Ein Lächeln schwebte auf dem bleichen, feinen Angesicht gleich dem Abglanz der himmlischen Herrlichkeit. Versöhnt und getröstet war sie zu einem neuen, schöneren Leben hinübergeschlummert.

Der Pfarrer schickte sich an, fortzugehen; aber noch in der schon geöffneten Thüre bedachte er sich und trat nochmals in das Zimmer des Meisters. Aber kaum hatte er die Schwelle überschritten, als er einen Ruf des Schreckens ausstieß.

Auf dem Boden hingestreckt lag der unglückliche Mann. Das

Blut strömte ihm aus einer tiefen Wunde in der Brust, und neben ihm lag das Messer, welches er zuvor so sorgfältig geschliffen hatte.

Die Bewohner des Hauses eilten herbei, Rettungsversuche wurden gemacht; aber der Tod hatte unverkennbar seinen Stempel auf dieses schreckeneinflößende Antlitz gedrückt; alle Hülfe war vergebens.

Lange, lange Jahre hindurch hatte der Schmied die schwere Bürde, seines Lebens dunkles Geheimniß getragen, und nun, da das Erz des Herzens gesprengt war, und der Friede wieder aufleuchtete aus seiner Seele Tiefen, nun hatte er nicht die Kraft finden können, die weiche, milde Stimmung zu ertragen.

Im gleichen Augenblick waren beide Eheleute heimgegangen, um an Gottes Sternenthron sich wieder zu treffen. Vor Ihm, dem großen Erforscher und Kenner aller Noth der Welt, standen sie nun Beide — Jeder voll Gram, Verzweiflung und Reue. Aber Er, der da weiß, weshalb die eine Flamme schwach nur brennt, während die andere leuchtet über dem Dunkel der Zeit, Er hat gesagt, daß Gnade ergehen soll vor Recht. —

Der Pfarrer verließ das Haus des Todes; seine Mission war erfüllt. Kurz darauf trat er wieder ein in die Thüre, aus der er zuvor uns entgegengetreten.

Doch sieh! Ein Fenster öffnet sich, eine Gestalt beugt sich hinaus; es ist der alte Pfarrer, welcher hinausblickt in das Dunkel. Vor den Gedanken läßt er noch einmal die erschütternden Ereignisse der Nacht vorüberziehen und er fragt sich selbst, welche Frucht sein Thun gezeitigt hat für die Ewigkeit. Eine innere Stimme giebt Antwort: Eine Lilie, duftend Friede und Liebe, war schließlich hervorgesproßt aus einer wildöden Wüste, welche die schuldvolle, reuegequälte Frau durchwanderte. Und dort, wo des Herzens Saitenspiel zerrissen war in des Hasses Gluth und Hauch, dort, wo Leidenschaft und Unverstand mit harter Eisenhand eingriffen, dort war doch der milde, süße Herzenston aufgeklungen, ein einziger Ton nur: „Fahr' wohl, Margarethe!" Ganz sicher war auch dieser Laut zu Ihm gedrungen, zu dem alle Klänge gehen, der alle Mißlaute und Freudentöne der Erde zu einer einzigen klangvollen, seligen Jubelhymne vereinigt.

Und nochmals zog an des Pfarrers innerem Aug' die nächtliche Scene vorüber. Der Mond sandte sein flüchtiges, winkendes Lächeln herab aus den zerrissenen Wolken — dann ward das Fenster geschlossen.

II.

Vom Vörringfoß.*)

Vor einem halben Jahrhundert etwa ist der Vörringfoß in der Landschaft Hardanger von einem Reisenden entdeckt und seit jener Zeit das Ziel einer stets wachsenden Zahl von Touristen geworden, so beschwerlich und gefahrvoll die Wanderung auch ist. Vor jener Zeit war der Fall nur den umwohnenden Bauern bekannt gewesen, die ihre Sennhütten auf dem Hochgebirge haben. Für die Bauern hat das Schauspiel der Natur sicher kein ungewöhnliches Interesse gehabt. Denn sie haben ja fast jeden Augenblick Gelegenheit, in bergestiefe Abgründe zu blicken und dem zerstäubenden Gischt der niederstürzenden Wasser nachzuschauen. Erst die Fremden haben ihnen das Verständniß erschlossen, aber durch deren übertriebene Furcht sind die Bauern zugleich auch angesteckt und so vorsichtig geworden, daß sie sich nur mit der größten Behutsamkeit dem Falle zu nähern wagen. Der Berg, von welchem der Vörringfoß zu Thal stürzt, wird der Stauerberg genannt, und der Weg dorthin führt durch ein enges, mit verwitterten Gesteintrümmern besäetes Thal: das Maabethal. Durch dieses Thal hat der Fall seinen Abfluß, und des oft übertretenden Wassers wegen ist der Weg an manchen Stellen kaum zu benutzen. Das Ganze: die umgebenden Felsen, Thal und Wasserfall machen dem Beschauer den Eindruck, als habe das tosende, schäumende, brausende Wasser, welches in rasender Eile herniederstürzt, den Fels auseinandergerissen und den unebenen, beschwerlichen Lauf trotzig sich erzwungen. Denn die Felswände, die eng zusammenrücken, zeigen wildzerrissene Klippen: man ist fast versucht zu glauben, daß selbst der Ton des Echos genügt, um die wilden, überhängenden Spitzen vom Grundstock zu lösen und hinabzuschleudern, um so die allgemeine Verwirrung noch zu vermehren.

Es ist eine einsame Wanderung durch das Thal. Man geht lange dahin, ohne einem Menschen zu begegnen, ohne den Laut einer menschlichen Stimme zu vernehmen; nur hoch oben vom Gebirge her erklingt wol hin und wieder der schwache und gedämpfte Ton einer Kuhglocke, und näher und näher nur tönt das ewige Brausen und Sausen des hinabdonnernden Wasserfalles. In dieser farblosen Steinwüste begreift man erst so recht, was eine kleine Blume bedeutet. Eine blumensprossende Au kann ihren buntfarbigen Teppich vor unserem Auge ausbrei-

*) Foß: Wasserfall.

ten, wir gehen gedankenlos daran vorüber; aber hier, wo dem Auge Nichts begegnet als Stein, Nebel und Wasser und abermals Stein, hier grüßt man freudig vertraut und segnet sie die kleine zierliche blaue Glockenblume, die gleich dem unschuldigen Kindesauge hervorschaut aus der Trümmersaat und zu bitten scheint: pflück' mich nicht! In Einsamkeit und Verlassenheit predigt die kleine blaue Blume die einzige frohe Botschaft. Aber es ist nun einmal so: das Auge gleitet kalt dahin über das Ganze, nur das Einzelne immer ist es, das den Blick fesselt.

Endlich stand der Berg vor uns, wo der eigentliche Aufstieg beginnt; durch ein Gewirr von Felsgetrümmer schlängelte sich der Weg fast senkrecht empor. Wenn man auf der Höhe steht und hinunterschaut auf den steil beschwerlichen Pfad, so will man es nicht glauben, daß es möglich ist, hinaufzureiten. Man muß auch selbst mit einem guten, muthigen Pferdchen hinaufgeritten sein, man hält es sonst doch für unmöglich, daß ein Pferd mit einem Reiter diesen Weg zurückzulegen im Stande ist.

Wir hatten ungefähr die Hälfte des Weges hinter uns, als eine Anzahl Menschen uns entgegenkamen. Voraus ging eine stark vornübergebeugte Gestalt, die eine unverhältnißmäßig große Bürde auf dem Rücken trug. Was es war, ließ sich nicht genau erkennen, weil die vorspringenden Felsen und aufgethürmten Steinbrocken fortwährend den Anblick der Leute uns entzogen. —

Endlich hatten wir bei einer neuen Wendung des Weges die Wanderer gerade vor uns. Es war ein Leichengefolge. Die gebeugte Gestalt, welche wir vorhin erblickt hatten, trug auf dem Rücken einen an zwei Stricken befestigten Sarg, der seiner Größe nach zu urtheilen, augenscheinlich den Leichnam eines erwachsenen Menschen einschloß. Dem Träger zunächst folgte ein alternder Bauer, welchen mehr der Kummer als die Zeit gebeugt zu haben schien. Denn er machte einen vollständig gebrochenen Eindruck und erwies sich für Alles theilnahmlos, was um ihn her vorging. Gerade an der Stelle, wo wir dem Leichenzug begegneten, war der einzige Platz auf dem ganzen Wege, auf dem man Rast machen konnte, die sogenannten Brautbänke. Den Namen hat die Stelle erhalten, weil hier meist die Brautpaare auszuruhen pflegten, wenn sie von der hochgelegenen Kirche in's Thal hinabstiegen. Das Leichengefolge bewegte sich auf die Bänke zu, der Sarg wurde von den Schultern des Trägers genommen und niedergesetzt. Trotz seines kräftigen Körperbaues sank aber der Träger völlig kraftlos zusammen. Es war freilich kein Wunder, daß der Mann Luft und Athem verloren hatte, denn bei jedem Schritt, den er auf dem steilen,

unsicheren Felspfad thun mußte, sank er unter seiner schweren Bürde fast in die Knie.

Wir wechselten mit den Leuten die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, einige gleichgültige Worte und zogen weiter. Erst nachdem wir ein gutes Stück zurückgelegt hatten, sahen wir uns um. Das Leichengefolge hatte sich wieder in Bewegung gesetzt und kletterte steil abwärts zu Thal: der Träger voran, die Anderen hinterher in feierlichem Schweigen. War der oder die Todte, welche der Sarg einschloß, den Angehörigen entrissen und endlich nach langen Leiden erlöst worden, so daß der Tod als Wohlthat erscheinen mußte? Wir konnten die Frage nicht beantworten. Es war die letzte Ehre, welche man einem Todten erweist, der aus guter Familie ist und viele Bekannte hat, und diese letzte Ehre erzeigte man ihm voll Ernst und Würde. Der einfache Vorgang mitten in der großen Einsamkeit der Natur hatte uns eigenthümlich bewegt, denn jeder feinste Laut — das Meckern der Ziege hoch von den Felsen, der Donner des fernen Falls, der Stein, welcher in die neblige Tiefe rollte, Alles, Alles schien dem Todten ein klagendes Fahrwohl nachzurufen. Unwillkürlich lenkten die Gedanken sich auf das Schaugepränge eines städtischen Leichenzuges, bei dem die Gleichgültigkeit und geschwätzige Gedankenlosigkeit des Gefolges und der Zuschauenden einen unerquicklichen Gegensatz zu der dunklen gramschweren Abgeschlossenheit des Leichenwagens bilden.

Die letzte Krümmung des Weges war zurückgelegt, und wir hielten auf der Hochfläche: eine unübersehbare Strecke von Moor, niedrigem Gebüsch und Wasser.

Man hat behauptet, daß Norwegen ebenso gut Flachland wie Gebirgsland genannt werden könne, aber ein Flachland mit tiefen eingeschnittenen Thälern. So paradox es klingt, so liegt dennoch viel Wahres in dem Ausspruch. Denn wenn man auf den unermeßlichen, öden Hochplateaux steht, da muß sich Einem unwillkürlich der Gedanke aufdrängen, daß Norwegen in einer ungeheueren Felsmasse vom Grund des Meeres sich emporgehoben hat, und daß erst später die Risse und Spalten von Thal und Schlucht hineingesprengt worden sind.

Welche Einsamkeit und welches Schweigen! Wie weit können die Gedanken dahinschweifen auf diesen in die blaue Ferne sich ausdehnenden Hochflächen! Selbst der Himmel erscheint kälter und ferner als sonst, und man sehnt sich zurück nach dem engen Thal, das sicheren Schutz zu gewähren scheint gegen die herzbedrückende Qual der Einsamkeit, die hier oben herrscht. Denn in das Thal schaut doch nur ein kleines Stück Himmel her-

nieder, gleich einem treuen, theilnehmenden Auge, auf die kleinen Bekümmernisse des Lebens.

Wir banden die Pferde an das Birkengebüsch, welches auf der einen Seite den Wasserfall begrenzt und näherten uns diesem. In einer Höhe von acht Hundert Fuß stürzt er lothrecht wie in einen Kessel hinab, so daß die Felsen von dem starken Druck erbeben. Es ist nothwendig an den äußersten Rand des Felsens zu treten, wenn man den Fall gut überschauen will. Aber wenn man so zwischen Himmel und Erde schwebt, ist es gefährlich, im Anschauen der schäumenden, gurgelnden, zischenden, brausenden, donnernden, tosenden Wasser sich zu vertiefen. Man geht völlig auf in der Großartigkeit dieses unübertrefflichen Naturschauspiels, so daß man seiner Macht und seinem Zauber verfällt. Es ist, als habe niemals das Auge Anderes erblickt, als das in rasender Leidenschaft herniederstürzende Gewässer; als habe das Ohr nimmer einen anderen Laut vernommen als diesen Alles übertäubenden Donner. Wenn man so im Anschauen versunken dasteht, kann es gar leicht sich ereignen, daß Einem im Spiel und tollen Wirbel der Wasser ein Schwindel überkommt, so daß man hinabgerissen wird in die Tiefe. Um dieser Gefahr nicht ausgesetzt zu sein, nähern die meisten Besucher dem herrlichen Wasserfall sich auf Händen und Füßen kriechend und zur größeren Sicherheit obenein noch mit einem um den Leib geschlungenen Tau, das von einem Führer gehalten wird. Natürlich ist der Wille und das wachsame Bewußtsein ein eben so starkes Tau wie irgend ein anderes, und man bewegt an diesem sich freier und leichter.

Es ist ein stolzer Anblick, den großartigen Wasserfall zu sehen, der in seiner überschäumenden Riesenkraft die tiefe Rinne in das Felsgestein gerissen hat. Woher kommen diese ungeheueren Wassermassen, die jeden Augenblick herniederdonnern zu Thal, jahrein, jahraus und jeden Moment sich wieder ersetzen, jahraus, jahrein? Der breite Fluß schäumt pfeilschnell über die Hochfläche dahin, aber man gewahrt keinen Strahl, der aus dem Innern des Berges käme, ihn zu füllen. Fragt man den wortkargen Führer, der gewöhnlich auf irgend einem Felsblock in träger Ruhe dasitzt, so erwidert er: „Der Schnee schmilzt, und das thut schon das Seine, aber der Thau fällt stark, das hilft noch mehr.“ Dann schaut man sich um. Ja gewiß, trotzdem die Mittagszeit längst vorüber ist, hängt noch in vollen Tropfen der Thau an Gras und Moos. Aber wie kommen diese Tropfen wieder in jene gewaltigen Massen, die fortwährend hinabschäumen? Glückliche Kraft der Seele, die im Stande ist, das mächtige

Ganze in sich aufzunehmen, ohne mit den Einzelheiten den Kopf sich zu zerbrechen. Indessen nehmen doch die dunkeln Felsmassen, welche auf der einen Seite den Fall einschließen, das größte Interesse in Anspruch. Die steile Wand erhebt sich gleich einem mächtigen Runenstein, dessen räthselvolle Inschriften Niemand zu deuten weiß, und die dunkle Wand scheint wie in dämonischer Wildheit über diesen Geheimnissen zu brüten. Ein schmaler Gießbach stürzt in Schlangenwindungen an der steilen Felsmauer herab, die ein wenig vornüber geneigt ist und einen dunklen Schatten in die Tiefe wirft. Im ersten Augenblick fällt die dunkle Wand nicht auf, aber je länger man sie anschaut, desto mehr fesselt sie.

Die Nebel, welche fortwährend die Höhe umlagert hatten, verdichteten sich mehr und mehr und senkten als Regen sich hernieder, so daß wir uns genöthigt sahen, für die Nacht ein Unterkommen auf einem der auf dem Hochplateau gelegenen Gehöfte zu suchen. Das erreichten wir denn auch und saßen bald sicher und wohlgeborgen, während draußen der Abend sein Halbdunkel verbreitete.

Da betraten Fremde den Hof. Sie waren der Leiche gefolgt und gehörten auf den Gehöften der Hochfläche daheim. Sie traten in's Haus; nach einfacher Aufforderung setzten sie sich an den Tisch, um mit den Hofleuten gemeinschaftlich das Abendessen einzunehmen. Nur der Alte, welcher dem Sarge unmittelbar gefolgt war, nahm nicht Theil, sondern setzte sich in einen Winkel des Zimmers, und während am Tische Frage und Antwort sich lebhaft kreuzten, versank er völlig in Hinbrüten und saß so theilnahmlos und ohne jede Bewegung da, daß es schwierig zu entscheiden war, ob der Schlaf ihn in seine tröstenden Arme genommen habe oder ob er nur so angegriffen und schmerzlich bewegt war, daß er darüber die Außenwelt völlig vergessen hatte. Eine Weile war so vergangen, da stand die Hausmutter vom Tisch auf, setzte sich zu dem Alten in die Ecke und strich ihm freundlich über die kalten, gefalteten Hände. Der alte Mann gab kein Lebenszeichen von sich. Da schien es, als habe die Frau sich vorgenommen, lieber direkt auf das Ziel loszugehen. Sie ergriff das Wort und sprach mit einer gewissen Behutsamkeit:

„Hast Du Sigrid endlich zur Ruhe gebracht?"

„Ja," war die kurze, tonlose Antwort.

„Es ist ein schwerer Tag für Dich gewesen, Ole," fuhr sie fort.

„Ja," antwortete er leise.

„Gott ruft Dich gewiß bald zu ihr," nahm die Frau wieder unverdrossen ihre Rede auf.

„Das thut er sicherlich," seufzte der Alte vor sich hin; eine lange Pause folgte; es schien, als würde der alte Mann wieder in sein Hinbrüten versinken. Die Frau war unschlüssig und wußte nicht, was sie sagen sollte; endlich stand sie auf und ging in die Küche, aus der sie nach einiger Zeit mit einem warmen Trunk zurückkehrte, den sie dem Alten aufnöthigte. Es schien, als habe das warme Getränk ihn ein wenig belebt; deshalb fuhr die Frau fort:

„Sigrid muß ein hübsches Mädchen gewesen sein."

„Ja, sie war ein so hübsches blondes Mädchen, daß es gerade war, als schiene die Sonne, wo sie ging und stand," sprach mit erwachender Kraft der Mann, versank aber gleich darauf wieder in den früheren Trübsinn.

„Es ist ein trauriger Fall," nahm die Frau abermals das Wort. „Aber warum ging sie auch von Dir, und nahm Knud Elven, der nur von der Hand in den Mund lebte, während Du dasaßest mit dem großen Gehöft?"

„Sie liebte ihn und nicht mich," unterbrach der Alte sie kurz. Aber die Frau ließ sich nicht abweisen.

„Das ist wol wahr. Die Aermste, sie mußte dafür büßen. Als der Mann gestorben war, saß sie da mit ihren drei kleinen Kindern und hatte nichts zu beißen und zu brechen. Aber sie war so hochmüthig, daß sie sich eher die Finger abgebissen als gebettelt hätte. Man wußte wirklich nicht, ob man ihr Essen und Trinken anbieten durfte."

„Sigrid konnte auch mehr leisten als zehn Andere," sprach der Mann mit mehr Klang in der Stimme.

„Ich höre Dich gern auf diese Weise reden," sprach die Frau mit Wärme. „Du hast viel Unangenehmes ihretwegen durchgemacht. Es war ein eigenes Ding, daß ein armes Mädchen, das Dir diente, Deine Hand ausschlug und einen Knecht nahm. Die Leute schwatzen allerlei dummes Zeug, und Einige freuen sich immer über das Unglück Anderer. Es ist nur gut, daß Du das Schlimme vergessen kannst."

„Vergessen kannst!" wiederholte der Mann. „Ja, was vergessen werden soll und muß — in die Erde damit! Aber was nicht vergessen werden darf, Dessen sollen wir vor Gott allzeit eingedenk sein."

„Wohl Dem, der so vieles Guten sich zu erinnern hat wie Du, Ole," sagte einer der Leute am Tisch. „Es giebt weit und breit Niemand, der so viel Gutes gethan hat wie Du."

„Nein, das ist es nicht, ha, ha!" hohnlachte der Alte; es lag etwas Wildes in seinem Wesen.

„Gott mag wissen," wandte die Frau leise ein, „was aus der armen Sigrid geworden wäre, wenn nicht Du Dich ihrer angenommen hättest. Als es dann hieß, sie sei in den Fluß gestürzt und sei vom Wasserfall hinabgeschwemmt worden, da suchte Jemand Tag und Nacht nach ihr. Das warest Du, Ole, und Jemand beweinte sie, als man sie endlich gefunden hatte, und das warest Du ebenfalls, Ole. So Etwas vergißt der Herrgott nicht, und ich meine, Du brauchst und sollst es gleichfalls nicht vergessen."

„Ja, so denkst Du," antwortete der Mann mit lauter Stimme, erhob sich und schritt auf die Anderen am Tisch zu, „und so denkt Ihr alle miteinander, aber nun sollt Ihr einmal wissen, wer ich bin. Denn ich bin durchaus nicht besser als irgend Jemand, dem sein Urtheil gesprochen wird, und es ist nicht mehr Gold in mir als im Gestein, das im Sonnenstrahl erglänzt. Ich weiß wohl, wessen ich mich allzeit erinnern soll und muß und ich weiß ganz gut, daß ich niemals jenen Abend aus dem Gedächtniß verlieren darf, da Sigrid zu mir in die Thüre trat und sagte: „Nun gieb mir Brod und warme Kleider für meine Kinder." Die Stimme bebte ihr; ich sah wohl, daß sie sich auf's Aeußerste zusammennahm und nahe daran war, niederzusinken. Aber ich war hart wie der Fels. Ach, der Fels ist niemals so hart, wie ein Menschenherz sein kann. Ich entgegnete ihr: „Damals, als ich Dir den Schlüssel zu meinem Vorrathshaus anbot, da warfst Du als Antwort den Kopf stolz in den Nacken, — nun magst Du vor einer anderen Thüre Dein Glück versuchen." Da trat sie gerade auf mich zu. Welch' ärmlichen Anzug sie trug! Sie erhob das gesenkte Haupt und sah mich an. Es lag etwas Trotziges, Wildes in ihrem Blick — sie blickte mich lange und fest an, so daß mir ganz bange ward. So stand sie eine Zeitlang da, dann stieg ihr der Hochmuth wieder auf und sie wandte sich ab und lachte höhnisch vor sich hin; in der Thüre aber drehte sie sich noch einmal um und rief mir zu: „Hätte ich eine Bärenhöhle gewußt, so hätte ich meine Kinder dorthin getragen, damit sie sich wärmen könnten und wäre an Deiner Thüre vorübergeschritten." — Dann ging sie."

„Gott erbarme sich Deiner, Ole! Wie konntest Du sie nur gehen lassen?" rief die Frau aus und schauderte förmlich zurück vor ihm. Die Uebrigen schwiegen; man hörte kaum den Athem.

„Ich ließ sie gehen," antwortete kurz der Mann. „Die Nacht kam; es wurde so eisig kalt, daß man sich selbst im Bette nicht erwärmen konnte. Es war eine böse Nacht. Man findet keine Ruhe, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. Ab und

zu schlug mir das Gewissen. Es war mir, als sei meine selige Mutter um mich und packe mich warm ein mit allem Möglichen und sei liebevoll um mich bemüht. Es duldete mich nicht im Bette; ich mußte hinaus und ich ging zu Sigrid mit einem großen Bündel Kleider und allem Anderen, was vonnöthen war. Die Kinder wurden gekleidet und gespeist, und Sigrid verlor den wilden, verzweifelten Ausdruck, sie nahm meine Hand; es war so herrlich und friedlich. Aber auf einmal kam das Böse wieder über mich, so daß sie meine Hand fahren ließ und mir harte Worte sagte. Da ward ich über die Maßen zornig und wünschte ihr alles Schlimme und Böse für allen Kummer und Schimpf, den sie mir angethan hatte."

„Heiliger Gott, Ole," seufzte die Frau, „vergaßest Du denn Gott, vergaßest Du, daß der Herr allen Denen verzeiht, die ihm weit schlimmeren Kummer und mehr Sorge gemacht haben?"

„Ach, sprich mir nicht davon, Kari," fuhr der Mann fort. „Du empfindest anders als ich. Denn von Jugend auf war ich finsteren Sinnes, und das Gute kam nur hin und wieder bei mir zum Durchbruch wie am Regentag der Sonnenstrahl. Zur Herrschaft gelangte es niemals. Ach, hätte ich jene Nacht auf Gott den Herrn gehört! Der Wind umtobte das Haus, daß es in seinen Grundvesten erbebte, und durch den Schornstein pfiff es und klang es, als ob ein Mensch in Todesnöthen ächze und jammere. Das ging so fort, bis der Morgen graute. Da hatte ich keine Ruhe mehr, fuhr in die Kleider und ging wieder zu Sigrid.

Ich ging allein, ich hatte nicht den Muth, irgend Jemand zu zeigen, daß ich that, was ich mußte, was Recht war.

Weit, weit ging ich ... bis ich das erbärmliche Häuschen erreichte, in dem sie wohnte ... da lag sie im Schnee. War sie todt? Ich zitterte wie Espenlaub.

„Sigrid!" rief ich. „Sigrid, theure, vergieb mir, was ich Dir Böses that!"

Sie erwiderte kein Wort. Ich trat dicht heran an sie. Allbarmherziger Gott! Da lag sie und deckte mit ihrem Körper die kleinen Kinder: alle waren leblos.

Ihr könnt Euch nicht denken, wie mich der Schmerz durchzuckte. Es ist mir immer, als wollte mir eine unsichtbare Macht verbieten, das Alles zu erzählen. Aber das ist die Sünde, die nicht den Sieg davontragen soll, — es mag biegen oder brechen. — Aber das kann ich Euch sagen: es ist viel leichter, seine Erbärmlichkeit zu verbergen, als sie vor Aller Augen offen auszubreiten."

Er taumelte und griff mit den Händen um sich, um an irgend einem Gegenstand sich zu halten. Einer der Bauern sprang auf, stützte ihn und führte ihn zu einem Stuhl. Eine Zeitlang saß er mit geschlossenen Augen da, dann aber begann er von Neuem:

„Ich holte Leute herbei; wir thaten, was in unseren Kräften stand. Die Kinder ... hatte bereits Gott der Herr zu einem schöneren Leben gerufen ... Sigrid aber brachten wir wieder in's Bewußtsein zurück. Besser wäre es gewesen, es wäre nicht gelungen. Sie hatte unter den Schreckensscenen und in ihrer Aufregung den Verstand verloren.

Das Erste, was sie sprach, als ihr das Bewußtsein wiederkehrte, war: wir möchten nur kein Geräusch machen, um die Kinder nicht aus dem Schlaf zu wecken. Am Besten sei es, wenn sie den ganzen Tag schlafen könnten: sie habe noch keine Lebensmittel im Hause; sie sei ausgegangen, um Leute zu treffen und habe die Kinder allein zurückgelassen zu Hause. Sie hätten sich aber gefürchtet und seien ihr entgegengegangen. Die armen Kleinen! Sie wären gänzlich erstarrt und müde gewesen, und das hätte der Herrgott nicht über's Herz bringen können und hätte ihnen ein so schönes, feines weißes Bett hergerichtet. Niemals hätten sie so weich und prächtig gelegen, denn in dem alten Haus wäre es dunkel und häßlich gewesen. Der Wind habe die Kleider der Kinder ein wenig zerzaust, aber sie habe sich über sie gelegt, damit sie nicht aufwachen sollten.

All' den Jammer sah ich, hörte ich an, aber ich schwieg. Ich hatte sonst immer Muth genug gehabt, aber davon war mir auch nicht so viel geblieben, daß ich es hätte über mich gewinnen können, es öffentlich auszusprechen, daß Alles meine Schuld, und daß ich ein schlechter Mensch sei.

Zu all' dem Gram und dem Weh, das mich durchbebte, mußte ich es mir auch noch gefallen lassen, daß man mich lobte, weil ich that, was doch einmal nöthig war: weil ich die Kinder begrub; weil ich Sigrid zu mir nahm und sie gehen und thun ließ, was und wie sie wollte. Aber ich fühlte, ich fühlte mein Unrecht so tief und schwer und ich wußte, daß Einer meine Schuld und meine Sünde kannte und ich weiß, daß dieser Eine, Gott der Herr, seit jenem Unglückstage mich nicht mit freundlichen Augen angeschaut hat. Jedesmal, wenn die Sommersonne freundlich schien und der Himmel blau herniederlachte, gab's mir einen Stich in's Herz. Denn ich konnte weder lachen noch fröhlich mehr sein. Als der Winter kam, erzählte er mir Tag für Tag unerbittlich die Geschichte meiner Lieblosigkeit und meiner Sünde.

Der Sonntag kam heran ... Jesus Christus ... ich getraute mir nicht, in die Kirche zu gehen und setzte mich deshalb, wie es meine Gewohnheit war, in der Nähe des Wasserfalles auf einen Stein ... Da trieb Etwas auf dem Fluß dahin ... mich dünkte, es war ein Mensch. Ich stand auf, um besser sehen zu können. Ja, richtig, es war ein Mensch und zwar eine Frau ... Im selben Augenblick wurde auch schon der Körper über die Felsen in den Sturz der Gewässer geschleudert ... Ich hatte Sigrid erkannt. Da rief ich laut zu Gott. Er erhörte mich, ich weiß es. Denn ich konnte weinen. Gott sei dem Manne gnädig, der zur rechten Zeit keine Thränen finden kann!

Nun liegt Sigrid unter der Erde und hat ihr Leben und ihre Handlungen zu verantworten. Sie kann es, aber wie soll ich mich verantworten? Ich will mich allzeit meiner Sünden erinnern ... aber noch Eins kann ich nimmer vergessen, und Gott wird es ja auch nicht vergessen. Es war an jenem Tage, da Sigrid Hochzeit halten sollte. Ich weiß es noch, es war sonst in mir ein kleiner grüner Zweig mit Blüthenknospen ... Meine Mutter hatte dem Reis zum Grünen verholfen. Aber an dem Tage durchschauerte mich solch' eisige Kälte, daß die Knospen alle miteinander verwelkten, und der Zweig in der Wurzel verdorrte. Ich glaube, wäre mir das Unglück nicht begegnet, daß Sigrid meine Hand ausschlug, ich hätte lachen können und wäre ein froher Mensch geworden. Als ich Sigrid verloren hatte, da war mir's, so oft ich lachte, genau so, als lache ich unseren Herrgott aus. Nun bin ich zu Ende ... Niemand soll mehr die Lüge aussprechen, daß ich ein braver, rechtschaffener Mann bin. Es giebt für mich in diesem Leben nichts mehr zu thun ... Gott sei mir in jener Welt gnädig!"

„Gott ist Dir gewiß gnädig, Ole," tröstete ihn die Frau. „Es wird für Dich noch gutwerden im Leben."

„Hör', Kari," sprach da der Mann, stand auf und schickte sich an zum Fortgehen, „ich glaube, unser Herrgott hat uns Menschen miteinander in die Welt gesetzt — zwei und zwei — damit, wie es in seiner Güte und Gnade ihm wol vorgeschwebt haben mag, wir uns einander helfen können, wenn es Noth thut. Aber ein Jeder will seinen eigenen Willen haben, und was Gott der Herr will, kommt stets zuletzt. Da schlägt denn das Böse seinen Sitz in unserem Herzen auf und krallt sich dort fest, bis irgend Etwas bricht, das niemals mehr geheilt werden kann." Nach diesen Worten schritt er zur Thüre hinaus.

Niemand folgte ihm; man hörte ihn fortgehen in der Richtung, aus welcher er gekommen war. Eine tiefe Stille lag über allen in der Stube Versammelten; es war, als richte Jeder

den Blick nach innen, um sich zu prüfen, wie groß seine Schuld und Fehle sei. Endlich standen die Fremden auf und gingen fort ... Der Schall ihrer Schritte erstarb allgemach, und das tiefe Schweigen der Nacht hüllte die einsame Hochfläche ein.

Als wir am nächsten Morgen unser Nachtquartier verließen und langsam über das Hochplateau dahinschritten, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Als wir uns der birkenumrahmten Seite des Wasserfalles näherten, zog uns die Sehnsucht noch einmal bis an den Rand des tosenden Abgrundes, um dort im Donnerlaut und Gischtgezisch der brandenden, brausenden Wasser einen flüchtigen Augenblick bis in's Innerste zu erbeben und die eigene Ohnmacht zu spüren an diesem großen Heldenspiel der Natur. In dem blendenden Sonnenlicht schien das schäumende Wasser noch wüthender und wilder als sonst über die Felsen hinabzustürzen, und aus der Tiefe wurde der Schaum und Gischt zurückgeschleudert, daß die Sonnenstrahlen im Regenbogenflimmer darin brachen. Selbst über die dunkelernste Felsenwand hing der Regenbogen seinen bunten Schleier und zwang sie, den herrlichen Morgen anzulachen. Himmel und Erde schienen einander in Begeisterung und Freude umarmen zu wollen.

Als wir uns anschickten, den steilen Felspfad hinabzusteigen, sahen wir an einem Felsvorsprung in der Nähe des Falles einen Mann sitzen ... Es war Ole, der gestern Abend seine traurige Geschichte erzählt hatte. So mußte in diesem strahlenden Lichtgarten sich ein Schatten zeigen!

Da stimmte Ole plötzlich den Gesang an:

„O Gott, Du frommer, gütiger Gott,
Dir will ich Hallelujah singen.
Und alle Qual und Herzenspein
Vertrau' ich Dir, o Herr, allein,
Du wirst sie gnädig von mir nehmen."

III.

Aus Hardanger.

Derjenige Arm des großen, vielverzweigten Hardangerfjords, der den Namen Oifjord führt, ist von ungeheueren Felsmassen eingeschlossen, die kalt und abweisend sich zurücklehnen wie im trotzigen Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und Stärke. Denn obgleich die Wellen an manchem schönen, blaugoldigen Sommersonnentag weich und zärtlich und liebkosend den Fuß der starren Bergesriesen umhüpfen, umspielen, umsingen und umklingen und

so vertraut mit ihnen zu plaudern scheinen, so bäumen doch die kleinen zierlichen Wellen auch wildgewaltig sich, zornig, siedend, zischend auf, wenn der Sturm daherbraust auf Riesenschwingen vom Hochgebirg' und westlich fernem Meer und schäumen dann an den Felsen auf in einer solchen unbändigen Raserei, daß aus dem blauklaren, lächelnden Gewässer von ehedem ein zischender, brodelnder Kessel wird. Die ernsten, schweigsamen Berge nur wechseln nicht die Stimmung wie die wetterwendischen Wellen, sondern stehen majestätisch ruhig da, vertieft in ihre eigene Sage. Der donnernde, brüllende, tosende Wogenbraus vermag sie nicht zu erschüttern und nicht hinwegzuschwemmen; die hüpfende, plaudernde, klingende, sonnenflimmernde, schimmernde Welle verlockt sie nicht zum leichten, tändelnden Spiel; — sie sind sich selbst genug. Aber das Wasser bleibt doch der Sieger im Kampf: die Welle kommt und klingt und klopft und geht und leckt und klingt an Fels und Felsgestein und spült und wäscht und schürft ein Körnchen um das andere fort geduldig, unermüdlich immerdar, Jahrhunderte und Jahrtausende lang, bis es den Fels unterhöhlt und, dann über den grausen Trümmerfall hochaufjubelnd, zischend zusammenschlägt.

Es war ein Tag etwa in der Mitte des Sommers. Die Sonne schien warm und lächelnd über dem Fjord. Ein leichter Wind, der uns entgegenkam, trieb die schimmernden Krystallwellen auf uns zu, und es schien nicht schwierig, deren neckendes Gefolge zu durchschneiden; aber die See ging hohl, und das Boot arbeitete sich schwer vorwärts, obgleich es nur leicht gebaut und mit drei Ruderern besetzt war. Jetzt ward Halt gemacht. Der Korb mit Lebensmitteln wurde hervorgenommen, und die Ruderer hielten eine dürftige Mahlzeit, während das Boot gleich einer Nußschale auf den leichten Wogen tanzte, welche es jeden Augenblick gegen den röthlichen Felsvorsprung zu schleudern drohten, der in nächster Nähe weit in das Wasser hineinragte.

Inzwischen war es auf dem Felsvorsprung lebendig geworden, Menschen wurden sichtbar, die kurze Sense wurde gestrichen, und man bemerkte hier und da eine Gestalt, die sich bemühte, das spärliche Gras abzumähen, das zwischen den wild durch- und über einander geworfenen Felsblöcken hervorgesproßt war.

Während die Ruderer im Boote saßen und ihr Mahl einnahmen, hatte jeder seine eigene Bemerkung zu machen, aus denen hervorging, daß die Leute auf dem Felsen Bekannte waren, und daß Knud Legre, der reichste Bauer in der Bygd, dort Sennhütten besaß.

Da ertönte ein Schrei! — Das Echo trug ihn weit, weit hinaus in die Berge. Noch ein Schrei! Es war eine Frauenstimme, die übermüthig und lachlustig zugleich klang. Was mochte die Ursache sein?

Wir hielten die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. An der Felswand schwebte ein buntes Kleidungsstück hernieder und blieb an einem mächtigen Wachholderbusch hängen, der ungefähr tausend Fuß über dem Wasserspiegel aus einer Spalte in den Felsen herausgewachsen war und seine Zweige nach allen Seiten hin ausbreitete.

Ein Ruf klang herab zu uns; trotz des großen Abstandes vernahm man doch jedes Wort deutlich wie durch ein Sprachrohr. Es war, als verständen die Rufenden das Geheimniß, eine Schallwelle zu fangen und sie in gleicher Linie mit dem Worte zum Boote hinabzutreiben.

Wir erfuhren, daß Thorbjör Legre's Händen der Unterrock entfallen war, gerade als sie im Begriff gewesen, ihn an den Zweigen eines Strauches aufzuhängen, damit der Rock, den sie später über die Arbeitskleider zu ziehen beabsichtigte, fein und sauber bleiben sollte, wenn sie heimginge. Aber nun hinge der Rock auf dem Wachholderbusch, und sie wisse nicht, wie sie ihn wieder bekommen solle.

Die Frage war schwierig zu beantworten. Denn bis zu dem Wachholderbusch hinabzuklettern, war unmöglich; an den Versuch war nicht zu denken. Und vom Spiegel des Wassers aus erhob sich der glatte Felsen senkrecht in die Luft; so weit der Blick reichte, war keine Unebenheit, kein Vorsprung zu entdecken, an dem der Fuß haften konnte, — der Gedanke selbst schien an dieser Wand abzugleiten.

„Was giebst Du mir für den Rock, Thorbjör?" rief der jüngste der Ruderer hinauf zu dem Mädchen. Es war ein hübscher, dunkler Bursch mit lebhaften blauen Augen und verschmitztem Lächeln; auf seiner Stirn lag ein etwas harter Zug.

„Ach, er ist nicht des Ansehens werth," klang die helle Stimme des Mädchens zur Antwort hernieder.

„Was giebst Du mir für den Rock, frage ich?" wiederholte der Bursch.

„I, so viel Geschwätz des Rockes wegen," lachte das Mädchen hernieder. „Willst Du ihn haben, so hole ihn Dir. Du kannst ihn meinetwegen behalten."

„Ja, schön," antwortete der Bursch und warf die Jacke ab. „Ich nehme Dich beim Wort."

„Wo denkst Du hin, Bursch?“ rief der älteste der Ruderer, ein bejahrter Mann.

„Was ich denke?“ sprach der Bursch und lachte leise dazu. „Ich denke, mir meinen Rock zu holen.“

„Tollheit!“ unterbrach ihn der Alte. „Soweit das Auge reicht, sieht man keinen Spalt, keine Ritze, in die Du den Fuß setzen könntest, und es wird heute Abend spät werden, bevor wir heimkommen.“

Aber der Bursch beharrte bei seinem Entschluß. Er wollte den Rock herunterholen, und fand er keinen Stützpunkt für den Fuß, so wollte er ihn sich verschaffen. Damit öffnete er einen kleinen Verschlag im Boote und nahm daraus sieben bis acht kurze, hölzerne Pflöcke, wie sie die Fischer gewöhnlich bei sich zu führen pflegen, um daraus Ruderpinnen zu machen. Die Pflöcke schnitzte der Bursch, der im Boote aufrecht stand, derart zurecht, daß sie auf der einen Seite sich zuspitzten und einem Keil glichen. Ab und zu sandte er aus den wasserblauen Augen einen sicheren, prüfenden Blick hinauf zum Fels, und jedesmal, so oft sein Auge den Wachholderbusch traf, ging es wie Sonnenschein über das dunkle, wettergebräunte Antlitz.

Dann lenkte der Bursch das Boot dicht an den Felsen hinan, stieg auf den Rand des Kahnes und richtete sich an der Wand so weit wie nur irgend möglich auf, trieb dann den einen Pflock in eine Spalte, die im Gestein sich zeigte, aber von unten nicht sichtbar war, und schwang sich oder besser zog sich mit einer unglaublichen Gewandtheit und Schmiegsamkeit auf das Holz und stellte sich fest darauf. Dann richtete er sich wiederum zur vollen Höhe auf, fortwährend mit der einen Seite eng an den Felsen geschmiegt, bis er endlich einen neuen Spalt fand, in den er abermals einen Pflock zwängte. Dann schwang er sich auf diesen und klemmte noch höher hinauf ein drittes Holz zwischen das Gestein. Darauf hing er sich mit dem Fuß an den obersten Pflock, ließ den Körper bis zum zweiten herabhängen, den er mit der einen Hand umklammerte, während er mit der anderen Hand das unterste Holz herauszog. Dann löste er den Fuß von dem obersten Pflock, trat auf den mittelsten und wandte sich um, um seine Thätigkeit von Neuem zu beginnen. So ging es mit Sicherheit und Regelmäßigkeit immer vorwärts und aufwärts — immer den glatten Felsen vor sich und das dunkle, gierige Gewässer unter sich.

Es war unmöglich, das Auge fortzuwenden von dem Burschen und doch war es auch ängstlich, ihm zu folgen. Man hatte ungefähr das Gefühl, als wenn eine Spukgeschichte erzählt

wird: je größere Furcht sie erweckt, desto unüberwindlicher wird die Lust, sie zu hören.

Den Gefährten im Boot ging das Ding ersichtlich nicht so nahe. Sie sahen allerdings auch fortwährend hinauf zu dem Burschen, der bereits eine solche Höhe erklettert hatte, daß sein Körper bedeutend kleiner erschien; aber sie schauten ohne Unruhe und Furcht ihm nach, mit der Miene, mit welcher sie dem Zuge der Wolken, einer veränderten Windrichtung oder einem aufsteigenden Unwetter zu folgen gewohnt waren. Der Eine meinte: es könne doch auf die Dauer unangenehm werden, sich in solcher Höhe festzuhalten; der Andere aber sagte: der Bursch würde das Ziel, das er sich vorgesetzt habe, schon erreichen. Ab und zu gähnte der Alte, und der Jüngere sang eines jener Volkslieder, die wol der Abglanz einer frohen, zufriedenen Stimmung sein sollen, aber doch langgezogen und wehmüthig klingen, und weder Dem, der sie singt, noch auch Dem, der sie anhört, freudige Gedanken erwecken.

Inzwischen hatten die Leute auf dem Felsen sich ruhig verhalten. Aber jetzt zerbrach ein Holz, der Bursch rutschte aus und hing ermattet an dem obersten Pflock. Da ertönte ein schneidender Schrei von der Spitze des Felsens, und eine tiefe Mannesstimme rief herunter:

„Halt' Dich fest! Bist Du ein Schwächling, Bursch!"

„Der Pflock war ein Schwächling, ich bin keiner," rief der Bursch ärgerlich zurück und schwang sich mit einem Ruck auf den festen Pflock und trieb wieder ein Holz nach dem anderen in die Spalten des Gesteins mit solch' freudigem Muth und mit solcher Kraft, daß er wirklich bald darauf auf dem Wachholderbusch saß. Niemals ist wol eine Siegestrophäe von einem stolzeren Stand und mit glücklicherem Gefühl aufgehoben worden als dasjenige war, welches den Burschen beseelte, der auf dem Wachholdergesträuch zwischen Himmel und Erde schwebte und den rothgestreiften Rock hoch in den schimmernden Tag schwang.

„Was giebst Du nun für Deinen Rock, Thorbjör?" rief triumphirend der Bursch.

„Es ist eine Schande, daß Du Dein Leben für solch' ein erbärmliches Ding auf's Spiel setzest," brummte die tiefe Männerstimme von vorhin.

„Ah der Rock ist prächtig," sagte der Bursch, „und nun gehört er mir." Bei diesen Worten löste er sein Halstuch und band damit den Rock sich auf den Rücken.

„Du hast ja aber keine Frau, die den Rock brauchen könnte, Bursch," sprach der Mann wieder.

„Es kann nichts schaden, Etwas im Voraus zu haben, wenn man es auch erst später brauchen kann," entgegnete der Bursch keck und hielt zum Niedersteigen sich bereit. „Ich habe mir gedacht, ich will den Rock zum Brautgewand für meine Liebste aufbewahren." Dann schwang er sich von dem Wachholderbusch.

„Oho," lachte der Mann auf dem Felsen, „steht es so! Ja, ja, aber pass' jetzt nur gut auf, daß Du nicht kopfüber hinabstürzest und das Leben verlierst, Du und Dein Rock. Denn dann müßte Dein Mädchen nach einem anderen Bräutigam und nach einem anderen Brautrock sich umsehen."

„Ah, das Schlimmste ist überstanden, wenn man den Weg erst kennt," entgegnete der Bursch und schickte sich ernstlich zum Hinabsteigen an.

Das Hinabsteigen ging freilich schneller von Statten, als das Hinaufklettern, dafür war es aber auch mit einer weit größeren Gefahr und Anstrengung verknüpft. Ein Schauer durchrieselte uns schon beim Aufsteigen, so oft der Bursch sich umwandte, den untersten Pflock herauszuziehen und darauf sich wie eine Schnecke zusammenkrümmte, um auf dem mittelsten Holz einen festen Halt zu gewinnen. Beim Hinabsteigen war dagegen die Spannung am Größten, wenn er mit dem Fuß wie an einem Haken an dem obersten Pflock hing, und das Knie auf den mittelsten gestützt sich herabbeugte, um eine Ritze zu entdecken, in welche er das Holz zwängen konnte. Beim Hinaufsteigen konnte man noch ab und zu sich erinnern, daß das Ganze einem Scherz gälte, beim Hinabsteigen aber kam der Gedanke nicht auf und man wünschte immer nur das Eine: daß' der Bursch mit dem Leben davonkommen möchte.

In den Gesichtern der Kameraden verzog sich keine Miene, auch sprachen sie kein Wort, nur über das Antlitz des Alten strich hin und wieder ein Schatten.

Aber der Bursch arbeitete sich keck und muthig weiter. Er gab sein Leben so leicht nicht Preis. Es hatte ja doch jetzt erst recht begonnen, es war wol einen Kampf werth.

Jetzt noch ein paar dreiste Griffe, ein verwegener Schwung — und der Bursch stand im Boot.

Da kam auf einmal Leben in seine Gefährten. Willkommenrufe und Scheltworte mischten sich, und erst in diesen Gegensätzen verrieth sich die Angst, welche die wetterharten Männer ausgestanden hatten.

Dem Burschen war's wüst im Kopf und ein wenig schwindelig, wie es nicht anders zu erwarten stand. Die Augen waren leicht roth unterlaufen, die Gesichtsmuskeln zuckten. Er müsse sich

erst ein wenig erholen, bevor er zum Ruder griffe, meinte der Alte. Aber der Bursch saß bereits wieder auf der Bank, und unter den wohlwollenden Scheltworten seiner Gefährten, breitete er den eroberten Rock vorsichtig, zärtlich fast über dem Knie aus und tauchte dann die Ruder mit gewaltiger Kraft in's Wasser. Wie eine Möve schoß das Boot über die schimmernde Fluth dahin.

„Nun mußt Du sehen, daß Du zu Deinem Rock ein Mädchen findest," sprach der Alte mit leisem Spott. „Es kann möglich sein, daß eine Bekannte den Rock bekommt."

„Das wird sich schwer machen," warf der Jüngere leicht hin. „Thorbjör Legre ist ein verschmitztes Mädchen; sie fährt nicht auf's Glatteis mit einem unbeschlagenen Pferd! Sie sieht sich nach dem Burschen um, der das beste Gehöft sein nennt."

„Das ist mir durchaus gleichgültig," sagte der Bursch. „Thorbjör ist nicht das einzige Mädchen in der Bygd." Und er legte bei diesen Worten so gewaltig sich in die Riemen, daß das Boot erzitterte. Aber den Mund preßte er fest zusammen; es saß ihm augenscheinlich eine gehörige Erwiderung auf den Lippen, die er nur schwer unterdrückte. — War es ein Seufzer? Ja, so war es gewiß. Denn unter den gesenkten Augenwimpern perlte eine Thräne hervor und rollte über die Wange hinab. Der Bursch nahm eine schrecklich barsche Miene an; es war nicht nach seinem Geschmack, zu zeigen, daß er weich würde.

Das Ziel der Reise war erreicht. Das Boot glitt in die ruhig und still daliegende Bucht, in deren klarem Spiegel sich die überhängenden Felsgipfel beschauten, die in den Strahlen der untergehenden Sonne wie Gold erglühten.

Während die Mannschaft sich bemühte, das Boot an's Land zu ziehen und die Habseligkeiten zu bergen, kam ein breitschulterig gebauter, ältlicher Bauer schnellen Schrittes den unebenen Weg zum Strand hinab. Hinter ihm — und genau in seine Fußtapfen tretend — folgte ein hübsches, hellblondes Mädchen, fein und schlank gewachsen gleich der Birke auf der Bergeshalde. Beide kamen gerade auf uns zu.

„Willkommen am Land!" grüßte der Bauer. Es war die tiefe Stimme, welche vorher von der Höhe herab zu uns gedrungen war. „Ihr habt heute tüchtige Bootsleute gehabt," fuhr er, sich an uns wendend, in seiner kurzen abweisenden Art zu sprechen fort, eine Art und Weise, die augenscheinlich keiner Antwort bedurfte.

„Diesmal bist Du noch davongekommen, Einar," sprach er zu dem Burschen, der ruhig dastand und unschlüssig war, wohin

er die Augen wenden sollte. „Nennst Du das Manneswerk, das Leben für solchen Unsinn auf's Spiel zu setzen?"

Die Worte klangen barsch, aber das Antlitz des Mannes verleugnete sie: sein Blick ruhte wohlwollend auf dem Burschen.

Dieser fragte, weshalb er und das Mädchen heute Abend so zeitig von der Sennhütte herabgekommen wären und ob sie im Boot mit heimzufahren wünschten?

„Das dachten wir," entgegnete der Bauer, „und dann dachte ich auch, daß, nachdem Du Dir heute den Brautrock verschafft hast, wäre es wol am Besten, wenn Du gleich die Braut dazu bekämest ... und das dachte sie, Thorbjör, ebenfalls."

Einar war nicht der Bursch, der so Etwas sich zweimal anbieten ließ. Mit einem Satze stand er neben dem erröthenden Mädchen, die, so gut es anging, sich hinter dem breiten Rücken des Vaters zu verbergen suchte.

„Wo ist Einar?" fragte jetzt der alte Ruderer, der noch im Boot zurückgeblieben war. „Ich glaube, er hat das Mädchen gefangen hinter Deinem Rücken, — — ah ja, hinter diesem Zaun treffen sie sich wol zum ersten Mal."

„Der Meinung bin ich auch," sagte der Vater, sah über die Schulter und lächelte den jungen Leuten zu. „Wir müssen aber doch wol an den Heimweg denken, Einar?"

Einar sprang in's Boot und breitete den rothgestreiften Rock über die Ruderbank aus. Einen Augenblick später saß Thorbjör verschämt und lächelnd darauf, und der kecke Bursch stand hinter ihr am Steuerruder. Jetzt wollte der Vater für ihn die Arbeit des Ruderns verrichten, damit er sich etwas ausruhen konnte.

Das Boot glitt hinaus zur Bucht über das stille, purpurüberhauchte Wasser; ein Strahl der sinkenden Sonne umspielte hell und freudig das glückliche Paar. Da machte das Boot eine Wendung und verschwand hinter den vorspringenden Felsen.

IV.

Vom Sognefjord.

Der Sognefjord erstreckt sich vierundzwanzig Meilen weit in die mächtige Kette der Langfjelde. Bald spielt das Wasser blitzend und demantklar um den fruchtbaren, blumigen Strand und die smaragdgrünen Abhänge und bald wieder träumt es lauernd und dunkel wie der Tod unter den Klippengipfeln, welche

bis in die Wolken ragen. Ihre schneegekrönten Häupter fangen die Sonnenstrahlen gleich einem Brennglas auf, ohne daß die Kraft der Sonne im Stande wäre, das ewige Eis, den immerwährenden Schnee zu zerthauen. Wilde Gießbäche schäumen an den dunklen Felsen hernieder oder stürzen auch in kühnem Schwunge so weit hinaus, daß sie gleich einem Schleier an den Felsen zu hängen scheinen und der Wind in Staubregen sie über den Fjord dahintreibt.

In dieser Gegend des norwegischen Landes finden sich die schroffsten Uebergänge. Von sommergrünen Auen, die reich mit Obstbäumen bestanden sind, deren Zweige die Last der Früchte zu Boden beugt, von einer Landschaft, wo die Natur ihren Pflegern und Wohlthätern alles Gute mit tausendfachem Lächeln dankbar vergilt, bis zu dem im blauen Eisglast schimmernden Gletscher, wo alles Leben erstarrt und erstorben zu sein scheint und wo es dennoch in nächster Nähe noch lustig grünt und blüht und beglückt zur Sonne und zum Himmelsblau aufschaut, bis zu den Gegenden, die in engen, finsteren Felsthälern erstarrt sind, wo nur Idioten ihr klägliches Dasein fristen, hat man nur wenige Meilen zu durchwandern.

Nirgends sonst in Norwegen ist die Natur mehr geeignet, große und abenteuerliche Begebenheiten hervorzurufen: in dieser Gegend ist die hehre Frithjofssage entstanden. Die reckenhaften Kämpen und ihre glänzenden Heldenthaten sind verschwunden, nur die gewaltige Natur ist der gleiche ungeheuere Kämpe geblieben, der unersättlich, gleich dem Drachen in der Sage, jede Stunde zum Kampf herausfordert und in seiner wilden ergreifenden Majestät auf das Volk, welches mit ihm im Kampf sich herumtummelt, wie auf ein entartetes Geschlecht herabzusehen scheint. Denn der Bewohner der Landschaft Sogn ist schmächtig und klein von Gestalt, aber so weit sein Arm reicht, bricht er sich dennoch Bahn. Schon von früher Jugend an die Arbeit gewöhnt, ist der Bewohner von Sogn abgehärtet und ausdauernd; der muntere Geist und der schnelle Gedanke schauen ihm aus den Augen und prägen in seinem raschen Gang und den leichten Bewegungen sich aus. Der weite, fischreiche Fjord ist seine Hauptvorrathskammer und er ist mit dem launenhaften Wasser durchaus vertraut, er weiß sein leichtes Boot sicher durch Wind und Wellen zu steuern. Und findet er auf den fruchtbaren Auen kein Plätzchen, auf dem er seine Hütte bauen kann, so bahnt er sich einen regelrechten Pfad in die Berge, und wenn ihm allzu viel Schwierigkeiten dabei in den Weg treten, so belegt er den Pfad mit geschmeidigen Zweigen, die er sinnreich

zwischen den Steinen zu befestigen versteht. Er richtet sogar sein Pferd ab, daß es auf diesem gefährlichen Wege sicher gehen lernt. Der Instinkt hat immer das tiefste Verständniß für die Natur. Auf diese Weise entdeckt er dann endlich ein Fleckchen, das ihm passend erscheint, und bald hängt denn auch das einfache Häuschen gleich einem Adlerneſt am Bergeshang. Hier muß er dann freilich gar oftmals den langen Winter einsam zubringen, abgeschlossen von jedem Verkehr mit der Außenwelt, und erst wenn der Frühling wieder auf die Berge steigt, ihm Sonnengrüße bringt und ihm erzählt, daß die Bergeshalden im grünen Gewand wieder daſtehen, da treibt's auch ihn hinaus zum Kirchgang und auf den herrlichen Fjord. Wenn ihn Krankheit heimsucht, wenn Sorge und Kummer sein Herz bedrücken, da ist ein Gebet zu Gott sein Arzt und sein Troſt. Und wenn der Tod kommt, giebt es mit diesem einen harten Strauß, bevor sein Opfer in geweihter Erde die letzte Ruhe findet. Es ist eine schwere Aufgabe von den verschneiten und vereisten Höhen die Leichen hinabzuschaffen. So geht das Leben des Bauern dahin in diesen Gegenden, streng und ernst, aber doch nicht ohne Glück. Denn das Glück hat gar viele Namen. Gott sei Dank, daß Genügsamkeit einer der Namen ist, die es oft herbeirufen und dem es am Liebsten und immer folgt. Wenn der Bauer auch keine Geschichte hat, die gleich derjenigen der Vorzeit aus großen Heldenthaten besteht, so hat er doch die Geschichte, welche sich entwickelt im Kampf mit den Verhältnissen, wo Tod und Leben oftmals in's Auge sich schauen, wo der Gewinn nur ein dürftiges Auskommen ist.

An einer Stelle des Gebirges war ein kurzes, enges Thal in die Berge gesprengt. Hier sah es wild und feindlich aus. Zahlreiche Gießbäche stürzten von den Felsen herab und aus dem Geklüft hervor und sammelten sich in einem breiteren Becken, in dem das Wasser eine Zeitlang zu ruhen schien, um sich dann, zu einem breiten, tiefen Bach vereinigt, mit Donnern und Brausen über Fels und Geröll durch das Thal in den dunklen Fjord zu stürzen, so jäh zu stürzen, daß sich das schäumende Wasser in der dunklen Tiefe geheimnißvoll und still verlor, als sei deren Grund die Ewigkeit selbst. Die beiden Thalseiten hatte die Natur mit launenhafter Verschwendung geschmückt. Ueberall schossen zwischen dem Gestein junge Birken, buschige Erlen hervor, und wo die Felsblöcke dem Baumwuchs hinderlich waren, breitete der Wachholder die mit weißlichem Duft angehauchten vollen grünen Zweige aus über die scharfen Kanten und Risse, zeigte sich die Hagebutte im Verein mit dem wilden Epheu und hing

die langen, blüthenprangenden Zweige über das wilde Geklüft. Weiter im Thal, das wegen der unzähligen Felsblöcke, mit denen es übersäet, nur schwach angebaut war, lagen etwa zwanzig größere und kleinere Häuser zerstreut, die sämmtlich mehr oder weniger dürftig aussahen. Weiter nach dem Fjord zu stand eine kleine mit Theer angestrichene Kirche aus Holz. Die niedrigen Häuser wurden von der Kirche nicht verdeckt: sie ragte nur wenig empor, und eine kleine, dem Einsturz nahe Thurmspitze war eigentlich das einzige äußere Abzeichen, welches an ein Gotteshaus erinnerte. Auf einer niedrigen Anhöhe, in geringer Entfernung von der Kirche, prangte ein Kirschbaum in voller Blüthe und streckte die Zweige weit aus. Die Anhöhe war der sogenannte Kirchenhügel, auf dem die Andächtigen an jedem Sonntag, an welchem Gottesdienst in der kleinen Kirche gehalten wurde, sich versammelten und auf den Fjord hinausspähten, um das Boot zu erblicken, welches den Pfarrer herbeitrug. Sobald es in Sicht kam, wurde die Glocke geläutet, man mußte sehr vorsichtig dabei zu Werke gehen, sollte nicht durch die Schwingungen der Glocke der Thurm in's Wanken gerathen und zu Fall kommen.

Auf dem Kirchenhügel stand eines Samstag-Abends eine Anzahl Bauern in lebhaftem Gespräch begriffen; zwei hatten große Holzäxte in den Händen, und ein dritter, der hinzutrat, brachte Taue und Stangen mit, die er am Fuß des blühenden Baumes zu Boden warf und dann, die Hände in den Hosentaschen, sich vor den Baum hinstellte und ihn mit einem Blick betrachtete, so scharf und prüfend, als wolle er den Baum zollweis messen. Plötzlich ergriff einer Derjenigen, die mit den Aexten dastanden, das Instrument mit beiden Händen und schwang es zu einem gewaltigen Hieb.

„Thu' es nicht, Niels!" bat ein alter Mann, der auf der Erde saß. „Du wirst es sicher bereuen. Man hat sich nun schon so lange Jahre an den Anblick des prächtigen Baumes gewöhnt und sich daran erfreut, man wird ihn schwer vermissen."

„Wenn die Kirche geschlossen werden muß, wird der Baum gefällt. Das habe ich geschworen und das halte ich," antwortete der mit Niels Angeredete.

„Mancher hat sich dem Teufel schon für Geringeres verschrieben," entgegnete ein kecker junger Bursch lachend, „Du kannst ja Dein Gelübde wieder abschwören. Seit wann ist es denn Sitte, auf dem Kirchenhügel Bäume zu fällen?"

„Was thu' ich mit dem Kirchenhügel, wenn die Kirche geschlossen ist?" schleuderte Niels dem Burschen zornig entgegen.

„Ja, wenn es mit der Kirche wäre wie mit dem Kirschbaum," wandte der Bursch ein, „so würde man sich darein finden; der Baum ist jedes Jahr, in jedem Frühling wieder jung, aber wenn Du auch der Kirche jeden Frühling eine neue Stütze giebst, baufällig bleibt sie dennoch. Der Baum schmückt sich und das Thal immer auf's Neue, aber die Kirche verunziert die Gegend."

„Du sprichst wie Du's verstehst. Aber Jugend hat keine Tugend," fuhr Niels den Burschen an.

„Jeder Vogel pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist," lachte der Bursch und spie aus dazu.

„Ja, meinst Du nicht," unterbrach der Alte, welcher vorhin gesprochen hatte, die beiden Streitenden, „daß Gott der Herr Dem, welchem er den Verstand gegeben, auch zugleich die Macht verliehen hat, ihn zu gebrauchen? Wenn der Pfarrer gesagt hat, daß es nicht schicklich sei, noch länger Gottesdienst in der Kirche zu halten, so gebe ich ihm Recht."

„Ja, so denkst Du," sagte Niels. „Ihr meint Alle miteinander, daß man sich große Herren zu Freunden halten soll; aber ich bin der Ansicht, daß wir schließlich vor Gott doch Alle gleich klein und unbedeutend sind. Ist die Kirche für die Gemeinde gut, so wird sie wol für den Pfarrer ebenfalls gut genug sein."

„Die Kirche ist zu klein. Das kann doch Jeder sehen," beeilte sich ein Anderer einzuwerfen, den die dreisten Reden, welche bereits geführt worden waren, höchlichst erschreckt hatten.

„Da ist bald ein Ausweg gefunden," warf der junge Bursch lachend hin. „Ein Viertel der Gemeinde folgt dem Pfarrer in die Kirche und drei Viertel bleiben hier auf dem Hügel. Dann kann Niels ihnen die Predigt halten. Er ist immer der Wortführer und versteht sich am Besten darauf."

„Es ist wirklich nicht werth, sich um eine solche Sache zu entzweien," sprach da schnell ein Bauer in mittleren Jahren, mit einem klugen Gesicht, der augenscheinlich sorgenvoll zu der alten Kirche hinüberblickte. „Was ist, soll sein. Aber wir müssen fortschreiten, sagt der Pfarrer."

„Fortschreiten?" fragte Niels mit einer Mischung von Bitterkeit und Zorn. „Nun gut, so wollen wir die Kirche abreißen und sie von Neuem aufbauen, damit sie groß genug und würdig wird. Das nenne ich Fortschritt. Aber wenn das Gotteshaus dasteht und bei jedem Wind gleich einem Bootsschuppen schwankt, wenn man jeden Tag über den traurigen Anblick sich ärgert und sich schämt, nennt Ihr das etwa auch Fortschritt? Früher war es ganz anders; es war ein wahrer Staat, wenn die Glocke

läutete, wenn der Pfarrer kam und alle Leute um ihn sich schaarten. Ja, da war Sonntag in der Bygd. Nun geht Jeder, der es irgend möglich machen kann, jeden Sonntag in einer fremden Bygd zur Kirche. Für Den, welcher zu Hause bleiben muß, ist es einsam und langweilig genug. Ich kann die alte Kirche gar nicht ansehen, ohne daß Schmerz und Groll in mir aufsteigen. Es ist mir gerade so, als sei der Herrgott ausgezogen, seitdem kein Gottesdienst mehr in der Kirche gehalten wird. Lieber wollte ich jeden Augenblick meinen Sarg vor Augen haben, als die Kirche so nach und nach zu Grunde gehen zu sehen."

„Ja, ja, es ist wahr, es ist schlimm," nahm ein Anderer ruhig das Wort. „Es war, als ob die Kinder mit dem Gesangbuch in der Hand aufwüchsen, wenn sie an der Kirche spielten. Es war immer, als blicke Einem aus der Kirche das Auge Gottes an, und mancher dumme Streich blieb unausgeführt, manches böse Wort ward zurückgedrängt. Aber wenn es nun einmal schon nicht anders sein kann, so muß man sich wohl oder übel fügen."

„So klug bin ich auch," antwortete Niels. „Denn ich bin nicht von gestern. Aber mir gehört der Hügel, und der Kirschbaum muß fallen." Und bei diesen Worten hieb er kräftig auf den starken Stamm los, daß es weit im Thale wiederhallte.

Da wurde die Thüre des nächsten Hauses geöffnet, das quer vor den übrigen Häusern wie in einer kleinen Höhlung gelegen war, und eine alte, gebückte Frau trat über die Schwelle. Sie stand einen Moment lang still, legte die Hand über die Augen und sah zum Hügel hinauf. Das Antlitz der alten Frau war runzelig und gebräunt, ihre Züge trugen den Ausdruck der Müdigkeit. Auf einmal kam Leben in sie. Sie schien erst jetzt begriffen zu haben, was auf dem Kirchenhügel vorging. Sie stieß einen kurzen Schrei aus, ergriff einen Stock und stolperte auf den Hügel zu, schließlich mit einer unglaublichen, fast fieberhaften Eile. Ein paarmal sank sie in die Knie und rutschte dann ein Stück auf Händen und Füßen fort. Sie rief einige Mal Etwas hinauf zu den Männern, die auf dem Hügel standen, aber Niemand hörte sie. Endlich hatte sie die Anhöhe mühsam erklommen und wankte zitternd und stöhnend auf den Baum zu.

„Da kommt Ingebjörg Holen," rief der Bursch vergnügt aus. „Sie wird schön böse auf Dich sein, Niels."

„Ist mir ganz gleichgültig," antwortete dieser und griff nach dem Spaten, um die Wurzel des Kirschbaumes bloszulegen.

Mittlerweile hatte die Alte ihren Platz am Baum einge-

nommen; in ihren Zügen lag eine eigenthümliche Mischung von Ergebung und Widerstand; man sah es augenscheinlich, daß sie Etwas wollte, daß sie versuchte, es in Gutem zu erreichen.

„Du bist wol gekommen, Ingebjörg, um ein gutes Wort für den Kirschbaum einzulegen?" fragte einer der älteren Männer sie freundlich.

„Ich war zugegen, als Saemund den Baum pflanzte," nahm sie still das Wort und blickte Niels fest an.

„Beim Fällen brauchst Du aber nicht dabei zu sein. Das will ich schon allein besorgen," schleuderte Niels ihr trotzig entgegen und wandte den Kopf zur Seite.

„Ich bin dennoch dabei," entgegnete die alte Ingebjörg. Wenn Du den Baum fällst, kannst Du mich auch gleich treffen mit Deiner Axt. Ich weiche nicht von der Stelle."

„Ein Mann muß wissen, was er thut," sagte Niels gleichgültig und fuhr fort in seiner Arbeit.

„Fünfzig Jahre lang habe ich nun manchen Sonnabend-Abend und manchen Sonntag-Morgen unter dem Kirschbaum gesessen, auf den Fjord hinausgeblickt und geseufzt über den Tag, der vergangen war und über den kommenden Tag," fuhr Ingebjörg fort. „Dann ging ich von hier aus in die Kirche und fand dort Trost und Rath in Gottes Wort. Doch nun soll ja die Kirche geschlossen, und in einer fremden Bygd soll Gottesdienst gehalten werden. Aber wenn Du den Baum abschlägst, Niels, dann raubst Du mir die letzte Freude, die ich auf Erden habe. Den Gedanken wirst Du nicht mehr los."

„Ah, ich denke, Niels besinnt sich noch," lachte der Bursch ihn foppend an. „Es ist mühsam, die Axt wieder zu schleifen."

„Ja, der Eine denkt, aber der Andere handelt," antwortete Niels, indem er den Spaten bei Seite warf, die Axt ergriff und auf die Wurzel einhieb, daß es eine Art hatte. „Das weiß Gott, wenn so ein altes giftiges Weib auch nur einen einzigen hohlen Zahn im Munde hat, so beißt sie noch damit."

„Gott stehe den Frauen bei, die auf sich allein angewiesen sind," seufzte Ingebjörg. „Wer allein steht in der Welt, muß immer Hohn und Spott sich gefallen lassen. Hätte Saemund noch gelebt, da hättest Du Dich ganz gewiß zweimal besonnen, Niels, bevor Du mir das böse Wort in's Gesicht geschleudert hättest."

„Das weiß ich nicht," entgegnete Niels und warf der Alten einen zornigen Blick zu. „Saemund war gerade nicht Der, dem ich aus dem Wege gegangen wäre."

„Gott habe ihn selig!" erwiderte die alte Ingebjörg leise.

„Von Saemund hätteſt Du und alle Männer in der Bygd Etwas lernen können.“

„Kann ſein,“ fuhr Niels fort. „Aber wer ein Mädchen entführt, der hat ſich ſelbſt genügend gekennzeichnet.“ Bei dieſen Worten ſah er ſich nach allen Seiten fragend und ſicher um, aber Niemand zollte ihm Beifall.

„Saemund hat mich keineswegs meinem Vater entführt,“ ſprach Ingebjörg mit lauter Stimme. „Wer das ſagt, häuft Schande auf ſein Andenken und begeht eine Sünde. Aber wer lügt, loſe Worte im Munde führt und nicht verantworten kann, was er ſpricht, verdient keine Achtung.“

„So, ich kann alſo nicht verantworten, was ich ſage?“ fragte Niels langſam und mit Nachdruck. „Ich verantworte, was ich geſprochen habe und kann beweiſen, daß es Wahrheit iſt, ſobald Du eine Frage mir beantworteſt. Wo war denn Saemund, als Dein Vater auf dem Felspfad im Blute ſchwimmend lag?“ Und er ſchielte die alte Ingebjörg von der Seite an.

Mit einer übernatürlichen Kraft richtete die alte Frau ſich plötzlich zu ihrer vollen Höhe auf, während ihre zornig flammenden Augen Blitze zu ſchießen ſchienen. So ſtand ſie einen Augenblick da vor den Bauern wie eine Geſtalt aus der Zeit der Sage, gleich einer Wahrſagerin, welche von den Göttern dazu beſtimmt iſt, die Beſchlüſſe des unbeugſamen Schickſals zu verkünden. Aber eben ſo ſchnell wie das Licht des Lebens noch einmal in voller Kraft aufgeflackert war, erloſch es wieder: eine tödtliche Bläſſe verbreitete ſich über das Antlitz der alten Frau; ſie ſank wie vom Schlage getroffen zuſammen. Der Burſch, welcher hin und wieder ein Wort in's Geſpräch geworfen hatte, ſprang ſchnell herzu, um ſie zu ſtützen, aber er kam zu ſpät: Ingebjörg lag bereits auf der Erde, mit dem Rücken an den Baum gelehnt.

Ein drückendes Schweigen bemächtigte ſich Aller; ſelbſt Niels, ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte, ward verlegen und wußte nicht, was er beginnen ſollte.

Der Burſch ergriff die Alte vorſichtig beim Haupt und verſuchte ſie aufzurichten. Da ging ein Zittern durch ihren Körper; ſie ſchlug die Augen weit auf; daraus leuchtete ein Schein ſo kalt und doch ſo ſtark, als wenn ein Nordlicht am dunklen Nachthimmel ſprühend aufflammt.

Sie ſaß ſchweigend da und ſtarrte mit weitgeöffneten Augen vor ſich hin. Da brach der Burſch das Schweigen und wandte ſich in höchſter Erregtheit an Niels.

„Daß Du nichts Beſſeres weißt, als einfältiges Geſchwätz nachzuplappern iſt ſchon ſchlimm genug, aber daß Du es noch

obenein über Dich gewinnen kannst, eine alte Frau bis auf den Tod zu kränken, dafür verdienst Du Schimpf und Schande, so lange noch ein ehrlicher Kerl in der Bygd lebt."

Niels wandte sich dem Burschen zu. Er konnte kein Wort hervorbringen, aber sein Blick verhieß nichts Gutes.

„So, das ist also einfältiges Geschwätz?" fragte die alte Ingebjörg und nahm sich zusammen, so gut es anging. „Also Saemund liegt mit Schande bedeckt im Grabe? ... Schön! Nun begreif ich, weshalb Gott der Herr mich so lange leben ließ, obgleich ich so müde bin, so müde! Nun ist der schönste Augenblick meines Lebens gekommen, da es mir vergönnt ist, eine Leuchte an Saemund's Grab anzuzünden."

Sie schwieg einen kurzen Augenblick; auch die Anderen wagten nicht, das Schweigen zu brechen. Es war, als lähme Alle Ungewißheit, Unsicherheit.

„Es ist ja Sonnabend-Abend," sprach endlich die Alte, und richtete sich mehr auf. „Für diese Woche ist die Arbeit vorüber, und Ihr könnt mich eben so gut anhören, als die Zeit auf andere Weise verbringen."

„Das ist richtig," antwortete ein alter Mann mit sanftem, ruhigem Angesicht, und ließ sich in der Nähe der Greisin auf den Boden nieder. „Wenn Du Dir die Mühe giebst, uns Etwas zu erzählen, dann denke ich, können wir uns auch wol die Mühe nehmen, Dich anzuhören." Er sah bei diesen Worten sich im Kreise um. „Man muß zur rechten Zeit schweigen können, sonst erntet man Schande und Hohn. Das Sprichwort sagt schon: Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold."

„Ja, da hast Du Recht, Halvor," sprach Ingebjörg nachdenklich, „Schweigen ist Gold, aber zur rechten Zeit muß man reden können. Ich hätte längst schon sprechen sollen ... Saemund war der Sohn John's auf Lien; dessen Gehöft lag dort auf der Au, ein wenig von dem meines Vaters entfernt, aber mehr nach dem Gebirge zu. Es stand nicht gut mit John. Die Frau war todt, Saemund war das einzige Kind; ein Mädchen führte die Wirthschaft. Zu all' dem Unglück kam noch, daß in der Nähe des Gehöftes mehrmals Lawinen niedergingen und Verwüstungen anrichteten. Das Gehöft meines Vaters war zwar auch von Schneestürzen getroffen worden, aber die Gebäude waren besser und stärker, so daß sie größeren Widerstand zu leisten vermochten; außerdem war mein Vater wohlhabender, er konnte den Schaden leichter tragen als John. Dennoch regte bei diesem sich nicht der Neid, und wir hielten gute Nachbarschaft mit einander; Keiner legte dem Anderen das geringste Hinderniß in

den Weg. Da ereignete es sich, daß John's Ziegen mehrmals auf unseren brachliegenden Feldern grasten: das Futter stand dort üppiger und saftiger als auf John's Feld. Mein Vater ärgerte sich darüber.

Er konnte hart und streng sein, und John hatte einen eben so trotzigen Sinn wie mein Vater. Es kam zwischen Beiden zu Zank und Streit. John war schnell mit den Worten bei der Hand, mein Vater war ein wenig schwerfällig im Ausdruck. Was ihm an Worten abging, ersetzte er in Gedanken. Wenn Böses und Böses sich begegnen, entsteht nichts Gutes, die Reue kommt meistens zu spät. Wenn sie sich begegneten, flogen höhnische, bittere Worte herüber und hinüber: sie sagten einander Böses nach. Sie besuchten einander nicht mehr, und auf dem Pfad, der von einem Gehöft zum anderen führte, wucherte das Gras. Das soll keine gute Vorbedeutung sein."

„Saemund trat doch wol das Gras zu Boden," lachte leise der Alte, welcher vorhin an Ingebjörg's Seite Platz genommen hatte.

„Ja, das that er," antwortete Ingebjörg mit einem stillen Lächeln, „er fand den Weg zu unserem Gehöft: es ist auch möglich, daß wir auf halbem Wege uns getroffen haben."

„Das ist das Gleiche!" rief der alte Halvor. „Liebende finden stets einen Weg."

„Ja, so ist es," fuhr Ingebjörg fort. „Es war im Sommer; wenn es Feierabend war, und die Anderen sich zur Ruhe begeben hatten, trafen wir uns an einer Stelle der Umzäunung, setzten uns nieder und schauten hinaus auf den Fjord.

Eines Abends hatten wir kein Stelldichein verabredet; es machte sich von selbst. Lange Zeit verging, Keiner sprach ein Wort; wir wollten wol Etwas sagen, aber wir brachten es nicht heraus. Die Berge warfen ihren dunklen Schatten weit hinaus auf den Fjord, so daß es mir ganz bange ward: ich ahnte ein Unglück. Je mehr die Schatten wuchsen und wuchsen, desto größer ward die unerklärliche Angst, welche in mir lebte. Ab und zu schoß eine Möwe herab auf einen Fisch, schlug mit den Flügeln das Wasser und stieß ihren schrillen Schrei aus, daß es mir förmlich in's Herz schnitt. Ich fuhr erschreckt auf, als sei mir eine Warnung geworden, daß ich nichts Gutes zu erwarten habe."

„Die Jugend denkt meist nicht an die Zukunft," wandte Halvor ein. „Das ist wol ein Glück. Das Glück gleicht einem Handwerksburschen; man nimmt ihn in Dienst, wo er gerade sich meldet."

„Ach, das Glück ist ein schneller Renner," seufzte Ingebjörg leise. „Er geht nicht langsam Schritt vor Schritt, wenn er vor den Wagen gespannt ist. Aber wenn er auch noch so windschnell dahinstürmt, ich kenne einen schnelleren Renner, der das Glück einholt: das Unglück. Ein mißgünstiges Auge hatte uns beobachtet. Eines Tages rief mein Vater mich zu sich. „Man hat mir gesagt, daß Du mit Saemund heimliche Zusammenkünfte abends hast, und daß er rund um die Sennhütte schleicht, wenn Du droben bist," sprach er und sah bei diesen Worten mich fest an.

Ich zitterte wie Espenlaub und schlug die Augen nieder.

„Saemund ist überall wohlgelitten," beeilte ich mich zu sagen.

„Jeder Hund wedelt mit dem Schwanz, so lange er hungrig ist, aber wenn er satt ist, beißt er," antwortete mein Vater barsch.

„Das ist nicht Saemund's Art," erwiderte ich, „er ist mit leeren Händen besser als ein Anderer mit vollen Händen."

„Wer einen Baum pflanzt, der weder Rinde noch Blätter hat, dem giebt der Baum anstatt Schatten nichts als Aerger und Verdruß."

„Man kann sich aus kleinen Verhältnissen zu großen emporarbeiten," nahm ich wieder das Wort.

„Wenn Gleich und Gleich sich gesellt — das ist eine gute Wahl," brach mein Vater das Gespräch ab und drehte mir den Rücken zu.

„Am Besten ist es, wenn das Herz wählt," flüsterte ich furchtsam.

„Thore Rokni hat für seinen Sohn um Dich bei mir angehalten," antwortete er kurz. „Ich habe ihm mein Wort gegeben; Du wirst Dich fügen." Damit ging er.

Die Nacht brach herein; noch immer stand ich auf dem gleichen Fleck und dachte nach über die Worte, welche ich vernommen hatte. Endlich machten Ermattung und Müdigkeit ihr Recht geltend: ich sank zu Boden, wo ich stand. Es war der erste Abend meines Lebens, an dem ich einschlief, ohne das Vaterunser gebetet zu haben. Lange Ruhe ward mir nicht. Viele Träume, der eine häßlicher und unheimlicher als der andere, nahmen mich gefangen, und die Schreckbilder, die im Schlaf mich umgaukelten, peinigten und ängstigten mich, nahmen zu und zu und wuchsen riesengroß empor, so daß ich in unendlicher Qual laut aufschrie. Da fiel mir ein, daß meine selige Mutter zu sagen pflegte, daß Der, welcher vor dem Schlafengehen nicht das Vaterunser bete, dem Teufel einen Stuhl an das Kopfkissen stelle. Da stand ich auf, betete laut das heilige

Wort des Herrn, legte mich dann wieder still nieder und schlief ein. Aber im Traum kam mir wieder das dunkle, schattenwerfende Gebirge vor, doch verschwand und verschwamm es allgemach, und seine starren Zackenformen gingen in die weicheren und vertrauteren einer Kirche über, welche dem alten Gotteshaus dort glich. Früh am Morgen erwachte ich und es war mir, als striche mir eine warme Hand freundlich und belebend über das Gesicht. Es war ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel. Man glaubt gar nicht mehr so recht an Kummer und Gram, wenn man erwacht, und die Sonne so freundlich blickt. In der Dunkelheit erscheint das Unglück größer und schwerer als am Tage. Und doch hatte mich nie zuvor eine solche Qual durchdrungen, als beim Erwachen mein Unglück mich wieder mahnte. So verging der Tag, am Abend stand ich in dem Hausflur und legte die Sachen zurecht, welche ich am nächsten Tage mit zur Sennhütte nehmen wollte. Ich mußte das Mädchen, welches dort war, ablösen; sie wollte in die Kirche gehen. Da trat Saemund in's Gehöft. Fast hätte ich laut aufgeschrieen vor Schreck, daß er so tollkühn war. Er ging geradeswegs auf meinen Vater zu, der am Viehstall mit einem Pferdegeschirr beschäftigt war und einen Pflock dazu schnitzte.

„Gott segne den Tag," hörte ich Saemund sagen. Er bekam keine Antwort.

„Ich habe gedacht," fuhr er fort, „es sei der kürzeste Weg, wenn ich zu Dir käme, Aslak. Der Zaun zwischen Deinem und meines Vaters Gehöft ist zwar fest verschlossen, Dornen und Unkraut wachsen auf dem Pfad, der von einem Hof zum anderen führt, aber, wenn Du willst wie wir, so öffnen ich und Ingebjörg die Thüre wieder zu einem freundnachbarlichen Verhältniß und zu inniger Verbindung. So wird's am Besten sein vor Gott und Menschen."

Dann schwieg er. Er war weichen Gemüthes und suchte sein Ziel stets in Gutem zu erreichen. Er wartete auf ein Wort des Vaters. Der aber schwieg hartnäckig. Kurz darauf begann Saemund von Neuem:

„Ingebjörg und ich halten viel von einander. Ein wenig besitze ich auch, um Etwas anfangen zu können, und Ingebjörg ist ja Dein einziges Kind. Du hast keinen Sohn, der das Gehöft bewirthschaften könnte, wenn Du alt und schwach wirst. Laß' darum mich Deinen Sohn sein, Aslak, ich will Dir das Leben so angenehm als möglich machen, und Ingebjörg soll durch meine Schuld keinen Seufzer verlieren."

Er hätte noch weiter gesprochen, aber er blickte den Vater verstohlen an und sah, daß dieser während seiner Rede das ganze Holz verschnitzt hatte, daß Blut von den Fingern ihm tropfte; er bemerkte auch, daß die Antwort, welche der Vater nicht gab, diesem auf der Stirn geschrieben stand und nichts Gutes verhieß. Alle Beide schwiegen. Der Vater war schwerfällig und langsam im Gespräch. Saemund fand nicht den Muth, seine Rede wieder aufzunehmen. Er war todtenbleich geworden, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er sah auf die Hausthüre; er vermuthete, mich zu erblicken. Der Vater war seinem Blick mit den Augen gefolgt; ich verbarg mich hinter der Thüre, aber der Vater hatte mich bemerkt: das Blut schoß ihm purpurroth in's Angesicht, als sollte es die Stirn sprengen.

„Ingebjörg ist mit Thore Rokni's Sohn verlobt," nahm da der Vater das Wort; die Stimme bebte ihm. „Im Frühling soll die Hochzeit sein. Der Zaun bleibt so lange geschlossen, bis meine Augen den Tag schauen." Dann ging er in den Stall und schlug hinter sich die Thüre zu.

Saemund stand noch eine Weile wie angewurzelt da. Er sank fast in die Knie, als habe Jemand ihm eine schwere Last auf die Schultern gelegt, welche er nicht tragen konnte. Dann ging er langsam zum Gehöft hinaus. Am Zaun, der die Gehöfte trennte, blieb er stehen und sah zurück. Dann überstieg er die Einfriedigung; sie blieb geschlossen wie zuvor.

Mir gegenüber erwähnte der Vater der Sache mit keinem Wort, aber auf die Sennhütte durfte ich nicht; er litt es überhaupt nicht, daß ich ohne Begleitung mich vom Gehöft entfernte. Der Herbst und die größere Hälfte des Winters waren vorüber. Anfangs sah ich Saemund ab und zu in der Kirche; später besuchte er den Gottesdienst nicht mehr. Es war eine trostlose Zeit für mich. Die dunklen Schatten der Berge, welche an jenem Abend mir so großen Schrecken eingeflößt hatten, schienen in meiner Seele von Tag zu Tag zu wachsen, so daß eine Schwermuth, ein unsäglicher Trübsinn meiner sich bemächtigte. Da begann die Natur aufzuathmen und aufzuleben vom Winterschlaf: es ward lebendig auf Berg und Au. Alles grüßte den Frühling und jubelte ihm entgegen, nur ich nicht. Der Lenz brachte allen anderen Menschen die Freude und das Leben, mir aber den Tod. Denn das fühlte ich klar und deutlich: an dem Tage, an welchem ich gezwungen wurde, mit Thore Rokni's Sohn zur Kirche zu gehen, um ihm angetraut zu werden, an dem Tage konnte man mir auch das Grab graben. Denn trug ich auch das Leben, welches Gott mir auferlegt, alle Freude war

für ewig doch dahin. Ich dachte viel nach über mein Schicksal und fand endlich einen Ausweg, den ich einschlagen wollte, wenn Saemund damit einverstanden war. Aber ich sah ihn nicht.

Die Zeit der Hochzeit rückte näher und näher; im Haus wurden bereits die nöthigen Zurichtungen getroffen; — — ich wußte kaum noch, ob ich meiner Sinne mächtig war oder nicht. Eines Abends konnte ich es nicht länger aushalten im Hause, weil von nichts Anderem als von der bevorstehenden Hochzeit die Rede war. Ich ging hinaus und in's Gebirge und folgte der Straße, welche für die Post angelegt war, wenn im Winter das Eis des Fjords nicht mehr sicher genug schien. Ich ging und ging. Man trägt leichter wenn man geht, als wenn man steht.

Auf einmal erblickte ich hinter einem Felsvorsprung einen Menschen; ich ging näher — es war Saemund, der an die Felsen gelehnt dastand.

„Bist Du es, Saemund?" rief ich aus.

„Guten Abend, Ingebjörg," flüsterte er. Er glich mehr einem Todten denn einem lebenden Menschen. „Ich glaube ich habe Dich nicht gesehen, seitdem ich zum letzten Mal in der Kirche war. Das ist lange her. Du wirst bald Hochzeit machen."

„Ach Saemund," seufzte ich, „man muß sich dem Schicksal fügen."

„Meinst Du das wirklich?" gab er ernst zur Antwort. „Ich denke, ich will Dein Schicksal an das meine fesseln. Es giebt Leute, die ihren Weg allein gehen; Andere müssen sich an Menschen anschließen. Wer sich in Alles fügt, wird weich und feig dazu."

„Ich begreife nicht, wo das hinaus soll," sagte ich angstvoll.

„So, Du begreifst es also nicht," fuhr er zornig auf, „schön, so werde ich deutlicher sprechen. An dem Abend, an welchem Du mit Deinem Manne zum Brauttanz antrittst, blase ich ihm das Lebenslicht aus."

„Herr Jesus," rief ich voller Angst aus. „Wie kannst Du solche Gedanken hegen?"

„O, ich denke Vieles," fuhr er fort. „Ich denke oftmals, daß es vor Gottes Augen gleich ist, ob ein Mensch sich das Leben nimmt oder ob er langsam sich zu Tode grämt. Schließlich kommt mir immer ein Gedanke, den ich nicht loswerden kann, der wieder und wieder zurückkehrt. Möchtest Du mir nicht folgen gegen den Willen Deines Vaters?"

Ich konnte mich nicht länger aufrechthalten; ich sank zu Boden und weinte.

„Hör', Ingebjörg," nahm er wieder das Wort, „ich weiß recht gut, was Du antworten willst; Du wirst sagen, es sei Sünde, Deinen Vater zu verlassen und mit mir zu ziehen. In meinen Augen und in den Augen Gottes aber begehst Du eine weit größere Sünde, wenn Du einen Mann heiratheſt, den Du nicht liebst. Das Erste thust Du voll Wahrheit, voll Gram und Kummer — das Andere aber ist Lüge und Schande. Das Wenige, das ich Dir zu bieten vermag, ist freilich Nichts gegen Das, was der Dir bestimmte Mann sein nennt; aber erinnere Dich immer des Wortes, daß die Sünde, die Du begehst, Alles, Alles auslöscht, was Jesus Christus für Dich gethan hat."

Da ergriff ich ihn beim Arm und schaute ihm in's Gesicht. Ich wollte Etwas sagen, aber er beschwichtigte mich und begann wieder:

„Niemand soll sprechen, bevor er nicht reiflich überlegt hat, was er sagen will. Es ist schon spät am Abend und Du mußt machen, daß Du heimkommst."

Er faßte mich bei der Hand und geleitete mich ein Stück Weges.

„Es ist am Besten, ich verlasse Dich jetzt," sprach er nach einiger Zeit und blieb stehen. „Bedenke wohl, was Du thust, Ingebjörg, und verliere Deine Zeit nicht. Am nächsten Samstag-Abend liegt mein Boot dort hinter jenem vorspringenden Felsen, und mich findest Du an dieser Stelle. Aber verlasse den Hof Deines Vaters nicht, ohne vorher noch einen Versuch gemacht zu haben, sein Herz zu erweichen. Bitte ihn recht herzlich, daß er Dich nicht zwingt, gegen Deine Neigung zu heirathen, bitte ihn im Namen Gottes, des Herrn. Wenn er dann nicht auf Dich hört ... so bete, daß Gott ihm seine Schuld vergeben möge, und dann komm zu mir ... oder bleib' dort ... und dann bete für mich. Leb' wohl, Ingebjörg!"

Er wandte sich ab und ging schnell fort, so daß ich nicht aussprechen konnte, was mir auf der Zunge schwebte.

Spät am Abend kam ich nach Haus.

Der Vater war am Fjord entlang mir entgegengegangen. Ich stürzte an ihm vorüber so schnell ich konnte, und erst beim Haus angelangt, faßte ich den Muth, mich umzusehen. Der Vater stand noch auf der Stelle, wo ich ihn zuerst erblickt hatte, und schaute den Felsenpfad entlang. Er mochte denken, wie es ja auch wirklich der Fall gewesen war, daß Saemund trotz des Zaunes es dennoch möglich gemacht habe, mich zu sehen und zu sprechen.

Am nächsten Tage kamen die Leute des Rokni-Hofes. Es

wurde von der Hochzeit und Allem, was sich auf sie bezog, hin- und hergesprochen und es ward ausgemacht, daß wir am nächsten Sonntage zum ersten Mal in der Kirche aufgeboten werden sollten.

Ich dachte daran, was Saemund gesprochen hatte; die Gedanken machten mich krank und müde. Der Tag verging, die Woche verstrich, es ward wieder Sonnabend-Abend.

Die Dunkelheit trat früh ein: es war regnerisches, nebliges Wetter. Ich hatte auf der Bodenkammer mich verborgen und lauschte. Der Vater begab sich zuerst zur Ruhe und kurz darauf auch das Gesinde. Da ging ich leise die Treppe hinab und in die Kammer, in welcher der Vater schlief und setzte mich auf sein Bett. Noch wußte ich nicht recht, was ich sagen wollte. Da stieß ich an einen Gegenstand, ein Geräusch entstand, der Vater erwachte. Er schlug die Augen auf und sah mich fest an.

„Was thust so spät auf?" fragte er zornig.

Mir war, als sammelten die Gedanken, die mich durchkreuzten, sich auf einem Punkt und ich wußte auf einmal, was ich sagen wollte.

„Ich kann Thore Rokni's Sohn nicht heirathen, Vater, es komme, wie es wolle."

„Er hat mein Wort," entgegnete er.

„Aber meines hat er nicht," sagte ich.

„Der Vater giebt das Wort für sein Kind," sprach er und drehte sich der Wand zu.

„Wer die Verantwortung hat, muß auch dafür einstehen," nahm ich wieder das Wort; weiter kam ich nicht, denn es ging Alles rund herum mit mir, ich schluchzte laut.

„Ich verspreche nicht leicht Etwas, aber ich halte, was ich einmal versprochen habe," fuhr er fort.

„Um Gottes Willen, Vater," antwortete ich, „bedenk' doch nur, daß Etwas in einem kurzen Augenblick sich versprechen läßt, daß es aber das ganze Leben hindurch gehalten werden soll."

„Ich weiß schon, Saemund steckt dahinter," unterbrach er mich zornig. „Aber er soll meinen Hof nicht bekommen und wenn ich auch so alt und hinfällig werde wie ein altes Weib."

„Vater," bat ich, „laß' doch Saemund sein wo er will; ich will mich vollständig von ihm zurückziehen, wenn Du es wünschen solltest, aber zwinge mich nur nicht, einen Anderen zu heirathen; das wird mein Tod."

„Morgen schreibt Euch der Pfarrer zum Aufgebot ein, und jetzt will ich Ruhe haben," entgegnete er.

„Ist das Dein letztes Wort, Vater?“ fragte ich.

„Mein letztes,“ versetzte er und zog die Bettdecke hoch herauf.

Ich sah, daß es so war, erhob mich und ging hinaus. Draußen im Hausflur schlug der Regen mir entgegen, und auf dem Fjord schäumten die Wogen. Ich dachte an Saemund; nun erwartete er mich an der Stelle, die er mir bezeichnet hatte; er war sicherlich am Platze. Ich riß die Thüre auf ... „Gott segne Dich, mein Vater! Gott segne Dich, meine Heimath!“ sprach ich leise und dann schritt ich hinaus in die Dunkelheit. Auf dem Felspfad war es vom Regen naß und schlüpferig; ich konnte kaum vorwärts kommen und strauchelte fortwährend. Ich fiel ab und an zu Boden, raffte mich aber schnell wieder auf; bald kroch ich auf Händen und Füßen vorwärts, bald mußte ich springen, aber immer war mir's, als folge mir Jemand. Wenn der Schreck uns verfolgt, geht's mit Windeseile dahin. Es dauerte nicht lange, da hatte ich das verabredete Stelldichein erreicht, und Saemund umarmte mich. Es war auch die höchste Zeit: ich war nicht im Stande, mich länger aufrechtzuhalten; vor meinen Augen flimmerte und tanzte Alles.

„Du sollst es niemals zu bereuen haben, Ingebjörg,“ flüsterte Saemund mir zu, dann nahm er mich auf den Arm und trug mich hinter dem Felsvorsprung hinab zum Fjord. Dort lag das Boot. Die Wellen schlugen über Bord, und der Wind schleuderte das leichte Fahrzeug hin und her. Es war schwierig, in den Kahn zu kommen.

„Sei nicht bange,“ tröstete mich Saemund, „ich steuere das Boot mit sicherer Hand, und Gott der Herr klärt wol bald das Wetter auf.“

Aber ich lauschte hinauf zu den Felsen; ich konnte mich durchaus nicht von dem Gedanken losmachen, daß Jemand mir gefolgt sei. Jetzt hörte man es deutlich: Menschen kamen heran. Plötzlich wurde es still, dann klagte und jammerte Jemand laut; es mußte irgend ein Unglück geschehen sein. „Saemund,“ bat ich, „um Christi Willen, wenn es mein Vater gewesen wäre!“ Aber Saemund stieß vom Land.

„Du hast Deine Wahl getroffen, Ingebjörg,“ sprach er fest, „nun mußt Du auch tragen, was darauf folgt. Du kannst nicht zugleich hier und dort sein. Nur der Herrgott ist allgegenwärtig.“ Ich sank zusammen im Boot und weinte. Wir hielten hinaus in den Fjord; in die finstere Nacht hinein ging's. Ich betete, daß Gott uns seinen Beistand leihen möge.“

„Was Gott der Herr thut, ist wohlgethan; sein Wille geschehe,“ sprach der alte Halvor und faltete die Hände. „Wem

Gott seinen gnädigen Beistand verleiht, der geht nicht unter, sondern kommt zum Ziel."

„Ja, so ist es," fuhr Ingebjörg fort. „Als endlich der erste bleiche Tagesschein durch die Wolken dämmerte, legte sich der Sturm, und als wir später auf das Land zuhielten, stieg die Sonne dort über den dunklen Bergen empor und es schien, als zünde sie in jedem Fenster der alten Kirche ein Licht an."

„Siehst Du, Ingebjörg," rief Saemund fröhlich aus, „unser Herrgott ist mit uns, denn er zündet uns ja das Kirchenlicht an, das uns bald zur Trauung leuchten soll."

Ich schwieg; ich dachte an meinen Vater und gedachte auch der Worte, die Saemund gesprochen hatte:

„Du hast Deine Wahl getroffen, nun mußt Du auch tragen, was darauf folgt." Wenn ich eine Sünde begangen hatte ... so folgte ihr die Strafe.

Es kamen Leute herab zum Strand; Saemund sprach mit ihnen, während ich langsam an's Land ging, mich auf einem höher gelegenen Punkt niedersetzte und auf den Fjord hinausblickte. Die See war unruhig, aber in meiner Seele stürmte es noch weit mehr: dort brach Welle an Welle. Da wurde zur Kirche geläutet; bald darauf schoß ein Boot an's Land, in dem der Pfarrer sich befand. Ich zitterte vor ihm wie vor dem Herrgott selber. Saemund kam herauf zu mir und führte mich in die Kirche. Wir setzten uns in eine Ecke hinter der Thüre. Dort erreichte uns Gottes Wort ebenfalls und das milde Wort der Gnade goß Trost in mein Herz. Später sprach Saemund mit dem Pfarrer; er verhieß uns seinen Beistand. Einen Monat darauf saß ich auf dem Kirchenhügel in hochzeitlichem Anzug und schaute nach dem Pfarrer aus. Glockenblumen und Tausendschön sproßten rings um mich aus dem Grün hervor und lachten mich an. Saemund saß an meiner Seite und schaute so froh und freudig drein, und die Sonnenstrahlen flimmerten und zitterten auf den Kirchenfenstern; es sah gerade aus, als seien alles Gold und alle Herrlichkeit der Welt in der Kirche verborgen.

„Siehst Du die Hochzeitslichter, Ingebjörg?" fragte Saemund und lächelte mir zu. „Aber da ist der Pfarrer!" rief er dann, sprang auf und nahm mich bei der Hand. — — Lob und Dank sei dem Herrn für diesen frohen Tag!" unterbrach die alte Ingebjörg einen Augenblick ihre Erzählung und trocknete mit zitternder Hand die Augen.

„Da pflanzte Saemund diesen Kirschbaum," fuhr sie gerührt fort. „Ich weiß, Du hast den Kirschbaum am Liebsten von allen Bäumen, Ingebjörg," sprach er zu mir. So war es auch. Ach,

das waren schöne Tage! Wir erkundigten uns nach unseren ehemaligen Nachbarn und Freunden; vor allen Dingen wollte ich von meinem Vater hören. Mein Vater war mir an jenem Abend gefolgt, wie ich richtig geahnt hatte, war in der Dunkelheit gestürzt und hatte sich verletzt. Damals munkelte man freilich hinterher, daß Saemund mit dem Vater in Streit gerathen sei, aber die Lüge liegt klar auf der Hand, und die Wahrheit ist von meinem Vater hernach selbst bestätigt worden. Gott war mit uns; Die wider uns waren, vermochten nichts gegen uns. So vergingen zwanzig Jahre; Saemunds Vater war mittlerweile gestorben; meinen Vater hatte ich während der ganzen Zeit nicht gesehen.

Ich hörte, daß er schwach und hinfällig sei. Gesicht und Gehör hatten abgenommen, und mit der Bewirthschaftung des Gehöftes stand es nicht am Besten. Aber der Vater sandte mir dennoch keine Botschaft, daß ich kommen und ihm zur Seite stehen möge, und unaufgefordert wagte ich nicht, zu ihm zu gehen. So kam jener Winter heran, in dem eine so ungeheuere Menge Schnee fiel wie nie zuvor. Als der Frühling spät aber plötzlich hereinbrach, rissen gewaltige Lawinen und Eisblöcke sich von den Bergkuppen los und donnerten zu Thal, Alles mit sich hinabwälzend, es zermalmend in furchtbarer Kraft; auch von jenem verwitterten Berge dort wurden große Steine hinabgetrümmert, viel Schaden ward angerichtet. Eines Tages erhielten wir die Botschaft, daß im inneren Fjord überall die Lawinen die überhängenden Felszacken und Schroffen in das Wasser hinabstürzten, so daß Niemand wagte, im Boot sich auf den Fjord hinaus zu trauen. Die Post konnte auf dem steilen Bergespfad nur mit der größten Anstrengung und Gefahr sich fortarbeiten; in meiner Heimath donnerte eine Lawine um die andere, ein Bergsturz nach dem anderen hinab. Die Häuser und sonstigen Gebäude waren flach an den Erdboden gedrückt, so daß weder Menschen noch Thiere des Lebens sicher waren. Niemand konnte Auskunft geben, wie es meinem Vater gehe. Da trat Saemund in die Thüre und sah, daß Angst und Furcht mich vollständig niederdrückten.

„Wir müssen hin und nach Deinem Vater sehen," sprach er sanft. „Man kann nicht wissen, was geschieht. Dein Vater ist alt und hinfällig und nicht im Stande, in schwierigen Lagen allein sich zu helfen. Zu Wasser können wir nicht zu ihm gelangen; wir müssen es zu Lande versuchen. Wir kennen ja auch den Weg gut, nicht Ingebjörg?" lächelte er mir zu.

Bei diesen Worten überfiel mich eine unerklärliche Angst,

aber ich sah ein, daß Saemund Recht habe; so zogen wir von dannen. Spät am Abend, bei dichtem Schneefall und in der Dunkelheit, erreichten wir den wohlbekannten Felsenpfad. Es war äußerst schwierig, vorwärtszukommen. Saemund ging voraus, ich folgte ihm auf den Fersen. Auf einmal erhob sich ein dumpfer Donner, daß das Gebirg' in seinem Grundstock erbebte; es schien, als würden die Berge völlig auseinandergerissen. Dann ward es still wie in der Kirche. Wir waren Beide stehengeblieben.

„Das war ein Schnee- und Steinsturz," sprach Saemund.

„Wo ist er niedergegangen?" fragte ich; ich vermochte kaum, die Worte hervorzustammeln. Er sah mich an. Es war etwas Prophetisches in Saemund, er schaute zuweilen aus wie ein Seher, und wenn ich in solchen Augenblicken ihm in die Augen blickte, errieth ich seine Gedanken, wenn er auch kein Wort sprach.

„Gieb mir Deine Hand," sagte er und zog mich vorsichtig hinter sich her. „Wir müssen so schnell als möglich zu Deinem Vater zu gelangen suchen."

Ich verstand, was er meinte und beeilte mich, ihm so rasch als möglich zu folgen. Beim ersten Tagesgrauen hatten wir das Ziel erreicht. Es war, wie Saemund gesagt hatte. Die Lawine war auf meines Vaters Gehöft niedergegangen. Nicht allein Schnee lag in fürchterlicher Masse bergeshoch rings umher, sondern die gewaltige Wucht der stürzenden Lawine hatte einen großen Felsblock losgerissen; er war gerade auf das Wohnhaus geschleudert worden. Der schwere Stein hatte die eine Seite des Hauses eingedrückt, so daß das halbe Dach abgerissen war; die andere Hälfte nebst dem Schornstein hing nur noch lose auf dem zerknickten Gebälk. Jeden Augenblick konnte auch dieser letzte Halt nachgeben, und der Rest dann in Trümmer stürzen.

„Ich glaube, die Leute haben sich gerettet," sagte ich, „man müßte sonst Stimmen hören."

„Wer sich selbst helfen konnte, hat sicher es gethan," antwortete Saemund und arbeitete sich durch den Schnee, „aber wer nicht die nöthige Kraft dazu besaß, mußte wol bleiben, wo er war."

Ich ging ihm zur Hand, so gut ich es vermochte.

„Stille!" rief plötzlich Saemund. „Ich habe einen klagenden Laut vernommen; er kam von dorther." Er beeilte sich, in der angedeuteten Richtung sich durchzuarbeiten und war bald im Schnee verschwunden. Bei jeder Bewegung, die Saemund machte, kippte und nickte der Schornstein, als solle er vornüberstürzen.

„Hier komme ich hinein, aber ich muß durch das Dach

kriechen," rief Saemund nach einer Weile mir zu und zeigte mir sein Gesicht.

„Willst Du es wagen?" fragte ich. Er sah mich an. „In Gotten Namen!" seufzte ich. Er zwängte sich durch die enge Oeffnung; ich drückte die Balken zur Seite mit aller Kraft, deren ich fähig war.

Eine Zeit verging schweigend, dann hörte ich Saemund unter dem Schnee arbeiten, ich hörte, wie das Dach krachte. Ach, ich konnte nicht beten in diesem Augenblick. Es giebt Momente im Leben, wo der Mensch vor lauter Angst sich nicht zu sammeln vermag, aber ich glaube, daß diese Furcht bei Gott so viel gilt wie ein Gebet.

„Ingebjörg, jetzt habe ich Deinen Vater!" rief Saemund. Dumpf klang es herauf, wie aus der Erde.

Ich konnte mich nicht freuen, bevor ich nicht den Vater erblickte; ich drängte abermals mit aller Kraft die morschen Balken zur Seite, daß mir die Hände erstarrten im Schnee.

„Wende alle Deine Kraft an!" rief Saemund. Er ahnte nicht, was ich wußte. Er kam in der Oeffnung zum Vorschein — den Vater hielt er in einem Arm — ich griff zu — es half ein wenig — da leuchtete sein Auge auf — er griff nach dem einen Balken — dieser brach — — es wäre fast ein Stück vom Schornstein heruntergeschlagen; es hing an einem Haar, ein Wort konnte es zu Fall bringen."

Ingebjörg machte eine Pause und trocknete mit dem Rücken der welken Hand die Schweißtropfen sich von der Stirn. Sie hatte den letzten Theil ihrer Erzählung nur mühsam und in abgebrochenen Sätzen herauszubringen vermocht. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Sie hatten der Erzählung der Alten andächtig gelauscht, waren ihr aufmerksam gefolgt auf dem schweren Lebensweg und ruhten jetzt eine Zeitlang aus, bevor das letzte ernste Stück kam. Ingebjörg nahm wieder das Wort.

„Noch war Leben in Beiden. Wenn ich vermocht hätte, sie herauszuziehen ... aber ich konnte ja nur einen von Beiden auf einmal hervorziehen ... Allmächtiger Gott! wem sollte ich zuerst helfen? ... Dem Einen vor dem Anderen, sprach es in mir ... ich ergriff meinen Vater. — Ich schleppte ihn über den Weg dahin, wo er in Sicherheit war, an einem Stein richtete ich ihn auf. Er war anscheinend leblos. Ich eilte zurück. Jesus Christus! da stürzte der letzte Rest des Schornsteins! — Zwei Hände vermögen wenig. Obgleich ich zugriff, daß mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzte, währte es doch lange Zeit, bevor ich Saemund so weit befreit hatte, daß

ich auch ihn hervorziehen konnte. Noch athmete er. Ich strich ihm mit der Hand über die Stirn. Da schlug er die Augen auf, und ich weiß gewiß, daß er mich erkannte; es war, als suche er Etwas. „Der Vater hat keinen Schaden genommen," sprach ich.

Da leuchtete es auf in seinem Antlitz; er wollte Etwas sagen, konnte aber die Worte nicht hervorbringen. Es bedurfte keines Wortes; ich wußte schon, was er sagen wollte: „Sieh, Ingebjörg, nun haben wir unsere Schuld gesühnt" ... Dann schloß er die Augen auf ewig. Es war mir, als sei ein heiliges Buch, in dem ich so viele Jahre in Kummer und Freude gelesen hatte, aber immer nur Gutes, auf ewig geschlossen. Ich blickte auf zu Gottes Himmel; die Wolken zogen ihren eigenen Weg dahin, es war, als kümmerten sie sich weder um mich, noch um die ganze Erde. Ich rief Saemund beim Namen, ich weiß es, er hat eine Antwort für mich aufbewahrt. So saß ich eine Weile da und blickte ihm in das gute, treue Antlitz; der Tod prägte nach und nach seinen Stempel darauf, so daß endlich nichts zurückblieb, das ich mein hätte nennen können. Da begann mein Vater zu stöhnen; ich schaute auf — er lag am Boden; das Leben rief mich. Ich ließ den Todten und ging zu meinem Vater. Er konnte sich nur mühsam bewegen, ich bemühte mich deshalb so gut um ihn, als ich konnte; aber ich weinte fortwährend.

„Wo ist Saemund?" flüsterte er.

Ich vermochte keine Antwort zu geben.

„Wo ist Saemund?" fragte er von Neuem; ein Beben ging dabei durch seinen Körper.

„Saemund hat Deine Stelle eingenommen, Vater," brachte ich endlich schluchzend heraus. „Nun mußt Du mir heimfolgen — — dort kannst Du seinen Platz einnehmen."

Er fuhr zusammen, er hatte mich verstanden. Endlich ward es heller Tag, und Hülfe nahte; aber die Nacht hüllte bereits wieder die Welt und das Thal ein, bevor ich mit der Leiche Saemunds und mit meinem Vater mein vereinsamtes Haus betrat. Den achten Tag darauf stand der Sarg dort im Chor der alten Kirche. Alle Ehre, die ich nur wußte, sollte im Tode Saemund zu Theil werden. Er war aller Ehren werth. An dem Tage aber zündete die Sonne keine Lichter an hinter den Kirchenfenstern, sondern es war unheimlich, dunkel und kalt draußen wie drinnen. Wenn Gott der Herr Buße verlangt, muß Einer herausfagen, was ihm das Herz bewegt.

Jahre vergingen, auch mein Vater starb. Gedankt hat er

mir und gesegnet hat er mich gar oft, und hatte ich am Leben auch keine Freude mehr, so lebte ich doch meinem Vater zum Nutzen und zur Pflege. Gottes Wille geschehe. Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf Ihn alle Zeit, den wird er wunderbar erhalten in Schmerz und Traurigkeit. Aber Du dort," und sie wandte sich an Niels, „der Du Dich nicht gescheut hast, Böses über mich in der Bygd zu verbreiten, sag' nun auch, was Du Gutes weißt, wenn Du wieder einmal von mir sprichst. Hat Jemand Böses gethan, so muß er versuchen, es wieder gutzumachen. Nun habe ich das Meine gethan. Gott dem Herrn sei Dank, wenn er nun auch das Seine thut. Lange währt es nicht mehr, dann kannst Du den Kirschbaum fällen; das prophezeie ich Dir heute Abend."

Sie stand mühsam auf und lehnte mit dem Rücken sich an den Stamm des Baumes. Eine wunderliche Verzagtheit hatte sich Niels' bemächtigt. Der böse Wille war verflogen; er war gerührt wie die Anderen. Während diese still dasaßen und wehmüthig auf den Fjord hinausschauten und die alte Ingebjörg anblickten, stand Niels da, spie aus, stieß den Spaten in den Boden, zog ihn wieder heraus und schnitt allerlei wunderliche Grimassen, die nicht erkennen ließen, ob er dem Weinen oder dem Lachen näher sei. Niels war sonst rauh in Thaten und Worten; nun wußte er nicht, wie er seine weiche Stimmung verbergen sollte. Sie belästigte ihn wie ein neuer Anzug, der zu eng gerathen war, in dem er sich weder hierhin noch dorthin zu bewegen vermochte.

Die Anderen warfen ihm verstohlene Blicke zu, als warteten sie darauf, daß er irgend Etwas beginnen würde, was es auch sei.

Inzwischen hatte die alte Ingebjörg Holen sich still entfernt, nach und nach gingen auch die Uebrigen heim.

Nur Niels blieb auf dem Hügel zurück. Er stand eine Weile unthätig da und sah sich nach allen Seiten um, als wolle er sich überzeugen, daß Niemand ihn beobachte. Dann griff er wieder zum Spaten, stach ein Stück Rasen und Moos aus und häufte Alles sorgsam und vorsichtig auf die blosgelegte Wurzel des Baumes. Er trat die Erde fest, half mit den Händen nach, und dann beeilte auch er sich, den Hügel zu verlassen, ging hinter der Kirche herum und verschwand schließlich in einem in der Nähe gelegenen Hause. Die Sonne war inzwischen hinter den dunklen Felsen zur Ruhe gegangen. Einen Moment erglühten alle Gipfel weit und breit, als ob sie in bengalischen Flammen stünden, dann verschwand die Röthe allgemach; zuerst dunkelten die niedrigsten Bergkuppen, dann die höher aufragen-

den; ein tiefer Schatten hüllte allmälig Alles ein, die Nacht bestieg schweigend und feierlich ihren Thron.

Der Sonntag-Morgen blickte freundlich und sonnengolden den Bewohnern der kleinen Bygd in die Fenster. Eine Anzahl älterer und jüngerer Männer standen am Strande des Fjords und beschäftigten sich damit, die Boote in einen segelfertigen Stand zu setzen. Auf dem Wege, der am Fluß entlang führte, kamen Frauen und Kinder dahergewandert und schritten sämmtlich auf den Kirchenhügel zu — wol aus alter Gewohnheit.

Unter dem blühenden Kirschbaum saß die alte Ingebjörg; alle Herzukommenden schaarten sich nach und nach um sie. Es wurde nicht viel gesprochen; die Stimmung dazu war nicht vorhanden. Da kamen die Männer vom Ufer herauf; damit erhielt die Unterhaltung leichteren Fluß.

„Du schaust nach dem Pfarrer aus, Ingebjörg?" fragte der Bursch, welcher gestern Abend gegen Niels das Wort genommen hatte.

„Man erwartet mitunter Etwas, das niemals in Erfüllung geht," antwortete sie wehmüthig.

„Du mußt mit uns zur Kirche," fuhr der Bursch lebhaft fort, „Alles, was nur die Beine rühren kann, zieht mit; ich weiß Dich nicht gern so allein hier."

„Wenn Du nicht gehen kannst, denn trage ich Dich in's Boot und trage Dich auch wieder heraus," warf Niels ein, der herzugetreten war. Die Worte waren ihm wie der Wind herausgefahren. Als er aber bemerkte, daß Alle, die am gestrigen Abend Zeugen der Scene zwischen ihm und Ingebjörg gewesen, zugegen waren, als er sah, daß sie sich einander zulachten, da schämte er sich plötzlich, that einen mächtigen Satz an Allen vorbei, ergriff Ingebjörg bei beiden Schultern und blickte ihr in das alte Antlitz.

„Ich danke Dir für Dein Anerbieten, Niels," antwortete sie lächelnd. „Aber an dem Tage, an welchem man meine Leiche fortträgt, erinnere Dich Deines Versprechens. Lebend verlasse ich meinen Aufenthaltsort nicht mehr." Alle schwiegen.

Es war hohe Zeit, die Kähne zu besteigen. Denn von hier bis zur nächstgelegenen Kirche war es ein gutes Stück Weges, und es war alte Sitte und alter Brauch, daß die gesammte Gemeinde den Pfarrer erwartete, um mit ihm gemeinschaftlich zur Kirche zu gehen. Das wollten die Leute sich unter keinen Umständen nehmen lassen.

Die Scene, welche nun folgte, war eigenthümlich ausdrucksvoll. Alt und Jung ging langsam, mißmuthig fast hinab zum

Ufer des Fjords. Niemand sprach ein Wort. Alle versuchten ihren Kummer vor einander zu verbergen und wollten gegenseitig sich nichts merken lassen. Aber da wandte sich der Eine — der Andere wandte sich um, und die Blicke trafen sich mit der gleichen Sehnsucht und Wehmuth an der alten Kirche. Sie stand in dem herrlichen Morgen so eigenthümlich verlassen da wie eine arme trauernde Wittwe, ohne Gut und ohne Kinder.

Die Boote stießen vom Land, schossen dahin über das Wasser, welches in dem flimmernden, spielenden Sonnenlicht funkelte und blitzte, und entschwanden dem Blick.

Da erhob sich Ingebjörg und schritt langsam vom Hügel hinab zur Kirche. Die Thüre, welche aus zwei halben Flügeln bestand, war geöffnet; auf der schmalen Schwelle saßen zwei kleine Mädchen; die eine wiegte ein Kind auf dem Schooße; eine Katze strich an der Wand entlang, welche die Sonnenstrahlen erwärmt hatten, eine Ziege meckerte in der Vorhalle, reckte den Hals weit vor und nagte das Gras ab, welches zwischen den Steinfliesen vor der Thüre emporwucherte. In dem mittelsten Gange der Kirche lagen ein paar Jungen auf dem Boden ausgestreckt und verzehrten ihr Frühstück. Der Altar — denn das mußte doch wol der Kasten mit der vergilbten Leinendecke sein — stand dicht unter dem einzigen Paar Fenster, das die Kirche aufzuweisen hatte. Die Sonne warf ihre blendenden Strahlen auf die schlechten und verstaubten Malereien, welche die Emporkirche und die Wände bedeckten.. Arme alte Kirche! Es sah aus, als schäme sie sich ihrer eigenen Armuth.

Da trat Ingebjörg Holen in den mittelsten Gang, und wie sie so dastand und sich in demüthiger Einfalt beugte, war es, als ob der Gedanke der Weihe aus jedem Winkel hervorleuchte. Die leere Kanzel trug wieder das mächtige Wort des Evangeliums, das Kreuz mit den gelben Verzierungen wurde wiederum das heilige Sinnbild des Leidens, und selbst der alte Altar stand dort und war sich wohl bewußt, daß viele, viele Bekümmerte und Beladene andächtig betend vor seinem dunklen Gitter gekniet hatten und daß von dieser Stelle aus der Gemeinde das Wort der Gnade oftmals verkündet worden war, das größte, welches auf Erden je erklungen ist.

Die Jungen sprangen auf und schlichen scheu zur Seite, als die alte Frau langsam und zitternd zum Altar ging. Sie begriffen nicht recht, was sie dort wollte. Aber als Ingebjörg vor dem Altar auf die Knie sank und das Haupt senkte in stillem Gebet, merkten die Kinder doch, daß dem Allem irgend ein Sinn zu Grunde liege. Von ihrem kindlichen Instinkt geleitet, eilten

sie in die Vorhalle, ergriffen den Glockenstrang und läuteten die kleine Glocke, daß die Töne in der Wölbung wiederhallten. Dann jagten sie die Ziege hinaus und brachten auch die Katze und die kleinen Mädchen mit dem Kind fort, schlossen still die Thüre und gingen ihrer Wege. Ingebjörg Holen war allein in der verlassenen Kirche.

Keine Predigt ward gehalten in der Kirche, kein Gesang ertönte, nur die Stimme der Erinnerung sprach, das Brausen des Flusses klang herauf vom Thal wie feierlicher Orgelklang. Gott der Herr, der das Herz ansieht, er wußte und verstand, was der alten Ingebjörg Gemüth bewegte, wenn sie auch kein Wort sprach.

V.

Volden.

Der Voldsfjord schlingt sich breit, gleich einer gebahnten Straße, durch die bisweilen waldbedeckten, dann wieder kahlen und steil abstürzenden Felsen bis zu der Hauptbygd Volden dahin und geht dann in südöstlicher Richtung weiter bis zur Mündung des Kielfjords. — Volden ist eines der reichsten und größten Kirchspiele des südlichen Söndmör. Schon der Name „Volden"*) bezeichnet eine fruchtbare Stelle; und hier findet sich auch schwellende, quellende, strotzende Kraft, die Naturwohlstand verräth. Kein niederes Gestrüpp, Gesträuch und Gestäude, das dahinkriecht an dem trockenen Lehmboden, kein verkrüppelter Baum, dem man es ansieht, daß er im Wachsthum gehindert worden, ist rings zu schauen, sondern Alles ist üppig aufgeschossen in Saft und Kraut zum Sonnenduft und hat seine natürliche Größe erreicht. — Die anmuthige Gegend, in der Volden liegt, hat Landhäuser und Gärten erstehen lassen; mit den Häusern und Gärten sind Menschen gekommen, ist auch bereits Etwas vom Staub der Stadt bis in diesen Erdenwinkel gedrungen; ein gewisses Etwas, ein Geist hat sich eingeschlichen, vor dem das Natürliche und die Natürlichkeit die Flucht ergreifen; es scheint fast, als sollten die Bauern dieser Scholle von der Cultur derart beleckt werden, daß sie eigene Meinungen haben, ohne ein eigenes, selbstständiges Urtheil sich bilden zu können.

Einen merkwürdigen Anblick gewährt der Berg Voldshammer,

*) Volden: die Grasebene, die Wiese, der Rasen.

welcher am Ende des Fjords sich erhebt und seine runde Brustwehr der Einfahrt drohend zukehrt. Der ungeheuere Felskoloß, welcher in Form eines Bienenkorbes aus der Wasserfläche steil aufsteigt und über und über mit Moos und Haidekraut bewachsen ist, hat trotz aller Größe und Erhabenheit Etwas von dem grünen und lieblichen Charakter der Gegend aufzuweisen.

Und doch hat der abgerundete Fels etwas eigenthümlich Drohendes, Etwas, das wilder dreinschaut als das zerborstenste und zerklüftetste Felschaos. Denn der Berg gleicht einem Etwas draußen im Weltleben, welchen Namen es auch tragen mag, das jede Gemeinschaft mit Anderen, alles weiche Fühlen und Empfinden starr zurückweist und in majestätischer Ruhe auf sich allein beschränkt ist, weil es sich selbst genügt.

Wenn draußen auf dem Fjord ein Unwetter heraufzieht, das vom Meer kommt und die schweren Wolken aufthürmt über die Gelände, dann steht der Fels dunkeldrohend da; die Starrheit und Schwerfälligkeit sind verschwunden, das zur Schau getragene Selbstvertrauen ist in die zähe Widerstandskraft der Unbeugsamkeit verwandelt.

Während eines derartigen Unwetters sahen wir, daß der Voldshammer eine volle halbe Stunde so kohlschwarz von den Wolken sich abhob, so dunkeldrohend, als strichen die Schatten der Nacht darüber hinweg. Das Schauspiel war derart, daß man unwillkürlich zurückbebte. — Der Donner umbrüllte des Felsens Spitze in kurzen, schweren Schlägen, die keinen Wiederhall erzeugten, während die gelben und blauweißen Blitze sich kreuzten und gleich Feuerschlangen herniederzischten.

Es war ein großartiger und erhebender Anblick, die gigantische Felsmasse in dem Aufruhr der Elemente gleich einem Bild ruhiger Kraft zu schauen.

Endlich nahte der Augenblick, in dem der Kampf sich legte. — Am Eingang des Fjords schlüpften durch einen schmalen Spalt in den grauen Wolkenmassen die ersten Sonnenstrahlen über die ganze Breite des Fjords. Es schien, als bildeten die lothrecht herniederfallenden Strahlen eine glänzende, mit goldenen Franzen besetzte Gardine, die von den Wolken gerade in das Wasser sich herniedersenkte. Dann theilte sich das Bild. Unverändert und unberührt von der Pracht des Vordergrundes stand im Hintergrunde der Voldshammer da, von dem versinkenden Unwetter rings noch umgeben. Es war, als habe der ganze Kampf dem Berge gegolten, um ihn aus der Stelle zu rücken. Die Wolkenmassen, welche zu beiden Seiten des Berges sich gelagert hatten, waren Grau in Grau gemalt; sie verdichteten sich mehr und

mehr und lösten endlich in strömenden Regen sich auf. Der Volds-hammer stand gleich den anderen Bergen wie aus dem Wasser gezogen da mit seiner Decke von kräftig sprossenden Kräutern.

An vielen Orten des Fjords bestand am Schlusse des sechzehnten und tief hinein in das siebzehnte Jahrhundert eine lebhafte Handelsverbindung mit dem Ausland. Zahlreiche Sägemühlen waren in Thätigkeit, nach Holland und Schottland wurde viel Holz verschifft.

Damals herrschte reges Leben und Treiben: fremde See- und Handelsleute fanden zahlreich sich ein, und der lebhafte Verkehr und der Handel brachten mit den Anwohnern des Fjords sie fortwährend in Berührung.

Unter der dänischen Herrschaft ereignete es sich, daß ein holländischer Schiffskapitän die Tochter eines Beamten aus einer der an den inneren Fjorden gelegenen Gegenden heirathete. Die Frau folgte ihrem Manne nach Holland, wo sie, ziemlich unzufrieden mit den Verhältnissen der neuen Heimath, etwa zehn Jahre lang lebte, dann aber mit ihrem einzigen Kinde, einem Mädchen von acht Jahren, in die alte Heimath zurückkehrte, weil ihr Mann auf einer seiner gewöhnlichen Winterfahrten das Leben verloren hatte.

Die Wittwe besaß ein kleines Vermögen; sie erwarb ein Eigenthum, das zwar keine sonderliche Ausbeute gewährte, aber doch mehr als hinreichenden Verdienst für sie und das Kind abwarf. Sie besaß einen ernsten Charakter, war streng und rechtschaffen und hielt auf eine gewisse Aeußerlichkeit, so daß der Geist der Milde und Weiblichkeit nicht recht zur Geltung kam — Pflicht und Recht sollten immer entscheiden. — In dem Geiste wurde das Mädchen erzogen, in der Anschauung wuchs es heran. Die Mutter folgte in allen Stücken den Gewohnheiten der Bauern; deshalb erhielt das Mädchen auch die gewöhnliche Schulbildung: sie lernte Gedrucktes lesen und wurde dann confirmirt. Das begabte Kind war voller Wissensdrang, aber den inneren Trieb und Drang verschloß das Mädchen still im Herzen, nur in einzelnen großen Zügen offenbarte er sich.

Andrea ging einsam und allein ihres Weges; stundenlang saß sie auf vorspringender Bergkuppe, still und zufrieden in dem Bewußtsein, dem Dasein der Dinge, die rings sie umgaben, nachzudenken und nachgrübeln zu können. — Sie war stark und abgehärtet wie ein Mann und zugleich schön von Antlitz und Körper; aber sie war so kalt und abstoßend, daß in ihrer Nähe Niemand sich wohlfühlte.

Eines Tages erhielt die Mutter vom Lehnsmann unerwarteten Besuch. Er besaß ein großes Gehöft, bedeutende Waldungen, hatte mit ihrem verstorbenen Manne in Handelsverbindung gestanden und durch ihn viel Holz verschiffen lassen. — Der Lehnsmann war sehr angesehen in der Gegend und trat gebieterisch auf. Die Wittwe empfing ihn freundlich, aber Andrea begrüßte ihn kalt und stolz.

Essen und Trinken wurden aufgetragen; der silberne Krug, die Becher blinkten und schimmerten auf dem schneeweißen Tischtuch. Der Lehnsmann verlor das Mädchen keinen Augenblick aus den Augen; er kam sich wie verzaubert vor, so lange sie in dem Zimmer weilte, so oft sie ihm das jugendschöne Antlitz zuwandte.

Die Wittwe bemerkte sehr wohl den Eindruck, welchen die Tochter auf den Lehnsmann machte; vor ihren Blicken stieg ein glänzendes Zukunftsbild auf.

Ihre kalten Züge erhellten sich. Nach der Mahlzeit vertiefte sie mit dem Lehnsmann sich in eine Unterhaltung, die sich um einen gemeinsamen Wunsch Beider drehte. Als der Lehnsmann sich verabschiedete, trat er voller Selbstbewußtsein vor die Tochter hin. Die Mutter gebot ihr kurz und entschlossen, dem Lehnsmann die Hand zu reichen, und versprach ihm, daß sie und ihre Tochter in kurzer Zeit ihn besuchen wollten.

Jetzt ging für Andrea ein neues Leben auf: die Mutter lächelte ihr zu und fragte sie aus, sagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit, von der Andrea bisher keine Ahnung gehabt hatte; wählte neue Kleidungsstücke, die Andrea mit neuem farbenreichen Schimmer umgaben, von dem ein Abglanz auf ihrem Antlitz sich wiederspiegelte. — Der Tag kam heran, an dem der Besuch bei dem Lehnsmann stattfinden sollte.

Als Mutter und Tochter auf dem Gehöft anlangten, empfing der Lehnsmann seine Gäste an der Thüre. Um die Ecke des Hauses schaute neugierigen Blicks ein junges, lachendes Angesicht, — es war des Lehnsmanns jüngster Sohn, des Vaters Liebling, — und auf der gegenüberliegenden Seite des Hofplatzes sah aus einer Thüröffnung der ältere Sohn. — Beiden hatte der Vater befohlen, sich fernzuhalten und hatte, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, dies als besonderen Wunsch der Wittwe hingestellt. Die Burschen ließen sich aber doch nicht gänzlich verscheuchen; horchen wollten sie wol nicht gerade — aber so ein wenig, so ganz verstohlen hinüberschielen, — das konnte doch nicht verboten sein!

Inzwischen führte der Lehnsmann seine Gäste in die Staats-

stube, in der ein Festmahl aufgetragen war, an dem zwanzig Menschen sich hätten sättigen können.

Andrea, der immer beklommener zu Muthe ward, weil sie die Winke und Zeichen bemerkte, welche die Mutter und der Lehnsmann sich gaben, schaute verstohlen zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob der hübsche Bursch nicht zu erblicken sei. Da traf sie der strafende Blick der Mutter, so daß sie beschämt die Augen zu Boden schlug. Während sie still dasaß und den Blick auf dem zusammengelegten Taschentuch ruhen ließ, das sie zwischen den gefalteten Händen hielt, sah sie nicht dieses, sondern vielmehr des Burschen schmuckes Angesicht vor sich, besser und deutlicher als sie durch die Fensterscheiben es zu erschauen vermochte. Von ihren Gedanken hatten weder die Mutter noch der Lehnsmann eine Ahnung. — Das Mädchen saß so sicher und gut eingezwängt zwischen Tisch und Wand; — wie konnte die Mutter nur auf den Gedanken kommen, daß im Geist Andrea hinter der Hausthüre stand und mit dem Burschen sprach?

Endlich erhob die Mutter sich feierlich und dankte dem Lehnsmann, daß er als treuer Freund ihres verstorbenen Mannes sich dessen Hinterlassenen annehmen wolle; dann gebot sie der Tochter, dem Lehnsmann die Hand zu reichen und ihm zu versprechen, daß sie ihm eine gute Hausfrau sein wolle. — Das Mädchen saß vollständig in Sinnen verloren da und wurde erst an die Wirklichkeit erinnert, als die Mutter ihr die Hand mit leichtem Druck auf den Arm legte und ihr befahl, sich zusammenzunehmen und dem Lehnsmanne die Hand zu reichen.

Andrea erhob sich und gab dem Lehnsmann die Hand; dieser ergriff die Hand und wollte das Mädchen an sich ziehen; aber die Mutter winkte ihm mit den Augen, so daß er Andrea fahren ließ.

Endlich nahte der Augenblick des Abschieds. Der Lehnsmann gab das Versprechen, in der nächsten Zeit die Wittwe zu besuchen, und diese erwähnte beiläufig, daß hoffentlich bald ein neues Band mit dem Gehöft des Lehnsmannes sie enge verknüpfen würde. — Dann verließen Mutter und Tochter den Hof. Der Lehnsmann stand, freudig bewegt, auf der Schwelle des Hauses und grüßte und winkte zum Abschied; der frische junge Bursch sah um die Hausecke, während der ältere Sohn wieder an der vorhin eingenommenen Stelle sich befand, seine Pfeife rauchte und that, als kümmere er sich um Nichts.

Nach der Heimkunft war der Mutter doch ein wenig beklommen und ängstlich zu Muth, so daß ihr sonst so strenges Wesen weich und milde erschien. Sie weinte und drückte das

Haupt der Tochter an ihre Brust — es war der erste Gefühlsausbruch, dessen Andrea sich erinnern konnte. Sie sah mit großen, forschenden Augen zu der Mutter auf. — „Ich habe Dich dem Lehnsmann versprochen," sagte die Mutter. „Soll ich ihm dienen?" fragte Andrea verwundert. „Nein, dienen sollst Du ihm gerade nicht," antwortete die Mutter erleichtert. „Du sollst Hausfrau auf dem Gehöft werden und für Alles sorgen. — Niemand darf sich mucksen, wenn Du befiehlst."

„Wer waren die Beiden, welche draußen standen?" fragte Andrea, ohne auf die Rede der Mutter einzugehen.

„Wen meinst Du? Meinst Du die jungen Burschen?" fragte die Mutter. „Es sind des Lehnsmannes Söhne. — Sie ziehen bald fort; es thut nicht gut, daß sie auf dem Gehöft sind, wenn Du dort wohnen wirst."

Das Mädchen schwieg beharrlich, und die Mutter war klug genug, nicht weiter in sie zu dringen. — Je weniger von der Sache gesprochen wurde, desto weniger begriff das Mädchen sie.

Auf dem Gehöft des Lehnsmannes schloß der Abend anders.

Die Burschen begriffen, daß irgend etwas Ungewöhnliches im Werke sein müsse; als sie die gemeinschaftliche Schlafkammer aufsuchten, waren sie der gleichen Ansicht, daß der Vater im Begriff stehe, sich zu verheirathen — natürlicherweise mit der Wittwe. Das schien ihnen nicht so übel. — Die Wittwe schaute etwas streng drein, aber sie war hübsch; auf diese Weise erhielten sie eine Schwester in den Kauf — eine hübsche Schwester.

„Ein so hübsches Mädchen habe ich noch nicht gesehen!" rief der jüngere Bursch aus. „Sie ist zu schön! — Sahst Du sie nicht?" fragte er den Bruder.

„Laß' mich in Ruhe!" antwortete dieser und drehte sich nach der Wand zu.

Auf dem Hofe des Lehnsmannes schliefen zwei Menschen bald fest und gut, obgleich Andrea's liebliches Bild hin- und herflatterte, gleich einem Schmetterling vor den geschlossenen Augen hin- und hergaukelte; — es war der Lehnsmann und sein jüngster Sohn. Der ältere Sohn folgte im Traume nicht dem freundlichen Bild, er lag während der ganzen Nacht schlaflos da, erst gegen Morgen schlummerte er ein. — Da kam es ihm vor, als säße er auf einem mit Gold beladenen Wagen, der umstürzte; als er sich aufrichtete, stand er bis an die Schultern in Staub und Schutt gehüllt da.

Die beiden Brüder waren im Aeußeren und im Charakter durchaus verschieden; sie vertrugen sich dennoch gut mit einander, obgleich kein Gefühl der Zusammengehörigkeit sie verband. Hal-

kjeld war sechs Jahre älter als der jüngere Bruder. Er war in der Wirthschaft aufgewachsen, war zuverlässig und tüchtig, er war etwas mürrisch im Umgang, aber keineswegs unumgänglich; er war zurückhaltend und schweigsam, ohne abstoßend zu sein. Seine Gestalt war untersetzt, der Kopf ungewöhnlich groß; das Gesicht breit, die Wangen voll und rund, und der Aufblick der Augen ein wenig scheu, obgleich durchdringend im Anschauen; der Mund war breit wie alles Uebrige, nur die Lippen waren fein geschnitten; hin und wieder schwebte ein weicher Zug darauf. Halkjeld war ein ansehnlicher Mann, der selbstbewußt und würdig einherging, wo er sich zeigte. Ein Menschenkenner hätte aus den festen Zügen ab und zu ein Zittern herauslesen können, einer verborgenen Strömung im ruhigen Wasser gleich; ein Menschenkenner würde bemerkt haben, daß die Nasenlöcher sich weiteten und zusammenzogen wie die eines Raubthieres; er würde geurtheilt haben: der Mann hat eine gewaltthätige Natur und einen schwachen Charakter. Es sieht aus, als sei er in Erz gegossen, aber er ist nur aus Thon geformt.

Der jüngere Sohn, welcher Even hieß, glich der verstorbenen Mutter. Er war ein hübscher Bursch von zwanzig Jahren, mit dunklen Haaren, braunen, lebhaften Augen, sonnenverbranntem Teint und dunkelglühenden Wangen. Er war schlank und hoch gewachsen, leicht und elastisch von Gang und Bewegung; er sprach schnell, lachte oft über Nichts, sang und scherzte, nahm sich aber im Ernst zusammen, sobald Anforderungen an ihn gestellt wurden. — Im Allgemeinen hatte er wenig Ruhe; sein Hang stand zur See, der Umgang mit fremden Seeleuten machte ihm den Beruf mehr oder weniger zuwider, für welchen der Vater ihn bestimmt hatte.

Die Söhne waren bis dahin die Freude und der Stolz des Lehnsmannes gewesen; sie zu angesehenen Leuten zu erziehen, wie er selbst, war einzig das Ziel seiner Gedanken; als nun der jüngere Sohn, sein Liebling, große Neigung zum Seeleben verrieth, und der Vater fürchtete, daß Even eines Tages diesem Hang folgen und mit einem der gerade segelfertigen Schiffe auf- und davongehen möchte, wie so viele junge Burschen vor ihm es bereits gethan, da faßte er den Plan, auf andere Weise ihn an die Heimath zu binden; er wollte durch die Ehe mit der schönen und stolzen Andrea seinen Sohn an die Scholle fesseln.

Der Lehnsmann kannte sich selbst nicht genügend. In der Schlinge, die er dem Sohne zu legen gedachte, fing er sich selbst. — Als er das Mädchen erblickte, war er nicht mehr Vater, sondern Freier; als er die Mutter so vollständig auf seiner Seite

wußte, warf er alle Pläne über den Haufen; es war am Vortheilhaftesten für ihn, wenn der Sohn hinauszog in die Welt, je früher desto besser. Auch des ältesten Sohnes wollte er sich entledigen. — Die gewaltsame Umwälzung seines Gedankenganges verbreitete noch einmal lichten sonnigen Glanz über des Lehnsmannes sinkenden Lebenstag, der dem Sonnenuntergang im Sturme glich; dieser neue Gedanke wirkte wie ein Blendwerk.

Andrea ging jetzt weniger als je beobachtet einher. — Einsam saß sie auf ihrem Felsabhang und dachte nach über das seltsame Ereigniß: daß all' der Reichthum, welcher auf dem Gehöft des Lehnsmannes vor ihr ausgebreitet worden war, ihr gehören sollte; der Gedanke ängstigte sie, flößte ihr aber keinen Widerwillen ein. — Eins nur war ihr vom Grunde der Seele zuwider: die Freundlichkeit der Mutter; sie kam ihr so unheimlich, so kalt vor, daß sie ihr entfloh. — Den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, war sie abwesend vom Hause, Niemand hinderte sie daran. —

Nach einem glühend warmen Tage schlummerte die Natur in kühlem Abendschatten ein. Nicht das geringste Leben rührte sich. Andrea saß auf einem Abhang und ließ die Blicke auf dem schmalen Pfade dahinschweifen, der seitwärts zu den Sennhütten hinaufführte.

Da sah sie einen jungen Burschen daherkommen, der Halt machte, während er die Mütze abnahm und sich den Schweiß von der Stirn trocknete. — Andrea blickte den Burschen genauer an; irgendwo hatte sie ihn schon gesehen. Ja, sie erinnerte sich: es war der Sohn des Lehnsmannes, der an der Ecke des Hauses gestanden und sie angelacht hatte. — Da erhob sich Andrea schnell und brachte ihre Kleider in Ordnung; sie dachte, daß der Bursch im Auftrag seines Vaters zu ihrer Mutter gekommen sei, daß diese ihn an sie gewiesen habe.

Inzwischen hatte Even das Mädchen erblickt; es währte nicht lange, so war er an ihrer Seite. — Aber die Botschaft des Lehnsmannes, welche Andrea erwartete, blieb aus. Was der Bursch dem Mädchen zu bestellen hatte, lautete anders; — er sagte, daß er seit jenem Tage, da sie auf dem Gehöft seines Vaters zum Besuch gewesen sei, sie immer in Gedanken getragen habe. — Tag und Nacht habe sie vor ihm gestanden; er hätte über diesen Gedanken den Verstand verlieren zu müssen gemeint! — Der Vater habe ihm erlaubt, zur See zu gehen. Früher sei das sein eigener Wunsch und Wille gewesen, aber jetzt käme es ihm vor, als müsse er sterben, wenn er so weit, weit entfernt von ihr leben solle.

Andrea hatte den Burschen zuerst erschreckt angesehen — es hörte sich so wunderlich an, was er sprach. — Aber sein Gesicht war so hübsch, und seine dunklen Augen brannten ihr entgegen wie zwei Sonnenstrahlen; sie wußte kaum, wohin sie schauen sollte und ließ die Blicke erschreckt umherschweifen gleich der Taube, die vom Habicht verfolgt wird; denn wohin sie auch immer sehen mochte, um des Burschen Blicken auszuweichen, allerwegen traf sie seines Auges Strahl.

An diesem Abend begegnete Andrea zum ersten Mal Leuten, die sie suchten; es war fast Mitternacht, als sie nach Hause zurückkehrte. Sie that, als höre sie die Zurechtweisung, welche ihr von der Mutter zu Theil wurde, gar nicht und ging schweigend zur Ruhe.

Am nächsten Tage und an den folgenden Tagen kam Andrea gleichfalls nicht vor Mitternacht nach Hause; da sie während vieler Jahre die geheimsten Schlupfwinkel im Gebirge ausgespäht hatte, wurde es ihr nicht schwer, die Verfolger auf eine falsche Fährte zu leiten. Bald war es die Mutter überdrüssig, der Tochter Leute nachzuschicken, zumal diese jeden Abend nach Hause zurückkehrte; — und die Zeit ging rasch dahin: der erwartete Augenblick kam näher und näher.

Dem ältern Bruder war es aufgefallen, daß jeden Abend zu einer bestimmten Zeit Even den Hof verließ; es hatte Halkjeld wenig Mühe gekostet, auszukundschaften, wohin Even ging. Der schweigsame und abstoßende Halkjeld hatte für Andrea, seitdem er sie seit jenem Besuche bei seinem Vater zuerst erblickt hatte, eine weit stärkere Leidenschaft genährt als Even. Während dieser umherging wie im Traum und seinen Zustand verrieth in Allem, was er that, verbarg Halkjeld seine Leidenschaft mit vollkommener Sicherheit hinter einem verschlossenen Wesen.

Als Halkjeld ausgeforscht hatte, wohin der Bruder jeden Abend die Schritte lenkte, wurden ihm durch allerlei Hindeutungen und Redensarten auch die Absichten seines Vaters klar. Die neue Entdeckung verursachte ihm fast noch größere Qual als die erste. In beiden Fällen war das Mädchen für ihn verloren. Aber so groß der Verlust auch für ihn war, wenn der Vater das Mädchen zu seiner Frau machte, größer dünkte doch der Verlust ihn, wenn der Bruder sein Nebenbuhler ward, und das Mädchen diesem die Hand reichte. —

Da sprach Halkjeld eines Tages mit dem Vater. „Es ist am Besten, wenn ich so bald als möglich fortziehe; ich sehe ein, daß ich zu den jungen Leuten, die hier das Reich haben werden, nicht passe. Es taugt nicht, wenn Viele befehlen wollen."

Der Vater stutzte und sah den Sohn von der Seite an. „Du machst Dir wol nicht viel daraus?“ fragte er.

„Ah,“ antwortete Halkjeld, „mir kann es ganz gleich sein, ich finde schon einen Ausweg.“

„Ja, ich sehne mich nach Ruhe auf meine alten Tage,“ sprach der Lehnsmann erleichtert, „ich glaube, Andrea wird eine brave Hausfrau werden, obgleich man einwenden könnte, daß sie noch zu jung ist.“

„Zu jung?“ fragte Halkjeld. „Sie ist doch siebzehn Jahre, und Even ist im einundzwanzigsten; ich kann darin keine Ungleichheit finden.“

„Even?“ fuhr der Lehnsmann auf, und das Weiße in seinem Auge leuchtete. „Wer spricht von Even?“

„Du meinst doch, daß er das Mädchen haben soll, — oder wen meinst Du sonst?“ fragte der Sohn.

„Even!“ schrie der Lehnsmann und brach in ein schallendes Gelächter aus; aber das Lachen kam nicht von Herzen. „Ein solcher Windhund, solcher Springinsfeld, solcher grüner Junge, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist!“

„Der Windhund ist klug genug,“ sagte Halkjeld und legte den Ton auf jedes Wort, „er macht es wie der Kukuk: er legt sein Ei in ein fremdes Nest; dann braucht er es nicht selbst auszubrüten.“

Der Lehnsmann wurde blutroth, zornig bebten ihm die Lippen. Der Sturm war im Anzug, er mußte zum Ausbruch kommen. Halkjeld, der mit den Anzeichen, die dem Sturme vorausgingen, vertraut war, ließ in der Nähe des Vaters sich nieder. „Wo ist Even? Ist er bei dem Mädchen? — Schaff' ihn mir zur Stelle!“ brüllte der Lehnsmann und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte.

„Hör', Vater,“ sprach Halkjeld ruhig. „Mag Even sein, wo er will; Du thust gut, ihn in Ruhe zu lassen. Unternimm nichts, was Du hinterher bereuen möchtest. Hast Du andere Gedanken, was das Mädchen betrifft, so schweig' still und warte. — Du willst, daß Even zur See soll; gut, es liegen segelfertige Schiffe genug im Fjord, die nur auf günstigen Wind warten, um auslaufen zu können. — Morgen in der Frühe geht vom Nachbargehöft ein Boot hinaus; lass' Even mitfahren; ich werde ihn begleiten. — Will er jetzt nicht zur See gehen, so mußt Du ihn zwingen.“

„Soll geschehen, abgemacht!“ sagte nach einer Pause der Lehnsmann; aus seinem entschlossenen Wesen sprach die gleiche Energie und das gleiche Verlangen, welches Halkjeld beseelte.

Als Even im Halbdunkel der Nacht sich in das Haus schlich,

lag Halkjeld noch wie gewöhnlich wach; aber diesmal stellte er sich nicht, als ob er schliefe. — Nach einer Weile sprach er mit dem Bruder so eindringlich und überzeugend, daß dieser nicht allein das Vortheilhafte in dem Plane des Vaters, den Halkjeld ihm keineswegs als Strafe oder Zornesausbruch, sondern vielmehr als eine Eingebung des Augenblicks hinstellte und in den hellsten Farben schilderte, vollkommen einsah, sondern Halkjeld verstand es auch, den abenteuerlichen Sinn des Bruders zu neuem Leben zu erwecken, so daß das Blendwerk des ungebundenen Lebens in der weiten großen Welt vor seinen Blicken aufstieg. — Even war lebhaften Geistes, doch wechselnden Stimmungen unterworfen: er war weich und leicht zu lenken, aber wenn es Ernst galt, konnte er sich aufraffen und war dann beständig und ausdauernd. — Halkjeld's listige Erklärungen und Fingerzeige raubten ihm die Fähigkeit, Widerstand zu leisten, er ließ deshalb von dem älteren Bruder sich leiten.

Die Unterredung der Brüder endete damit, daß Even, tief gerührt von all' den schönen Worten, die er vernommen hatte, Halkjeld sein ganzes Herz ausschüttete, und daß in der Stille der Nacht sein warmes Empfinden in des Bruders Seele floß, wo es in dessen selbstsüchtiger, Alles verzehrender Leidenschaft zu Grunde ging.

Dann gelobten sich die Brüder noch Vielerlei. Halkjeld mußte dem Bruder vornehmlich das Versprechen geben, am nächsten Abend Andrea anstatt seiner aufzusuchen, um ihr alle die Schwüre der Treue und Liebe zu wiederholen, die Even in jedem Athemzug von Neuem aussprach. — Halkjeld gelobte Alles und schwur, es zu halten; es schien, als hätten die beiden Brüder in dieser Nacht das Band der Bruderliebe, das bis dahin nur leicht sie umflattert hatte, auf ewig unzerreißbar geschürzt; — da aber das Band nicht Herz mit Herz verknüpfte und aus Täuschung und Lüge gewebt war, mußte es zerreißen.

Der Lehnsmann fühlte durch den Ausfall der Sache sich erleichtert. Er hatte während der Nacht nicht gut geschlafen; es war ihm klar geworden, daß das Glück, welches mit dem Besitz des Mädchens verknüpft war, keineswegs so groß sei, wie es den Anschein hatte, hauptsächlich deshalb nicht, weil er dem Sohne das Lebensglück rauben mußte. Aber als in früher Morgenstunde der Bursch ihm fröhlich entgegentrat und lebhaft von der bevorstehenden Seefahrt sprach und von der unüberwindlichen Lust, welche ihn in die Ferne treibe, da konnte der Vater sich wiederum nicht denken, daß Even's Liebe zu dem Mädchen so groß sei, weil er doch die Trennung so leicht nahm. — Andrea's Name

wurde nicht genannt; als die Stunde des Abschiedes gekommen war, weinte der Lehnsmann heiße Thränen, theils aus Schmerz, weil er seinen Lieblingssohn missen sollte, zum Theil aber auch aus Reue, weil er es als Erleichterung ansah, den Sohn loszuwerden.

Even zog fort, Halkfeld gab ihm das Geleite, und der Vater blieb zurück mit zerrissenem Gemüth, mit einer tiefen Wunde im Herzen, welche selbst die Zeit nimmer zu heilen vermochte.

An diesem Abend saß Andrea allein auf dem Bergeshang. Anfangs wunderte sie sich, daß Even nicht kam, dann aber ward sie sehr ärgerlich, weil sie so lange warten mußte; später überkam sie eine unerklärliche Angst, sie ward von verzehrender Unruhe ergriffen und flog eilenden Laufes von Ort zu Ort, zu allen Stätten, an welchen sie früher mit dem Burschen einmal zusammengetroffen war. Als die Schatten der Nacht dahinstrichen über den Thalgrund, und die grauen Nebel sich dicht um die Bergspitzen lagerten, kam es wie ein Gefühl von Unglück über sie und bebte ihr gleich einer Ahnung durch die Seele.

Das Leben war ihr bis jetzt ohne Freude, aber auch ohne Kummer dahingegangen. Seit etwa einem Monat aber war ihr das Dasein ausgeschlagen wie ein blühender Baum, und sie hatte es wachsen fühlen im Herzen, — und nun war über die ganze Blüthenherrlichkeit, über das schwellende, leuchtende Leben eine kalte Reifnacht, eine zermalmende Kraft dahingegangen, und anstatt der Freude, die emporbebte aus den Lebensblüthen, erfüllte nun der Schmerz ihre Seele. Woher kam doch der Schmerz? — Arme Andrea! Sie wußte nicht, daß der Liebe reiches Leben der Qual und dem Verlust entspringt.

Als Andrea diesen Abend und auch in der Nacht nicht zurückkehrte nach Hause, bemächtigte sich der Mutter aufrichtige Sorge; sie ging gemeinschaftlich mit einigen anderen Leuten, welche gleichfalls um Andrea Sorge trugen, hinaus, um das Mädchen aufzusuchen. Sie fanden es erst gegen Morgen. — Andrea saß in der Nähe eines Fußpfades unweit des Gehöftes. In angstvollem Suchen war das arme Kind so lange von Ort zu Ort geeilt, bis die Müdigkeit sie übermannt hatte, sie war zu Boden gesunken und in einen tiefen Schlaf gefallen. — Ihr Haupt ruhte auf einem Baumstumpf, auf ihrem todtenbleichen Gesicht spielte bereits der erste Tagesschein. Das aufgelöste Haar hing ihr über Hals und Brust; die Hände hielt sie über dem Herzen gefaltet.

Im ersten Moment wich die Mutter bebend zurück. — Hatte sie eine Leiche vor sich oder schlief Andrea? Aber als die Mutter sich ein Herz faßte und näher hinzutrat, da verriethen die tiefen

Athemzüge des Mädchens, daß das Leben nicht entflohen war. — Als Andrea geweckt worden war, schlug sie die Augen weit auf, aber trotz der erschreckten Mienen aller sie Umstehenden und trotz aller Fragen und Bitten, ließ sie sich nicht zu einer Erklärung herbei, sondern folgte der Mutter nur ruhig auf das Gehöft.

Hier langte im Laufe des Tages der Lehnsmann an in Begleitung des ältesten Sohnes. Sie brachten Botschaft von Even, von seiner hastigen Abreise; sie wußten für diese allerlei Gründe anzugeben, die, obgleich sie in den Augen der Wittwe ziemlich oberflächlich und ungenügend, doch um so leichter verständlich waren. Der Lehnsmann war seines Kummers Herr geworden: er hatte ihn ausgeweint; aus den Thränen war ein Regenbogen aufgestiegen, der in seinem farbenreichen Schein viele Lebensfreuden versprach. In dem Lichte der Hoffnung, in dem hellen, schimmernden Glanz der Zukunft war das Dunkel des Grames zergangen, der helle, leuchtende Sonnenschein war wieder zur Herrschaft gelangt.

Der Lehnsmann hatte mit der Wittwe so vielerlei Heimlichkeiten zu besprechen, daß er auf Halkjeld nicht achtete.

Inzwischen spähte Halkjeld in den fernsten Winkeln des Hofes nach Andrea umher. Das Mädchen ließ sich nicht blicken. Nachdem Halkjeld sie eine Zeit lang vergeblich gesucht hatte, und als er sicher war, daß die Eltern sich nicht einmischen würden, bedachte er sich nicht länger, sondern ging schnell in die Berge bis zu der Stelle, an welcher er mehr denn einmal unsichtbarer Zeuge des Stelldicheins der Liebenden gewesen war. Richtig! Dort saß das Mädchen auf dem Lieblingsplatz ihrer Kindheit und jungen Liebe, kalt und steif wie ein aus Holz geschnitztes Madonnenbild.

Halkjeld bebte, als er sich ihr näherte; das Mitgefühl mit des Mädchens versteinertem Schmerz ward wach in ihm; aber die Leidenschaft, welche in ihm glühte und gluthete, überflammte seinen schwachen Willen wie das Feuer das dürre Reisig ergreift und daran verzehrend emporlodert. Sein Wunsch und Wille allein machte sich geltend. — Außerdem hatte er ja eine heimliche Botschaft des Bruders auszurichten. — Er ging still und ruhig auf das Mädchen zu, grüßte sie theilnahmsvoll und ließ sich an ihrer Seite nieder.

Andrea blickte auf und fühlte durch Halkjeld's stilles Wesen sich angenehm berührt und getröstet. Als dieser ihr des Bruders Gruß und Lebewohl brachte sammt dem festen Versprechen, daß er zurückkehren würde, bevor noch die neue Lenzessonne ihre Strahlen über das Gebirge würfe, da erwachte die Lebenshoffnung in ihrem

Herzen von Neuem; — denn die Hoffnung war nicht gestorben, sie war nur eingeschlummert unter dem ersten heftigen, schonungslosen Anprall des Schmerzes, dem das jugendliche Herz nicht zu widerstehen vermochte.

Nicht lange Zeit verging bis zum zweiten und bis zum folgenden Stelldichein. — Beständig fühlte Halkjeld leise Reue sich regen, so oft er kam, aber die Reue zerrann, wenn er das Mädchen erblickte; dann gewann die Leidenschaft die Oberhand über jedes andere Gefühl, während er doch äußerlich vollkommen ruhig Andrea nahte und an ihrer Seite sich niederließ. — Andrea ergab sich mit gleicher Kraft der ersten Freundschaft wie zuvor ihrer ersten Liebe; sie ahnte nicht, daß der Liebe Recht dadurch geschmälert wurde, — sie wußte nicht, daß ein Weib, das liebt, in dem Manne ihrer Wahl den einzigen Freund besitzt. — Sie sehnte sich danach, mit Halkjeld zusammenzutreffen, weil er von Even sprach; dadurch ward ihr Ersatz für den Verlust, der sie betroffen hatte. — Es dünkte sie nach und nach so schön, der stillen Freundlichkeit des Bruders sich hinzugeben; hätte er über das Meer sie begleiten können zu Even, sie hätte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, die Augen geschlossen und hätte sich so sicher gefühlt wie in Gottes Hut.

Halkjeld fühlte das Alles dem Mädchen nach, er ward manchmal so weich in seiner Schwäche, daß er weinte wie ein Kind, wenn er von dem Mädchen ging, aber solche Thränen sind nicht im Stande, eine unreine Flamme auszulöschen, sie können sie höchstens dämpfen. — Andrea fühlte sich freier und glücklicher als Halkjeld: sie ging so zu sagen still in ein neues, anderes Dasein hinüber, während Halkjeld von einem Zustand in den anderen schwankte. — Auf einen Punkt aber war all' sein Sinnen und Trachten gerichtet: auf den Besitz des Mädchens. Aber er fühlte eine Schwäche in sich, die ihn zaghaft und feig machte trotz aller Leidenschaft, die in ihm gährte; er wagte der Stimme der Leidenschaft nicht Gehör zu geben, weil er zurückscheute vor der Verantwortlichkeit; — er verbarg die Leidenschaft und hoffte von der Zukunft auf irgend eine Weise die Erfüllung seines heißesten, höchsten Herzenswunsches.

Inzwischen hatte Andrea's Mutter von diesem Verhältniß erfahren; es gab ihr zu denken. Halkjeld war der älteste Sohn, der Lehnsmann war alt. — Andrea war offenbar zu jung für ihn und paßte weit besser für Halkjeld. — Konnte sie hier in aller Stille einen Tausch zu Wege bringen, dann mochte die Tochter freie Wahl haben, besonders, da sie sich nicht losmachen konnte von dem Gedanken, im letzten Augenblick noch dem Widerstand

Andrea's zu begegnen. Wie sollte sie sich dem Lehnsmann gegenüber benehmen? Sie verfiel auf einen Ausweg: sie wollte mit Halkjeld sprechen; eines Tages ließ sie ihn zu sich rufen.

Halkjeld fühlte sich sonderbar berührt, als er mit der Wittwe in der gleichen Stube saß, und diese mit ihm ebenfalls die Hochzeit heimlich festsetzte. Die unangenehmsten Zweifel stürmten ein auf ihn: aber dennoch ward der Plan gefaßt. Als draußen auf dem Hof Andrea ihm in den Weg trat und ihm klar und offen in das Gesicht sah, da hätte er gewünscht, die Erde thäte sich auf, ihn zu verschlingen. So beschämt fühlte er sich wegen seiner Absicht, — aber er führte sie dennoch aus.

Nun machte die Mutter die Tochter bekannt mit des Lehnsmanns Absicht, sie zur Frau zu nehmen, aber sie stellte das Glück, welches Andrea erwartete, nicht mehr in so glänzenden Farben dar als früher. Sie erwähnte nur die Aussicht auf das behagliche Leben, aber sie ließ zugleich dem Mädchen die freie Wahl, nach ihrem Herzen zu entscheiden. Die Folge der Unterredung war, daß Andrea die Hand des Lehnsmannes bestimmt zurückwies. — Die Wittwe betrat in würdiger Haltung das Gehöft des Lehnsmannes, und die schlimme Botschaft, welche sie ihm brachte, stand deutlich ausgeprägt auf ihrem Gesicht.

Die Wittwe war klug und gewandt. Mit jedem Löffel voll Süßigkeit gab sie dem Lehnsmann einen bitteren Tropfen zu kosten. Als der Lehnsmann den Becher bis zum Grunde geleert hatte, saß die Wittwe mit einem so finsteren, schmerzgefurchten Angesicht ihm gegenüber, daß es aussah, als sei nicht er, sondern sie es gewesen, die alle Bitterkeit geschlürft und dem Lehnsmann nur den Honig übriggelassen habe. Der unglückliche Mann war dermaßen irregeführt worden, daß er bittere Thränen weinte über den Jammer und das Weh, welches die Wittwe betroffen. — Die Wittwe verließ das Gehöft des Lehnsmannes.

Seit diesem Tage zeigte die Mutter Andrea eine veränderte Freundlichkeit; ihr Benehmen war nicht heuchlerisch wie früher, sie konnte jetzt mit gutem Gewissen der Tochter gegenübertreten. Diese ließ sich allgemach denn auch zähmen, ihr schweigsamer Eigensinn beugte sich den klugen Rathschlägen der Mutter. Das Leben ohne Plan und Ziel, ohne Anstrengung und ohne That, das sie bis jetzt geführt hatte, begann sie zu ängstigen; sie griff deshalb zur Arbeit, wo nur immer diese sich ihr darbot. Es zeigte sich, daß das Mädchen rasch und ausdauernd war. — Halkjeld traf jetzt seltener zusammen mit ihr, weil der Winter dem so verlockenden Stelldichein im Freien die Schranke gesetzt hatte, weil im Hause der Wittwe Beide nur selten unter vier

Augen sich sprechen konnten. Außerdem war Vorsicht geboten, wenn nicht der Lehnsmann den wirklichen Zusammenhang der Sache erfahren sollte; in dem Fall war es möglich, daß seine unbezähmbare Heftigkeit mit Gewalt eingreifen und das ganze Luftschloß über den Haufen werfen konnte, das mit so großer Vorsicht und Schlauheit aufgeführt worden war. Wie aber die Dinge einmal lagen, oder vielmehr wie er sie erblickte, schloß der Lehnsmann sich an Halkfeld an und suchte Trost bei ihm. — Als aber nach und nach die thörichte Einbildung eines späten Eheglückes von ihm gewichen war, gewann auch die Liebe zu dem in die Fremde gegangenen Sohn die alte Macht und Gewalt zurück und stand klar vor seinem Bewußtsein, so daß er die Lust an jeglicher Thätigkeit verlor und seine Zeit zumeist damit ausfüllte, daß er in stummem Hinbrüten sich Selbstvorwürfe machte, daß er nur, um seiner Sinneslust zu fröhnen, den Sohn hinausgetrieben habe in die weite Welt. — Hätte er früher ebenso gedacht, dann würde er den lebensfrohen Sohn zu sich gerufen und ihm gesagt haben: ich träumte, daß ich jung und in ein Mädchen verliebt sei; aber als ich erwachte, sah ich ein, daß nicht ich es war, welchen das Mädchen liebte, sondern daß Du der Erwählte ihres Herzen seiest. — Komm nun und zeige mir, was es heißt, fröhlich sein, denn sonst vergesse ich es und sterbe vor Kummer.

Aber der Winter machte jeden Verkehr mit der Welt unmöglich, Briefe gingen damals nicht so regelmäßig wie heutzutage. Endlich wurde es Frühling wieder, der Vögel Gezwitscher erklang fröhlich aus der Bäume laubigen Kronen und weckte überall neue Lebenshoffnungen; aber Even kehrte nicht zurück, selbst Botschaft von ihm blieb aus. Das Schiff, mit dem er damals die Heimathsbygd verlassen hatte, kehrte nicht wieder, und als endlich im Laufe des Sommers viele fremde See- und Handelsleute kamen, tauchte das ungewisse Gerücht auf, daß Even auf einem holländischen Schiff nach Amerika gegangen sei. — Diese Gerüchte, ohne jeglichen Grund und Halt, änderten das Verhältniß der Zurückgebliebenen in keiner Weise. Der Lehnsmann sehnte sich nach wie vor nach dem fernen Sohn und erschöpfte sich in Selbstanklagen und stillen Vorwürfen. Andrea liebte Even noch immer mit der gleichen Kraft der Seele wie ehemals und verschloß diese Liebe still im Herzen, während sie fest und standhaft auf den Abwesenden vertraute; sie sowohl wie der Lehnsmann sahen voller Sehnsucht der kommenden Zeit entgegen, obgleich deren Grenze in weite Ferne, in das Ungewisse fast gerückt war.

Der Sommer verging in ähnlicher Weise wie der vorige, der Winter machte abermals die Stätten ungangbar und unwegsam, wo Halkjeld mit Andrea zusammenzutreffen pflegte, wo diese Trost und Ruhe fand in seinem Umgang. Halkjeld vermochte nicht, sich länger zu beherrschen. — Die Fesseln, welche er seiner Natur anzulegen sich genöthigt sah, raubten ihm den Athem. Jeder Andere wäre durch Andrea's Hingebung möglicherweise getäuscht worden, ihn machte sie keineswegs blind. Halkjeld war sich bewußt, daß er die Liebe Andrea's zu dem Bruder großzog mit seiner eigenen Liebe, und daß wiederum Andrea's Liebe unter seinem Schutz gedieh. — Es kamen Tage, wo diese Gewißheit ihn rasend machte. — Fast zwei Jahre lang hatte er aus dem blassen Wiederschein der Liebe Nahrung gesogen.

Endlich kam der Lenz. Gewaltige Stürme herrschten auf See, viele Unglücksfälle ereigneten sich, es ging sogar das Gerücht, daß zwei Fahrzeuge, die im Begriffe gestanden hatten, sich der Bygd zu nähern, um Holz zu laden, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen seien. Dergleichen wurde damals noch nicht von den Zeitungen berichtet und verbreitet; was nicht durch Augenzeugen sich bestätigen ließ, mußte man wohl oder übel der Zukunft überlassen aufzuklären, die endlich Licht in solche ungewisse Angelegenheiten zu bringen pflegte. Die Nachrichten hatten weder auf den Lehnsmann noch auf Andrea die Wirkung hervorgebracht, welche Halkjeld angenommen hatte; denn anstatt Beide der Hoffnung zu berauben, erhielt diese dadurch neue Nahrung, — es dünkte Beide so wahrscheinlich, daß die Nachricht und die Botschaft, welche ihnen bestimmt war, die sie erwarteten, durch eines der beiden Schiffe hätte überbracht werden müssen, — und mit solcher Anschauung begann dieser Sommer gerade ebenso, wie der jüngstvergangene geschlossen hatte; aber dabei wollte Halkjeld sich länger nicht beruhigen, denn die Leidenschaft, welche in ihm tobte, kochte und gährte, drängte zum Ausbruch, zur That: irgend Etwas mußte geschehen. — Heimliche Zusammenkünfte mit Andrea suchte er mehr und mehr zu vermeiden, weil er die Selbstbeherrschung allmälig verloren hatte, weil sein inneres, wahres Wesen zum Durchbruch zu gelangen drohte. Keiner verstand ihn recht, am Wenigsten Andrea. — Die Wittwe hatte oft versucht, Halkjeld auszuforschen; er war jedem eingehenderen Gespräch vorsichtig ausgewichen. Da erklärte er gegen Ende des Sommers, daß er nach Bergen reisen wolle, um dort unter den fremden Seeleuten Nachforschungen nach dem Schicksal des Bruders anzustellen. Der Vater war einverstanden mit dem Vorhaben und nahm unter vielen Thränen Abschied von

Halkjeld, während Andrea ihm ein dankbares Lebewohl sagte. — Die Wittwe aber gab ihm Aufträge auf Brautschmuck und dergleichen Dinge.

Halkjeld reiste ab, begleitet von guten Wünschen und Segenssprüchen. — Zwei Monate lang blieb er in Bergen; als er zurückkehrte, brachte er die Nachricht vom Tode des Bruders mit.

Die betrübende Botschaft ergriff den Lehnsmann auf das Tiefste: an Leib und Seele gelähmt lag er acht Tage lang auf dem Krankenbett, dann zerriß der Lebensfaden.

Die Wittwe dachte, nun sei jedes Hinderniß der Verbindung ihrer Tochter mit Halkjeld beseitigt; auch Andrea fühlte sich wie von einem Alp befreit, als sie die Todesnachricht erhielt. Und Halkjeld? Er scheute den Anblick der Menschen, mied ihren Umgang und gab sich grenzenloser Verzweiflung hin. Er war immer ein guter Sohn gewesen, und nun hatte er plötzlich den Vater und den Bruder verloren.

Welchen Schmerz hatte er während des Vaters kurzer Krankheit zur Schau getragen! Er verließ ihn weder Tag noch Nacht, warf sich über ihn und versuchte, das Bewußtsein, wenn auch auf Augenblicke nur, zurückzurufen; er wollte noch einmal mit ihm sprechen in diesem Leben. Aber die bitteren Thränen Halkjeld's und alle Selbstanklagen waren vergeblich; das Licht des Verstandes war auf immer erloschen: der Vater vernahm nicht mehr des Sohnes reuevolle Seufzer.

Monatelang vermied Halkjeld jeden Umgang. Die grenzenlose Seelenqual hätte ihn zu einem anderen Menschen gemacht, wenn er im Stande gewesen wäre, aus seiner Seele Andrea's schönes, verlockendes Bild zu verwischen, das Bild der Frau, um derentwillen er alle Schuld auf sich geladen hatte; aber Andrea mußte sein werden um jeden Preis —, er konnte sie nicht lassen. Er gaukelte sich wieder die glänzenden Bilder von einem zukünftigen, glücklicheren Leben vor und belog und betrog sich selbst.

Er traf mit Andrea wieder zusammen; und aufrichtig war die Verzweiflung, welche er mit dem reinen Gram ihres Herzens mischte. Es kam dem Mädchen vor, als müsse sie sich selbst Vorwürfe machen, daß der Verlust, welcher sie betroffen, im Grunde genommen, doch nur wenig schmerze, wenn sie ihren Gram verglich mit dem wilden Schmerz, der Halkjeld durchbebte. Sie begriff nicht, daß ihre Thränen wie lindernder Thau auf der Schmerzen Flamme fielen, während Halkjeld das Feuer umloderte, welches alles verzehrte, das in einem bösen Gewissen unauslöschlich brannte.

Sie offenbarte Halkjeld ihren Kummer, ihr Herzeleid. Er

hörte ihr niedergeschlagen, schweigend zu. Aber selbst durch der Schmerzen bleichen Schein brach des Mädchens Schönheit hindurch, und diese Schönheit in ihrer sanften Schmerzenswehmuth dünkte Halkjeld noch begehrlicher und verlockender denn zuvor. Da wuchs seine Leidenschaft von Neuem empor, und weder Reue noch Kummer waren länger im Stande, sie zu bändigen, ihr Einhalt zu thun — hätte er auch müssen über ein Menschenleben dahinschreiten, um in des Mädchens Besitz zu gelangen, er hätte nicht zurückgebebt. — Wie eine Mutter das kranke Kind sorgsam umbettet, schmeichelte er seine Forderung ein in Andrea's unschuldiges Kindergemüth. Die Gewißheit, daß er mit ihr den gleichen Gram und Kummer trug, — der Trost, daß sie dem Verlorenen näher war, wenn sie jeden Tag und jede Stunde zusammen lebte mit Halkjeld, dem verdankte er seinen traurigen Sieg. — Als das Mädchen als Braut ihm zur Kirche folgte, als seine Hand die ihre umschloß, fest wie des Todes Griff, da schien ihr dieser Druck die unumstößliche Versicherung eines Freundes.

Und Halkjeld? Er ward zu seiner grenzenlosen Qual inne, daß es die Liebe des Mädchens zu dem Bruder war, die er in Anspruch nahm, — aber er wußte auch zugleich, er fühlte es so sicher, daß er sterben müsse ohne diese Liebe.

Da verkaufte er das Gehöft des Vaters und kaufte an dessen Stelle einen anderen Hof in einem zwar fruchtbaren, aber sehr abgelegenen und einsamen Seitenthal. Die Summe, welche er für das Gehöft des Vaters erhalten hatte, theilte er und verbarg die eine Hälfte in dem geheimsten Winkel. — Des Bruders Herz hatte er beraubt, sein Eigenthum wollte er ihm nicht nehmen. — Es war eine Art Selbstbetrug, ein Vorwand, um sich zu beruhigen. Halkjeld fand auch in diesem Selbstbetrug keinen Frieden.

Anfangs schien die Ehe Beider Glück werden zu sollen: der wehmuthsvolle Gramesschein umgab Andrea gleich einem Schleier, wo sie ging und stand, und Halkjeld hütete sich wohl, den heiligen Schleier abzustreifen. Aber im Alltagsleben fällt entweder die Maske bald oder sie wird durchschaut. — Halkjeld zeigte sich, wie er war: Andrea war ja nach Recht und Gesetz sein Weib. Theuer genug hatte er sie erkauft, lange und geduldig hatte er ausgeharrt; Andrea sollte Alles wissen und verstehen.

Sie begriff Alles; sie ward inne, daß sie fürchterlich betrogen worden war. — Da wich die Milde, alles Weiche von ihr, eine eisige Kälte lag in ihren strengen Zügen ausgebreitet und doch durchschien ihre Schönheit diese Starrheit, gleichwie die Blumen des Herbstes noch leuchten und glühen, wenn auch eine kalte Nacht mit Frost und Eis über sie dahingegangen ist.

Ein Jahr nach der Hochzeit hatte Andrea einem Knaben das Leben geschenkt, der in den ersten Monaten munter war und ersichtlich gedieh, dann aber augenscheinlich abnahm und endlich so schwächlich wurde, daß er im Alter von drei Jahren völlig gelähmt in einer abgelegenen Kammer lag, welche von nun an seine kleine Welt einschloß. Der Knabe hatte für beide Eltern die gleiche Zärtlichkeit und Liebe, eine Liebe, die um jeden Preis die Eltern versöhnen zu wollen schien. Diese innige Kindesliebe fiel wie ein erster Sonnenstrahl auf des unglücklichen Ehepaares Lebenspfad, aber Mann und Weib gingen dennoch ihren eigenen Weg, der Eine links, der Andere rechts, und der Strahl, welcher dem Einen winkte, leuchtete nicht dem Anderen.

Eines Sommertags kam ein Wanderer auf's Gehöft. Halkjeld empfing ihn an der Einfahrt und sprach eine Zeitlang mit ihm; als Andrea zu der gleichen Zeit über die Schwelle trat, um dem Fremden ihr Willkommen zu bieten, steckte Halkjeld einen Gegenstand in die Tasche, den der Fremde ihm übergeben hatte, führte dann diesen zum Hof hinaus und begleitete ihn noch eine weite Strecke Weges. — Andrea fühlte über Halkjeld's Benehmen sich betrübt und sonderbar berührt: war es denn so weit gekommen, daß ein Fremder nicht mehr über die Schwelle ihres Hauses zu treten wagte? — Mißmuthig, und über das soeben Erlebte nachdenkend und nachgrübelnd, saß Andrea in der Kammer bei dem kranken Kinde, als Halkjeld nach Verlauf von ungefähr einer Stunde von seiner Wanderung zurückkehrte. Von ihren Gedanken noch beherrscht, blickte Andrea Halkjeld forschend an, als er an den Fenstern der Kammer vorüberschritt. — Sein Angesicht war erschreckend bleich. Was war ihm begegnet? — Erst in diesem Augenblick ward Andrea gewahr, was sie schon längst hätte bemerken können, daß Halkjeld's Züge in einem immerwährenden, zehrenden Kummer erstarrt waren. Da wurde sie von einem tiefen und schmerzlichen Mitgefühl ergriffen und zum ersten Mal ging sie mit sich selbst in's Gericht, ohne zugleich auch den Mann anzuklagen, der ihre Jugendfreude, ihr Lebensglück schonungslos geknickt und gebrochen hatte. Zum ersten Male ließ sie ihren Blick mit dem der sanften, freundlichen Kindesaugen in der gleichen Richtung schweifen, in der gleichen Richtung mit den großen, ehrlichen Kindesaugen, die immer den Vater suchten und ihm folgten, wo er ging, wo er stand, mit einem sonderbaren Sehnen ihm nachschauten. Da lebte und strebte im tiefsten Innern der Gedanke ihr auf, daß sie die Pflicht habe, begangenes Unrecht gutzumachen.

Eine Weile stand sie klopfenden Herzens da, das Blut stieg

ihr brennend und dunkelroth in die Wangen: was sollte und wollte, was konnte, was hatte sie gutzumachen? Es gab nur Eins: sie mußte sich Halkjeld hingeben und sprechen: siehe, hier hast Du Dein Weib. Vermochte sie es? — Sie blickte in die feuchtschimmernden Augen des Kindes, die noch auf das Fenster gerichtet waren, an dem der Vater soeben vorübergegangen war. Durch Glas, durch Wand und Thür und Thor suchten diese Augen den Vater, erblickten sie ihn im Geist. Wäre der Knabe im Stande gewesen, zu gehen, er wäre zum Vater geeilt und hätte sein unschuldiges Gesicht an dessen Brust verborgen, um ihm stillen Trost zu spenden für Gram und Kummer, den das Kind ahnte, aber nicht verstand. — Ja, Andrea wollte den ersten Schritt thun, sie wollte nicht zurückstehen hinter dem Kinde. Sie wollte Halkjeld zu dem Kinde führen, zu *seinem* Kind und sie wollte ihm von nun an das Leben so behaglich und anheimelnd machen, daß er sich wohlfühlen konnte in dem engen, kleinen Raum, wo sein Weib weilte und sein Kind.

Sie zitterte und bebte bis in's Herz, als sie kurz darauf vor der Thüre der Stube stand, in welcher Halkjeld meistens sich aufzuhalten pflegte, wenn sie dem kranken Kinde Gesellschaft leistete. — Das herzenskranke Weib suchte die Einsamkeit, sie wollte das Leben nicht theilen mit einem Anderen; die Mutter aber wollte den Vater ihres Kindes aufsuchen, wollte, daß er und sie als ein Paar an des Kindes einsamem Lager sitzen sollten, — und das letzte Wollen trug den Sieg davon: Andrea öffnete schnell die Thüre und trat in's Zimmer.

Halkjeld bebte zurück, als er sein Weib erblickte und verbarg einen silbernen Becher, der vor ihm auf dem Tische gestanden hatte.

„Warum verbirgst Du den hübschen Becher?" fragte Andrea und beugte sanft und milde sich zu ihm nieder.

Halkjeld antwortete nicht. Als Andrea die Hand leise ihm auf den Arm legte und mit einem wehmüthigen Seufzer ihm zuflüsterte: „Armer Halkjeld!" da verlor er jeden Halt und weinte und schluchzte wie ein Kind.

„Fasse Dich, Halkjeld!" bat sie so herzlich. „Bin ich schlecht und unfreundlich gegen Dich gewesen, so vergieb mir, — ich will Alles, Alles wieder gutmachen."

Halkjeld lauschte ihren Worten. Es klang wie Vogelschlag zur Frühlingszeit. — Er versuchte, sein Weib anzuschauen. Ihre Augen leuchteten ihm entgegen, als wenn der Sonnenschein durch Regenwolken siegend bricht. — War sie jetzt sein eigen auf Tod und Leben? — War aller Gram und alle Lüge, die bis dahin sie

getrennt hatten, war Alles das versunken und vergangen, zerstoben und zerflattert, zersprüht wie ein Schatten der Nacht, wie qualmende Nebel am Morgenstrahl, und war es Tag geworden rings um ihn, klarer, milder, warmer, erquickender, herzerfreuender Sommersonnentag? —

Andrea folgte mit liebevollem Blicke Halkjeld's Gedankengange und sie nickte mit froher Hingebung zu den Fragen, die er sich vorlegte still im Herzen. — Wäre Halkjeld im Stande gewesen, in diesem Augenblick mit gutem, freiem Gewissen sein Weib an die Brust zu drücken, — oder hätte er den Muth gefunden, den hohen Mannesmuth, seines Herzens tiefe Todeswunden ihrem Blick zu enthüllen und ihr all' die Reue und Verzweiflung zu zeigen, die ihn durchbebte, da hätte Andrea groß genug gedacht, um eine volle Versöhnung herbeizuführen, weil sie in dem Falle in ihrem Manne eine ebenbürtige Natur erkannt hätte, und Beide hätten dann vielleicht durch den großen Schmerz, den harten Streit und Kampf den Weg gefunden zu einem neuen, unlösbaren Verhältniß; aber Halkjeld gewann es nicht über sich, seinem Weibe das Herz auszuschütten, er vermochte es nicht, ihr seine Schuld zu bekennen. Deshalb fühlte Andrea nur Mitleid mit ihm, sonst hätte sie ihn geachtet.

„Warum verbirgst Du den Becher?" wiederholte Andrea.

Da faßte sich Halkjeld schnell und stellte den Becher auf den Tisch. „Er ist für Dich," sprach er. „Du kannst nun thun, was Du willst; Du siehst, Dein Name steht darauf."

Andrea nahm den Becher in die Hand und betrachtete ihn. Es war ein hübsches Trinkgefäß aus getriebenem Silber; ihr Name stand in einem Kranz von Blumen und eine wehende Flagge war darüber angebracht.

„Und Du hast den Becher für mich anfertigen lassen?" fragte sie bewegt nach kurzer Pause. — „Sieh doch die Flagge!" rief sie dann. „Ich verstehe, Du willst damit mich an Even erinnern. — Hab' Dank, Halkjeld, Du armer Mann! Komm', lass' uns zu dem Knaben gehen und uns auch ihm den Becher zeigen." — Und mit einer Frische, die auf einmal alle strenge Kälte, die ganze Eislage des Herzens zu sprengen und die wie ein Bach aufzuquellen schien, eilte sie vorauf, während sie mit Blick und Miene Halkjeld winkte, ihr zu folgen.

Er schritt ihr nach; er ging zögernd zwar und langsam, er folgte ihr aber dennoch; er erhob den Fuß, um über die Schwelle der Thüre zu schreiten, obgleich die Beine ihm so schwer waren wie Blei, aber er folgte doch dem verlockenden Wink, der ihn traf in ihres Auges Strahl. Als er mit Andrea vor des

Kindes Bett stand, da zitterte ihm der Arm, als er ihn ausstreckte nach seinem Weib; — zweimal zog er die Hand zurück, beim dritten Mal schlang er den Arm in voller Kraft um ihren Leib. — Er hatte sie ja so theuer erkauft! — Als es Abend ward, und Andrea sich mit dem Kinde zu schaffen machte, schlich er leise bei Seite und begab sich in einen kleinen neben dem Zimmer gelegenen Raum, wo unter anderen Erbstücken ein alter Schrank aufbewahrt wurde, der einst dem Vater gehört hatte. — Halkjeld schloß den Schrank auf, drückte auf eine Feder; ein verborgenes Fach sprang auf; diesem entnahm er eine alte Brieftasche und legte einen versiegelten Brief hinein, den er aus der Brusttasche gezogen hatte. Er blickte nicht auf den Brief; er war nicht an ihn gerichtet. Er verwahrte die Brieftasche wieder sorgfältig, schloß den Schrank zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. — Dann ging er hinaus und schritt über das Feld dahin; obgleich ihm das Herz höher schlug und schwoll in Folge der kürzlich ihm zu Theil gewordenen Freude, verließen ihn dennoch die Angst und die innere Qual nicht, und wo die Freude aufflammte wie ein Sonnenstrahl, da dunkelte und schattete zugleich auch die Furcht herein. — Erst als er wieder in's Zimmer zurückgekehrt war, und Andrea ihm freundlich entgegentrat, gedachte er nicht mehr des Seelenkampfes und allen Grames, sondern gab sich, wenn auch auf Augenblicke nur, dem verlockenden, verführerischen Glücke zu eigen.

Nach diesem freudeerweckenden Tage lebten die Ehegatten besser mit einander denn zuvor; aber es fielen trotzdem so viele Schatten in's Leben, daß von eigentlichem Glück nicht die Rede sein konnte. Halkjeld vermochte sich nicht loszumachen von der Furcht und Angst des Schrecklichen, das der nächste Tag ihm bringen konnte; deshalb begehrte er so unruhig den Genuß des Augenblicks. — Und Andrea? — Das Mitleid vermag viel, besonders bei einem Weibe; aber die Liebe will andere Nahrung haben, will ihre Wurzeln in einen anderen, fruchtbareren Boden schlagen, weil im Laufe der Zeit das Mitleid verfliegt und verweht wie Rauch und Spreu im Winde.

Wäre Halkjeld ein Mann gewesen wie Andrea ein Weib war, so hätte er eines Tages gesprochen zu ihr: Gieb mir entweder das Leben oder den Tod! — Aber er war feig, er wagte nimmer den Schritt zu thun, — er that nicht das Aeußerste, sein Recht zu erlangen. — Sein ganzes Sein und Leben war ein fortwährender Streit zwischen Lust und Gewissenskampf.

Ungefähr ein Jahr darauf saß an einem warmen Sommertage Halkjeld in der Staatsstube am Tische und rauchte seine

Pfeife. Andrea beschäftigte sich mit dem leidenden Kinde, das im Bette, von Kissen gestützt, aufrecht dasaß. — Das Kind hatte im Lauf des Jahres zwar nicht an Kraft zugenommen, aber auf seinem Angesicht lag es wie der Schein einer größeren Lebensfreude. Die kleine Welt, welche den Kreis seiner Vorstellungen einschloß, war nicht getheilt wie früher, so daß der Knabe nicht mehr nöthig hatte, auf der einen Seite den Vater, auf der anderen Seite die Mutter zu suchen; Beide waren beständig bei ihm, sein Wünschen, Sehnen und Verlangen war gestillt. — Alles war sonnig und freudig rings; das Kind wußte und verstand es nicht besser.

Da trat ein Fremder in's Gehöft, ein hoher, schlankgewachsener junger Mann, der auf dem Hofplatz stehen blieb und sich umsah. — Andrea war an's Fenster getreten, um hinauszublicken; plötzlich stieß sie einen kurzen Schrei aus und hielt sich am Fensterrahmen fest: — wer war der Mensch, welcher Even auf's Haar glich? Even, der nun sieben lange Jahre todt war? — Wer war dieser Mensch?

Halkjeld fuhr unwillkürlich auf, als er Andreas Schrei vernahm; eine fürchterliche Ahnung durchzuckte ihn: — War es sein Bruder? — Er war es. Halkjeld hatte ihn auf den ersten Blick erkannt. — Er hatte die langen Jahre hindurch diesen Augenblick erwartet. Jeden Morgen hatte er zu sich gesprochen: heute kommt er, an jedem Abend dachte er: morgen kommt Even. — In Ungewißheit und Seelenqual war ihm das Leben vergangen. Was ward nun?

Er blickte Andrea an, welche sich an die Wand gelehnt hatte; die Fassung verließ ihn, er sank langsam zurück auf seinen Sitz und schloß die Augen; ein Brausen wie von Wassersturz und Meereswellen ging ihm durch das Gehirn. — Eine Weile darauf trat der Fremde in's Zimmer.

„Guten Tag, Bruder!" sprach er und nahm den Hut ab; aber er wandte den Blick sofort Andrea zu, die noch immer von Schrecken gelähmt an der Wand lehnte. — „Es scheint nicht, daß ich sonderlich willkommen bin," sprach Even mit erhobener Stimme und sah Halkjeld an. — „Wenn Einer spuken geht, darf er's wol nicht besser erwarten."

Andrea fühlte den Hohn, der in den Worten lag und wie von einem Entschluß getrieben, ging sie zitternd zu dem Bett ihres Kindes und nahm die eine der kleinen mageren Hände des Knaben in ihre beiden Hände.

„Ich weiß wohl, was geschehen ist," sprach Even, denn er war es wirklich, welcher nach siebenjährigen abenteuerlichen Irr-

fahrten zurückgekehrt war, der die Liebe und Treue zu Andrea im Herzen trug und von ihr die gleiche Treue voraussetzte. — „Ich erfuhr es schon in Bergen," setzte er hinzu, „aber ich wollte mich doch nach Euch umsehen. — Ich habe mir es anders gedacht; das war mein Fehler. Man darf von sich nicht auf Andere schließen."

„Even" flüsterte Andrea tonlos. — Er wandte sich ihr zu. Andrea's Antlitz war todtenbleich, eine einzige Thräne perlte kalt über ihre Wangen; in dem festen Blick, mit dem sie dem seinen begegnete, lag eines Herzens unverbrüchliche Treue und Unschuld, — ihre einzige, unvergängliche Liebe leuchtete nach und nach hervor aus ihrem gramschweren Herzen und glitt wie ein erröthender Schimmer des verborgenen Lebens, wie ein erster flüchtiger Sonnenstrahl über ihr abgehärmtes Angesicht. — Even schaute diesen Schimmer und verstand ihn; damit schwand auch seine Kraft dahin; wenn er Eindruck machen wollte durch Hohn und Kälte, mußte er schnell handeln, sonst verlor er das Spiel. Sein Gemüth war weich und leicht erregbar; er war in den schönsten Jünglingsjahren heimgekehrt, sein Herz hatte über sein Leben gewacht. Obgleich die Lust und die Freude am Abenteuerlichen, an tollkühnen Streichen bei ihm in hohem Maße vorhanden waren, so besaß er doch hinreichend Kraft und Leidenschaft genug, um eine tiefe, innige Liebe im Herzen zu tragen und den Schmerz des Verlustes zu empfinden.

Even hatte Alles durchschaut: Andrea war ihm nicht untreu geworden, sie war verrathen worden wie er. — Eine Weile überließ er sich dem Schmerz, dann aber fuhr er zornig auf und stemmte die geballten Hände auf den Tisch. „Woher ward Dir die Botschaft von meinem Tode?" donnerte er dem Bruder entgegen.

Halkjeld hatte jeden äußeren Halt verloren — inneren Halt besaß er ja nicht — er athmete einige Male stöhnend auf, als wolle er sprechen; aber er brachte kein Wort über die Lippen.

„Antworte ihm, Halkjeld," sprach Andrea voll Würde; denn wie die Sache auch immer sich verhalten mochte: er war ja doch ihr Mann. „Du weißt ja, daß Du in Bergen die Nachricht erhalten hast."

„Halkjeld hat in Bergen die Nachricht sich selbst zusammengelogen; es war ihm klar, daß es nicht ging ohne Lüge."

„Halkjeld!" rief Andrea mit allen Zeichen des Schreckens in Blick und Miene. „Hörst Du, wessen Du beschuldigt wirst? Hörst Du es: der Lüge!"

„Ja, ich beschuldige ihn der Lüge und noch mehr," antwortete

Even, als der Bruder schwieg. „Ich habe mit dem alten Knecht gesprochen, der dem Vater diente; er hat geschwiegen bis zu diesem Augenblick; jetzt aber hat er mir Alles bekannt. — Er hat dabei gestanden und gehört, wessen Du Dich anklagtest, um den halb Todten in's Leben zurückzurufen ... Wo sind die Briefe, welche ich geschrieben habe, und wo ist der silberne Becher für Andrea?"

„Der Becher? Der Becher mit meinem Namen?" schrie Andrea auf und ging geradeswegs auf Halkjeld zu. „Der Becher, den Du mir schenktest? Pfui über Dich Lügner!"

„Ja, er hat es mit dem Meinigen sich innerhalb seiner vier Wände recht bequem und behaglich gemacht!" höhnte Even.

Da richtete Halkjeld sich auf. „Dein Erbtheil liegt auf Heller und Pfennig abgezählt für Dich bereit," flüsterte er.

„Ueber das Geld kannst Du vielleicht Dich ausweisen, sonst hast Du es mit dem Gesetz zu thun, das wußtest Du wohl. — Das Mädchen konntest Du mir rauben, daran verhinderte Dich kein Gesetz, — aber das Mädchen kannst Du mir nicht zurückgeben!"

„Nein, das kann er nicht," sprach Andrea stolz, und in ihren Augen schimmerte es wie Nordlicht, als sie sich Even wieder zuwandte. — „Dich habe ich lieb gehabt, von dem Augenblick an, wo ich zuerst Dich sah, — Dich habe ich im Herzen getragen seit jener Zeit, und im Herzen trage ich Dich noch — bis zu meinem letzten Augenblick. — Aber," wandte sie sich an Halkjeld, „Dir habe ich gegeben, was außer mir Niemand zurücknehmen kann. Es besteht kein geschriebenes Gesetz, das Dir verboten hätte, mir eine Schlinge zu legen. Das konntest Du halten wie Du wolltest; aber jetzt kenne auch ich ein Gesetz, das ich befolgen will, ob es geschrieben steht oder nicht." Damit verließ sie das Zimmer, streng, hart, unbeugsam. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück mit dem silbernen Becher in der Hand, ging rasch auf das Bett des Kindes zu, schlug ihm ein Tuch um und nahm es auf den Arm. Das Kind weinte und verbarg das Gesicht an ihrer Brust; Andrea achtete nicht darauf. Dann wandte sie sich noch einmal an Even: „Nun hab' Dank für dieses Leben," sprach sie ruhig und entschlossen. „Ich gehe zu meiner Mutter; Du und ich, wir sehen uns nicht wieder; Du weißt, daß ich einem anderen Manne Treue geschworen habe. Lebe wohl!"

„Wäre ich doch niemals gekommen!" schluchzte Even.

„Es war gut, daß Du kamst," unterbrach Andrea ihn und wandte sich Halkjeld zu. Die Lüge hat ein Ende. Pfui über das Leben, das wir geführt haben!"

Dann ging sie. Aber im selben Augenblick fuhr Halkjeld auf wie ein Wahnsinniger. „Andrea!“ schrie er ihr nach. „Ich habe Leben und Seligkeit hingegeben um Dich; lass' mich nicht allein zurück mit der unverzeihlichen Sünde!“

Aber Andrea kehrte nicht zurück. Sie drückte die Thüre hinter sich in's Schloß, ging zum Hause und zum Gehöft hinaus, und ohne unter der Last zusammenzubrechen, die sie trug, schritt sie dahin auf dem Wege, der zum Hof ihrer Mutter führte.

Unterdessen vergingen die Stunden; die Brüder saßen noch da, gerade wie Andrea sie verlassen hatte, ein jeder beschäftigt mit dem eigenen Weh; als die Sonne hinter den Kuppen der Berge verschwand, erhob sich Even, um das Gehöft zu verlassen. — Da faßte sich Halkjeld so weit, daß er im Stande war, dem Bruder einen Wink zu geben, daß er noch warten möge; dann ging Halkjeld in die Kammer, in der er die Briefe verwahrte. Kurz darauf kehrte er mit der alten Brieftasche des Vaters zurück, die er Even reichte, ohne ein Wort zu sprechen; dann nahm er seinen früheren Platz hinter dem Tisch wieder ein.

Even stand da mit der Brieftasche in der Hand. — Sie dünkte ihn so schwer, schwerer als Stein und Blei; sie wog ja den ganzen Beweis für seinen Verlust auf. Er seufzte und ging zögernd zur Thüre. — Wie ward es ihm auf einmal so wunderlich, so sonderbar zu Muth, da er die alte Brieftasche berührte. Oft hatte er sie in den Händen des Vaters erblickt, immer dann, wenn irgend etwas Wichtiges geschehen oder zum Abschluß gebracht werden sollte. Es ward ihm zu Sinn, als läge schwer in seiner Hand des Vaters harte Hand, so schwer, als wolle sie ihn zurückhalten von einer That. — Da wandte Even sich noch einmal an den Bruder, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Das Wort erstarb ihm im Munde. Der Unglückliche! Wie saß er da, so gänzlich gebrochen, so elend, so bemitleidenswerth! — Even seufzte tief, es hatte nicht in seiner Absicht gelegen, den Bruder für sein ganzes Leben des Trostes zu berauben; dazu war er zu edelmüthig. Er war gekommen, seinem Bruder Vorwürfe zu machen, nicht sich zu rächen. Nun war aber Rache geübt worden, er hatte sich dem Bruder gegenüber in's Unrecht versetzt, — der schuldete ihm Nichts mehr: die Rechnung war quitt.

Da quoll ihm ein neues erlösendes Gefühl warm durch das Herz: Halkjeld war sein Bruder, sein einziger Bruder! Sein Bruder war es, den Schmerz getroffen hatte; er mußte und wollte ihn trösten. — „Halkjeld!“ bat er, „nimm Dich zusammen, Bruder! Das Unglück ist geschehen, ich kann es so wenig ungeschehen machen wie Du, — lass' uns in Frieden scheiden von

einander." Halkjeld athmete schwer auf und sah den Bruder eine Zeitlang starr an. „Willst Du mir versprechen," sprach er leise, so tonlos, als fürchte er sich, die Worte über die Lippen zu bringen, „willst Du mir versprechen, daß, wenn ich sterbe, Du nicht zurückkehrst und sie zum Weibe nimmst?"

„Hältst Du denn so unendlich viel von ihr, Du armer, armer Bruder?" seufzte Even.

„Du siehst es ja. Ich habe so viel gehalten von ihr seit jenem Tage, da sie in Begleitung ihrer Mutter zum erstenmal unseres Vaters Gehöft betrat. — Seit der Zeit habe ich keine Ruhe, keinen Frieden gefunden — und jetzt, ich fühle es, naht der Tod."

„Gott der Herr sei mit Dir!" sprach Even. „Mich sollst Du in diesem Leben nicht mehr erblicken, und auch Andrea wird mich nicht wiedersehen. — Treffen wir dereinst uns an Gottes Thron, so wird sie nicht zwischen uns stehen, das verspreche ich Dir."

Damit trennten sich die Brüder für's Leben.

Even ging wieder in's Ausland, wo er mit seinem väterlichen Vermögen Antheil an Schiffen erwarb, wo es ihm gutging. Viele seiner Fahrzeuge legten mit Fracht an der Westküste Norwegens an, und es wurde häufig von ihm gesprochen. — Halkjeld ward immer hinfälliger; müde, gezwungen von der Nothwendigkeit, verrichtete er anfangs seine Arbeit; später vertraute er Anderen die Bewirthschaftung des Gehöftes an und überließ sich gänzlich seinem einsamen Leben. Ungern sprach er mit Jemandem, Niemand redete ihn anders als gezwungen an. Dadurch ward zwischen ihm und seiner Umgebung eine unübersteigliche Scheidewand aufgethürmt; kein Mensch kümmerte sich um ihn; krank, hinfällig und ohne Willenskraft ging er aus dem werkthätigen Leben in einen fast traumhaften Geisteszustand über. — Er hatte einstmals so schwer gestritten und gerungen um ein Ziel, das nun ihm entrückt war. Ueber den Verlust, welcher ihn betroffen hatte, grübelte und dachte er Stunde für Stunde, Tag um Tag so lange nach, bis auch dieser Verlust wie in einen Nebel gehüllt seinem Blick entschwand, daß er endlich weder aus noch ein wußte und weder zu Gott noch zu den Menschen den Weg fand.

So vergingen zwei Jahre. —

Andrea lebte mit ihrem kranken Kinde auf dem Gehöft ihrer Mutter. Sie fragte Niemand nach Halkjeld, Niemand gab ihr Nachricht von ihm. Sie lebte jetzt wieder in der abgeschlossenen Weise ihrer frühesten Jugend; wenn sie auch haderte mit dem

schweren Schicksal, das ihr beschieden worden war, so gab sie doch nie durch das geringste Zeichen den Kampf der Seele zu erkennen; sie verbarg ihren Kummer tief im Herzen.

Die Kräfte des Kindes schienen mit jedem Tage abzunehmen, leise löste sich von der zarten Pflanze das eine Blatt nach dem anderen; — die Mutter bemerkte es nicht, — es war, als sei ihr Herz verdorrt in der farblosen Wüste, die sie mit eisernem Willen rings um sich ausgebreitet hatte.

Nach Ablauf des zweiten Jahres erhielt Halkjeld die Nachricht, Even sei im Begriff, die Schwester eines Handelsfreundes zu heirathen. Sowohl die Schönheit als die Verhältnisse der Braut, in welchen sie lebte, wurden gerühmt; dann brachte ein Brief Evens die Botschaft der vollzogenen ehelichen Verbindung.

Als Andrea diese Neuigkeiten erfuhr, wollte sie anfangs nicht daran glauben; als sie sich aber überzeugt hatte, daß die Nachrichten Wahrheit seien, da sah sie ein, daß diese Lösung habe eintreten müssen. — Ein wilder, brennender Schmerz durchzuckte sie, er sachte das Leben noch einmal kräftig an. Sie war zum Widerstand geschaffen. — Das Herz schwoll ihr stürmisch an, alle Pulse klopften, als wolle das heiße, wallende Blut das Herz zersprengen. Der Zustand währte nur kurze Zeit; die gewaltige Erregung legte sich von selbst. — Als sie den Verlust deutlich heraufbeschwor vor ihren Blicken, stieg auch das lebende Bild der Eifersucht empor; als sie es recht in's Auge faßte und betrachtete, — erblickte sie an Even's Seite ein junges, schönes Weib, während sie gleichzeitig einen Schatten vorüberschweben sah, bleich, vergrämt und in der Blüthe geknickt durch plötzlich eingetretenen Winterfrost. Eine nie gefühlte Bitterkeit überkam sie, zu welcher der weibliche Stolz trat. Damit faßte sie auch wieder Interesse für Andere; zum ersten Male seit jener Zeit, da sie ihren Mann verlassen hatte, bemerkte sie das zunehmende Hinsiechen des Kindes. Der Anblick ging ihr durch und durch wie ein Stich. Was war das? Hatte sie das Kind vernachlässigt? Für Pflege war doch stets ausreichend gesorgt gewesen; — konnte das Kind aus Mangel an Liebe und Zärtlichkeit zu Grunde gehen? —

Es war ihr, als müsse sie alle diese Fragen ihrem Herzen zurufen; und als müsse das Herz aus tiefstem Grunde sein „Ja" zurückgeben.

Hatte sie denn zu Eis erstarrt in ihrem eigenen Schmerz dagesessen, daß selbst der Mutterliebe warme, heilige Quelle nicht mehr sprang und erkaltet war? War denn alles weichere menschliche Fühlen erstorben in ihr?

Nein, — Gott sei Dank! Die warme Himmelsquelle strömte so schnell zum Herzen, daß ihm der volle Schlag wieder ward. Noch machten Gram und Kummer und Freude Eindruck auf das arme Herz.

Und dann kamen Tage, Nächte, da Andrea Alles vergaß, nur nicht ihr krankes Kind. — Des Kindes furchtsame Liebkosungen zeigten ihr nur zu deutlich, wie lange, lange Zeit es aller Zärtlichkeit entwöhnt war, — und die Angst, mit der das Kind ihre Hand ergriff, um sie zurückzuhalten, wenn sie sich nur auf Augenblicke entfernte, waren ihr eine größere Strafe als alle harten Worte der Welt.

Aber einer der schwachen Lebensfäden nach dem anderen zerriß, alle Liebe und Reue Andrea's vermochten nicht das leichte Gewebe mit neuen Fäden zu durchspinnen, — sie konnte es nur zusammenhalten bis zur Todesstunde. — Nach und nach bemächtigte sich des Kindes ein wunderliches Wesen; der Knabe ward unruhig, lauschte gespannt hinaus in die Stille und sah mit den großen tiefliegenden Augen so oft auf die Thüre, daß es schien, als erwarte er, daß Jemand durch die Thüre in's Zimmer treten würde. — Die Mutter begriff nicht recht, was der Knabe wollte, obgleich sie ihn einige Tage lang genau beobachtete, dann aber fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: seit jenem Tage, als sie mit dem Knaben das Gehöft und ihren Mann verließ, hatte das Kind den Namen des Vaters nicht ausgesprochen. Sehnte es sich nach dem Vater und war es die Scheu, welche diesem Verlangen keine Worte verlieh?

„Möchtest Du gern zu Deinem Vater?" fragte sie, indem sie sich über das Kind beugte und ihm in die sehnsuchtsvollen Augen schaute. „Ja," sprach der Knabe leise und blickte sie ängstlich an. „So wollen wir morgen zu ihm gehen," sprach sie. „Aber dann mußt Du Dich ruhig verhalten, damit Du Kräfte für den Weg sammelst."

Von diesem Augenblick an ward das Kind ruhig, auf seinem kleinen, sonst so leidenden, kummervollen Antlitz lag ein einziges Lächeln, als wenn die Blumenknospen schnell sich entfalten im Morgensonnenschein.

Tags darauf machte Andrea mit dem Kinde sich auf den Weg. — Sie kehrte in anderer Weise zurück, als sie gegangen war. Damals hielt das Unrecht eines Anderen sie aufrecht, an ihrem eigenen Unrecht fand sie nun eine schmerzliche Stütze.

Als endlich das Gehöft vor ihr lag, und die einsame Hausthüre ihr entgegenzugähnen schien, stieg vor ihrem inneren Auge ein verblichenes Bild auf: sie sah Halkjeld wiederum am Tische

zusammenbrechen, von der entsetzlichen Schande, vom Unglück überwältigt, — und sie erblickte sich selbst, wie sie das Kind aus dem Bett nahm und mit unbeugsamem Willen das Zimmer verließ, obgleich ihr Mann sie zurückrief wie Jemand, der in Todesnoth um Hülfe schreit. — Entsetzlicher Anblick, furchtbarer Gedanke! Sie bebte furchtsam zurück und zitterte vor dem nächsten Schritt; — aber die Sehnsucht, welche in dem Blick des Kindes schimmerte, leuchtete wie Sternenschein zu ihr auf, und der Muth kam ihr wieder mit seinem guten Rath: sie mußte den schweren Schritt thun, ob er zum Guten oder Schlimmen führte!

Mit dem Kind auf dem Arm trat sie in die bekannte Stube. — Dort am Tische saß Halkjeld. — Wie er in jener Stunde vor zwei Jahren zusammengebrochen war unter des Jammers Last, saß er dort, und es schien, als habe er seitdem nimmer sich erhoben, sondern stillgesessen und seinen Kummer getragen, bis eine Wüste sich rings um ihn ausbreitete, und der Staubwirbel ihn allgemach, aber sicher einhüllte in Todesruhe und Grabesnacht. Andrea war an der Thüre stehengeblieben; das Kind, welches zuerst sich dem Vater zugewandt hatte, schmiegte sich scheuen Blickes dichter an sie. — Der Mensch, welcher dort saß mit verwildertem Haupthaar und verwildertem Bart, vernachlässigt und abgezehrt, war das Halkjeld? — So schwer hatte er ihren Verlust getragen, während Even jung und frohgemuth sich eine andere, schöne junge Braut gesucht hatte?

Sie ging schweigend zum Bett des Kindes, das noch unberührt stand wie damals; nur der Staub lag in dicker Lage darüber. Dann blickte sie sich im Zimmer um: das einzige Lebenszeichen, welches sie sah, waren Spinngewebe. — „Gelobt sei Gott der Herr, daß er mich hergeführt hat; hier ist menschliche Thätigkeit vonnöthen!“ Mit diesem Gedanken, der in reuevollem Herzen ihr aufstieg, nahm sie die Kissen aus dem Bett des Kindes und reinigte sie vom Staub; dann legte sie das Kind in das Bett und öffnete die Thüre, welche auf den Flur führte, daß die Sonnenstrahlen in langen Streifen in die Stube zitterten und mit den flüchtigen Staubwolken einen Tanz aufführten; — dann ging sie zu Halkjeld, an dessen Seite sie sich niederließ, ohne ein Wort zu sprechen.

Halkjeld hatte Andrea mit einem eigenthümlichen Blick, in dem ein halbes Verständniß zu liegen schien, in das Zimmer treten sehen und war dann ihrem Thun gefolgt; als sie sich ihm aber nahte, wich er furchtsam zurück vor ihr. Andrea verlor den Muth nicht; sanft strich sie ihm über die Hände, die, von